

Paul Goldschmidt

Berlin in Geschichte und Gegenwart

Berlin

in Geschichte und Gegenwart.

Von

Professor Dr. Paul Goldschmidt.

Mit 4 Übersichtsplänen.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH
1910

ISBN 978-3-642-93978-5
DOI 10.1007/978-3-642-94378-2

ISBN 978-3-642-94378-2 (eBook)

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1910

Vorwort.

Als Gymnasiast bin ich durch Klödens und Fidicins Schriften über die Entstehung von Berlin zu geschichtlichen Studien angeregt worden. Zehn Jahre darauf konnte ich Alfred Woltmann beim Zusammentragen des Materials für seine Baugeschichte Berlins einige Dienste leisten, nachdem wir inzwischen erst in München, Nürnberg und Paris, dann auch in Berlin die Straßen und Kunststätten zusammen durchwandert hatten. Etwa zwanzig Jahre später habe ich einem ergrauten Vorschullehrer den ihm unbequemen Unterricht in der Heimatkunde abgenommen und an demselben viele Freude gehabt. Ich glaubte damals, die Geschichte Berlins einigermaßen zu kennen, hatte manches gelesen und bei einigen Arbeiten, z. B. bei der Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums, bei dem Leben des Staatsrats Kunth, bei der Bearbeitung von Weizkes Geschichte des Befreiungskrieges mich mit einzelnen Teilen eingehender beschäftigt. Als ich aber wieder zwanzig Jahre später der Aufforderung folgte, an der neubegründeten Handelshochschule ein Kolleg über Geschichte und Ortskunde von Berlin zu lesen, erkannte ich, wie fragmentarisch dies Wissen war, daß noch eine sehr umfangreiche, zu einem großen Teile bedeutende Literatur studiert werden mußte.

Trotz so vorzüglicher Hilfsmittel wird eine zusammenfassende Darstellung entweder, wenn sie von mehreren bearbeitet wird, der Einheitlichkeit entbehren, oder unvollkommen und unvollständig sein, weil ein einzelner nicht alle Seiten des vielgestaltigen großstädtischen Lebens mit fachmännischer Kenntnis erfassen kann. Für die Vergangenheit, für Zeiten abgeschlossener Entwicklung ist es eher möglich, ein sicheres Urteil zu erlangen, als bei den noch miteinander ringenden geistigen Strömungen der Gegenwart. Bei dieser habe ich deshalb mein Urteil zurückgehalten und mich im wesentlichen auf die Darstellung tatsächlicher Verhältnisse beschränkt, namentlich solcher, die nicht allgemein bekannt und gewürdigt sind.

Für die mir zu Teil gewordene Unterstützung ist es mir eine angenehme Pflicht, Herrn Stadtarchivar Dr. Clauswitz, Herrn Magistrats-Bibliothekar Dr. Zähne, Herrn D. Görig, dem Begründer und Leiter der Görig-Bübed-Bibliothek herzlichen Dank auszusprechen, ebenso den Behörden, Vereinen, Firmen und vielen einzelnen, die mit freundlicher Bereitwilligkeit auf meine Fragen Auskunft gegeben haben.

Berlin, im Herbst 1909.

ß. Goldschmidt.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Erstes Kapitel. Lage, Boden, Anfänge	1
Lage, Bodenbeschaffenheit, Namen 1—5. Deutsche Eroberung des Landes 6—8. Anfänge von Berlin und Kölln, Entwicklung des Handels 8—9. Umfang, Brücken, Tore, Rathhäuser, Kirchen 9—16.	
Zweites Kapitel. Aufschwung und Fall. 1320—1448	17
Wirren in der Mark, Machtstellung Berlins 7—20. Verhältnis zu Friedrich I. 20—21. Unterwerfung durch Friedrich II. 22—24.	
Drittes Kapitel. Die kurfürstliche Residenz. 1448—1648	25
Bauten, Kammergericht, Amt Mühlenthor, Städtische Behörden 25—29. Raubrittertum, Erithheim, Carion, Teigel 29—32. Reformation 33—35. Bauten, Leben und Treiben, Gewerbliche Anlagen 35—40. Schulen, Schulaufführungen 40—42. Kurfürstl. Haus, Zeit des dreißigjährigen Krieges 42—47.	
Viertes Kapitel. Im Zeitalter des Absolutismus und des Merkantilsystems. 1648—1806	48
Erster Abschnitt. Neue Anfänge	48
Anfänge des preussischen Staates, Post, Kanäle 48—50. Städtische Verwaltung, Akzise, Gewerbe, Lustgarten 51—52. Befestigung 53—56. Geistiges Leben, Refugees, Paul Gerhardt, Pufendorf 57—62.	
Zweiter Abschnitt. Unter den beiden ersten Königen	62
Glanz des neuen Hofes, Schlüter, Kurfürstendenkmal 62—63. Bauten, Schloß 63—68. Vereinigung der fünf Städte 69. Kunstakademie und Kunsthandwerk 70—71. Akademie der Wissenschaften 71—75. Chemie und Alchimie 75. Philosophen, Theologen, Pietisten 76—77. Hoffeste, Krönungszug, Theater 77—79. Tabakskollegium, Friedrich Wilhelms I. Zeitungen 79—82. Akademie, medizinisches Studium 82—83. Heerwesen 84—87. Bauten, Stadtmauer 87—93. Städtische Verwaltung, Zünfte, Gewerbe 93—98.	
Dritter Abschnitt. Unter dem großen Könige	99
Gewerbe und Handel 99—105. Österreicher und Russen in Berlin 105—107. Tiergarten, Bauten 108—112. Aufklärung, Akademie, Literatur 112—121. Vorlesungen, Schulen 121—125. Theater, Musik 125 bis 130. Bildende Kunst, Letzte Jahre des Königs 131—134.	

	Seite
Vierter Abschnitt. Der Ausgang des alten Staates	134
Deutsches Wesen, Theater, Wissenschaft 134—137. Brandenburger Tor und Quadriga 138—140. Geheimbündelei und Reaktion 140—141. Anfänge Friedrich Wilhelms III., Romantische Richtung, Hochschulen, Theater, Schiller 141—148.	
Fünftes Kapitel. Unglückszeit und Wiedererhebung. 1806—1815	149
Napoleon in Berlin 149—153. Presse, Verwaltung, Bürgergarde 153—156. Theater, Geburtstage des Königs und der Königin 156—159. Not, Patriotische Bestrebungen 159—164. Städteordnung 164—166. Schill, Rückkehr des Königs, Tod der Königin Luise 166—168. Universität 168—170. Erhebung und Befreiungskrieg 170—180. Siegesfeier 181—182.	
Sechstes Kapitel. Nach dem Befreiungskriege. 1815—1846 . . .	183
Neue Entwicklung der Industrie 183—192. Verkehr, Zeitungen 192—194. Städtische Verwaltung, Weichbild, Schulwesen 194—201. Cholera 201 bis 202. Bauten, Schloßbrücke, Denkmale 202—206. Theater, Literatur, Geselligkeit 206—212. Universität, Kirche 212—216. Anfänge Friedrich Wilhelms IV., Romantiker, Bauten 216—222. Ausstellung von 1844, Eisenbahnen 222—226.	
Siebentes Kapitel. Revolution und Reaktion. 1846—1857 . . .	227
Vorzeichen und Anfänge 227—230. Der 18. März und seine nächsten Folgen 230—239. Sommer und Herbst, Belagerungszustand und oftrojirierte Verfassung 240—248. Rückgang Berlins, deutsche Frage, Prozesse, Spionage 248—254. Gemeindegesetzgebung und Gemeindeverwaltung, Schöpfungen Hinkeldeys 254—263. Theater, Industrie, Eisenbahnen, Banken 263—270.	
Achtes Kapitel. Die Zeit der Erfüllung. 1858—1888	270
Regentschaft, Schillerfeste, Lunnfest 271—273. Schleswig-Holsteinischer Krieg, Attentat auf Bismarck, 1866, Norddeutscher Reichstag und Zollparlament 273—277. Französischer Krieg 278—284. Dreikaiserzusammenkunft, Siegessäule 284—285. Attentate, kleiner Belagerungszustand 285 bis 289. Letzte Jahre Kaiser Wilhelms I. 289—291.	
Neuntes Kapitel. Die Entwicklung zur Weltstadt	292
Erster Abschnitt. Stadterweiterung, Bevölkerungszunahme, Bauten, Verkehr	292
Entwicklung des Stadtbildes, Neues Rathhaus 292—295. Bevölkerungszunahme und Wohnungsnot 295—297. Baugesellschaften, Bauordnungen 297—300. Straßendurchbrüche und Straßenerweiterungen 301—305. Brückenbauten, Mühlendamm 305—308. Verkehr 308—315.	
Zweiter Abschnitt. Armenfürsorge, Gesundheitspflege, Garten- und Parkanlagen	316
Städtische Verwaltung, Armenpflege, Waisenpflege, Vereinstätigkeit 316 bis 320. Krankenhäuser, Irrenhäuser 320—323. Sterblichkeitsziffer, Er-	

holungsstätten, Bäder, Rettungswesen 323—326. Garten- und Parkanlagen, Tiergarten, Grunewald 326—329.	
Dritter Abschnitt. Unterrichtswesen	329
Gemeindeschulen, Höhere Schulen, Fortbildungsschulen, Hochschulen, Museen 329—334.	
Vierter Abschnitt. Handel und Industrie	334
Banken, Gründungsjieber 334—337. Bau-Ausstellung von 1874, Gewerbeausstellung in Moabit 337—340. Ausstellungen für Hygiene und Unfallverhütung 341—342. Bierbrauerei 342—343. Ausstellung von 1896 und weitere Entwicklung 343—352.	
Fünfter Abschnitt. Beleuchtung, Wasserzufuhr und Entwässerung . .	352
Beleuchtung 352—354. Wasserleitung 354—356. Kanalisation und Riefelfelder 356—358.	
Sechster Abschnitt. Lebensmittelversorgung	358
Schlachtzwang, Schlachtthaus und Viehhof 358—362. Wochenmärkte, Markthallen, Straßenhändler 362—366.	
Zehntes Kapitel. An der Wende des Jahrhunderts	367
Fürstenbesuche, Bismarcks Besuch, Zentenarfeier, Silberhochzeit des Kaisers 367—370. Denkmale, künstlerischer Schmuck, Bauten 370—374. Kirchen, Kirchenbaufreit, Synoden, Friedhöfe 374—378. Verhältnis zu den Vororten, Eingemeindungsfrage 378—383. Zusammenfassung der Bevölkerung, Zahl der Fremden, Theater, Musik, Kunstausstellungen, Presse 383—391.	
Anmerkungen	392
Alphabetisches Verzeichnis	402
Berichtigungen	414

Übersichtspläne (am Schluß des Buches):

- Tafel 1. Memhardt'scher Plan, Berlin um 1650.
 „ 2. Berlin im Jahre 1685.
 „ 3. „ „ „ 1802.
 „ 4. Geschichtliche Entwicklung des Berliner Stadtbezirks mit den Weichbildgrenzen von 1841, 1861, 1878 und 1881.

Bemerkungen zu den Übersichtsplänen siehe umstehend Seite VIII.

Bemerkungen zu den Übersichtsplänen.

Der Memhardtsche Plan ist nach Nordosten orientiert, eine Magnetnadel unten links bezeichnet die Richtung nach Norden. Der unten rechts gezeichnete „neue churfürstliche Baumgarten“ wird sonst nicht genannt, er hat keinen Zusammenhang mit dem erheblich weiter südlich bei Schöneberg gelegenen Hopfenbruch, der 1679 zum Versuchs- und Mustergarten, später zum botanischen Garten umgestaltet wurde (S. 51 und 83).

Das Original des La Bigne'schen Planes befindet sich im Hohenzollern-Museum. Auf der hier gegebenen kleineren Nachzeichnung sind Straßen und Brücken mit den jetzigen Namen benannt. Das mit P bezeichnete „Haus des Gouverneurs“ ist das Seite 11 erwähnte „Hohe Haus“, das spätere Lagerhaus. Zwischen diesem und der Klosterkirche liegt das hier nicht angegebene Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster. In der Zeichenerklärung des Originalplanes ist irrtümlicherweise das an der Ecke der Königs- und Poststraße gelegene Postgebäude als Berlinisches Gymnasium bezeichnet. Dieser Irrtum ist hier verbessert.

Tafel 4 ist 1896 gezeichnet und jetzt neu gestochen, hierbei ist ein Plan des jetzigen Berlin zugrunde gelegt worden.

Erstes Kapitel.

Lage, Boden und Anfänge.

Weder große Naturkräfte noch hervorragende landschaftliche Schönheit oder besondere Fruchtbarkeit zeichnen die Gegend aus, in der die Hauptstadt des preussischen Staates und des deutschen Reiches erwachsen ist. Meeresküste, Gebirge, Ströme fehlen ihr, sie liegt mitten in ziemlich dürrer Ebene, die zu einem großen Teile von Sand, Kiefernwald und Mooren bedeckt ist, zu feuchte und zu trockene Stellen finden sich oft nahe beieinander. Um hier eine hohe Kultur zu erzielen, hat es fleißiger, dauernd fortgesetzter Arbeit bedurft im Kampf mit dem Wasser und im schwereren Kampf mit dem Sande.

Die Gestalt der Landschaft und die Zusammensetzung ihres Bodens hat sich in uralter, vorgeschichtlicher Zeit gebildet, als die skandinavischen Gletscher bis in das Herz Europas vorgedrungen waren. Über die Art dieser Entwicklung hat die wissenschaftliche Forschung erst vor kurzer Zeit eine klare, sichere Auffassung gewonnen. Zufällige Umstände haben veranlaßt, daß dies in Berlin geschehen ist. Zwar hatte man schon früher zahlreiche Spuren einstiger Vergletscherung im nördlichen Europa, namentlich in Norddeutschland beobachtet und zu erklären versucht. Alle älteren Theorien aber hatten den Nachteil, daß sie nur für einen Teil der Erscheinungen paßten, während andere gleichfalls unzweifelhafte Spuren ihnen widersprachen. Als aber am 3. November 1875 der schwedische Geologe Torrel mit den Berliner Geologen Berendt und Orth die im Muschelkalk unserer Rüdersdorfer Kalkberge hervorgetretenen Gletscherspuren untersuchte, kam er zu einer neuen Auffassung, die alle bis dahin bekannt gewordenen Erscheinungen erklärte. Noch an demselben Abend legte er der Berliner geologischen Gesellschaft das Ergebnis seiner Beobachtungen vor und entfachte damit den regsten Forschungsseifer. Immer weitere Erscheinungen wurden beobachtet, und alle bestätigten die von Torrel aufgestellte Theorie.

Diese Ansicht unterscheidet drei Perioden der Eiszeit, deren letzte etwa 16 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung ihr Ende gefunden hat. Die Ostsee und ihre Küsten, auch ein Teil der Nordsee waren mit Eis bedeckt, das in den östlichen Landen noch weiter nach Süden reichte, als im Westen. Über dieses Eis schoben sich von Norden her immer neue Eismassen, eine über der anderen, Gesteine mannigfacher Art mit sich führend und vor sich herschiebend, sie zum Teil mit der Wucht ihrer Massen zermalmend und durcheinander stoßend. Bodenerhebungen wie unser baltischer Landrücken bildeten zuerst zwar Hindernisse für die Vorwärtsbewegung des Eises und zwangen dasselbe vielfach andere Richtungen einzuschlagen. Nachher aber gingen die sich noch höher schichtenden Eismassen über diese niedrigeren Berge hinweg und fanden erst an den mitteldeutschen Gebirgen einen Wall, den sie nicht überschreiten konnten. Als nachher mildere Temperatur eintrat, ist das Eis langsam, gleichsam in Etappen, Schritt für Schritt zurückgewichen.

Da das am Südrande des Eises abschmelzende Wasser weder nach Süden noch nach Osten ablaufen konnte, mußte es nach Westen hin die Elbe und die Nordsee zu erreichen suchen, deren südliche Küste vom Eise frei geblieben war. So entstanden im Laufe der Zeit mehrere breite, von mächtigen Strömen erfüllte Täler. Der mittlere und größte dieser Ströme, in dessen Tal Berlin liegt, umfaßte die Havel, die mittlere Weichsel, Warthe, Odra, mittlere Oder, die Kanäle, welche jetzt die Oder mit der Spree verbinden, diese selbst, den unteren Rhin und die untere Havel bis zur Elbe. Erst in sehr viel späterer Zeit haben Weichsel und Oder den baltischen Landrücken zu durchbrechen vermocht und so den näheren Weg zur Ostsee gefunden. Seitdem hat der ältere Lauf dieser Flüsse natürlich weniger Wasser erhalten, aber an ihrer unverhältnismäßig großen Breite kann man auch heute noch erkennen, daß sie einst von viel größeren Wassermassen erfüllt waren. Am unteren Rhin und an der unteren Havel ist das deutlich zu sehen. Die Spree ist innerhalb Berlins durch feste Ufermauern eingeschränkt, oberhalb und unterhalb der Stadt hat sie eine ansehnliche Breite, der ihre Tiefe und Wassermenge nicht entspricht. Im Verhältnis zu ihrem großen Tale vergleicht sie Berendt mit der Maus im Käfig des entsprungenen Löwen.

Fast alle Kanäle der Provinz Brandenburg, die Verbindung der Spree mit der Oder, dieser mit der Weichsel und durch dieselbe mit anderen östlichen Strömen sind in den alten Flußtälern angelegt. Auch mehrere unserer großen Eisenbahnlinien haben diesen von der Natur vorgezeichneten Bahnen folgen können.

Deutliche Spuren hat die Eiszeit ferner in den vielen Stücken skandinavisches Gesteins hinterlassen, den sogenannten Findlingen oder Wander-

Blöcken, die man überall in unseren Gegenden findet, oft so häufig und so nahe beieinander, daß sie den Feldbau hindern, oft so tief in der Erde, daß sie nur mit Mühe entfernt werden können. Die Friedenssäule auf dem Belle-Allianceplatz, die Adler säule auf der Schloßterrasse, die 1500 Zentner schwere Gneißschale im Lustgarten mit einem Durchmesser von beinahe 7 Metern sind aus solchen Steinen gehauen, die letztere aus einem der beiden Markgrafensteine in der Nähe von Fürstenwalde, den größten Findlingssteinen unserer Gegend. Von den Endmoränen der alten Gletscher sind einige noch deutlich zu erkennen, so bei Kloster Chorin, sich von dort nach Joachimstal und Boyzenburg hinziehend, ferner westlich und nördlich von Prenzlau nach dem Uckersee zu. Außerlich sehen sie wie Erdhügel aus, unter der Grasdecke aber sind sie ganz erfüllt von Steinen verschiedener Größe, aus Granit, aus Gneiß und anderem Gestein der skandinavischen Gebirge bestehend. Seit alter Zeit werden solche Steine zu Bauten, namentlich zum Bau von Befestigungsmauern und Grundmauern verwendet, wie man in Berlin an den ältesten Kirchen: an der Nikolai- und Marienkirche wie an der Heiligen Geist-Kapelle sehen kann, in neuerer Zeit werden sie vorzugsweise zur Pflasterung der Straßen benutzt.

Auch der Dünen sand und Flug sand, mit dem weite Strecken des märkischen Bodens bedeckt sind, die mächtigen Lager von Kies, Lehm und Ton sind Bildungen der Eiszeit. In allen Schichten hat man Reste urweltlicher Pflanzen und Tiere gefunden, sowohl aus der Zeit vor der Vergletscherung wie aus den Perioden zwischen den drei Eiszeiten. Am häufigsten werden solche Reste im Kies gefunden, besonders die Kiesgruben von Rixdorf sind sehr ergiebig gewesen. In einiger Tiefe unter der Erde findet sich vielfach Braunkohle und in noch größerer Tiefe Salz. Letzteres würde wohl nahezu überall gefunden werden können, aber es liegt meist sehr tief, so daß die Bohrversuche zu kostspielig sind und der Abbau des Salzes nicht lohnt, das in anderen Landesteilen mit geringeren Kosten gewonnen wird. Man hat in Berlin 8 Salzquellen in einer Tiefe von 200 bis 300 Meter erhohrt, die zu Solbädern benutzt werden, zuerst 1887 im Admiralsgartenbad nahe dem Nordende der Friedrichstraße zwei starke Quellen mit 3 Prozent Salzgehalt; später hat die Verwaltung dieser Badeanstalt zu gleichem Zwecke noch weitere Quellen erhohren lassen in der Rixdow- und Paulstraße, am südlichen Ende der Friedrichstraße, am Luisen ufer, Alexanderplatz und Weddingplatz.

Berlin ist entstanden an einer Stelle des großen Stromtales, wo dasselbe durch zwei von Norden und Süden herantretende 10 bis 15 Meter höhere Flächen auf eine Breite von nur 5 Kilometer verengt wird und die nahe am Rande der nördlichen Hochfläche fließende Spree sich in zwei Arme teilt. Im Laufe der Jahrhunderte hat die Stadt dies Tal allmählich

ausgefüllt, erst nach 1870, als sie sich plötzlich zur Weltstadt entwickelte, hat sie das Tal überschritten, sich nach Norden und Süden auf die Hochflächen ausgedehnt. Der Höhenunterschied zwischen dem Tale und den Talrändern war allmählich durch Abtragungen und Aufschüttungen einigermaßen ausgeglichen worden, merkbar ist er auch jetzt noch, namentlich wenn man etwa vom Landsberger, Prenzlauer, Schönhäuser, Rosentaler Tor nach Norden oder Osten geht.

Auf den beiden Hochflächen besteht der Boden überwiegend aus Sand und Lehm, auch ein Teil des Flußtales war von Sand bedeckt. So der südliche Teil der Insel zwischen den beiden Spreearmen; das Gebiet von Alt-Berlin nordöstlich von der Spree bis zur Linie der Stadtbahn; nordwestlich davon die Gegend der Hirten-, August- und Linienstraße; weiter südlich ein Teil der Friedrichstadt zu beiden Seiten der Leipzigerstraße, nach Norden bis zur Französischen, nach Süden bis zur Schützenstraße reichend; ebenso im Südosten ein Teil der Luisenstadt, der von der Ritter-, Dranien-, Adalbert- und Manteuffelstraße durchschnitten wird. Im übrigen ist das Flußtal von moorigem Boden erfüllt, der keinen guten Baugrund darstellt; ein noch schlechterer Baugrund aber ist die Diatomeen- oder, wie man früher sagte, Infusorien-Erde, die aus mikroskopisch kleinen, kiesel-schaligen Organismen besteht. Sie findet sich vornehmlich in der Dorotheen- und Friedrich-Wilhelmstadt, am Kupfergraben, an der Waisenbrücke, am Alexanderplatz, Spittelmarkt, Schinkelplatz und auf dem nördlichen Teile der Spreeinsel, an manchen Stellen bis zu 10 und 12 Meter Tiefe.

Die Verengung des Stromtales und die Bildung der Sandflächen in seiner Mitte haben die Entstehung eines Ortes an dieser Stelle begünstigt, ebenso die Teilung des Flusses in zwei Arme, die den Übergang erleichterte, da zwei schmale Flußarme leichter zu überschreiten waren als ein breiter Strom. Flußabwärts bis zur Mündung in die Havel gab es keinen zum Übergang geeigneten Punkt, ebensowenig bot solchen die Niederung der breiten, feenreichen Havel. Flußaufwärts machten die Sümpfe der Dahme und der unzugängliche Spreewald noch größere Schwierigkeiten. So war hier eine der besten Stellen zum Übergange auf dem Wege von Süden her, von Leipzig zur unteren Oder.

Auf dem südlichen Teile der Insel zwischen den beiden Spreearmen — von der Friedrichsgracht bis zum Schloßplatz — ist Kölln als wendisches Fischerdorf entstanden. Die nachher bei der Befehung der Wenden zum Christentum erbaute Kirche wurde dem heiligen Petrus, dem Schutzpatron der Fischer geweiht, die nahe dabei gelegene Fischerstraße und der Köllnische Fischmarkt erinnern noch jetzt an den Ursprung des Ortes.

Daß auch Berlin auf dem sandigen Boden nördlich der Spree zuerst ein wendisches Dorf gewesen sei, ist nicht wahrscheinlich. Eher könnte man

vermuten, daß hier auf einer alten Handelsstraße, wo der Wasserweg von der Elbe und der oberen Spree bei einem guten Übergange über diesen Fluß mit dem Landwege nach Norden zur unteren Oder hin sich berührte, schon vor der Besitzergreifung durch die Deutschen eine kaufmännische Niederlassung, eine Art Faktorei mit Einrichtungen für den Warentransport bestanden habe. Sichereres weiß man indessen darüber nicht, bedeutend könnte solche Niederlassung nicht gewesen sein, die Anlage der Stadt macht durchaus den Eindruck einer Neugründung. Sie muß um 1230 erfolgt sein. Denn im Jahre 1232 bestimmten die Markgrafen Johann und Otto, von denen gleich noch weiter zu reden ist, daß alle in den neu erworbenen Landschaften des Barnim und des Teltow, nördlich und südlich von der Spree anzulegenden Städte ihr Recht von Spandau nehmen sollten. Berlin aber hat sein Recht nicht von Spandau, sondern unmittelbar von Brandenburg erhalten, also schon vor 1232, während Köln wenige Jahre später Spandauer Recht erhielt. 1237 besaß Köln bereits eine Pfarrkirche, wie eine Urkunde dieses Jahres zeigt, in der Pfarrer Simeon aus Köln als Zeuge genannt wird. Derselbe Simeon erscheint 1245 zugleich als Propst von Berlin, das sich offenbar sehr schnell entwickelt hatte, Sitz eines Propstes und Mittelpunkt eines kirchlichen Kreises geworden war.

Der Name Köln wird aus dem Slavischen von Kolm, Kolm = Berg oder Hügel, auch von Kol = Pfahl und von Kal = Schlamm, Morast, im Oberlausitzer Wendischen: Kalyna abgeleitet, einem dem lateinischen Colonia ähnlich klingenden Worte. In dem ersten Falle müßte man die nur wenig über den Sumpfboden hinausragende Sandfläche als Hügel ansehen, in dem zweiten annehmen, daß die Wenden ihre Häuser auf eingerammten Pfählen gebaut hätten. In späterer Zeit, als der Ort sich ausdehnte und der trockene Boden nicht ausreichte, hat das vielfach geschehen müssen, bei den ersten Ansiedlungen wird aber kaum eine Veranlassung dazu vorgelegen haben. Größere Wahrscheinlichkeit hat deshalb die dritte Ableitung. Der Name kann aber auch, wie bei Frankfurt a. D., von den deutschen Ansiedlern nach dem Muster der berühmten rheinischen Stadt gewählt sein, vielleicht im Anklang an die vorgefundene wendische Bezeichnung.

Der Name Berlin wird sowohl aus der deutschen, wie aus der keltischen und slavischen Sprache erklärt. Gegen die Ableitung von einem deutschen Stamm spricht, daß der Ton auf der zweiten Silbe liegt, diese also nicht ein bloßes Anhängsel oder ein Verkleinerungszeichen sein kann. Ebenso unwahrscheinlich ist die Ableitung aus dem Keltischen, da Kelten wohl in Süddeutschland, aber schwerlich im norddeutschen Flachlande gewohnt haben. Unter den vielen Ableitungen aus slavischen Wortstämmen hat die 1834 von Busch vorgeschlagene aus polnisch Bor = Fichtenwald und Kola =

Acker, adjektivisch *rolina* am meisten für sich. Danach würde der Name einen sandigen Raum von geringer Fruchtbarkeit bedeuten. Zu demselben Ergebnis kommt, wenn auch auf anderem Wege, Klöden in seinem 1839 veröffentlichten Werke über die Entstehung von Berlin und ebenso die neueste Untersuchung von Grabow. Der Name Berlin kommt häufig vor, oft mit dem Artikel, wie: der Berlin bei Nordheim, der große und der kleine Berlin in Halle, der Berlin in Mugsburg. Auch zwei Seen bei Wittstod in dürre, sandiger Umgebung werden so genannt. Ebenso wird der Name unserer Stadt in der ältesten Zeit mit dem Artikel gebraucht: *to dem Berlin*, auf dem Berlin. Er war also ursprünglich nicht ein Ortsname, sondern ein Gattungsname.

Ein sicheres, befriedigendes Ergebnis hat die Forschung über die Entstehung von Berlin und über die Bedeutung der beiden Namen bisher nicht gehabt. Mit Sicherheit kennen wir Berlin und Köln erst, seitdem sie deutsche Städte geworden waren, unmittelbar nachdem die Deutschen das Gebiet an der Spree gewonnen hatten.

Bis dahin wurde es von einem slavischen Volke, den Wenden, bewohnt, seit in der Zeit der Völkerwanderung ein großer Teil der Germanen nach Süden und Westen gezogen war. Als später das deutsche Reich entstand und das deutsche Volk sich bildete, sind die Deutschen von neuem in das Wendenland eingedrungen. Schon Karl der Große hat gegen die Wenden gekämpft, um sie dafür zu strafen, daß sie die eben erst von ihm unterworfenen Sachsen bei ihren Aufständen unterstützten, und um sie von weiteren derartigen Versuchen abzuschrecken. Die ersten Könige aus sächsischem Stamm haben die Wenden zu unterwerfen versucht. König Heinrich I. hat Brennabor, das heutige Brandenburg erobert, Otto I. und Otto II. haben die Eroberung fortgeführt, die indessen bald wieder verloren gegangen ist. Denn die Wenden fanden einen starken Rückhalt an dem Aufschwung der anderen slavischen Völker, während das deutsche Reich durch Parteikämpfe und Bürgerkriege zerrüttet war.

Erst zweihundert Jahre nach König Heinrichs Zeit hat die deutsche Eroberung von neuem begonnen, als Kaiser Lothar 1134 den Grafen Albrecht von Ballenstedt mit der Mark Salzwedel, dem nördlichen Teil der jetzigen Altmark befehnte. Markgraf Albrecht erhielt von seinen Kriegern den Beinamen des Bären nach dem stärksten und gefürchtetsten Tiere der deutschen Wälder, wohl im Gegensatz zu seinem Rivalen Heinrich dem Löwen, der in derselben Zeit die Germanisierung von Pommern und Mecklenburg betrieb. Von der Elbe aus hat Albrecht das Land zu beiden Seiten der Havel: Havelland und Zauche erobert. Sagenberühmt ist sein Kampf mit dem Wendenfürsten Jaczo von Köpenick, der — wie erzählt wird — auf der Flucht vor Albrechts Reitern mit seinem Pferde die Havel durch-

schwamm und in seiner Not die Hülfe des Christengottes anrief. Auf der wie ein Horn in die Havel vorspringenden Landspitze, wo er das schützende Ufer erreicht und seinen Schild an einen Baum gehängt haben soll, ist zur Erinnerung daran ein kleines Denkmal errichtet worden. Daß er in seinen späteren Jahren sich zum Christentum bekannt hat, ist unzweifelhaft, da einige Münzen gefunden sind, die neben seinem Bilde und Namen christliche Symbole wie Kreuz und Palme zeigen.

Die Grenzen des von Albrecht völlig unterworfenen Landes waren die obere Havel und die von Süden kommende, bei Potsdam in die Havel mündende Nuthe. Dies Gebiet hat er ganz deutsch zu machen gesucht durch Ansiedlung deutscher Ritter und Mönche, sächsischer und niederländischer Bauern. Albrechts Nachfolger haben das Werk der Eroberung und Kolonisierung fortgesetzt, sie haben an verschiedenen Stellen ihres Gebietes den ritterlichen Orden der Templer und der Johanniter Grundbesitz gegeben, ebenso dem friedlichen Orden der Zisterzienser, die als Ackerbauer berühmt waren und als solche mitarbeiten sollten an der dauernden Gewinnung und der Kultivierung des Landes. Die märkischen Besitzungen der Tempelherren, von denen einige wie Tempelhof, Templin, Tempelberg durch ihre Namen noch an sie erinnern, sind später, als ihr Orden aufgehoben wurde, an die Johanniter gekommen. Von den Zisterzienser-Klöstern sind am berühmtesten das 1180 begründete Lehnin in der Nähe von Brandenburg, die Grabstätte der askanischen Fürsten, und das 80 Jahre jüngere Chorin, jetzt die schönste Ruine der Mark.

Die größte Erweiterung des deutschen Gebietes erfolgte unter den Brüdern Johann I. und Otto III., die etwa von 1220 an viele Jahre zusammen regiert haben und kurz hintereinander 1266 und 1267 gestorben sind. Sie haben das Land an der Spree völlig gewonnen, dazu die Ufermark und sind noch über die Oder vorgedrungen. Dies geschah in derselben Zeit, in der deutsche Ritter Preußen, Kurland, Livland und Estland eroberten, zahlreiche deutsche Ansiedler sich in Pommern, Schlesien und Böhmen niederließen. Im Osten schritt damals das deutsche Wesen kräftig vorwärts, während gleichzeitig in Italien das glänzende Hohenstaufengeschlecht den Untergang fand, und nachher während „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ wilde Fehden das Reich zerrütteten. Mit Staunen sieht man, wie Deutschland, das in Italien und auf den Kreuzzügen so große Ströme seines Blutes vergossen hatte, trotz aller inneren Kämpfe noch einen Überschuß an Kräften besaß, um den Osten zu unterwerfen und zu germanisieren.

Johann und Otto begünstigten die Entwicklung der Städte. Frankfurt a. D., Straußberg, Stolp, Liebenwalde, Stargard und andere Städte sind von ihnen begründet, auch Köln und Berlin sind unter ihnen Städte geworden. Die beiden Brüder sind deshalb in der Siegesallee, wo sie zu-

sammen eine lebensvolle Gruppe bilden, dargestellt, wie sie über den Plan einer zu erbauenden Stadt beraten. Die beiden Halbfiguren hinter ihnen sollen die beiden ältesten mit Namen bekannten Einwohner von Berlin vorstellen, den Propst Simeon und den in Urkunden von 1247 und 1253 genannten Schulzen Marsilius, der aller Wahrscheinlichkeit nach der eigentliche Erbauer und erste Leiter von Berlin gewesen ist. Denn die Anlage oder die Erweiterung einer Stadt planmäßig durchzuführen, wurde damals meist einem Unternehmer übertragen, der Rathaus, Kaufhaus, Mauern zu erbauen und andere öffentliche Anlagen auszuführen hatte, dafür aber mit gewissen Rechten und Einkünften, namentlich mit dem Schulzenamt belehnt wurde.

Da Berlin durch seine Lage geeignet erschien, den Güteraustausch der westlich und südlich gelegenen Länder mit Pommern und dem slavischen Osten zu vermitteln, wurde der neuen Stadt ebenso wie einigen anderen Städten das wichtige Recht der Niederlage verliehen. Es verpflichtete jeden Händler, der Berlin mit seinen Waren berührte, diese auszuladen und zum Verkauf zu stellen, ehe er mit ihnen weiter zog. Um die Kosten für Aus- und Einladen, für den Aufenthalt, für Lagergebühren zu vermindern, mußten die Händler sich bemühen, ihre Waren möglichst rasch zu verkaufen. So konnte Berlin zu einem Umschlagsplatze, zu einem Mittelpunkt des Handelsverkehrs werden.

Einen Hauptartikel des Durchfuhrhandels bildeten Fische, die wegen der vielen Fasttage eine große Rolle im mittelalterlichen Haushalt spielten. Ohne Fische wäre die Fasttagskost sehr einförmig gewesen, da bei der Dreifelderwirtschaft nur wenig Gemüse angebaut werden konnte, manche Arten wie Buchweizen, Salat, Kartoffeln, verschiedene Kohlarten noch unbekannt, Reis und andere Zerealien südlicher Länder selten und sehr teuer waren. Flußfische fanden sich reichlich in den märkischen Gewässern, außer ihnen wurden in großen Mengen gefalzene und getrocknete Seefische, namentlich Heringe verlangt und von der Ostsee, die damals das eigentliche Fanggebiet des Herings war, nach den deutschen Binnenlandschaften befördert. Die Berliner Kaufleute ließen die Seefische zu Schiff bis Dderberg, von dort mit Wagen hierher bringen, um sie wieder zu Wasser nach der Altmark, nach Sachsen, Anhalt, Meissen und Böhmen zu schicken. Auch Frankfurt a. D. war ein großes Heringsdepot, aus dem Schlesien und andere östliche Gebiete versorgt wurden. Einen Teil ihrer von Stettin gekommenen Fische schickten die Frankfurter zu Wagen nach Fürstenwalde und von dort auf der Spree nach Berlin, um sie hier entweder an die Zwischenhändler zu verkaufen oder nach Bezahlung des Durchgangszolles weiter zu führen.

Außer den Fischen waren Hauptgegenstände des Berliner Zwischenhandels: die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Mark und der östlichen

Länder wie Getreide, Holz, Vieh, Leder, Wolle, Flachsz, Honig, Wachs und Talg; aus Hamburg kommende Kolonialwaren; ferner vornehmlich von Erfurt und Magdeburg kommende gewerbliche Erzeugnisse wie Eisenwaren mannigfacher Art, Glöcken, auch Waid und andere Farbstoffe. Ein Teil der eingeführten Waren konnte in Berlin, in Kölln und in den nahe gelegenen Orten verbraucht werden, die Berliner Handwerker ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, aus den hierher gebrachten Rohstoffen auszusuchen, was sie brauchen konnten. Den meisten Vorteil davon scheinen außer den Kaufleuten die Tuchweber und Schuhmacher gehabt zu haben, sie fingen sehr bald an, nicht nur für den heimischen Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr zu arbeiten.

Im Verkehr nach der Ostsee und den Ländern jenseits der Oder bildete der Übergang über diesen Strom bei Oderberg, in dem hügeligen Gelände am nördlichen Ende des Oderbruchs, die wichtigste Station. Es hatte deshalb schon früh das Recht der Niederlage erhalten, doch wurden die Berliner, Köllner und Frankfurter von dieser Verpflichtung ausdrücklich ausgenommen. Eine ähnliche Bedeutung hatte für den Verkehr nach Schlessien die Straße über Köpenick, wo die sumpfreiche Dahme in die Spree mündet, und im Westen der Paß von Saarmund nahe bei Potsdam zwischen den Sümpfen der Nuthe und den Seen der Havel.

Die beiden Städte waren voneinander nicht durch Befestigungen getrennt, sondern nur durch den nördlichen Spreearm, nach außen durch Mauer und Graben abgeschlossen. In den beiden Flußarmen hatte Kölln seine natürlichen Grenzen, es hat aber diesen Raum nicht vollständig ausgefüllt, nur der südliche Teil bis zum heutigen Schloßplatz bedeckte sich allmählich mit Straßen und Häusern. Die sandige Fläche, auf der Berlin entstanden ist, wird im Osten und Norden von einer sumpfigen Niederung umgeben, die gleichfalls eine Art natürlicher Grenze bildet. Die Stadtmauer ist deshalb zwar nicht gleich im ersten Anfang, aber doch sehr früh, schon am Ende des 13. oder am Anfang des 14. Jahrhunderts im Zuge unserer Neuen Friedrichstraße neben dieser Niederung gebaut worden, die zur Anlegung des Festungsgrabens (des späteren Königsgrabens) benutzt wurde; an seiner Stelle erhebt sich jetzt die Stadtbahn von Bahnhof Zannowitzbrücke bis Bahnhof Börse. Dieser Mauerring ist bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts unverändert geblieben, das Gebiet zwischen ihm und der Spree war anfangs nur zum Teil bebaut und bot genügenden Raum zu weiterer Entwicklung.

Seit alter Zeit waren beide Städte durch die alte Brücke am Mühlen-damm verbunden, der bereits 1298 als „Molendamm“ erwähnt wird, also schon damals mit einer Mühlenanlage versehen war. Sehr bald ist eine zweite Brücke dazu gekommen, die jetzige Kurfürstenbrücke mit dem Denkmal

des Großen Kurfürsten. Sie wurde früher die lange Brücke genannt, weil sie die einst in breiterem Bette dahinfließende Spree und die sumpfige Niederung an ihren Ufern überbrücken mußte. Außerdem hatte Berlin drei Tore, das Stralauer, Oderberger und Spandauer Tor, da wo die nach Stralau, Oderberg und Spandau führenden Straßen die Stadtmauer und den Festungsgraben trafen. Stralauer und Spandauer Straße haben ihre Namen bewahrt. Oderberger Straße und Oderberger Tor wurden später, als unter veränderten Handels- und Wege-Verhältnissen die alten Beziehungen zu dem fernen Oderberg vergessen waren, nach dem unmittelbar vor der Stadt liegenden St. Georgs-Hospital Georgenstraße und Georgentor, seit 1701 Königstraße und Königstor genannt. Köln hatte nur zwei Tore, das Köpenicker Tor und das Teltower Tor, welches später Vertraudentor genannt wurde, da wo die Roßstraße und die Vertraudentstraße an die Spree stoßen.

Außer dem so umfriedeten Gebiet besaß jede der beiden Städte noch eine größere Feldmark. Die Grenzen derselben wurden von Zeit zu Zeit feierlich begangen, um ihre sichere und genaue Kenntnis bei der ganzen Bürgerschaft zu erhalten. Diese Sitte hat lange bestanden. Als sie in Vergessenheit zu geraten anfang, wurde der Rat noch 1716 von der königlichen Regierung daran erinnert. Bei diesen Begehungen pflegte man im Mittelalter an den wichtigeren Punkten einige Knaben mit Ruten zu streichen, damit die heranwachsende Jugend sich die Grenzmaße und die Stellen, wo sie standen, desto genauer einprägte. Über solchen Vorgang aus dem 15. Jahrhundert wird in den alten Akten von Köln berichtet. Ein greiser Bürger erinnerte sich mit Bestimmtheit der Stelle an der Grenze gegen Tempelhof, das damals den Johannitern gehörte — es wurde 1435 an Berlin-Köln verkauft —, wo er als Knabe vom Bürgermeister mit den feierlichen Worten: „Hier ist die rechte Grenze“ bei den Saaren gefaßt wurde, während ihn ein Ratsbeamter mit der Rute schlug; nachher sei er mit schönem Gebäck beschenkt worden.

Schon in früher Zeit haben sich Bettelmönche sowohl in Berlin wie in Köln niedergelassen. Ein Bruder Hermann, Lektor der Franziskaner in Berlin, wird 1257 in einer Urkunde als Zeuge genannt. In der Chronik von Angelus, der von 1590—1592 Konrektor am Klostersgymnasium in Berlin, später Pfarrer in Straußberg war, werden die Berliner Franziskaner schon zu einer noch etwas früheren Zeit erwähnt. Er berichtet von einem 1249 in Zehdenick geschehenen Wunder. Dort habe jemand eine geweihte Hostie vergraben, darauf sei Blut aus der Erde geflossen und viel Volk dahin gewallfahrt. Deshalb sei an dieser Stelle von den Markgrafen Johann und Otto ein Kloster errichtet worden auf den Rat ihres Beichtvaters Hermann von Langele, des Leiters im Grauen Kloster zu

Berlin. Dominikaner oder Predigermönche werden in Köln zuerst 1297 genannt. Die Mönche beider Orden trieben nicht Ackerbau wie die Zisterzienser, da sie ihrer Bestimmung nach sich ihren Unterricht nicht erwerben, sondern vom Betteln leben sollten. Sie haben großen Einfluß auf das religiöse Leben ausgeübt. Die gelehrteren Dominikaner als Glaubensprediger und Ketzerverfolger, die Franziskaner, welche meist aus den unteren Volksschichten stammten, vornehmlich als volkstümliche Bußprediger.

Einige Teile von Berlin und Köln waren Eigentum des Landesherrn, sie und ihre Bewohner standen nicht unter der Verwaltung und dem Gericht des Rates, so namentlich die Mühlen- und Schleusengebäude, der Judenhof, in dem eine Anzahl jüdischer Familien angesiedelt war, der „alte Hof“ (jetzt Klosterstraße 35) und das gegenüberliegende „hohe Haus“, das spätere Lagerhaus. Der alte Hof war in der ältesten Zeit das Absteigequartier der Markgrafen bei gelegentlicher Anwesenheit in Berlin, das sehr viel größere hohe Haus wurde zu gleichem Zwecke im Anfang des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich unter Markgraf Waldemar gebaut.

Die Verwaltung der Stadt Berlin wurde neben dem Schulzen, der die Rechte des Landesherrn wahrzunehmen hatte, vom Rate geführt. Dieser ist zuerst wohl vom Landesherrn ernannt worden, nachher ergänzte er sich selbst in der Weise, daß er jährlich sechs Ratsherren wählte, immer aus demselben kleinen Kreise einiger Geschlechter, deren Ansehen auf ihrem Grundbesitz und ihren ausgedehnten Handelsverbindungen beruhte. Die älteren sechs Ratsherren blieben Mitglieder des Rates und wurden nach Ablauf des Jahres in der Regel wiedergewählt. Der Rat bestand also tatsächlich aus zwölf Ratsherren, deren eine Hälfte in regelmäßigem jährlichem Wechsel die Geschäfte führte. Dieser Wechsel der beiden Ratsparteien, die „Versezung“ des Rates fand am Thomastage, dem 21. Dezember statt, sie wurde stets in feierlicher Weise vollzogen und schon in früher Zeit mit großen Festlichkeiten verbunden. Die Gewerke verwalteten ihre Angelegenheiten selbständig unter der Aufsicht des Rates, hatten aber an diesem keinen Anteil. In Köln bestand die gleiche Ordnung, nur begnügte man sich in dem kleineren Orte mit sechs Ratsherren.

Bei der nahen Nachbarschaft entwickelten sich mannigfache Beziehungen zwischen den beiden Städten, zunächst zwischen den Kaufleuten, die schon früh, vielleicht von Anfang an, eine gemeinschaftliche Kaufmannsgilde bildeten. 1307 schlossen Berlin und Köln einen Bund; zwar behielt jede Stadt ihre besondere Verwaltung, aber alle die Interessen beider Städte berührenden Angelegenheiten sollten von den Berliner und Kölner Ratsherren gemeinschaftlich beraten und geordnet werden. Da nun die Eifersucht nicht zuließ, daß zu diesem Zwecke die Kölner Ratsherren nach dem Berliner Rathause oder die Berliner Ratsherren nach dem Kölner

Rathause gegangen wären, so wurde für diese Verhandlungen noch ein besonderes Rathaus auf der Langen Brücke gebaut. Es war kleiner als die anderen Rathäuser, die nicht nur für die städtische Verwaltung, sondern auch noch für manche andere Zwecke, namentlich zu Festlichkeiten, gebraucht wurden. Bei Hochzeiten und anderen Festen konnte im Saale getanzt werden, die großen Bratpfannen der Rathausküche wurden gegen Entgelt verliehen, besondere Sorgfalt forderte der Ratskeller. Später hat Joachim I. den Städten ausdrücklich vorgeschrieben, darauf zu achten, daß ihre Stadtkeller stets mit Wein und Bier versorgt seien, damit der Wandersmann gutes und billiges Getränk finde.

Das Rathaus von Köln lag am Marktplatz, dem Köllnischen Fischmarkt. Das älteste Rathaus von Berlin lag gleichfalls am Marktplatz, der seinen Namen „Molkenmarkt“ um 1600 erhalten hat, als Kurfürst Joachim Friedrichs Gemahlin hier die Milch aus ihrer Meierei verkaufen ließ. Noch vor dem Ende des 13. Jahrhunderts wurde ein zweiter Markt, der „Neue Markt“ angelegt und neben demselben eine zweite Kirche gebaut. Sie erhielt ihren Namen von der Jungfrau Maria, während die ältere Kirche dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Kaufleute geweiht war. Um dieselbe Zeit entstand ein neues größeres Rathaus an der Ecke der Spandauer und Oderberger Straße, in der Mitte zwischen dem alten und dem neuen Markte. Die Rolandsäule aber, die hier wie überall auf dem Marktplatz vor dem Rathause errichtet war, blieb auf dem Molkenmarkt.

Über die Bedeutung solcher Rolandsäulen, die in vielen norddeutschen Städten gestanden haben und zum Teil erhalten sind, ist die wissenschaftliche Forschung noch nicht zu einem ganz klaren und allgemein angenommenen Resultat gekommen. Wahrscheinlich sind sie in der älteren Zeit aus Holz hergestellt worden als Spielfiguren, die zu mancherlei ritterlichen Übungen und Wettspielen dienten. Dann aber hat sich die Auffassung geändert. Im 15. Jahrhundert wurden sie meist als Sinnbilder städtischer Rechte und Freiheiten angesehen.

Das damals neu erbaute Rathaus hat bis 1861 bestanden. Es war im Laufe der Jahrhunderte mehrfach erweitert und umgebaut worden, doch hatten sich einige Teile des älteren Baues erhalten, namentlich die Arkaden auf dem Hofe und der an der Ecke der Spandauer und Königstraße stehende Schöffensstuhl, die „Gerichtslauke“. Es war ein quadratischer frühgotischer Backsteinbau, ein kleines Haus von zwei Stockwerken, einer oberen und unteren Halle, jede mit vier von einem starken Mittelpfeiler getragenen Kreuzgewölben. In der oberen Halle versammelte sich der Rat. Die untere Halle stand ursprünglich nach allen Seiten offen, sie diente zur öffentlichen Abhaltung des Schöffengerichts. Um den oberen Teil ihres Mittelpfeilers

zog sich ein Fries mit Tiergestalten als sinnbildlicher Darstellung der Laster und Verbrechen, welche hier abgeurteilt wurden. Auf dem Eckpfeiler an der Spandauer Straße, dem „Kaa“ oder Pranger zeigte sich ein noch seltsameres Geschöpf mit Vogelleib und menschlichem Gesicht, der „Volk auf dem Kaa“, unter ihm steckten in der Mauer zwei Halzeisen, um die Verbrecher anzufetten, die hier öffentlich ausgestellt werden sollten. Bei dem Neubau des Rathauses hätte man die Gerichtslaube gern erhalten, aber ihr Platz mußte zur Erweiterung der Straße dienen. Sie ist dann im Park von Babelsberg wieder aufgerichtet worden, doch hat sie im Freien eine Umgebung, die ihren früheren Charakter nicht erkennen läßt. Der Fries des Mittelpfeilers ist an einer Säule des Rathauskellers nachgebildet, eine Nachbildung des Kaa's befindet sich im Märkischen Museum.

Nur solche bescheidenen Reste sind von den alten Rathäusern übrig geblieben, noch geringere von den Bürgerhäusern der alten Zeit, die meist aus Holz gebaut und daher in hohem Grade der Feuergefährdung ausgefetzt waren. Wiederholt haben verheerende Feuersbrünste stattgefunden, besonders schlimme in den Jahren 1348 und 1380. Im Märkischen Museum sind einige Bruchstücke alter Häuser zu sehen, u. a. von einem der ältesten, dem nach dem Brande von 1380 für das Patrizierhaus der Blankenfelde in der Spandauer Straße erbauten steinernen Hause, das in der Mitte des 17. Jahrhunderts umgebaut und 1889 abgebrochen ist.

Auch von den Kirchen in Köln ist nichts stehen geblieben. Die Petrikirche ist 1730, der dann aufgeführte Neubau 1809 durch Feuer zerstört worden. Die jetzige Petrikirche ist 1846—1852 von Strack gebaut. Der Künstler hatte eine sehr schwere Aufgabe, da die Gemeinde wieder eine gotische Kirche haben wollte und großen Wert darauf legte, daß ihr Turm ebenso wie der letzte, durch Blitzschlag zerstörte Turm alle anderen Türme von Berlin überrage, während der kleine Platz nicht den erforderlichen Raum für eine entsprechend große Kirche bot. Er half sich damit, daß er das der gotischen Kirche eigentümliche Langhaus beinahe ganz fortließ; man sieht fast nur Chor und Kreuzung, deren Innenraum allerdings für die Bedürfnisse des evangelischen Gottesdienstes völlig ausreicht, mit einem schlank aufsteigenden Turme. Dieser ist 96 Meter hoch und überragt den Marienkirchturm noch um 6 Meter.

Außer der Petrikirche hatte Köln noch eine zweite Kirche, die zu dem Dominikanerkloster gehörte. Sie lag unmittelbar an der Grenze der bebauten Stadt, auf dem jetzigen Schloßplatz, nahe der Brüderstraße, die von diesen „schwarzen Brüdern“ ihren Namen hat. Auch von dieser Kirche ist nichts mehr zu sehen.

Ein günstigeres Geschick hat die ältesten Kirchen von Berlin erhalten. Allerdings zeigt bei der Nikolai- und der Marienkirche nur noch der Unter-

bau die älteste Gestalt. Beide Kirchen sind im 14. Jahrhundert umgebaut und in märkischen Ziegelsteinen aufgeführt worden. Eine spätere geschmacklose Zeit hat im Inneren die farbigen Steine mit Lünche überkleistert. Bei der Erneuerung der Nikolaikirche 1878, der Marienkirche 1893 und 1894 hat man die Lünche wieder abgeschlagen, auch die im 16. Jahrhundert eingebauten Emporen beseitigt und die alte Form so gut als möglich wieder hergestellt. Beide Kirchen haben die Gestalt der Hallenkirche, bei der die Seitenschiffe ebenso hoch sind wie das Mittelschiff, so daß auf die reichere Gliederung und Ausgestaltung, wie sie sonst gotische Dome zeigen, verzichtet wird, aber große, weihervolle Räume von ruhiger Gleichmäßigkeit der Formen entstehen.

In der Nikolaikirche befindet sich ein aus dem 13. Jahrhundert stammender Abendmahlskelch mit dazu gehöriger Schüssel, die zu den besten Erzeugnissen mittelalterlicher Goldschmiedekunst gehören und wahrscheinlich von Markgraf Johann I. und seiner Gemahlin Hedwig einem märkischen Kloster gestiftet sind. Während der Reformationszeit sind sie in die Kunstkammer des Domes gekommen, wo Joachim II. solche Kunstwerke sammelte; später hat der Große Kurfürst sie der Nikolaikirche geschenkt. Außerdem sind mehrere Grabmale bemerkenswert und Schlüters Darstellung des Todes am Männlichen Erbegräbnis.

Die Marienkirche besitzt zwei merkwürdige Kunstwerke in der Marmorkanzel, die Schlüter mitten in einen der großen Pfeiler hineingestellt hat, nachdem er einen Teil desselben hatte herausnehmen lassen, und in dem Bilde des Totentanzes oder Totenzuges. Es wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Lünche entdeckt und hat durch diese nicht wenig gelitten. Gemalt ist es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vielleicht in Erinnerung an die schwere Pest des Jahres 1450. Wie manche andere Bilder jener Zeit soll es an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, indem es die Allgewalt des Todes darstellt, der alles gleich macht: Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Alt und Jung. Alle müssen mit ihm ziehen, Bitten und Einwände läßt er nicht gelten, er läßt sich auch nicht von dem naiven Bauern bestechen, der ihm verspricht: „iß gheve dy vorwar eine vette Ko“. Der jetzige Turm der Marienkirche ist ganz eigenartig. Er ist 1789 bis 1790 von Langhans aufgeführt, der in derselben Zeit das Brandenburger Tor baute und damit das Zeitalter des hellenischen Baustils in Berlin einleitete. Für gotische Bauart hatte man damals wenig Verständnis, fast allgemein galt sie seit drei Jahrhunderten als Kennzeichen eines finsternen, barbarischen Zeitalters. Darum war es nicht üblich, beim Neubau verfallener Türme an mittelalterlichen Kirchen auf deren Baustil Rücksicht zu nehmen. Hier aber bei dem Marienkirchturm werden zum ersten Male seit langer Zeit wieder gotische Motive angewendet. Man mag an der Verbindung

von korinthischen Säulen mit Spigbogen Anstoß nehmen, merkwürdig ist es doch, daß diese von neuem erscheinen als Vorboten der bald darauf von Berlin ausgehenden romantischen Richtung, die das vergessene Mittelalter gewissermaßen entdeckte und in das Gedächtnis der Zeitgenossen zurückrief.

Der künstlerisch bedeutendste Bau des alten Berlin ist die Klosterkirche der Franziskaner oder grauen Brüder in der Klosterstraße auf dem geräumigen, unmittelbar neben dem hohen Hause gelegenen Grundstück, das 1271 die Markgrafen Otto und Albrecht, die Söhne Ottos III., den Mönchen zur Erbauung ihres Klosters geschenkt hatten. Die vor der Kirche liegende Bogenhalle ist neueren Ursprungs, von ihr führen einige Stufen zu der Kirche hinab, die etwas tiefer liegt als die jetzige Straßenfläche und freundlich aus dem Gebüsch des sie umgebenden Kirchhofes herausblickt. Das Langhaus mit seinem schönen Portal stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die Fortsetzung des Baues scheint sich in die Länge gezogen zu haben, denn der freier und schlanker ausgeführte Chor bekundet eine weiter vorgeschrittene künstlerische Entwicklung. Wahrscheinlich ist während der Bauzeit der Plan geändert und erweitert, der letzte Teil des Baues von einem anderen Meister geleitet worden als der erste, vielleicht von demselben, der die Stettiner Franziskanerkirche gebaut hat, welche die gleiche Formenbildung zeigt und gleichfalls dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehört. Türme pflegten die Bettelmönche ihren Kirchen nicht zu geben; die beiden achteckigen Treppentürme an der Westseite und den kleinen Giebelturm hat der Erneuerungsbau 1842—1844 hinzugefügt. In keiner anderen Kirche Berlins ist soviel von ihrem mittelalterlichen Schmuck erhalten, bemerkenswert sind namentlich die Grabdenkmale des Grafen von Hohenlohe und der anderen 1412 in der Schlacht am Kremmer Damm gefallenen fränkischen Ritter, ferner die Holzschnitzerei der Chorstühle.

Sehr viel kleiner war eine vierte Kirche, die Kapelle des Hospitals zum Heiligen Geist in der Spandauer Straße, nahe der Neuen Friedrichstraße, also in unmittelbarer Nähe der alten Stadtmauer. In einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1313 wird das Hospital als „Haus des Heiligen Geistes innerhalb der Mauer“ bezeichnet, ein Beweis, daß diese schon damals die vorher beschriebene Ausdehnung hatte. Da dem Hospital eine Besitzung in Weißensee mit der Verpflichtung geschenkt wird, dafür Seelenmessen zu halten, ist anzunehmen, daß auch die Kapelle bereits vorhanden war, die jedenfalls, wie ihre Bauart zeigt, in dieser Zeit entstanden ist. Sie hat sich in ihrer äußeren Gestalt fast unverändert erhalten, ist also das älteste noch sichtbare Bauwerk des alten Berlin. Die gewölbte Decke im Innern stammt aus dem 15. Jahrhundert, während die in Öl gemalten Füllungen des Holzgetäfels im 16. und 17. Jahrhundert von den Familien

der Hospitalvorsteher gestiftet sind. Die Kapelle ist 1906 in geschickter Weise restauriert worden und bildet jetzt einen Teil der Handelshochschule.

Außerhalb der Stadt, vor dem Geortore lag das St. Georgs-Hospital für Ausfähige, zu dem gleichfalls eine Kapelle gehörte. Es wird bereits 1272 erwähnt. Von dem alten Bau ist nichts erhalten. Die Kapelle wurde im Laufe der Zeit mehrmals erweitert und 1780 durch einen Neubau ersetzt, der 1897 einer neuen großen Kirche weichen mußte. Die beiden Hospitäler stehen jetzt unter städtischer Verwaltung und sind an andere Stellen verlegt.

Zweites Kapitel.

Aufschwung und Fall. 1320—1448.

Von den askanischen Fürsten in Brandenburg sind Albrecht der Bär und das Brüderpaar — vielleicht Zwillingspaar — Johann und Otto die kraftvollsten und bedeutendsten. Ihre Klugheit und Umsicht hat indessen auf die Phantasie des Volkes weniger Eindruck gemacht als die ritterliche Natur des jugendfrischen, rührigen Markgrafen Waldemar, der 1308, kaum 18 Jahre alt, zur Regierung kam und zum Unglück seines Landes bereits 1319 starb. Den Ruhm des jungen Fürsten singt in begeisterter Weise der greise Minnesänger Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, der um dieser Beziehung willen in der Siegesallee einen Platz hinter dem Standbilde Waldemars erhalten hat. Waldemars tatkräftige Persönlichkeit ist wohl gerade deshalb so lebhaft in der Erinnerung geblieben, weil bald nach seinem Tode, als 1320 mit seinem Neffen Heinrich dem Kinde der märkische Zweig der Askanier erlosch, eine fast 100 Jahre dauernde Zeit der Wirren, Fehden und Aufstände begann.

Von verschiedenen Seiten wurden Ansprüche auf die Mark oder einzelne Teile derselben erhoben, der deutsche König Ludwig der Bayer suchte sie für seine Familie zu gewinnen und gab sie seinem ältesten Sohne Ludwig dem Älteren, der damals erst 9 Jahre alt war, so daß zunächst eine vor-mundschaftliche Regierung eintreten mußte. König Ludwig lag im Kampf mit dem Papste. Infolgedessen führte die Kirche einen erbitterten Kampf gegen die Wittelsbacher, suchte sie aus der Mark zu verdrängen und diese an einen anderen Zweig des askanischen Hauses zu bringen. In diesen Kämpfen stand Berlin auf der Seite des rechtmäßigen Landesherrn und hatte schwer darunter zu leiden. 1325 wurde Probst Nikolaus von Bernau, ein eifriger Vertreter der askanischen Partei, der offenbar zum Zwecke der Agitation hierher gekommen war, von der aus Berlin und Köln zusammengeströmten, leidenschaftlich aufgeregten Menge mit Gewalt aus dem Hause des Berliner Propstes geholt, nach dem neuen Markt geschleppt, dort erschlagen und verbrannt. Beide Städte wurden dafür mit dem Interdikt

belegt, was sicherlich empfindliche Wirkungen auf den Handel und den Verkehr mit anderen Städten ausübte, aber trotzdem die Einwohner nicht sehr in ihrem Behagen gestört zu haben scheint.

Aus dieser Zeit stammt die älteste uns bekannte Polizei=Verordnung. 1335 verordnen die alten und neuen Ratmänner von Berlin und von Kölln, daß bei der hohen Strafe von zehn Mark (die Mark: ein halbes Pfund Silber) keine Jungfrau Spangen, Geschmeide und Perlen von mehr als einer halben Mark an Gewicht tragen dürfe, ebensowenig solle sie Zobel und Borten an ihren Kleidern haben; daß bei Hochzeiten nicht mehr als 24 Schüsseln aufgetragen und zu jeder Schüssel nur zwei Personen gesetzt werden; daß nach der letzten Glocke (d. h. im Winter nach 9, im Sommer nach 10 Uhr) niemand „tavernen soll nochte Bierschenken, war man dat Befindet, dar fall man den Werth met den Gesten panden“ (d. h. pfänden); daß nach „der letzten Glocken ock nymand up der Straten danken fall, es sy frowe oder Mann“. Offenbar war damals der Tanz auf Straßen und Plätzen ein beliebtes Vergnügen. In abendlicher Stunde wird man Kienpfannen vor die Häuser gestellt und so für etwas Beleuchtung gesorgt haben. Bei diesem flackernden, unruhigen und grellen Licht muß das Tanzen einen hübschen Anblick in malerischem Helldunkel geboten haben.

Auch der kirchliche Sinn war rege. Während derselben Zeit sind, wie die Urkunden zeigen, zahlreiche Stiftungen für die Nikolai=, Marien= und Petrikirche gemacht worden. Darüber wie das Interdikt ausgeführt wurde, hat sich keine Nachricht erhalten. Daß es während der ganzen Zeit mit voller Strenge gehandhabt sei, ist nicht wahrscheinlich. Denn in der Kirche war eine Spaltung eingetreten, ein Teil der Bischöfe und der Geistlichkeit stand auf der Seite Kaiser Ludwigs und seiner Familie. In den Klöstern hat jedenfalls Gottesdienst stattgefunden, da die Bettelmönche das Vorrecht besaßen, auch unter solchen Verhältnissen Messe zu lesen.

Erst nach zwanzig Jahren ist der Bann gelöst worden. Die Städte mußten ein Sühnegeld geben, zum Gedächtnis des Erschlagenen einen Altar in der Marienkirche stiften und außerdem an die Kirche in Bernau jährlich eine Geldsumme zur Abhaltung von Seelenmessen zahlen. Nach einer alten Überlieferung soll damals das einfache Steinkreuz, das jetzt am Eingange der Marienkirche steht, an der Stelle errichtet sein, wo Propst Nikolaus den Tod gefunden hatte, es soll eine ewige Lampe getragen haben in ähnlicher Art, wie solche noch jetzt vielfach auf katholischen Kirchhöfen zu sehen sind.

Als 1348 unter dem Schutze des Erzbischofs von Magdeburg und anderer Fürsten der falsche Waldemar auftrat, ein Betrüger, der sich für den fast dreißig Jahre vorher verstorbenen Markgrafen ausgab, fand er in Berlin keine Unterstützung. Doch mußte die Stadt sich schließlich der Übermacht fügen. Der seltsame Thronwerber gewann den größten Teil des

Landes für sich, wurde auch von Kaiser Karl IV. anerkannt und belehnt. Viel Nutzen hatte er davon indessen nicht, da der Kaiser sich bald darauf mit den Wittelsbachern ausöhnte und ihn fallen ließ. So konnte er sich nicht länger halten und mußte aus dem Lande weichen.

Infolge dieser Vorgänge kehrte Markgraf Ludwig der Ältere nach seinem Stammlande Bayern zurück, weil ihm die Mark und die Märker seitdem verleidet waren. Er überließ die Mark seinen jüngeren Brüdern Ludwig dem Römer und dem schlaffen Otto. Beider unglückliche Regierung hat nicht lange gedauert. Ludwig starb 1365 in der Mark, er wurde im Chor der Klosterkirche beigesetzt. Otto war damals 19 Jahre alt, er geriet in Streit mit Karl IV. und wurde 1373 von diesem genötigt, ihm die Mark abzutreten. Drei Jahre darauf ist er in seiner bayerischen Heimat gestorben, den Beinamen des Faulen soll er erst dort erhalten haben.

Der kluge und weitblickende Karl hat sich große Mühe gegeben, das Gedeihen des neu erworbenen Landes zu fördern, seine Regierung in der Mark hat aber nur fünf Jahre gedauert. Sein Sohn und Nachfolger Sigismund, der spätere Kaiser, wurde schon in jungen Jahren zum König von Ungarn gewählt und hatte dort gegen Aufstände des Adels, nachher gegen die Türken schwere Kämpfe zu bestehen. So konnte er sich um die Mark nicht viel kümmern, außerdem war er stets in Geldverlegenheit. Deshalb verpfändete er die Mark an seinen Vetter Jobst von Mähren. Dieser suchte aus der Mark möglichst viel Geld zu gewinnen. Er und seine Statthalter haben gegen Geldzahlungen einen großen Teil der fürstlichen Rechte, Besitzungen und Burgen an die mächtigeren Edelleute und die bedeutenderen Städte verpfändet. Zuletzt hörte die Ordnung fast ganz auf, ein Zustand der Anarchie trat ein, die landesherrliche Regierung hatte die Macht verloren und war außer Stande, die Untertanen zu schützen. Diese mußten suchen, sich selbst zu helfen.

In dieser Zeit der Wirren scheint die Verwaltung von Berlin mit Umsicht und großem Geschick geführt zu sein. Aus dem um 1390 angelegten, bis 1498 fortgeführten Berlinischen Stadtbuche ersieht man, daß die Stadt bereits 1320 von Waldemars Witwe, der Markgräfin Agnes den Judenschutz und den Judenzoll erwarb, 1369 von Otto dem Faulen das Münzrecht, daß auch der gesamte landesherrliche Zoll, soweit er in Berlin erhoben wurde und der Zoll von Saarmund in den Besitz der Stadt übergegangen war. Das Schulzenamt und die oberste Gerichtsbarkeit verpfändete Ludwig der Ältere einem Berliner Ratsherrn Tilo von Brügge, dessen Sohn überließ 1391 beides dem Räte der Stadt.

Der Umfang dieser Rechte war so groß, daß Berlin damit eine ähnliche Stellung wie die freien Reichsstädte gewonnen hatte, es war tatsächlich eine Republik geworden, gehörte zum Hansabunde und stand nur noch dem

Namen nach unter der Regierung des Markgrafen. In einer großen Zahl von Verträgen mit anderen Städten und mit verschiedenen Fürsten hatte es sich mancherlei Handelsvorrechte gesichert, durch die es den Handel von Berlin und den Absatz seiner Gewerbe, namentlich der Tuche und Schuhwaren förderte, den fremden Wettbewerb aber möglichst einschränkte.

Das Stadtbuch und das 1375 aufgezeichnete Landbuch Kaiser Karls IV. zeigen auch, wie großen Landbesitz die beiden Städte erworben hatten. Außer anderen Dörfern gehörten ihnen Pankow, Falkenberg, Lichtenberg, Mariendorf, Mariensfelde, Tempelhof ganz oder teilweise. Von besonderem Wert war der Besitz des Schlosses von Köpenick, das den wichtigen Paß nach Schlesien beherrschte. Ebenso besaßen die Klöster, die Hospitäler, die reichen Bürger von Berlin und Köln ansehnliche Besitzungen und zinsbare Rechte im Teltow, im Barnim, im Havelland und in der Zauche. Beide Städte waren also zu hohem Wohlstand und weit ausgedehntem Besitz gelangt. Berlin hatte außerdem eine nicht unbedeutende Machtstellung gewonnen. Es mußte fraglich erscheinen, ob es dieselbe behaupten könne, wenn die fürstliche Regierung sich wieder aufrichtete und geordnete Zustände herstellte.

Zunächst kam mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der 1411 als Sigismunds Statthalter in die Mark kam und vier Jahre später zum Markgrafen und Kurfürsten erhoben wurde, ein freundliches Verhältnis zustande. Sein kräftiges Auftreten gegen den märkischen Adel wurde hier freudig begrüßt, da Berlin mancherlei Zwistigkeiten mit den märkischen Edelleuten hatte und gerade damals mit Dietrich von Quikow, dem mächtigsten und gewalttätigsten der „kleinen Herren“ über das Schloß und den Zoll von Köpenick im Kampfe lag. Friedrich bestätigte die Vorrechte von Berlin, die Stadt huldigte ihm und streckte ihm ansehnliche Geldsummen vor, wie dies auch einzelne reiche Bürger taten, da Friedrich dringend des Geldes bedurfte, um die verpfändeten fürstlichen Besitzungen und Burgen wieder einzulösen. Die Berliner Mannschaften haben mitgekämpft, als Friedrich im Oktober 1412 den Paß am Kremmer Damm, nördlich von Berlin gegen die Pommern verteidigte, die in das Havelland eindringen wollten, um sich mit den aufständischen Edelleuten zu vereinigen. Ebenso sind sie an Friedrichs weiteren Kämpfen, namentlich an der Belagerung von Friesack und von Plaue beteiligt gewesen. Wie hoch Friedrich die Stadt schätzte und wie er sich um ein gutes Verhältnis zu ihr bemühte, ersieht man auch daraus, daß er zweimal die gesamten Stände der Mark nach Berlin beschied: 1411 zum 21. März, 1415 zum 22. Oktober, um ihre Huldigung entgegen zu nehmen, zuerst als Verweser des Kaisers, dann als Markgraf.

Das gute Einvernehmen wurde auch dadurch nicht gestört, daß Friedrich die Stadt nötigte, ihm Schloß Köpenick gegen Zahlung der Pfand-

summe herauszugeben. Hier war die Rechtslage unzweifelhaft. Aber der Stadt und einzelnen Bürgern gehörten auch viele andere Lehen, die oft mehrfach den Besitzer gewechselt hatten, ohne daß in jedem einzelnen Falle die erforderliche lehnsherrliche Genehmigung eingeholt worden war. In den unruhigen Zeiten hatte es oft zweifelhaft erscheinen können, welchem Landesherrn oder Pfandinhaber, welchem von den rasch wechselnden Statthaltern und Hauptleuten das Recht der Bestätigung zustand. Die Besitzer der Lehen mögen zum Teil in gutem Glauben gewesen zu sein, aber sie waren oft nicht imstande, das Recht ihres Besitzes urkundlich zu beweisen. Sie hegten deshalb große Besorgnis, als die Macht des Kurfürsten wuchs und dieser, nachdem er den Adel zur Unterwerfung gebracht und das Land beruhigt hatte, daran ging, die Rechtmäßigkeit des Lehenbesitzes der Städte und ihrer Bürger zu prüfen. Sich hierbei gegenseitig zu unterstützen, scheint der Hauptzweck eines neuen Bündnisses gewesen zu sein, das Berlin 1431 mit Brandenburg und Frankfurt a. O. schloß, da es in diesem Vertrage heißt, sie wollten für ihre Bürger eintreten, die Lehen von geistlicher oder weltlicher Herrschaft hätten und sich in ruhigem Besitze befänden, ohne Briefe darüber zu haben.

Im folgenden Jahre 1432 wurden Berlin und Köln zu einer Stadt vereinigt. Das Vermögen beider Städte, alle Einrichtungen, das Gericht und die gesamte Verwaltung sollten gemeinsam sein. Nur die Zünfte blieben getrennt, offenbar deshalb, weil die regierenden Herren glaubten, auf diese Weise die Handwerker besser im Zaume halten zu können. Vereinigt hätten diese mit größerer Kraft auftreten können, es wäre schwerer gewesen, ihre oft und dringend erhobene Forderung auf Anteil an der Regierung abzuweisen.

Aus dem Bundesvertrage und aus der einheitlichen Zusammenfassung beider Städte sieht man, daß die regierenden Geschlechter sich darauf vorbereiteten, dem Kurfürsten erforderlichenfalls mit Gewalt entgegen zu treten, um die in der Zeit der Unruhen erlangte große Stellung aufrecht zu erhalten. Wenn sie aber ein so stolzes Ziel im Auge hatten, war es sehr unklug, daß sie nicht größere Rücksicht auf die Wünsche ihrer Untertanen nahmen und sich diese dadurch zu Feinden machten. Gleichzeitig den Kurfürsten und einen Aufstand der Handwerker zu bekämpfen, ging weit über ihre Kräfte. Sie mußten also entweder das gute Einvernehmen mit dem Landesherrn aufrecht erhalten oder die Forderungen der aufstrebenden Gewerke erfüllen und so deren Interesse mit dem ihrigen verbinden.

Als 1442, kurz nach dem Tode Friedrichs I., die Handwerker in Berlin sich empörten und den Kurfürsten Friedrich II. zu Hilfe riefen, waren die Ratsherren völlig außerstande, ihm Widerstand zu leisten. Sie legten ihre Ämter nieder, übergaben dem Kurfürsten die Schlüssel zu allen

Toren der Stadt und haten ihn, einen neuen Rat einzusetzen. Diese günstige Lage hat Friedrich in energischer Weise ausgenutzt. Aus seinem festen Zugreifen hier und bei ähnlichen Gelegenheiten in anderen Städten, aus dem eisernen Willen, den er dabei bekundet hat, ist es wohl zu erklären, daß man ihm den Beinamen des Eisernen oder des Eisenzahns gegeben hat. Er hob die ohne Zustimmung des Landesherrn erfolgte Vereinigung der beiden Städte wieder auf und gab den Biergewerken — d. h. in Berlin den Tuchwebern, Schuhmachern, Bäckern und Schlächtern, während in Kölln statt der Tuchweber die Schneider genannt werden — Anteil an der Verwaltung; in beiden Städten sollten die Ratsherren vom Kurfürsten bestätigt werden; alle Bündnisse wurden aufgehoben, neue Verträge bedurften fortan der Genehmigung des Kurfürsten; die Rechtmäßigkeit aller im Besitz der Städte und einzelner Bürger befindlichen Rechte und Lehen sollte geprüft werden. Das hohe und das niedere Gericht mußten die Städte dem Kurfürsten abtreten, ebenso die Niederlage und zum Bau eines Schlosses den noch unbebauten nordwestlichen Teil der Spreeinsel „von der Pforte des Predigerklosters bis zur Langen Brücke, die Spree entlang bis zur Stadtmauer und bis wieder zur Klostermauer“, also das ganze große Gelände des Schlosses, des Lustgartens und der sogenannten Mufseumsinsel. Am 31. Juli 1443 wurde der Grundstein zum Schlosse gelegt und der Kurfürst tat, wie die Urkunde sagt: „mit seiner eigen Hand den ersten Hammerschlag“.

Die Geschlechter hatten sich fügen müssen, aber sie gaben die Hoffnung nicht auf und knüpften nach allen Seiten Verbindungen an, um Unterstützung zu erhalten. Es kam ihnen zu statten, daß die neuen Verhältnisse in den nun wieder getrennten Städten zu manchen Zwistigkeiten führten und die unteren Klassen der Bevölkerung durch das Auftreten der kurfürstlichen Beamten in heftige Gärung gerieten. Friedrich war durch einen Streit mit den Herzögen von Pommern und Lauenburg in Anspruch genommen, er konnte nicht rechtzeitig eingreifen. Da brach 1448 der offene Aufstand los. Der Schloßbau wurde gestört, die Arbeiter mußten flüchten, der kurfürstliche Richter wurde gefangen gesetzt, das hohe Haus in der Klosterstraße erstürmt, wohl um die dort aufbewahrten Urkunden zu vernichten, aus denen der Kurfürst seine Ansprüche auf die Lehen herleitete. Indessen die erwartete Unterstützung von den anderen märkischen Städten und sonstigen auswärtigen Freunden blieb aus. Der Aufstand wurde niedergeworfen, und der Kurfürst strafte nun die Urheber des „Berliner Unwillens“ in empfindlicher Weise. Sie mußten hohe Geldstrafen zahlen und einen Teil ihrer Besitzungen abtreten.

Durch dies Strafgericht wurde die Macht der alten Berliner Geschlechter gebrochen, bei manchen auch ihr Wohlstand vernichtet. Einige verließen

Berlin, vielleicht nicht ganz freiwillig, und gingen nach Frankfurt oder nach Wittenberg, andere lebten seitdem auf den ihnen noch verbliebenen Landgütern. Die Zurückbleibenden scheinen nicht die Lust, wohl auch nicht das Vermögen gehabt zu haben, den Handel im alten Umfange fortzuführen. Die persönlichen Beziehungen zu den Großhändlern in anderen Städten waren vermindert, das Vertrauen erschüttert. Daher sank schnell die Bedeutung Berlins als Mittelpunkt des märkischen Handels, es wurde von Frankfurt a. O. überflügelt, während im Westen Magdeburg und Leipzig einen Teil des Berliner Handels an sich zogen.

Als äußeres Zeichen der Unterwerfung Berlins wurde damals die Rolandsäule auf dem Molkenmarkt beseitigt, sie wird seit dieser Zeit nicht mehr erwähnt. Man erzählte später, der Kurfürst habe sie zerschlagen und die Trümmer in die Spree werfen lassen. Die Legende ging so weit, daß in allem Ernst erzählt und geglaubt, sogar hier und da in der Schule gelehrt wurde, zwei Mammutknochen (Schulterblatt und Rippe), die an einem Hause des Molkenmarkts aufgehängt und vermutlich einst in der Nähe dieser Stelle gefunden sind, seien Teile jener Rolandsäule.

Auch das Stadtsiegel von Berlin wurde verändert, dafür aber, wohl um den Eindruck der Verhöhnung etwas zu mildern, der Stadt das besondere Ehrenrecht verliehen, mit rotem Wachs zu siegeln. Das älteste Siegel von Berlin zeigte ein Stadttor, in dessen Öffnung der brandenburgische Adler stand. Später waren dem Adler zwei Bären als Schildhalter beigefügt worden, dann war ein schreitender Bär die Hauptfigur geworden, der durch ein flatterndes Band mit einem kleinen über ihm schwebenden Adlerschild verbunden war. Jetzt wurde der Adler die Hauptfigur. Mächtig, größer als der Bär, saß er mit ausgespannten Flügeln breit auf dem Rücken des Bären und hatte seine Fänge in dessen Fell geschlagen, der Bär aber trug Halsband und Kette. In so drastischer Form wurde sinnbildlich dargestellt, daß der brandenburgische Adler den stolzen, nach Selbständigkeit strebenden Bären bezwungen, die Staatsgewalt den einseitigen und selbstfüchtigen Sondergeist der städtischen Geschlechter überwunden hatte.

Diese Form hat, wie gleich hier bemerkt sei, das große Siegel von Berlin lange behalten, doch wird seit dem 17. Jahrhundert daneben ein aufrecht stehender Bär als zweites, kleineres Siegel gebraucht. Erst 1709 bei der Wiedervereinigung der Städte erhielt Berlin ein neues, das seitdem nur wenig veränderte, noch jetzt bei Urkunden gebräuchliche große Siegel. Es besteht aus einem dreigeteilten Schilde, auf dem die Königskrone ruht. Der untere, größere mit einer Mauerkrone gezierte Hauptteil zeigt den aufrecht stehenden Bären, darüber befinden sich in zwei kleineren Schilden der preußische Adler mit Zepter und Reichsapfel sowie der brandenburgische Adler mit Zepter und Schwert. Das Halsband hat der Bär bis 1876 ge-

tragen, dann erst ist es fortgelassen worden. Das Siegel der Stadt Köln war von Anfang an ein Adler gewesen, es hat sich bis 1709 fast unverändert erhalten.

Ein farbenreicheres Bild von der Erhebung und dem Falle Berlins als aus den trockenen Angaben der Urkunden festgestellt werden kann, gibt Willibald Alexis in seinem Roman „Der Roland von Berlin“. Die Phantasie des Dichters hat ein prächtiges Zeit- und Sittengemälde geschaffen, in dem sich eine große Zahl glaubhaft und lebensvoll dargestellter Menschen bewegen.

Wie groß damals die Einwohnerzahl gewesen ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, sie wird von den sachkundigsten Forschern für Berlin auf 6000, für Köln auf halb soviel geschätzt.

Drittes Kapitel.

Die kurfürstliche Residenz. 1448—1648.

Mit Berlin als freier und Hansestadt war es also vorbei, es begann eine neue, jetzt fast halbtausendjährige Entwicklung Berlins als fürstlicher Residenz und Landeshauptstadt. In dieser haben lange Zeit hindurch die Bemühungen der Fürsten und ihre Eigenart großen, in die Augen fallenden Einfluß ausgeübt, während daneben die Tätigkeit der Bürger weniger bemerkbar ist. Erst nach Jahrhunderten tritt in den öffentlichen Angelegenheiten die Selbständigkeit der Bürger wieder kräftiger hervor.

Kurfürst Friedrich II. ist nicht viel in Berlin gewesen, auch sein Bruder und Nachfolger Albrecht Achilles nicht. Er hielt sich meist in seinen fränkischen Besitzungen auf und ließ Brandenburg durch seinen Sohn Johann Cicero verwalten. Sterbend setzte er diesen zum Erben der Mark ein, während er die fränkischen Lande seinen beiden jüngeren Söhnen hinterließ. So war Johann Cicero der erste Hohenzoller, der nur in der Mark herrschte. Er und seine Nachfolger haben in der neuen Burg zu Köln residirt, in der Regel wurden nur einige Sommermonate an anderen Orten, vornehmlich in dem unter Karl IV. erbauten Schloß von Tangermünde, zugebracht.

Da die Stände-Versammlungen jetzt meist nach Berlin berufen wurden, haben nicht nur die zum Hofe gehörenden Personen hier ihren Wohnsitz genommen, auch viele Landedelleute erwarben oder bauten Häuser, um, wenn sie zu Hofe gingen oder in Geschäften nach Berlin kamen, ein angemessenes Absteigequartier für sich und ihre Leute zu haben. Der Bischof von Brandenburg besaß schon vorher ein Haus in der Klosterstraße, neben ihm baute sich der Bischof von Lebus an, die zu beiden Häusern führende Straße wurde deshalb die Bischofstraße genannt. Der Bischof von Havelberg hatte sein Haus am Neuen Markt, der Abt von Lehnin in der Heiligen Geiststraße, der Abt des zum Erzbistum Magdeburg gehörenden Klosters Zinna, dessen Besitzungen zu einem großen Teile auf brandenburgischem Gebiet lagen, in der Stralauer Straße; auch ein Haus des Abtes von

Chorin wird erwähnt, doch ohne Angabe der Straße. Zu der bisherigen Bevölkerung von Kaufleuten, Handwerkern und Ackerbürgern kamen zwei neue Stände hinzu: der Adel und die Anfänge des Beamtenstandes.

Die Häuser und die Straßen werden dadurch zum Teil ein vornehmeres Aussehen gewonnen haben, aber der Umfang beider Städte hat sich nicht verändert, auch die Zahl der Kirchen hat sich nicht vermehrt. Nur zwei Kapellen außerhalb Kölns sind im 15. Jahrhundert dazu gekommen: die 1411 geweihte Kapelle des Gertraudten-Hospitals vor dem Teltower, nunmehrigen Gertraudentore auf dem heutigen Spittelmarkt, der von diesem Spital seinen Namen hat, und die 1484 zuerst genannte Jerusalems-Kapelle an der Stelle der jetzigen Jerusalemskirche; sie soll von einem Berliner Bürger bei seiner Rückkehr von einer Wallfahrt nach Jerusalem gestiftet sein. In Verbindung mit den Kirchen sind während des 14. und 15. Jahrhunderts mehrere religiöse Bruderschaften entstanden, in denen sich Geistliche und Laien zur Pflege der Wohltätigkeit und zu religiösen Übungen vereinigten. Die berühmteste dieser Bruderschaften war, wie in vielen norddeutschen Städten, die Glendsgilde, die später meist Kalandsgilde genannt wurde, weil die regelmäßigen Zusammenkünfte an den ersten Monatstagen, den Kalenden stattfanden. Ihr Haus, der Kalandshof stand am Neuen Markte, die dahin führende Straße, die Kalandsgasse hat sich bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts erhalten, erst beim Bau der Kaiser Wilhelmstraße und der Vergrößerung des Neuen Marktes ist sie verschwunden. Außerdem werden noch genannt: ein Marienorden, die St. Wolfgang's-, St. Leonhards- und Liebfrauen-Bruderschaft.

Unter den fürstlichen Behörden sind das Kammergericht und Amt Mühlenhof die wichtigsten. Ursprünglich war das Kammergericht ein ständischer Ausschuß gewesen, der in „des Herrn Kammer“ unter seinem Vorsitz oder dem seines Stellvertreters tagte. Es pflegte jährlich viermal zusammen zu treten, in der älteren Zeit meist in Tangermünde. Seit die Kurfürsten im Schlosse zu Köln residierten, fanden hier drei Sessionen statt und nur die Trinitatis-Session wurde noch im Schloß von Tangermünde gehalten. Als das römische Recht sich einbürgerte und das schriftliche Verfahren üblich wurde, mußte das Kammergericht umgestaltet werden. Joachim I. hat gelehrte Richter als Beisitzer zugezogen und eine Kanzlei in der Breiten Straße eingerichtet. Allmählich ist dann an die Stelle der vierteljährlichen Sitzungen eine dauernde, ständige Tätigkeit des Gerichtshofes getreten. Gleichzeitig hat Joachim den beiden Städten Berlin und Köln die ihnen von Friedrich II. entzogene Gerichtsbarkeit zurückgegeben und ihre Stadtgerichte in ähnlichem Umfange wie vorher wieder hergestellt. Alle landesherrlichen Grundstücke und ihre Bewohner, auch die zum Hofe gehörenden Personen und ihre Diener, die Edelleute, Prälaten und kur-

fürstlichen Beamten standen nicht unter dem städtischen Gericht, sondern die Vornehmeren unter dem Kammergericht, während die niederen dem Schloßhauptmann und dem Hausvogt unterworfen waren. Außerdem be- hielt der Kurfürst die zweite Instanz in allen Zivilsachen, das Bestätigungs- recht in schweren Strassachen und einen Teil der gerichtlichen Einnahmen. Der Nachlaß solcher Personen, die in Berlin oder Kölln starben, ohne Erben zu hinterlassen, sollte im allgemeinen den Stadtkassen zufallen, bei Adligen, Juden und unehelich Geborenen aber dem Landesherren, eine Ordnung, die für das Stadtgebiet von Berlin noch jetzt in Geltung ist. Festere Formen erhielt das Kammergericht durch Joachims II. Reformation vom 8. März 1540, es blieb der Gerichtshof für die bevorzugten Stände und wurde zugleich die obere Instanz, das Appellationsgericht für alle Land-, Stadt- und Dorfgerichte.

Das Amt Mühlenhof umfaßte außer den Mühlen die dem Kurfürsten in der Umgebung von Berlin gehörenden Besitzungen und nutzbaren Rechte, namentlich auch die von Friedrich II. den aufständischen Geschlechtern ent- zogenen Lehen. Zum Amte gehörten zahlreiche Dörfer wie Schöneberg, Wilmersdorf, Arensfelde, Buchholz, Heiligensee, Gütergoh, Rosental, deren Bauern und Kossäten sowohl Geld zu zahlen wie einen Teil ihrer Erzeugnisse abzuliefern hatten. Die Bewohner anderer Dörfer wie Tempelhof, Marien- dorf, Zehlendorf, Sanktweiß waren zu mancherlei Frondiensten verpflichtet, z. B. Holz in den kurfürstlichen Forsten zu schlagen und mit ihren Gespannen abzufahren. Unter unmittelbarer Verwaltung des Amtes standen Wiesen, Weinberge, Fischgewässer, ferner die Schäfereien bei Schöneberg und Wilmers- dorf, die eine mit acht, die andere mit sieben Hufen. Die Geldeinnahmen setzten sich außer den Abgaben der pflichtigen Dörfer zusammen aus Zöllen, Schleusenabgaben, Stättegeld für die Buden auf dem Mühlendamm, aus dem Verkauf übrig bleibender Waren und aus der Einnahme der Mühlen, sowohl der Säge-, Boh- und Walkmühle wie der vier Getreidemühlen, in denen Berlin, Kölln, zwanzig Dörfer des Barnim und zwölf Dörfer des Teltow ihr Ge- treide mahlen lassen mußten. Die Gebühr dafür, das Meßkorn, eine Meße vom Scheffel, gewährte eine erhebliche Einnahme, die Abfälle konnten zur Schweinemast verwendet werden. Durch diese Art der Verwaltung gewährte das Amt Mühlenhof eine sichere Grundlage für die vornehmlich auf Natural- wirtschaft beruhende Versorgung des Hofes. Auf dem Mühlendamm wurde nicht nur Müllerei gewerbmäßig betrieben, in großen Gebäuden lagerten die Vorräte für die Bedürfnisse des Hofes, wurde für ihn gebacken, gebraut, geschlachtet, gesponnen und gewebt. Diese Wirtschaftsgebäude waren festungs- artig umbaut. Neuerer Forschung ist es gelungen, in die Geheimnisse dieser Mauern einzudringen und aus den toten Zahlen der Rechnungen ein an- schauliches Bild von der wirtschaftlichen Seite des Hoflebens zu geben.

Den größten Teil dessen, was zu Speise und Trank für die fürstliche Familie, für ihre Gäste, die Hofbeamten und Diener, für die vielen Ritter, auch für deren Knechte und zur Versorgung der Pferde erforderlich war, konnten die Bestände des Amtes liefern. Gewürze, besserer Wein, auswärtiges Bier und manches andere mußte gekauft werden, sicher auch ein Teil der feineren Stoffe zur Bekleidung der Vornehmeren. Denn alle zum Hofe gehörenden Personen, auch Räte und Ritter, hatten zweimal im Jahre „die gewöhnliche Hofkleidung“ für sich und ihre Diener zu fordern. Wachs- und Talglichte waren Erzeugnisse der eigenen Wirtschaft, doch ging man sparsam mit ihnen um, sie wurden in der Silberkammer aufbewahrt und nur in der Zeit von Allerheiligen bis Lichtmeß, d. h. vom 1. November bis zum 2. Februar in bestimmter Zahl und Stärke, je nach Rang und Würden für die dazu Berechtigten ausgegeben. Die Zahl der zum Hofhalt gehörenden Personen ist nicht immer die gleiche gewesen, sie hat nach Zeit und Umständen, nach dem Charakter und den Neigungen der Fürsten manchen Schwankungen unterlegen. Während der Regierung Joachims II. waren in der Regel 400 Personen zu unterhalten und 200 Pferde zu füttern.

Seit die Mühlen am Mühlendamm die ganze Breite des größeren Spreearms in Anspruch nahmen, konnte Schifffahrt zwar oberhalb und unterhalb des Mühlenstaus stattfinden, der Durchgangsverkehr aber konnte nur den kleineren Spreearm benutzen. Die Schleufe desselben wird zuerst 1484 erwähnt. Wann die Mühlen an diesem Spreearm angelegt sind, wird nirgends gesagt. Auf dem Memhardt'schen Plane von 1650 (Tafel 1) sind südlich von der Schleufe und dem Stau eine Schneidemühle und eine Walkmühle verzeichnet. 1677 wurde nördlich von der Schleufe noch eine Schneidemühle gebaut und bald darauf neben ihr ein zweiter Mahlgang angelegt. Dieser Spreearm wurde damals der neue Graben genannt, weil er vorher, namentlich am Ausflusse, reguliert und verändert war. Später erhielt er den Namen Friedrichsgracht, als Friedrich III. 1694 die hölzerne Schleufe umbaute und durch eine steinerne ersetzte. Die Straße am nördlichen Ufer des Grabens heißt noch heute „Am der Friedrichsgracht“, für den Graben selbst hat sich dieser Name nicht recht eingebürgert, er wurde allgemein als Schleusengraben bezeichnet, sein unterer Lauf seit dem Ende des 17. Jahrhunderts als Kupfergraben, offenbar wegen der mit Kupfer beladenen Schiffe, welche dem von Schlüter umgebauten Gießhause das Hauptmaterial zuführten.

Der Rat beider Städte bestand ebenso wie in früheren Zeiten aus zwei Hälften, von denen immer eine das Regiment führte, während die andere mehr in den Hintergrund trat, aber an den Beratungen teilnahm. Am Thomastage wählte der zurücktretende „alte Rat“ den neuen, d. h. die

andere Hälfte, um übers Jahr wieder an dessen Stelle zu treten. Wirkliche Ergänzung durch neu eintretende Mitglieder kam kaum anders vor als bei Todesfällen. Zur regelmäßigen „Versetzung“ war ebenso wie bei solcher Neuwahl die „Konfirmation“ des Kurfürsten zu erbitten, die nur selten ver sagt wurde.

Neben dem Räte werden in dieser Zeit Beordnete von den Biergewerken und der gemeinen Bürgerschaft genannt, in Berlin 16, in Kölln 8, die bei wichtigen Angelegenheiten mitwirken, auch die Rechnungsführung des Rates prüfen sollten. Sie waren ebensowenig wie der Rat einer regelmäßigen Erneuerung durch Wahlen unterworfen. Wenn einer von ihnen starb oder aus anderen Ursachen ausschied, wählten die übrigen mit Zustimmung des Rates ein neues Mitglied, das demselben Gewerk oder demselben Kreise der Bürgerschaft angehörte wie der Ausgeschiedene. Aus ihrer Mitte wurden meist die Gerichtsschöffen, Viertelsmeister, Marktaufsesser und Hospitalvorsteher genommen. Eine Geldentschädigung für ihre Bemühungen scheinen sie nicht erhalten zu haben, aber allerlei Deputate, namentlich aus der städtischen Kasse Zuschüsse zu der bei ihren Beratungen üblichen Bewirtung. Zur Jahresversammlung, in der sie ihre Ämter untereinander verteilten, pflegte ihnen der Kurfürst Wein, Herrenbier und Speisen zu schicken. Jährlich wurde einer von ihnen, der ausreichende Räumlichkeiten und Brauereigerechtigkeit besaß, zum Wirte gewählt, bei der letzten Mahlzeit in seinem Hause wurde ihm und seiner Frau feierlich gedankt. In den Rathhäusern haben sie, wie es scheint, nur in solchen Fällen getagt, wo sie zu einer Besprechung mit dem Räte dorthin entboten wurden.

Außer den Edelleuten und Beamten zogen nach der Residenz auch manche Handwerker, die durch Arbeit für den Hof und die vornehme Welt zu verdienen dachten. Dennoch hat das Berliner Gewerbe damals keine Fortschritte gemacht, sondern ist ebenso wie der Handel zurückgegangen, während im Süden und Westen Deutschlands das Gewerbe zu jener Zeit einen kräftigen Aufschwung nahm. Zwar hatten die beiden Hauptgewerbe von Berlin: Tuchweberei und Schuhmacherei noch einen ziemlichen Umfang und führten einen Teil ihrer Erzeugnisse aus, aber es fand auch eine ansehnliche Einfuhr flandrischer Tuche statt, da berichtet wird, daß „jeder Mann von Belang“ feine Stoffe aus Brügge und Gent trug. Offenbar hatte Berlin mit der politischen Macht zugleich einen guten Teil seiner Kraft und Rührigkeit verloren. Man darf indessen nicht übersehen, daß nicht nur Berlin, sondern überhaupt die Mark Brandenburg damals im Gewerbe wie an Bildung und Gefittung hinter dem älteren Kulturgebiet des deutschen Südens und Westens erheblich zurückstand. Kaum war das Land in hartem Kampfe erobert worden, so war jene Zeit der Wirren eingetreten. Ein Jahrhundert lang waren die Gedanken und die Kraft der

Ritter wie der Bürger auf Fehden, Überfälle, Raubzüge und auf die Verteidigung dagegen gerichtet gewesen. Da war keine Zeit gewesen, an ideale Güter, an die Pflege des geistigen Lebens zu denken. Friedrich II. gab sich große Mühe, den märkischen Adel an mildere Sitten zu gewöhnen. Diesem Zwecke sollte auch der von ihm gestiftete Schwanenorden dienen, dessen Ritter sich zu einem frommen und tugendhaften Leben verpflichten mußten. Großen Erfolg haben diese Bemühungen des Kurfürsten nicht gehabt. Noch sein zweiter Nachfolger Johann Cicero, der den Raubzügen energisch entgegentrat und hierbei von den Landesbischoföfen wie von den Städten kräftig unterstützt wurde, klagte, daß in keinem Lande soviel Räuberei und Barbarei zu finden sei, wie in der Mark Brandenburg.

Als Johann Cicero im rüstigsten Mannesalter starb und die Regierung einem fünfzehnjährigen Knaben zufiel, glaubten die Raubritter, daß jetzt für sie eine gute Zeit gekommen sei. Darin haben sie sich gründlich getäuscht, trotz seiner Jugend zeigte Joachim I. große Festigkeit. Er hat das Raubwesen zwar nicht auszrotten können, aber es wurde doch sehr wesentlich eingeschränkt.

Eine Fehde anderer Art, weil sie ursprünglich nur auf die Wiederherstellung des gekränkten Rechtszustandes ausging und erst später zu Raub und Wegelagerung ausartete, begann kurz vor dem Tode Joachims I. und hat erst nach mehreren Jahren ihr Ende erreicht. Hans Kuhlhase — nicht Michael Kohlhaas, wie ihn Kleist in seiner Novelle genannt hat — ein Kaufmann aus Kölln, führte auf eigene Faust Krieg erst gegen einen sächsischen Edelmann, dann gegen dessen Landesherren, den Kurfürsten von Sachsen. Zuletzt vergriff er sich sogar an dem Eigentum seines eigenen Landesherren, als dieser ihm nicht zu seinem Recht verhelfen wollte. Da griffen die brandenburgischen Behörden ein, die ihn so lange hatten gewähren lassen. Kuhlhase und sein letzter Genosse wurden in Berlin, wo sie sich verbergen wollten, ergriffen und am 22. März 1540 vor dem Georgentore gerädert.

Große, zugleich grausame und ungerechte Strenge zeigte Joachim I. 1510 gegen die Juden, die von einem Kirchendiebe beschuldigt wurden, daß sie von ihm die in einem gestohlenen Kirchengefäß aufbewahrten Hostien gekauft hätten. Nachdem sie auf der Folter gestanden hatten, mit den Hostien Unfug getrieben und noch andere Untaten verübt zu haben, wurden ihrer 36 in Berlin verbrannt, zwei, die zum Christentum übergetreten waren, enthauptet, alle anderen Juden aus dem Lande gewiesen.

Joachim I. hatte lebhaftes Interesse für das rege geistige Leben seiner Zeit und bemühte sich, demselben auch in Brandenburg Eingang zu verschaffen. Er hat die schon von seinem Vater vorbereitete Universität in Frankfurt a. D. eingerichtet, er suchte gelehrte Männer nach Berlin

zu ziehen, hatte aber damit kein rechtes Glück. Abt Tritheim, der im Herbst 1505 auf Joachims Einladung hierher kam, war ein Gelehrter von Ruf, es gefiel ihm aber hier durchaus nicht. In seinen aus Berlin geschriebenen Briefen lobt er zwar die Berliner und die Märker wegen ihrer Frömmigkeit, weil sie die Kirchen fleißig besuchen, mit Andacht die Feste feiern und die Fasten strenger halten als alle anderen Völker, die er kennen gelernt hat. Aber sie sind dem Trunke allzu sehr ergeben und beflecken dadurch das Verdienst des Fastens: „denn leben heißt bei ihnen fast nichts anderes als essen und trinken“. „Die Berliner“, sagt er in einem anderen Briefe, „sind zwar gut, aber allzu ungebildet“. Deshalb schlug Tritheim alle Anerbietungen Joachims aus und kehrte im Frühjahr 1506 nach Süddeutschland zurück. Dauernd ließ sich Carion fesseln, der zugleich Arzt, Astrologe und Geschichtsschreiber war, aber unter den Gelehrten seiner Zeit nur eine bescheidene Rolle spielte. Sein bestes Werk ist eine unter Mitwirkung von Melanchthon verfaßte Weltgeschichte, die ziemliches Ansehen genoß und mehrmals gedruckt wurde. Der abergläubische Kurfürst schätzte ihn vornehmlich als Astrologen, er richtete ihm im Schlosse eine Sternwarte ein und arbeitete dort mit ihm. Sein Glaube an Carions Wissenschaft wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß dessen Prophezeiungen in der Regel nicht eintrafen. Einen besonders drastischen Fall erzählt, allerdings als einziger Gewährsmann, Magister Haffitz, der nicht lange nach der Zeit Joachims, von 1549 an fast vierzig Jahre lang in Berlin und Köln als Lehrer und Schulrektor tätig gewesen ist. Er berichtet, was er gehört hat und was damals hier geglaubt wurde. Carion habe für den 15. Juni 1525 ein großes Unwetter berechnet, bei dem der Untergang von Berlin und Köln zu besorgen wäre. Da sei Kurfürst Joachim „mit seiner Gemahlin, der jungen Herrschaft und vornehmsten Offizieren auf den Tempelhofischen Berg gezogen und den Untergang der beiden Städte ansehen wollen. Als er aber lange darauf gehalten und nichts daraus worden, hat ihn sein Gemahl (wie es eine sehr gottesfürchtige und christliche Fürstin gewesen) gebeten, daß er möchte wieder hineinziehen und bei seinen armen Unterthanen auswarten, was Gott thun wollte, weil sie es vielleicht nicht allein verschuldet. Darüber er bewogen, und ist um vier Uhr gegen abend wieder gegen Köln gezogen; ehe er aber aufs Schloß kommen, hat sich ein Wetter bewiesen, und wie er unter das Schloßtor kommen, hats dem Kurfürsten vier Pferde vor dem Wagen sammt dem Knechte erschlagen und sunsten keinen Schaden mehr gethan“.

Wiederholt ist die Mark damals von der Pest heimgesucht worden, namentlich 1500, 1502 und 1516. In dem zuletzt genannten Jahre trat sie in Berlin und Köln mit besonderer Heftigkeit auf, fast jede Familie war in Trauer versetzt. Da das große Sterben von den Kanzeln als

Strafe Gottes dargestellt wurde, war die Bürgerschaft beider Städte in einer Stimmung, wie sie der marktschreierische Ablassprediger Tegel sich wünschen mußte, der, ebenso wie sein noch roherer Begleiter, der Franziskaner=Guardian Bartolomäus Rauch aus Mainz, in hohem Grade die Kunst besaß, das Mitleid mit den verstorbenen, jetzt im Fegefeuer schmachtenden Familiengliedern zu erwecken. Tegel ist im Frühjahr 1517 in Berlin=Kölln gewesen und im Herbst nach einer Rundreise durch die thüringischen Städte nochmals hierher gekommen, wie zwei hier ausgestellte Ablassbriefe vom 11. April und vom 5. Oktober zeigen. Sonst sind keine Nachrichten über seinen hiesigen Aufenthalt und sein Auftreten erhalten, doch wird man aus seinem zweiten Besuche schließen können, daß es ihm hier gefallen und er gute Geschäfte gemacht hatte. Der zweite der hier ausgestellten Ablassbriefe ist sehr merkwürdig. Jemand hat, wie er selbst angibt, aus Versehen seinen Sohn erschlagen. Da er nun diese Sünde aufrichtig betrauert und zum Bau der Peterskirche in Rom nach seinen Kräften beigetragen hat, spricht ihn Tegel von diesem Totschlage frei und befiehlt kraft der ihm vom Papst übertragenen Vollmacht bei Bann und Strafe, daß ihn jedermann als vollkommen freigesprochen anzusehen hat und niemand ihn anklagen darf. Er befreit also den reinigen Sünder nicht nur von der himmlischen Strafe, sondern er verbietet auch der weltlichen Obrigkeit jede Art der Untersuchung und der Anklage. Wie sich Kurfürst Joachim, der eben erst die gerichtliche Ordnung seines Landes neu geordnet hatte, zu diesem Eingriff in seine Rechte verhalten hat, ist nicht überliefert. Er gewährte in seinem Gebiete der Ablasspredigt eine weitgehende Freiheit aus Rücksicht auf seinen Bruder, den Erzbischof Albrecht von Mainz, der die Leitung des Ablasshandels in den deutschen Landen übernommen und erheblichen Anteil an dessen Ertrage hatte. Dennoch scheint dem Kurfürsten die Art, wie Tegel auftrat, unangenehm gewesen zu sein, denn es wird berichtet, daß er seinen Hofleuten nicht erlaubte, Ablasszettel zu kaufen.

Jedenfalls fehlte es den Berlinern und den Märkern überhaupt nicht an Gelegenheit, aus eigener Anschauung Tegels Auftreten und das Unwesen seines Ablasshandels kennen zu lernen. Um so freudigere Zustimmung fand dann Luthers Lehre trotz aller Bemühungen des Kurfürsten, sie in seinem Lande nicht aufkommen zu lassen. Selbst Joachims Gattin, die Kurfürstin Elisabeth flüchtete 1528 vor seinem Zorn, als sie hier im Schlosse das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen und der Kurfürst dies erfahren hatte. Den Gottesdienst nach lutherischer Art konnte der Kurfürst verbieten, aber er konnte nicht hindern, daß die Gemüter sich der Reformation zuwendeten, daß die große Mehrzahl der Geistlichen wie der Laien sich ihr anzuschließen wünschten. Ein deutliches Zeichen

dafür ist, daß nach 1517 in Berlin und Köln kein Altar und keine Stiftung zu Ehren eines Heiligen mehr errichtet und seit 1518 keine Messe gestiftet worden ist. Auch die Klöster verödeten, da ein großer Teil der Mönche austrat und neue nicht mehr hinzukamen.

Als die letzten Mönche das Dominikanerkloster zu Köln verließen, um nach dem gleichfalls verlassenen Dominikanerkloster in Brandenburg überzusiedeln, ließ Joachim II. ihre Kirche bedeutend vergrößern und erhob sie zu einem Domstift. Als solches wurde sie am 2. Juni 1536 neu geweiht. In diesen neuen Dom ließ der kunstsinige Kurfürst die Reliquien und anderen Gegenstände frommer Verehrung bringen, welche die Eiferer für die neue Lehre nicht mehr in den märkischen Stadtkirchen dulden wollten oder die in den verlassenen und aufgehobenen Klöstern zurückgeblieben waren. So kam hier eine stattliche Sammlung von Arbeiten kirchlicher Kunst zusammen, die manch wertvolles Werk enthielt. Der Dom sollte auch die Grabstätte der märkischen Hohenzollern werden. Der Kurfürst ließ deshalb die Särge seines Vaters Joachim I. und seines Großvaters Johann Cicero, der ersten in der Mark verstorbenen und in Lehmin beigesezten hohenzollerschen Kurfürsten hierher bringen, ebenso das eigenartige, von Peter Wischer und seinem Sohne Johann Wischer geschaffene eiserne Grabmal Johann Ciceros, das jetzt in der Denkmalskirche des neuen Domes als eine Hauptzierde desselben steht.

Inzwischen traten in verschiedenen Städten lutherische Prediger auf, z. B. in Spandau, wohin viele Berliner gingen, um die evangelische Predigt zu hören. 1537 wurde an die Petrikirche ein lutherischer Pfarrer berufen, ohne daß der Kurfürst es hinderte. Joachim wurde von vielen Edelleuten gebeten, ihnen den offenen Übertritt zu gestatten, auch der Rat von Berlin und der Rat von Köln haben im Februar 1539 auf einhelliges Drängen der Bürgerschaft solche Bitte an ihn gerichtet. In seinem Herzen war der Kurfürst schon lange der neuen Lehre zugetan. Er hatte bereits als Kurfürst mit Luther, später wiederholt mit Melanchthon verhandelt. Aber er scheute den offenen Übertritt, er wünschte zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Außerdem hatte er Verhandlungen angeknüpft, durch die er seinen Nachkommen Ansprüche auf schlesische Fürstentümer und auf das unter polnischer Hoheit stehende Herzogtum Preußen verschaffte. Diese weit hinaus in die Zukunft schauende Familienpolitik nötigte ihn, Rücksicht auf seinen Schwiegervater, den König von Polen, und auf den Kaiser zu nehmen.

Endlich gab er nach, entschloß sich zu den erforderlichen Änderungen, gestattete seinen Untertanen den offenen Übertritt und nahm selbst das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Vermutlich ist dies in seinem neuen Dom oder in der Schloßkapelle geschehen. Daß er nach Spandau ge-

gangen sei, um dort am 1. November gemeinsam mit den Edelleuten des Teltow das Abendmahl zu nehmen, ist nicht wahrscheinlich. In dem Bericht über die Feier in Spandau heißt es nur, daß die Edelleute „nach dem Vorgang des Kurfürsten“ gehandelt haben, also nachdem er ihnen damit vorangegangen war, mit keinem Wort wird seine Anwesenheit oder Beteiligung erwähnt. Früher glaubte man, daß er Spandau gewählt habe aus freundlicher Aufmerksamkeit gegen seine dort wohnende, einst ihres Bekenntnisses wegen geflüchtete Mutter. Diese fromme Schwärmerin, die mit ihres Sohnes Lauheit und Halbheit durchaus nicht einverstanden war, hat aber erst 1545 ihren Witwenstiz in Spandau genommen, bis dahin war sie in Sachsen geblieben. Merkwürdig ist es freilich, daß ein Zweifel darüber entstehen konnte, an welcher Stelle der Kurfürst seinen vielbesprochenen Übertritt zur neuen Lehre vollzogen hat. Joachim, der sonst öffentliches, prunkvolles Auftreten liebte, hat solches in diesem Falle absichtlich vermieden, zum Teil vielleicht aus Rücksicht auf seine Gemahlin, die beim katholischen Kultus blieb, vor allem aber, weil er seine Vermittlerrolle auch jetzt nicht aufgab und mit dem Papste, mit dem Kaiser, mit den Reichsfürsten weiter über eine alle Parteien befriedigende Kirchenreform verhandelte.

Die Stadt Berlin bekundete ihren Übertritt am 2. November dadurch, daß Rat und Bürgerschaft gemeinschaftlich das Abendmahl in der neuen Form nahmen. Als 300 Jahre später die Erinnerung an dies Ereignis festlich begangen wurde, ließ der Magistrat von Berlin eine Medaille prägen, die in geschickter und hübscher Weise die Einführung der Reformation durch Kurfürst Joachim und die Abendmahlsfeier in der Nikolaikirche veranschaulicht. Es wurde bestimmt, daß alljährlich am Tage der Reformationsfeier, die in den Berliner Schulen am 2. November stattfindet, einige besonders tüchtige Schüler in den obersten Klassen der Berliner höheren Schulen diese Medaille erhalten sollten. So lange es hier nur wenige höhere Schulen gab, konnten in jedem Jahre mehrere ihrer Schüler auf diese Weise ausgezeichnet werden. Seit 1871 erhält jede der höheren Vollanstalten nur eine Medaille.

Der vermittelnden Haltung des Kurfürsten entsprach die neue Kirchenordnung von 1540, die sowohl von Luther wie von Karl V. gebilligt wurde, aber seinen evangelischen Geistlichen großen Kummer bereitete, weil sie viele katholische Bräuche wie Prozessionen, letzte Ölung, Messen beibehielt. Luther legte auf die kirchlichen Gebräuche weniger Wert, die seien, wie er sagte: „menschlicher Andacht Ordnung, nicht Gottes Gebot“. Als die Hauptsache betrachtete er die kräftige, klare Betonung der Rechtfertigungslehre. Deshalb antwortete er am 4. Dezember 1539 dem Berliner Propst Buchholzer, der sich bei ihm über seine Zugeständnisse an den Kurfürsten

beflagte: „Wenn Euch Euer Herr, der Markgraf und Kurfürst will lassen das Evangelium Jesu Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz . . . so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe und Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog. . . . Denn solche Stücke, wenn nur abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts.“ Die auf Joachims Verlangen damals beibehaltenen Zeremonien wurden bald beseitigt, der weiße Chorrock aber ist geblieben, in den alten Berliner Kirchen tragen ihn die Geistlichen noch heute über dem schwarzen Talar.

Trotz seines lebhaften kirchlichen Interesses war Joachim den weltlichen Freuden sehr zugetan. Er liebte die Jagd, ritterliche Spiele, üppige Feste und prunkvolle Aufzüge. Das westlich von Köln und dem Werder liegende Waldrevier, unsern Tiergarten, hatte er sich schon als Kurprinz von der Stadt Köln abtreten lassen, um es als Jagdgehege einzurichten. In Turnieren und höfischer Galanterie hatte er sich in seinen jüngeren Jahren so hervorgetan, auch bei Besuchen am kaiserlichen Hofe, daß der Beiname Hektor, den die Altertumschwärmerei der Zeit ihm gab, meist hiermit begründet wird. Andere wollen ihn auf seine in den Türkenkriegen bewiesene Tapferkeit zurückführen. Er hat zwei Türkenkriege mitgemacht. 1532 als 27 jähriger Kurprinz führte er 2000 brandenburgische Reiter dem Kaiser zu, dieser zeichnete ihn besonders aus und erteilte ihm den Ritterschlag. Bei seiner Rückkehr von diesem fast ergebnislosen Feldzuge wurde der Prinz in Berlin-Köln mit hohen Ehren empfangen, die seinem Zuge voranmarschierenden gefangenen Türken machten großes Aufsehen. Zehn Jahre später in dem unglücklichen Türkenkriege von 1542 hat Joachim den Oberbefehl geführt. Er war stolz auf diese Ehre. In der Inschrift am Jagdschlosse „zum grünen Walde“, dessen „ersten Stein“ er unmittelbar vor dem Aufbruch zum Reichsheere legte, nennt er sich neben seinen anderen Titeln „des Heiligen Römischen Reiches oberster Feldhauptmann“.

Für seine Feste und den häufigen fürstlichen Besuch konnte das unbehagliche Schloß nicht ausreichen, das hundert Jahre vorher Kurfürst Friedrich II. als Zwingburg mit starken Mauern und festen Türmen aufgerichtet hatte. Joachim ließ deshalb von Kaspar Theiß und seinem Gehülfen Kunz Buntschuh — denselben Baumeistern, die ihm unmittelbar darauf das eben erwähnte Jagdschloß erbauten und sich daselbst in einem scherzhaften Reliefbild mit Gestalt und Namen verewigten — ein freundlicheres „zweites Haus“ in den malerischen Formen der deutschen Renaissance anbauen. Vor dem Erdgeschosse zog sich auf dem Schloßplatze eine Halle entlang, die zu ritterlichen Spielen bestimmte Stechbahn.

Für die wachsenden Bedürfnisse des Hofhalts wurden noch manche andere Anlagen gemacht. Westlich von Kölln auf dem inselartig abgeschlossenen Werder, den man später den Friedrichswerder genannt hat — zwischen dem kleineren Spreearm und einer sumpfigen Niederung, hinter welcher der Tiergarten begann — entstanden verschiedene für den Hofhalt bestimmte Baulichkeiten: ein Jägerhof (an der Stelle der Reichsbank), ein Holzgarten, an welche noch die Straßennamen erinnern, und ein Reithaus — der lange Stall genannt —, das in späterer Zeit zur Werderschen Kirche umgebaut wurde. Zur besseren Verbindung dieser Anlagen auf dem Werder mit dem Schlosse diente eine neue Brücke über die Spree an der Stelle unserer Schloßbrücke, sie führte damals den weniger vornehmen Namen der Hundebücke.

So viele Bauten mußten das Gewerbe fördern, unter der Leitung eines tüchtigen Meisters wie Kaspar Theiß fing es an, sich zum Kunstgewerbe zu entwickeln. Im märkischen Museum werden zahlreiche gut gearbeitete gußeiserne Kaminplatten mit bildlichen Darstellungen aufbewahrt aus der zweiten Hälfte des 16. und aus dem 17. Jahrhundert. Einen besonderen Kunstzweig bildete die Herstellung reich verzierter Zinnsärge. Einige aus dieser Zeit stehen in der Gruft der Marienkirche, eine größere Zahl in der Fürstengruft des Domes.

Die glänzende und lebhaftige Hofhaltung Joachims gab den Berlinern viel zu sehen, ihre Schaulust fand volle Befriedigung. Aber die Leichtlebigkeit und üppigkeit des Hofes scheint ansteckend gewirkt zu haben. Nicht wenige Familien der vornehmen Welt wie der Bürgerschaft sollen damals trotz aller Luxusverbote weit über ihre Kräfte gelebt und sich ebenso wie ihr Landesherr in Schulden gestürzt haben.

Schon Joachim I. hatte dem Luxus zu steuern versucht. Seine Polizeiordnung der Städte von 1515 bestimmt, daß bei Hochzeiten die reichen Leute nicht mehr als fünf, die anderen nicht mehr als drei Tische aufstellen dürfen, damit „man nicht auf einmal verzehre, davon man ein Jahr möge haushalten“. Ein Handwerker, welcher das Meisterrecht erlangt, soll nur die übliche Gebühr zahlen, aber „keine Werkköste noch Collation thun“. Der Rat darf bei seinen Festlichkeiten „der Stadt keine Unkosten deshalb auflegen“. Nur mit der jährlichen Ratsverfetzung wird eine Ausnahme gemacht, doch wird auch diese Feier auf einen Tag beschränkt: „Wenn sich aber der Rat ersehet, mögen sie mit ihren Hausfrauen zusammen essen, trinken ziemlicher Weise einen Tag, wie ihre Gewohnheit ist, und darüber nicht.“

Diese Bestimmungen scheinen bald vergessen zu sein. Eine Verordnung Joachims II. von 1551, welche übermäßigen Luxus einschränken will, gestattet bei Hochzeiten außer drei Tischen für Kinder und An-

verwandte zehn Tische für je zwölf Personen aufzustellen. Neben dieser großen Zahl der eigentlichen Gäste mußten natürlich noch eine ganze Anzahl von Köchen, Bratenwendern, Aufwärttern, Musikanten, singenden Schülern und anderen gebetenen und ungebetenen Teilnehmern beköstigt werden. Eine spätere, 1580 von Joachims Nachfolger erlassene Verordnung unterscheidet vier Klassen der Einwohner. Der erste Stand darf bei Hochzeiten 80 Gäste und 20 Diener haben, der zweite Stand 60 Gäste und 10 Diener, der dritte Stand 40, der vierte 20 mit Einschluß der Diener. Rheinwein wird nur beim ersten Stande vorgefetzt, beim zweiten Landwein und fremdes Bier, der dritte muß sich mit fremdem Bier, der vierte mit Stadtbier begnügen. Den Rathausaal können alle zum Tanzen benutzen, doch muß dies von den beiden letzten Ständen am Abend des ersten Tages geschehen, ein länger dauerndes Fest ist ihnen nicht gestattet, während die beiden ersten Stände ein Recht auf dreitägige Feier haben.

Besonders beliebt war das Essen und Trinken auf öffentliche Unkosten, aus den Kassen der Schützengilden, der kaufmännischen Gilden, der Zünfte und anderer Korporationen. Bei jeder Zusammenkunft und Beratung wurde gezecht, am meisten bei den Hauptquartalen oder Jahresfesten, die vornehmlich im Sommer (am Himmelfahrtstage, Heiligen Leichnamstage, Pfingsten) gefeiert und mit einem Ausflug ins Freie verbunden wurden. Einige Gewerke hatten ihre Gesamtlade in Berlin wie Seiler, Seifensieder, Tuchscherer, Schwarzfärber. Zu ihren Festen kamen auch aus Brandenburg, Frankfurt, Prenzlau, Ruppin, Fürstenwalde sowie anderen Städten der Mittel- und Ufermark die Meister hierher, um am Junftbier teilzunehmen. Denn die Berliner Feste waren weithin berühmt, jedermann wußte, daß es hier hoch herging. Das Nachhausegehen wird manchmal schwierig gewesen sein, und die guten Freunde mußten dafür sorgen, daß der Trunkene den rechten Weg fand. Denn wenn er etwa seinen Rausch auf der Straße ausschlagen wollte, so konnte es wohl geschehen, daß er aufgegriffen, in den Karrenkasten gesperrt und am anderen Morgen von den sich ansammelnden Zuschauern gründlich verspottet wurde. Jede der beiden Städte hatte solchen Gitterkäfig, Berlin beim Bernauischen Bierkeller, Kölln am Gertraudentor.

Vornehmer waren die Feste der Ratsherren. Alle außergewöhnlichen Geschäfte in der Stadt wie draußen waren mit Bewirtung verbunden, bei den Dingetagen auf den Dörfern mußten die Injassen Hühner und Gänse liefern, der Wein wurde aus dem Ratskeller mitgenommen. Die jährliche Versetzung wurde oft mit mehrtägigem Fest gefeiert, an dem auch die kurfürstlichen Beamten und angesehene Bürger teilnahmen. Allerlei Scherze und Mummereien halfen die Zeit verkürzen, der Rektor ließ seine Schüler singen oder eine Komödie aufführen, am Abend durfte der Tanz nicht

fehlen. Ein bei solchen Ratsfesten späterer Zeit gebrachter goldener Bergierbecher mit doppeltem Boden, dessen sichtbarer Teil nur Wasser enthielt, während der innere Teil mit Wein gefüllt war, ist jetzt im Märkischen Museum zu sehen. Das Fußgestell des Bechers stellt die Verbrüderung von Berlin und Köln dar, indem der kölnische Adler und der Bär sich umarmen und küssen. Die obere Inschrift lautet: „Wenn Adler und der Bär am Thomasfest sich legen, denkt mancher sich auch gern in höhern Stand zu setzen.“

Der Kleiderluxus trieb seltsame Blüten, bei den männlichen Stutzern noch mehr als bei den Frauen. Von den Niederlanden her verbreitete sich die Mode weiter, bauschiger Beinkleider mit zahlreichen Falten, zu denen sehr viel Stoff verbraucht wurde. In Berlin sollen besonders geschickte Schneider es fertig gebracht haben, 130 Ellen Zeug auf ein Paar solcher Pluderhosen zu verwenden. Damit sie nicht zu schwer wurden, mußten die feinsten und leichtesten Stoffe, namentlich Seide genommen werden. Gegen diese unsinnige Verschwendung wurde auf den Kanzeln geeifert, am heftigsten von dem leidenschaftlichen Professor und Generalsuperintendenten Musculus in Frankfurt a. D. Seine oft gedruckte, mit einem schönen Holzschnitt ausgestattete Predigt gegen den „pludrichten Hosenteufel“ hat ihn berühmter gemacht als alle seine theologischen Streitschriften. In drastischer Weise soll Joachim II. vorgegangen sein. Wie erzählt wird, ließ er einem jungen Edelmann, den er in solchem Anzuge auf der Straße sah, den Hosengürtel durchschneiden, so daß das ganze Zeug zur Erde fiel, er es mit den Händen fassen mußte und mit den Füßen sich in die herabhängenden Teile verwickelnd nur sehr langsam durch die ihn umdrängenden und verhöhrenden Leute nach Hause kommen konnte. Noch schlimmer erging es einigen Bürgerhöhnern, die unter Vorantritt von Fiedlern mit ihren kostbaren Hosen durch die Straßen und über den Schloßplatz stolzierten. Sie wurden in den Karrenkasten gesetzt, während die Fiedler vor demselben Platz nehmen mußten, um ihnen und den Zuschauern weiter aufzuspielen.

Gegen die Unsitte der Pluderhosen mögen solche Mittel gewirkt haben. Im übrigen hatten Joachims Luxusgesetze nur wenig Erfolg, da er selbst und sein Hof kein gutes Beispiel gaben. Größere Wirkung übte die Sparsamkeit seines Sohnes Johann Georg, namentlich im Anfang seiner Regierung, wo er, um die Schulden abzutragen, den Luxus des Hofes energisch beschränkte. Gegen manche, die seinem Vater nahe gestanden hatten, ist er mit großer Strenge vorgegangen.

Joachims Hofbankier, der „Münzjude“ Lippold wurde beschuldigt, durch Zauberei auf den Kurfürsten eingewirkt zu haben. Mittels der Folter wurde sein Geständnis erpreßt, dann wurde er in entsetzlicher Weise gemartert und schließlich gevierteilt. Der Glaube an Teufelspud und Zauberei

war damals allgemein. Johann Georg war fest überzeugt, daß Sippold in der That die von ihm eingestandenen verbrecherischen Künste angewendet habe. Dies geht aus seiner Antwort an Kaiser Maximilian II. hervor, als dieser ihn bat, wenigstens mit der Witwe des unglücklichen Sippold Mitleid zu haben. Sie mußte mit ihren Kindern das Land verlassen und behielt nur einen kleinen Teil von dem Vermögen ihres Mannes. Auch alle übrigen in der Mark lebenden Juden wurden von neuem aus dem Lande gewiesen.

Von einer anderen Grausamkeit, die dem Kurfürsten Johann Georg lange Zeit nachgesagt wurde, hat neuere Forschung ihn freigesprochen. Es wurde erzählt, er habe Joachims Geliebte, die schöne Gießerin genannt, weil sie die Witwe des kurfürstlichen Kunst- und Stückgießers war, in Schloß Grunewald lebendig einmauern lassen. Diese Legende ist vermutlich daraus entstanden, daß der mittlere Teil einer Hintertreppe des Jagdschlosses oben und unten zugemauert ist. Dies ist indessen bei der Anlage einer Heizeinrichtung geschehen und hat mit der schönen Gießerin nichts zu tun. Sie wurde vom Kurfürsten ins Gefängnis nach Spandau geschickt, dort ist sie 1575 gestorben.

Johann Georg war eifrig bemüht, den Wohlstand des Landes zu heben sowohl durch Ansiedelung von Niederländern, die damals vor Albas blutigen Strafgerichten flüchteten, wie durch Förderung des Gewerbes. Ein besonders rühriger Industrieller war Leonhard Thurneisser, einer der hervorragendsten unter den marktschreierischen Ärzten jener Zeit. Durch seine Wunderkuren und durch gelehrte Werke hat er viel von sich reden gemacht, in den letzteren ist verständige, eingehende Beobachtung der Natur gemischt mit den unsinnigsten, nur auf den Effekt berechneten Behauptungen. Unter anderem hat er auch eine Schrift über die Gewässer der Mark Brandenburg veröffentlicht. Die Spree rühmt er und behauptet, daß sie in ihrem Sande Gold führe. Auf die Havel ist er aber schlecht zu sprechen, sie habe faules Wasser, „davon die Weiber, die es trinken, gar böse, scharfe und lügenhaftige Zungen überkommen, den Leuten Arges nachzureden“. Durch diese Schrift erregte er die Aufmerksamkeit des Kurfürsten. Er wurde zum Leibarzt ernannt, erhielt ein hohes Gehalt und mannigfache Unterstützung bei seinen Arbeiten. In den Räumen des verlassenen Franziskanerklosters richtete er seine Laboratorien und Werkstätten ein, brachte er seine Aquarien, Vogelhäuser und Pflanzensammlungen unter. Fabrikmäßig stellte er in großem Umfange die verschiedensten von ihm erfundenen Medikamente, Gesundheitsmittel und Schönheitsmittel her, dazu Talismane und Amulette, die gegen diese oder jene Krankheit schützen sollten. Noch größeren Absatz fanden seine Kalender. Um diese und seine anderen Schriften zu drucken, richtete er eine große, mit eigener Formschneiderei und Schrifgießerei ausgestattete Druckerei ein und scheute keine Kosten, um die besten Setzer und

Drucker zu gewinnen, so daß seine Druckerei zu einer Musteranstalt wurde. Sie soll über 200 Leute beschäftigt haben und war die größte gewerbliche Anstalt, die Berlin bis dahin gekannt hatte, sie hat sich noch eine Zeitlang hier gehalten, nachdem Thurneisser Berlin wieder hatte verlassen müssen, später ist sie nach Frankfurt a. D. verlegt worden.

Anderer gewerblicher Anlagen wie Salzsiedereien, Eisenwerke, Pulvermühlen werden Johann Georgs berühmtem Baumeister Guerinio Rocco von Lynar verdankt, einem italienischen Edelmann, der am mediceischen Hofe in Florenz aufgewachsen, dann aus seiner Heimat geflüchtet war, als General und Festungsbaumeister schon in französischen, pfälzischen und sächsischen Diensten gestanden hatte, ehe er 1578 nach der Mark berufen wurde, um die Festungen in besseren Stand zu setzen. Er hat das hiesige Schloß durch mehrere Anbauten vergrößert und den Plan zu einem Lustgarten entworfen. Dieser Garten hinter dem Schlosse wurde etwa dreimal so groß wie der heutige Lustgarten, er reichte nach Süden bis unmittelbar an das Schloß, nach Norden bis zur Vereinigung der beiden Spreearme. Da der Kurfürst aber für eine große Familie sorgen mußte — er hatte 23 Kinder, von denen ihn 15 überlebt haben —, hat er als sorgfamer Hausvater den Gärtner angewiesen, darauf zu sehen, daß „wir daraus allerlei unserer Küchen Notdurft haben mögen“. Der größere Teil des weiten Raumes ist also zu einem Küchengarten und nur ein kleineres Stück zu einem höfischen Lustgarten gemacht worden. Bezeichnend dafür ist, daß das ganze Gebiet als „kurfürstlicher Hintergarten“ bezeichnet wurde. Immerhin erstanden, wenn nicht gleich damals, doch wenig später, an dem westlichen Flußarm, dem Kupfergraben, ein Pommeranzenhaus und ein Lusthaus, die Grotte genannt. Beide verschwanden wieder, als der Große Kurfürst ein größeres Pommeranzenhaus und eine neue Grotte baute. Um das sumpfige Gelände trocken zu legen, ließ Lynar ungefähr in der Mitte ein großes Wasserbecken ausstechen.

Kurz vorher hatte Berlin eine Wasserleitung in hölzernen Röhren erhalten. Eine Gesellschaft „Gewerk der Wasserkunst“ schloß 1572 mit dem Räte von Berlin einen Vertrag, nach dem die Stadt das erforderliche Holz geben und anfahren, das Gewerk alle übrigen Kosten tragen sollte. Jeder beitretende Eigentümer hatte im voraus 20 Taler zu zahlen. Die Eigentümer zeigten aber wenig Lust zur Beteiligung. Die Anlage ist deshalb, wie es scheint, nur teilweise und mangelhaft ausgeführt worden. Bereits 1579 wird über ihren Verfall geklagt.

Einen Teil des Grauen Klosters überwies der Kurfürst, als der letzte Mönch gestorben und „gar ehrlich zur Erde bestattet“ war, den seit alter Zeit bei der Nikolaikirche und bei der Marienkirche bestehenden Lateinschulen. Sie wurden zu einem Gymnasium erweitert, das als solches am

13. Juli 1574 eröffnet wurde. Es besteht noch an derselben Stelle, ein Teil der Räume des alten Klosters ist erhalten, namentlich das 1471 bis 1474 erbaute Kapitelhaus, in dem sich jetzt der Gesangsaal und die Aula befinden, ferner eine große Halle, vermutlich das einstige Refektorium, die jetzt bei Regenwetter als Wandelhalle benutzt wird.

Eine Lateinschule bestand auch bei der Petrikirche, sie wird schon 1276 erwähnt. Seit der Zeit des Großen Kurfürsten wird sie als Köllnisches Gymnasium bezeichnet, bis dahin als Köllnische Schule oder Köllnische Ratschule. Darüber, ob mit der Veränderung des Namens eine Erweiterung der Schule oder eine Umgestaltung ihres Lehrplanes verbunden war, hat sich keine Nachricht erhalten.

Ihr erster evangelischer Rektor war 1540—1544 der spätere Rechtsgelehrte, vielseitige Schriftsteller und lorbeergekürzte Dichter Knaust oder, wie er selbst sich in seinem 1541 gedruckten „Spiel von der Geburt des Herrn Jesu“ nennt: „Henricus Chnustinus Hamburgensis, zu Cölln an der Sprenw Schulmeister“.

Knausts Schauspiel ist das erste in Berlin aufgeführte Stück, über das sichere Kunde vorliegt. Aus früherer Zeit gibt es keine zuverlässige Nachricht über irgend eine dramatische Aufführung, auch nicht über Mysterien, Fastnachtspiele, wie sie in anderen Städten üblich waren. Der phantasiereiche Plümcke erzählt allerdings in seiner 1781 erschienenen Theatergeschichte von Berlin, daß die Mönche des Grauen Klosters im 14. Jahrhundert durch ihre Schüler lateinische geistliche Schauspiele hätten aufführen lassen. Aber er weiß dafür keine andere Quelle anzugeben, als eine verloren gegangene, ungedruckte Chronik, die außer ihm niemand gesehen hat. In keiner der erhaltenen Chroniken und bei keinem der älteren Geschichtsschreiber wird etwas davon erwähnt. Auch ist es durchaus unwahrscheinlich, daß gerade die ungelehrten Franziskaner ihre Schüler so weit gebracht hätten. Ihre Schule kann nur eine Elementarschule gewesen sein und höchstens die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik gelehrt haben. In den nächsten Jahrzehnten nach 1541 sind Schüler-Aufführungen sehr häufig. Bei der Kirchenvisitation im Jahre 1573 beschwerte sich der Rat von Berlin darüber, „daß die Präceptores die beste Zeit eines geringen Nutzens und Geldgutes halber mit viel deutscher Spiel agieren, daraus doch die Knaben wenig lernen können, zugebracht und indeß die Grammatika zu treiben anstehen lassen“. Wohl mit Rücksicht auf diese Klage spricht die älteste Schulordnung des Kloster-gymnasiums nur davon, daß die Komödien des Terenz in der Schule gespielt werden sollen. „Es wird vor gut angesehen“, heißt es dort, „daß die Knaben den Terentium als ihren fürnehmsten Autoren dieser Gestalt auswendig lernen, daß man der Jugend, wenn eine Scene ausgelesen, die Personen aussteile und sie wöchentlich,

ehe man wieder in Terentio procedieret, auswendig recitieren und agieren lasse, und sie folglich, wenn sie die Comoedien zu Ende gehöret, dieselben gang in der Schule spielen können.“ Ob sich die Schüler immer auf Terenz und auf das Spiel innerhalb ihrer Schule beschränkt haben, kann — wie Gudopp in seiner Abhandlung über die Berliner Schulkomödien dieser Zeit ausführt — bei dem lebhaften Interesse, welches das Zeitalter den Schulkomödien, namentlich den deutschen, entgegenbrachte, als zweifelhaft erscheinen. Zwei Direktoren des Klostersgymnasiums in der nächstfolgenden Zeit: Josef Göge (1605—1610) und Andreas Helwig (1613—1614) waren gekrönte Dichter, haben selbst Dramen geschrieben und in ihren späteren Schulstellungen solche von ihren Schülern aufführen lassen. Man kann annehmen, daß sie und ebenso ihre unmittelbaren Vorgänger dies auch am Berliner Gymnasium getan haben.

Aus Köln haben sich in den Kammerei-Rechnungen Nachrichten erhalten über Aufführungen, welche der Domkämmerer Pondo 1579, 1580 und 1584 vor dem Räte veranstaltete. Sicherlich haben bei ihnen Schüler mitgewirkt. Zwei dieser Schauspiele haben deutsche Titel: „der verlorene Sohn“ und „die drei Männer im feurigen Ofen“. Bei einer anderen Aufführung im Köllnischen Rathause 1584 wird ausdrücklich erwähnt, daß die „Schulgeseßten“ eine Vergütung für die Aufführung ihrer Schüler erhalten haben. Ein anderes Schauspiel desjelben Pondo, die „Komödie von der Geburt des Herrn Christi“ fand soviel Beifall, daß es 1589 von den Prinzen und Prinzessinnen sowie den anderen jungen Damen und Herren der Hofgesellschaft aufgeführt wurde. Einige Jahre später haben, wie eine Hofkammer-Rechnung zeigt, die Schüler der Köllnischen Schule „vor Ihre Churfürstl. Gnaden zu Schlosse eine Komödie agiret“.

Von Aufführungen der Klosterschüler wird aus den Jahren 1622, 1627 und 1629, also während des Dreißigjährigen Krieges, berichtet. Die letztere fand im Rathausssaale vor dem Räte statt. Dieser erhielt darauf einen scharfen Tadel des Kurfürsten, daß er mitten in so ernster und schwerer Kriegszeit „lüsternen Herzens gewesen, dergleichen hölzerne Comoedien und daß so gaar zur Unzeit anzusehen und anzuhören“. Trotz des Verbotes haben doch noch während der Kriegszeit einige Schulaufführungen stattgefunden, häufiger nachher als endlich der Friede wiederhergestellt war.

Die Einwohnerzahl dieser Zeit läßt sich wenigstens annähernd schätzen, da aus dem Jahre 1564 eine Angabe über die Zahl der zu Wohnungen benutzten Häuser vorliegt. Es wurden in Berlin 908, in Köln 408 Feuerstellen gezählt. Vorstädtische Bebauung war nur in geringem Maße vorhanden. Vor dem Georgentore gab es 10, vor dem Köpenicker Tor 11, vor dem Gertraudentore 15 Häuser, alles in allem also 1352 bewohnte Häuser. Danach würde auf eine Einwohnerzahl von etwa 14 000 zu schließen sein.

Das ist für jene Zeit schon eine ansehnliche Zahl. Großstädte im heutigen Sinne gab es damals in Deutschland nicht. Einige wenige Städte wie Danzig, Nürnberg, Augsburg hatten im 16. Jahrhundert etwa 50 000 Einwohner, Straßburg und Breslau 30 000, Hamburg höchstens 20 000, selbst so ansehnliche Handelsstädte wie Rostock und Leipzig, auch die Krönungsstadt Frankfurt a. M. zählten nicht mehr als 15 000 Einwohner. Wien muß allerdings größer gewesen sein, doch fehlen sichere Anhaltspunkte. Die früher übliche Schätzung auf 80 000 Einwohner gilt neueren Forschern als übertrieben. Von den Städten der Mark kamen Stendal mit 8000, Brandenburg und Frankfurt a. O. mit 10 000 Einwohnern der Residenzstadt Berlin-Kölln am nächsten.

Johann Georgs Nachfolger Joachim III. oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Joachim Friedrich war während seiner kurzen Regierung gleichfalls bemüht, die wirtschaftliche Kraft des Landes zu heben, wie die Erbauung des später wieder versandeten Finow-Kanals und der Versuch, die böhmische Glas-Industrie in Brandenburg heimisch zu machen, zeigen. Noch kurz vor seinem Tode richtete er 1607 in der von ihm begründeten Stadt Joachimstal — der ersten unter der Hohenzollernherrschaft in der Mark neu erbauten Stadt — ein Gymnasium und Alumnat mit zahlreichen Freistellen ein, er beschenkte es mit Gebäuden, Äckern, Wiesen und überwies ihm mehrere Güter eingezogener Klöster in der Altmark und Uckermark. Ein kleines Denkmal bei dem bekannten Ausflugsort Grünau bezeichnet die Stelle, wo der bejahrte Fürst auf der Rückfahrt aus Köpenick nach Berlin vom Tode überrascht wurde.

Von der größten Bedeutung für die weitere Entwicklung des brandenburgischen Staates war, daß er, um den von Joachim II. erworbenen Anspruch der brandenburgischen Hohenzollern auf das Herzogtum Preußen zu sichern, seinen Sohn Johann Sigismund mit der ältesten Tochter und Erbin des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen vermählte. Diese Prinzessin Anna war durch ihre Mutter auch die Erbin von Kleve, Mark und Ravensberg, so daß Johann Sigismund durch seine Gemahlin erst 1609 am Rhein und 1618 auch im äußersten Osten Deutschlands ansehnliche Länder gewann.

Johann Sigismunds Übertritt zur reformierten Lehre rief 1613 bei den starren Lutheranern in Brandenburg und Preußen heftigen Widerspruch hervor. Seine Hoffnung, daß ein großer Teil seiner Untertanen ihm folgen und er dadurch zur Ausgleicheung der Konfessionen beitragen werde, ging nicht in Erfüllung. Die lutherischen Geistlichen, die er wiederholt zu Religionsgesprächen mit seinen reformierten Hofpredigern ins Schloß berief, weigerten sich, auf solche Verhandlungen einzugehen, von den Kanzeln aber, wo ihnen niemand widersprechen konnte, eiferten sie desto leidenschaftlicher

gegen die Reformierten. Dem trat der Kurfürst entgegen, indem er 1614 alles heftige Schelten und das Verdammen der Gegner verbot. Die Aufregung stieg noch, als kurz vor Ostern 1615 aus der Domkirche die Bilder, Kreuzfige, Altäre und anderer kirchlicher Schmuck entfernt wurden. Vor dem Dome kam es zu wüsten Tumulten, die nahe gelegene Wohnung eines der Hofprediger wurde erstürmt und vollständig ausgeraubt. Den angerichteten Schaden mußten die beiden Städte ersetzen. Außerdem forderte der Kurfürst, daß ihre sämtlichen Bürger einen Revers unterzeichneten, in dem sie das Geschehene mißbilligten und versprachen, eine Wiederholung solcher Ungebühr mit allen Kräften zu verhindern. Seine Drohung, sonst den Hof und das Kammergericht in eine andere Stadt zu verlegen, machte großen Eindruck. Diejenigen, welche schreiben konnten, setzten ihre Namen unter das Schriftstück, die anderen malten ihre Kreuze. Damit war der Kurfürst zufrieden. Die hauptsächlichsten Urheber und Anstifter hatten sich geflüchtet, der Beteiligung anderer wurde nicht weiter nachgeforscht, vielleicht mit Rücksicht darauf, daß die Frau Kurfürstin eine eifrige Lutheranerin war und ihr nahestehende Personen in dem Verdacht der Mitwirkung standen.

Kurfürstin Anna, die Erbin so großer Gebiete, trat mit dem entsprechenden Selbstgefühl auf, schon zur Zeit ihres Gatten, noch mehr unter dem schlaffen Regiment ihres Sohnes Georg Wilhelm. Wider den Willen des Kurfürsten, der in dem eben ererbten Preußen war und von dort aus mit dem polnischen König und dem polnischen Reichstag über seine Belehnung verhandelte, vermählte sie ihre Tochter Maria Eleonore mit dem jugendlichen Schwedenkönig Gustav Adolf, dem schlimmsten Feinde Polens.

Zweimal im Frühjahr 1620 ist Gustav Adolf infognito in Berlin gewesen. Das zweite Mal, wo er nur mit zwei Kavaliern spät abends ankam, hatte er große Mühe Quartier zu finden. Die drei Herren wurden in mehreren Gasthöfen abgewiesen, weil man sie für Nachzügler der überberücktigten englischen Söldner hielt, die kurz vorher durch die Mark nach Böhmen gezogen waren, um Friedrich V. von der Pfalz zu unterstützen, als dieser die Wahl zum König von Böhmen angenommen hatte und dadurch mit dem Kaiser in Kampf geraten war. Endlich nahm ein ziemlich untergeordneter Gasthof „zum schwarzen Mohren“ in der Klosterstraße den König und seine Begleiter auf.

Dies bescheidene Absteigequartier hat indessen den Plänen des Königs keinen Schaden getan, seine kraftvolle, siegesichere Persönlichkeit war danach angetan, auch die Herzen der Frauen zu erobern. Er erlangte das Jawort der Prinzessin und die Zustimmung der Kurfürstin-Mutter. Georg Wilhelm protestierte von Königsberg aus und verlangte, daß seine Schwester schleunigst zu ihm komme. Statt dessen schickte die Mutter sie heimlich zu den Verwandten in Braunschweig. Bald darauf kam der schwedische Reichskanzler

Axel Ogenstierna mit glänzendem Gefolge zur feierlichen Brautwerbung nach Berlin. Die kurfürstlichen Räte ließen sich nicht darauf ein, mit ihm die Ehepacten abzuschließen, aber die Mutter gestattete ihm, die Prinzessin nach Wismar auf die dort bereit liegende schwedische Flotte zu führen. Sie reiste gleichfalls dahin, um ihre Tochter nach Schweden zu begleiten. Da die Räte ihr das Geld zur Aussteuer verweigerten, stieg sie, wie Kanzler Bruchmann mit großem Kummer seinem Herrn nach Königsberg berichtet, selbst in die Schatzgewölbe hinab und entnahm ihnen eine Anzahl der wertvollsten Kleinodien, um sie ihrer Tochter als Ersatz der Aussteuer mitzugeben.

Noch kraftloser als in seiner Familie verhielt sich Georg Wilhelm während der Schrecken des Dreißigjährigen Krieges. Vergeblich bemühte er sich, seine Lande neutral zu halten, er vermochte nicht, sie zu schützen, sie vor schwerer Brandschätzung von beiden Parteien zu bewahren. 1626 erschien Wallenstein zum erstenmal in der Mark. Da er sein Quartier in Kottbus nehmen wollte, ließ Graf Schwarzenberg, der das besondere Vertrauen des Kurfürsten besaß und damals anfang, unter den hier zurückgebliebenen Räten die leitende Rolle zu spielen, das dortige Schloß aufs beste ausstatten, aus dem Berliner Schlosse eiligst Himmelbetten und Tapeten hinschicken; den Städten und Dörfern wurden starke Proviantlieferungen auferlegt, Berlin mußte 15 Eimer Rheinwein, große Mengen Gewürze, Konfekt, Kuchen und andere Vederbissen besteuern. Als Wallenstein 2 Jahre später auf dem Zuge gegen Stralsund von neuem durch Brandenburg kam, begrüßte ihn Schwarzenberg in Frankfurt und lud ihn ein, die kurfürstlichen Damen hier zu besuchen. Wallenstein folgte dieser Einladung, er kam mit einem Gefolge von 1500 Personen, darunter einer großen Zahl der vornehmsten Herren. Der gefürchtete Mann zeigte sich von seiner freundlichsten Seite. Die Damen waren, wie eine der Prinzessinnen dem Kurfürsten nach Königsberg schreibt, ganz bezaubert von seiner heiteren, klugen und angenehmen Unterhaltung.

Wieder zwei Jahre später besetzte Tilly einen großen Teil der Mark, um das Vordringen Gustav Adolfs, der in Pommern gelandet war, zu verhindern. Seine Truppen wurden indessen von den Schweden zurückgedrängt, diese erstürmten Frankfurt, besetzten Landsberg, dann zog ein Teil von ihnen gegen Berlin. Vor dem Köpenicker Tore hatte Gustav Adolf eine Unterredung mit seinem kurfürstlichen Schwager. Er begnügte sich einstweilen mit kleinen Zugeständnissen und kehrte als Gast im Schlosse ein. Einige Wochen darauf, am 9. Juni 1630 rückte er aufs neue, diesmal mit größerer Truppenmacht vor Berlin, ließ seine Kanonen auffahren und zwang den widerstrebenden Kurfürsten zum Bündnisse mit Schweden. Fünf Jahre später, als die Macht Schwedens gebrochen schien, gab der Kur-

fürst dies Bündnis auf und trat auf die Seite des Kaisers. Aber durch den Sieg bei Wittstock im September 1636 gewannen die Schweden von neuem eine große Stellung, die Mark war in ihrer Gewalt, sie brauchten jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen und brandschatzten das Land stärker als vorher. Noch in demselben Jahre erschienen sie zweimal vor Berlin, nur durch ansehnliche Geldzahlungen konnte die Stadt ihren Abzug erkaufen. Das zweite Mal waren die schwedischen Reiter schon durch die Tore gedrungen und hielten diese besetzt. In aller Eile war der Kurfürst mit wenigen Begleitern nach der Festung Peitz geflüchtet. Er ging dann nach Königsberg und übertrug die Regierung in Brandenburg mit umfassenden Vollmachten dem Grafen Schwarzenberg. 1637 und 1638 trat die Pest so stark in Berlin auf, daß das Klostersgymnasium geschlossen werden mußte, wahrscheinlich auch die anderen Schulen, über die keine Nachricht vorliegt. Im folgenden Jahre drangen die Schweden aufs neue in die Stadt ein, legten ihr eine schwere Kontribution auf und setzten einen der Bürgermeister bis zu ihrer Bezahlung in Haft. Dann zog Schwarzenberg die wenigen Truppen, die in den Festungen entbehrt werden konnten, in der Hauptstadt zusammen und verstärkte die mangelhaften alten Befestigungen. Im Frühjahr 1640 wurde Berlin durch eine Abteilung des schwedischen Heeres bedroht. Der Kommandant ließ deshalb die außerhalb der Mauern stehenden Häuser abbrennen. Als gegen Ende des Jahres wieder schwedische Truppen heranrückten, wurden auch die Häuser und Scheunen vor den Toren von Kölln in Asche gelegt, um die Werke sturmfrei zu machen. Ihre Stärke wurde indessen nicht auf die Probe gestellt, beidemal zogen sich die Schweden zurück, ohne einen Angriff zu versuchen.

Nach dem Tode Georg Wilhelms begann für Brandenburg eine bessere Zeit. Der junge, zwanzigjährige Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm die Zügel der Regierung wieder fester in die Hand, als sein Vater dies vermocht hatte. Er schloß Waffenstillstand mit Schweden und begann ein stehendes Heer zu bilden. Es war zunächst nur klein, am Ende des Dreißigjährigen Krieges zählte es 8000 Mann, aber es waren tüchtige Truppen, der Anfang unseres preußischen Heeres. Sie haben wesentlich zum Schutz des Landes beigetragen, und dieses fing bereits an, sich etwas zu erholen.

Wenn man das Schicksal von Berlin und Kölln während des großen Krieges kurz zusammenfassen will, so haben sie insofern Glück gehabt, als sie von feindlicher Erstürmung, von Plünderung und Zerstörung verschont geblieben sind, aber sie waren verarmt, Handel und Gewerbe in tiefem Verfall, die Bevölkerung durch Not und Pest vermindert. Genau läßt sich die Einwohnerzahl vor und nach dem Kriege nicht angeben, es ist nur eine annähernde Schätzung möglich. Wir haben vorher gesehen, daß 1564 in beiden Städten zusammen 1352 Feuerstellen gezählt wurden und

danach auf 14 000 Einwohner zu schätzen war. Beim Beginn des Krieges können es nicht viel mehr, höchstens 15 000 gewesen sein. Eine Zählung der Feuerstellen aus dem Jahre 1645 ist erhalten, in dem die Stadt bereits angefangen hatte, sich zu erholen. Im Jahre vorher soll es in Berlin allein „358 wüste Feuerstellen“ gegeben haben, 1645 nur noch 215. Im Jahre 1645 also wurden in Berlin 620, in Köln 379, zusammen 999 Feuerstellen gezählt. 1654, sechs Jahre nach dem Westfälischen Frieden, wurden 6197 Personen zu einer Kopfsteuer veranlagt. Da von dieser die Kinder unter 15 Jahren, die Familien der Geistlichen und Lehrer, die Bewohner des Schloßbezirkes und noch einige andere Kreise ausgenommen waren, ist auf etwa 10 000 Seelen zu schließen. Viel mehr können es jedenfalls nicht gewesen sein.

Viertes Kapitel.

Im Zeitalter des Absolutismus und des Merkantil- systems. 1648—1806.

Erster Abschnitt.

Neue Anfänge.

Im Westfälischen Frieden behauptete der Kurfürst alle Besitzungen, die seinen Vorfahren gehört hatten. Seinen Anspruch auf Pommern, dessen Herrscherhaus während des Krieges erloschen war, konnte er zwar nur zum Teil durchsetzen, aber für das den Schweden überlassene Gebiet erhielt er als Entschädigung drei geistliche Fürstentümer: das Erzbistum Magdeburg, die Bistümer Halberstadt und Minden. Von seinem nunmehrigen Besitz lagen Brandenburg, Hinterpommern, Magdeburg und Halberstadt nahe beieinander in der Mitte von Norddeutschland; fern im Osten, durch polnisches Gebiet davon getrennt, das Herzogtum Preußen; Minden und die klevischen Länder in Westfalen und am Rhein. Jedes dieser Gebiete hatte seine besondere Verwaltung, eigene Stände und Gerichte, gemeinsam war ihnen nur die Person ihres Landesherrn. Der Große Kurfürst hat es aber in seiner fast halbhundertjährigen Regierung verstanden, die Unterschiede seiner Länder einigermaßen auszugleichen, ihre Entwicklung zu einem organischen Ganzen einzuleiten. So ist er der Schöpfer des preussischen Staates geworden, und damit beginnt für Berlin als Mittelpunkt und Hauptstadt dieses Staates eine neue Epoche seiner Geschichte, eine Zeit des Aufblühens und kräftiger Entwicklung. Alle Maßregeln der Regierung, welche darauf zielten, die einzelnen Teile fester miteinander zu verbinden, ihren Zusammenhang einheitlicher zu gestalten, kamen der Hauptstadt zu gute. Sie wurde der Sitz neuer Behörden, ein Teil des Heeres erhielt hier seine Garnison, der Konsum, die Kaufkraft der Einwohner stieg, Neubauten entstanden in großer Zahl.

Die Verbindung der Länder untereinander war bis dahin ziemlich mangelhaft gewesen, eine regelmäßige, sichere, wohl geordnete Post ist erst unter dem Großen Kurfürsten geschaffen worden. Der Kurs von Berlin nach Königsberg kam bald in guten Gang, schwieriger war die Verbindung mit dem Westen wegen der vielen fremdherrlichen Gebiete, welche berührt werden mußten. Aber dem rührigen Postmeister Michael Matthias gelang es, mit den Regierungen aller beteiligten Staaten Verträge abzuschließen und sogar durchzusetzen, daß seinen Posten auch während der Nacht die Stadt- und Festungstore geöffnet wurden. Eilbriefe konnten durch reitende Boten von Berlin nach Königsberg in drei Tagen befördert werden, nach dem Rhein brauchten sie bei gleicher Entfernung vier Tage; die fahrende Post, in der Regel mit Platz für zwei Reisende gelangte nach Königsberg in vier Tagen, nach Kleve in sechs. Nebenlinien in verschiedenen Richtungen schlossen sich an, auch über die Landesgrenzen hinaus nach Hamburg und Bremen, nach Leipzig und Breslau. 1654 gab es bereits einen 200 Meilen langen ununterbrochenen Postenweg als erstes Zeichen der beginnenden staatlichen Einheit, 1688 war ganz Norddeutschland von einem Netz brandenburgischer Postlinien überspannt, man hatte sechzehn große Postkurse mit einer Gesamtlänge von 400 Meilen. Die Schnelligkeit der Beförderung erregte allgemeines Aufsehen, man sprach von „fliegenden Posten“. Ausländer, wie der französische Arzt und Altertumsforscher Patin, wunderten sich besonders darüber, „daß man Postwagen benutze, welche Tag und Nacht gehen und wo nur beim Wechsel der Pferde ausgeruht werden könne“.

Dem Verkehr diente auch die Verbesserung der Wasserstraßen, vor allem die Verbindung der Spree mit der Oder durch den 1662—1668 erbauten Friedrich-Wilhelmskanal. In Berlin trafen sich jetzt die Schiffe von der Elbe und von der Oder. Hier mußten sie umladen. Zu diesem Zwecke wurde eine neue große Niederlage eingerichtet, etwa da, wo jetzt der Schinkelplatz ist, bis zur Niederlagstraße reichend.

Die Wasserläufe innerhalb der Stadt wurden durch den holländischen Baumeister Smids reguliert und mit Brücken versehen. Die Regierung sorgte für bessere Pflasterung der Straßen und forderte energisch ihre Reinhaltung. Die Schweinefälle sollten von den Straßenseiten der Häuser entfernt, das Herumlaufen der Tiere auf den Straßen verhindert werden. 1680 wurde das Mästen von Vieh innerhalb der Stadt gänzlich verboten und nur vor den Toren gestattet. Nach der Brunnen- und Gassen-Ordnung von 1660 mußten die Hausbesitzer den Schmutz vor ihren Häusern zusammenfegen, dann wurde er von den Gassenmeistern an den dafür bestimmten Tagen abgefahren, denen aber, die nicht ordentlich gefehrt hatten, in die Häuser geworfen. Man zählte damals über 400 Brunnen in beiden Städten, darunter nur zwei Rohrbrunnen. Alle übrigen waren Zieh-

brunnen, meist so mangelhaft zugedeckt, daß sie dem Staub, Regen, Schnee und mancher anderen Verunreinigung ausgesetzt waren. Jetzt wurde die Sauberkeit der Brunnen und ihre Erhaltung in gutem Zustande strengerer Beaufsichtigung unterworfen. Außerdem ließ der Kurfürst eine größere Anzahl Rohrbrunnen anlegen. Zur besseren Beleuchtung der Straßen wurde 1679 bestimmt, daß jedes dritte Haus eine Laterne mit brennendem Licht aufhängen solle. Die Hausbesitzer hatten dies abwechselnd zu tun, so daß jeder alle drei Tage an die Reihe kam. Die Durchführung dieser Verordnung war aber sehr schwierig und gab Anlaß zu vielen Streitigkeiten, deshalb wurde sehr bald mit der Aufstellung fester Laternen auf Pfählen begonnen.

Berlin muß damals freundlich ausgesehen haben. Der schon erwähnte Patin schreibt im Jahre 1673: als er in Berlin ankam, habe er alle Anstrengungen der mühseligen Reise im Postwagen vergessen; er rühmt die Regelmäßigkeit der meist nach italienischer Art gebauten Häuser und die Schönheit der Gärten. Dreißig Jahre später kam der irische Philosoph Toland hierher, ein Mann, der viel in der Welt herumgekommen war. Er findet: „die Straßen sehr breit, reinlich und besser gepflastert als sonst gemeinlich in Deutschland“, auch „die hübschen Kanäle, welche durch die Stadt fließen und mit sauberen Aufziehebrücken nach holländischer Art belegt sind“, gefallen ihm, ebenso die „schön ausgezierten neuen Häuser“. Scheinbar steht damit in Widerspruch, daß im Dezember 1700 ein Edikt Kurfürst Friedrichs III. unter ungnädigstem Mißfallen über die Unsauberkeit der Straßen die Bestimmungen über die Reinigung verschärft, auch u. a. die Hauswirte anweist, bei trockenem Wetter ihre Straßenteile zu besprengen. Man ersieht daraus, wie hohe Anforderungen die Regierung stellte und wie eifrig sie um die Sauberkeit der Straßen bemüht war, deren Aussehen eben deshalb auf urteilsfähige Fremde einen günstigen Eindruck machte. Auch daß 1682 die Pest zum letztenmal in Berlin auftrat und hier sehr viel weniger Opfer forderte als an anderen Orten, kann wohl als Folge der größeren Reinlichkeit und Sorgfalt betrachtet werden.

Die Kosten für Laternen, Pflasterung, Unterhaltung der Brücken und Abfuhr des Straßenschmutzes wurden den Erträgen der Akzise entnommen. Schon während des Dreißigjährigen Krieges war in verschiedenen Städten, auch in Berlin, damals allerdings ohne rechten Erfolg, der Versuch gemacht worden, an Stelle der schwer einzuziehenden direkten Steuern eine Abgabe von den in den Städten verkauften Waren zu erheben, namentlich von Bier, Wein Branntwein, Korn und Schlachtvieh, später auch von Fischen, Krebsen, Wild, Butter, Käse, Obst, Gemüse und anderen Eßwaren. Nachher erneuerte der Kurfürst diesen Versuch und setzte allmählich durch,

daß alle größeren Städte seiner Länder diese Akzise einführten. Sie wurde anfangs als städtische Steuer erhoben und gab meist guten, durch die Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes steigenden Ertrag, erheblich mehr als statt der Kontribution an die landesherrlichen Kassen abzugeben war. Später wurde die Erhebung und Verwaltung der Akzise den kurfürstlichen Kriegs- und Steuerkommissaren übertragen. Die Städte erhoben zwar lebhaften Widerspruch, doch hat eine nach der anderen sich fügen müssen. Die Akzise wurde allmählich aus einer städtischen eine landesherrliche Abgabe, ihre sichere, ziemlich regelmäßig wachsende Einnahme gab vorzugsweise die Mittel zur Erhaltung des Heeres, bildete die Grundlage für die Selbständigkeit und Leistungsfähigkeit der Staatsfinanzen. Noch 1688 beschwerten sich die märkischen Städte über die kurfürstlichen Akzisebeamten, weil diese ihnen die Überschüsse über den städtischen Anteil an der Kontribution nicht herausgeben wollten. Berlin und Köln hatten wenigstens den Trost, daß ein erheblicher Teil der Akziseeinnahmen für städtische Zwecke verwendet wurde, für die Erfüllung solcher Aufgaben, welche die kurfürstliche Regierung in die Hand nahm, weil sie von der städtischen Verwaltung vernachlässigt waren.

Bei den vielfachen Streitigkeiten zwischen den Innungen suchte der Kurfürst ausgleichend zu wirken. Außerdem war er fortdauernd bemüht, rüstigen Handwerkern die Erlangung der Selbständigkeit zu erleichtern, indem er darauf drang, daß die Mühen und Kosten für den Erwerb des Meisterrechts vermindert wurden. Auch sonst suchte er die starren Schranken der gewerblichen Arbeit zu durchbrechen, um dadurch größere wirtschaftliche Tätigkeit herbeizuführen. So hatte 1660 ein Mitglied der Berliner Gewandschneidergilde die Witwe eines Seidenkrämers geheiratet und dachte beide Geschäfte fortzuführen. Die beiden Gilden wollten dies nicht dulden, aber der Kurfürst gab ihm eine persönliche Konzession, neben dem Gewandschnitt auch Seiden- und andere Kramwaren zu führen. Seitdem hat er noch mehrfach einzelnen ähnliche Konzessionen gegeben und ihnen gestattet, über die Beschränkungen ihrer Gilde oder ihrer Innung hinauszugehen.

Um die Tuchweberei wieder auf ihre frühere Höhe zu bringen, wurde die Ausfuhr der Wolle verboten, ein regelmäßiger Wollmarkt eingerichtet und die amtliche Schau wiederhergestellt, welche den Abnehmern die gleichmäßige Güte der Ware verbürgte.

Ganz besonderen Eifer erforderte die in tiefen Verfall geratene Obstkultur. Hier ging der Kurfürst selbst mit gutem Beispiel voran und wurde dabei von seiner Gemahlin Luise Henriette von Oranien unterstützt. In einem dem Sumpfe abgewonnenen Mustergarten bei Schöneberg, dem späteren botanischen Garten, hat er mit seinem Leibmedikus Elsholz mancherlei Versuche im Obst- und Gemüsebau angestellt. Hier gewann Elsholz die

praktischen Erfahrungen, die er in seinem bei den Zeitgenossen sehr angesehenen Werke über den Gartenbau niedergelegt hat. Der Kurfürst ist oft in diesem Garten gewesen und hat selbst Hand angelegt, Bäume gepflanzt, veredelt, gepflegt.

Auch ein Teil des Gartens hinter dem Schlosse wurde zu solchen Versuchen benutzt, z. B. 1649 zum Anbau von Kartoffeln. Dies Gartengebiet ist auf dem Memhardtschen Plane (Tafel 1) in drei Teile gesondert, einen Fruchtgarten, Wassergarten und Lustgarten. Den letzteren ließ der Kurfürst vergrößern und durch Memhardt nach holländischem Geschmack umgestalten mit Blumenbeeten, Karpfenteichen, Springbrunnen, Marmorstatuen, einem großen Pommeranzenhause (an der Stelle des jetzigen Neuen Museums) und einem neuen Lusthause (etwa an der Stelle, welche jetzt die Denkmalskirche des Doms einnimmt), das ebenso wie das alte, kleinere Lusthaus „die Grotte“ genannt wurde. Das von Lynar angelegte große Wasserbecken ließ er — im Zusammenhang mit dem gleich zu besprechenden Festungsbau — nach beiden Seiten hin durchstechen, so daß es zu einem breiten schiffbaren Graben wurde, der beide Spreearme miteinander verband. Über ihn führte, unmittelbar vor dem Pommeranzenhause die Drangenbrücke, welche später die Kleine Pommeranzenbrücke genannt wurde zum Unterschied von der 1719 erbauten Großen Pommeranzenbrücke, der heutigen Friedrichsbrücke. Der „Kommunikationsgraben“ wurde 1824 zugeschüttet, ein ganzer Wald von Baumstämmen wurde dort eingerammt, um den stattlichen Bau unseres Alten Museums zu tragen. Mit dem Graben verschwand auch die Drangenbrücke.

Die auffällig gewordene älteste Brücke, der Mühlendamm, mußte erneuert werden. Sie war ganz mit hölzernen Buden besetzt von Händlern, die sich hier an der verkehrsrreichsten Stelle zwischen den beiden Städten niedergelassen hatten. An die Stelle dieser feuergefährlichen Buden traten jetzt gefällige steinerne Bogenlauben, das erste Beispiel solcher Brückenskolonnaden, wie sie später mehrfach angelegt wurden. Die Läden in diesen Bogenlauben wurden 1688, als der Bau vollendet war, den Besitzern der früheren Holzbuden eingeräumt und mit erblichem Benutzungsrecht überlassen. Sie waren, wie es scheint, mit der Veränderung nicht recht zufrieden. Von den Fischern wenigstens wird berichtet: „Den 11. Februar (1688) hatten die Fischer erstmahl in ihren neuen Scharren auf dem Wasser mitten auf dem Mühlendamm feil. Sie murrten aber.“ Weßhalb sie murrten, wird nicht gesagt. Vielleicht weil ihre ohnehin kleinen Räume durch die Ausführung der Mauern und der Säulenhalle noch mehr verengt wurden. Die Kleinheit dieser Läden gab später den Anlaß, daß die besseren Geschäfte mehr und mehr aus den schönen Bogenlauben fortzogen und schließlich der häßlichste Trödelkram sich dort einnistete.

Das bedeutendste Bauwerk des Großen Kurfürsten ist die umfassende Neubefestigung von Berlin (s. Tafel 2), die in der Hauptsache von 1658—1674 ausgeführt wurde, während einige Ergänzungen noch eine weitere Reihe von Jahren in Anspruch nahmen. Den Plan dazu hat der Kurfürst selbst ausgearbeitet mit der Unterstützung seines Feldzeugmeisters, des Grafen Sparr und des holländischen Ingenieurs Vögen, dem Verfasser eines in jener Zeit berühmten Werkes über die Kriegsbaukunst. Auch der Ingenieur Blondel, der in den Jahren 1657 und 1658 als französischer Gesandter in Berlin war, scheint bei der Entwerfung des Planes geholfen zu haben. Doch ist die Befestigung nicht nach dem damals in Frankreich aufkommenden neuen System Vaubans, sondern nach niederländischer Art ausgeführt worden, die der Kurprinz einst theoretisch wie praktisch unter der Leitung seines Oheims und späteren Schwiegervaters, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, des berühmten Städteeroberers kennen gelernt hatte. Fast alle mit der Ausführung betrauten Baumeister waren vorher niederländische Offiziere gewesen. Am bekanntesten unter ihnen ist Memhardt, der den ältesten bekannten Plan von Berlin gezeichnet hat. Er ist von 1640 bis zu seinem Tode 1678 im Dienst des Kurfürsten gewesen. Neben ihm treten besonders hervor Michael Mathias Smids und de Ghiese aus Piemont, der 1661 aus schwedischem Dienst hierher gekommen und 1673 als Generalquartiermeister gestorben ist. Des ersteren Brückenbauten sind bereits erwähnt, von ihm stammt das zum Teil noch erhaltene Marstallgebäude in der Breiten Straße. Er starb 1692 und wurde in der kurz vorher erbauten Dorotheenstädtischen Kirche begraben, ein eigenartiges Grabdenkmal, das älteste dieser Kirche, zeigt die ausdrucksvollen Züge seines Kopfes.

Ghiese ist an Erweiterungsbauten des Berliner Schlosses beteiligt gewesen und hat das Stadtschloß in Potsdam gebaut. Bekannter als durch seine Bauten ist er geworden durch einen bequemen, besser als man es bisher gekannt hatte, auf dem Gestelle ruhenden Reifewagen, den er sich zum Zweck einer Reise nach Frankreich bauen ließ. Dieser Wagen ist vielfach bewundert worden, aus fast allen Ländern Europas wurden solche Wagen, überall nach ihrem Ursprungsort „Berliner“ genannt, hier bestellt, namentlich aus Schweden, Polen, Rußland, Holland und Frankreich. Noch viel häufiger aber hat man sie ohne weitere Umstände nachgeahmt, am meisten in Frankreich, wo man bald solche Wagen in verschiedenen Formen und Größen baute. Trotz späterer Änderungen, vornehmlich durch die Einführung der Federn, werden an Ghieses System erinnernde Wagen noch jetzt in Frankreich als Berlines und Demi-Berlines bezeichnet. Sie waren das erste gewerbliche Erzeugnis Berlins, das Weltruf erlangte.

Auf der Berliner Seite mußte man sich an die Linie der alten Befestigungen halten, ein Vorschieben war nicht möglich, weil man sonst zu

dicht an den Höhenrand gekommen wäre. Nahe dem alten Wall und zum Teil mit Benutzung desselben wurde (im Zuge unserer jetzigen Neuen Friedrichstraße) der neue große Wall mit 5 starken Bastionen aufgeführt, der Festungsgraben davor erweitert und vertieft. Das Stralauer Tor und das Georgentor konnten dabei bestehen bleiben, sie wurden durch Bastionen und Vorwerke geschützt. An die Stelle des Spandauer Tores trat ein großes Bollwerk. Die Spandauer Straße wurde dadurch zu einer Sackgasse und ist das bis jetzt geblieben. Das Spandauer Tor mit der dazu gehörigen über den Festungsgraben führenden Brücke und die Einmündung der von Spandau kommenden Landstraße mußten weiter nordwärts verlegt werden.

Anders lag die Sache auf der südwestlichen Seite, wo ein breiter Spreearm den Festungsgraben von Kölln bildete. Hinter diesem konnte man die neuen großen Werke nicht auführen, weil dies den ohnehin schmalen Raum von Kölln allzu sehr beschränkt hätte. Hier mußte man also weiter ausgreifen. Man zog in die Befestigungslinie hinein einen schmalen Streifen südöstlich der Spree, der Neu-Kölln genannt wurde, ferner das westlich gelegene, zum Teil sumpfige Gebiet des Werders. Um diese herum führte man den neuen Wall, wie er durch unsere Wallstraße von der Waifenbrücke bis zum Spittelmarkt und durch ihre Fortsetzungen die Niederwall- und Oberwallstraße gekennzeichnet wird. Durch die Niederung dahinter wurde der Festungsgraben geführt. In späterer Zeit reichten die hinteren Höfe der in diesen Straßen gelegenen Häuser bis an den Graben, der erst 1883 zugeschüttet wurde, ebenso von der anderen Seite her die Hinterhöfe der Häuser in der Neuen Jakobstraße, in einem Teile der Alten Jakobstraße und der Jerusalemstraße. 8 Bastionen mit den nötigen Vorwerken schützten diesen Wall, die erste bei der Waifenbrücke, wo der südliche Festungsgraben begann, die beiden letzten etwa da, wo jetzt die National-Galerie steht, und gegenüber am Kupfergraben.

Dieser Spreearm wurde kurz vor seiner Einmündung in den größeren Spreearm abgeschnitten und mit demselben durch den vorher erwähnten „Kommunikationsgraben“ verbunden, so daß nur ein Flußausgang zu verteidigen war. Bei diesem Ausfluß der Spree und ebenso bei ihrem Eintritt in die Stadt wurde das Flußbett auf beiden Seiten durch ein Pfahlwerk verengt und quer über die in der Mitte frei gebliebene Fahrrinne, wenn diese geschlossen werden sollte, ein mit starken eisernen Spitzen versehener Balken gelegt, der Oberbaum und der Unterbaum, an der Stelle der jetzigen Waifenbrücke und der Friedrichsbrücke.

Von den beiden Toren der Stadt Kölln mußte das Stralauer Tor etwas weiter vorgeschoben werden an die Stelle, wo die Roßstraße auf

die Wallstraße trifft, das Gertraudentor mußte eingehen. Hier, wo der östliche und der südliche Teil des Walles in weit vorspringendem Winkel zusammenfließen, erhob sich das große Gertraudtenbollwerk, welches das alte Gertraudten-Hospital und den Spittelmarkt einschloß. Dafür wurde etwas weiter westlich ein neues Tor, das Leipziger Tor gebaut an der Stelle, wo jetzt in der Niederwallstraße die Friedrichswerdersche Oberrealschule steht. Durch die Verlegung des Tores mußten auch die bei ihm einmündenden großen Landstraßen verändert werden. Vor dem neuen Leipziger Tore und der dazu gehörigen Brücke, an unserem Dönhofsplatze fließen nunmehr die beiden nach Teltow und über Potsdam nach Leipzig führenden Straßen (heutige Linden- und Leipzigerstraße) zusammen. Außerdem erhielt die Südwestseite ein drittes Tor am jetzigen Opernplatz, welches das neue Tor, später gewöhnlich das Neustädtische Tor genannt wurde, weil hier mit den Linden und der Dorotheenstraße eine Neustadt entstand.

Das Wasser der Gräben wurde reguliert durch eine Schleuse am Stralauer Tor und durch drei Wehre, die durch feste Türme, sogenannte Bären verteidigt wurden. Einer dieser Türme, der Wusterhausener Bär hat sich erhalten. Er stand nahe dem Köpenicker Tore, bei dem die Landstraße von Wusterhausen und Köpenick mündete, zuletzt auf dem Hinterhofe des Hauses Neue Jakobstraße 10. Als diese Stelle anderweitig bebaut werden mußte, hat man ihn abgebrochen und nicht weit davon im Köllnischen Park als ein Wahrzeichen alter Zeit wieder aufgerichtet.

Durch die Erweiterung und Vertiefung der Gräben erhielten diese größeren Wasserzufluß auf Kosten der Spree, deren Wasserspiegel sich deshalb etwas senkte. An ihrer flachsten Stelle, unterhalb der Abzweigung des südlichen Festungsgrabens, an der nordöstlichen Ecke von Kölln entstand eine geräumige Insel. Auf dieser errichtete der Kurfürst ein Spinnhaus, in dem Bettler und Landstreicher an Arbeit gewöhnt werden sollten. Ein halbes Jahrhundert später erwarb der Kaufmann Wegely diese Insel und legte auf ihr eine große Wollmanufaktur an. Den schmalen Flußarm, der sein Gelände von Kölln trennte, ließ er zuschütten, so daß es den Inselcharakter verlor. Der Name „Insel“ aber hat sich erhalten. Die dort befindlichen großen Speicheranlagen werden allgemein als „Inselpeicher“ oder „Inselgebäude“ bezeichnet, die von Osten dahin führende Brücke und Straße heißen „Inselbrücke“ und „Inselstraße“.

Die alte Köllnische Stadtmauer wurde jetzt abgebrochen, an ihrer Stelle entstand eine hübsche Uferstraße, die nicht lange darauf, wie schon erwähnt, den Namen „An der Friedrichsgracht“ erhielt. Hier erhoben sich bald eine Anzahl vornehmer Häuser. Eins derselben, Nummer 57, seit 1812 durch Vermächtnis im Besitz des Schindlerschen Waisenhauses, ist erhalten. Es ist wahrscheinlich ebenso wie die älteren Teile des Marstall-

gebäudes in der Breiten Straße (Nummer 35 und 36) von Smids erbaut und neben diesen jetzt das älteste ansehnliche, namhafte Wohnhaus von Berlin, noch aus der Zeit vor der Erbauung des Zeughauses und des Schlosses. Das Nachbarhaus Nr. 58 ist in gefälliger Weise umgebaut unter annähernder Erhaltung der alten Form.

Der Werder war bis dahin wenig bebaut, jetzt entwickelte er sich rasch, da den Neubauenden Abgabefreiheit auf eine Reihe von Jahren und allerlei andere Erleichterungen gewährt wurden. So entstanden die Kurstraße und ihre Nebenstraßen, vom Leipziger Tore zog sich die Leipzigerstraße (jetzt Alte Leipzigerstraße) zur Spree hin und wurde durch die neu erbaute Jungfernbrücke mit Kölln verbunden.

Trotz der Mühe und Kosten, welche der Kurfürst auf diese Befestigung verwendete, erwies sie sich sehr bald als unzureichend, da das Wachstum der Stadt über ihre Grenzen hinausging. Sie ist infolgedessen niemals in die Lage gekommen, ihre militärische Bedeutung zu erweisen, nur daß sie wohl 1675 im schwedisch-französischen Kriege durch ihr bloßes Dasein gewirkt hat. Die Schweden waren bekanntlich in die Mark eingefallen, während der Kurfürst an Rhein und Main gegen die Franzosen im Felde stand. Der Feind hatte sich an der Havel festgesetzt in Brandenburg, Rathenow und Havelberg. Es wäre für ihn sehr viel vorteilhafter gewesen, auch Berlin in seine Gewalt zu bringen. Das aber wäre jetzt ohne regelmäßige Belagerung, ohne große Mühe und erheblichen Zeitaufwand nicht möglich gewesen. Die Schweden haben es deshalb gar nicht versucht und sich mit der weniger günstigen Stellung an der Havel begnügt. Als diese dann mit der überrumpelung von Rathenow durchbrochen wurde, mußten die in Brandenburg stehenden schwedischen Truppen den Rückzug quer durch das Havelluch versuchen. Sie wurden eingeholt, zum Kampf gezwungen und erlitten bei Fehrbellin eine Niederlage von entscheidender Bedeutung. Man kann wohl sagen, daß zu diesem glänzenden Erfolge die Befestigung von Berlin in indirekter Weise beigetragen hat.

Die Zunahme der Bevölkerung und die erwachte Baulust bewirkten eine ziemlich schnelle Ausdehnung der Stadt sowohl im Norden und Osten, viel mehr noch im Westen. Auf einem ihr vom Kurfürsten geschenkten Landstrich legte seine zweite Gemahlin Dorothea die Dorotheenstraße und die Linden-Allee an. Schon 1647 hatte der Kurfürst befohlen, von der Hundebücke an nach Westen zu eine Galerie von 1000 Linden und ebensovielen Rußbäumen in sechsfacher Reihe anzupflanzen. Nachher beim Festungsbau ist sie teilweise zerstört worden und wurde dann durch die Kurfürstin wiederhergestellt, welche die ersten Bäume selbst gepflanzt haben soll. Sie ließ Baustellen abstecken und diese verkaufen oder verpachten. Die so entstehende Vorstadt wurde zunächst als Neustadt bezeichnet, später Dorotheen-

stadt genannt, als südlich der Linden die Friedrichstadt erwuchs. Es ist dann zwar versucht worden, diese neuen Stadtgebiete in die Befestigung mit hineinzuziehen, namentlich durch eine Umwallung im Zuge der Mauerstraße. Diese Erweiterung der Befestigung ist aber, da die Bebauung sich rasch weiter ausdehnte, nicht vollständig durchgeführt worden.

Während die kleineren Ausbauten im Norden und Osten als zu Berlin und Köln gehörig betrachtet wurden, erhielten der Friedrichswerder 1660, die Dorotheenstadt 1674 und ebenso nachher 1691 die neu entstehende Friedrichstadt selbständige städtische Verwaltung mit eigenen Behörden, Rathhäusern und Kirchen. Es lagen also 4, nachher 5 Städte dicht nebeneinander, deren Magistrate nur innerhalb kleiner Gebiete zu schalten hatten, während allgemeine, alle Teile betreffende Maßregeln allein von dem Kurfürsten und seinen Behörden ausgehen konnten.

Des Kurfürsten Natur war ganz auf die Tat gerichtet. Kriege und diplomatische Verhandlungen, fortdauerndes Ringen mit dem Eigenwillen der Stände, unausgesezte Bemühungen, seine Lande aus ihrer wirtschaftlichen Dürftigkeit emporzuheben, haben ihn vorzugsweise in Anspruch genommen. Dennoch hat er auch dem geistigen Leben seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das Gymnasium in Joachimstal war von den Schweden zerstört worden, Lehrer und Schüler hatten flüchten müssen. Jetzt erstand es in Berlin von neuem. Im Friedrichswerder wurde eine Lateinschule eingerichtet, aus der sich das Werdersche Gymnasium entwickelte. Die Bücherbestände der aufgehobenen Klöster wurden im Schlosse gesammelt, geordnet und der Benutzung zugänglich gemacht, sie bildeten eine stattliche Bibliothek von 20 000 Bänden und beinahe 2000 Handschriften.

Da der Kurfürst den besten und empfänglichsten Teil seiner Jugend in Holland zugebracht, dort die tiefsten und bleibendsten Eindrücke empfangen hatte, war sein Sinn ebenso auf die Kunst dieses Landes gerichtet wie auf seine militärischen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Er hat zahlreiche Werke niederländischer Maler gekauft, auch in Italien sich um Gemälde und Skulpturen bemüht. Der französischen Kunst brachte er weniger Interesse entgegen. So sehr er sich auch bemühte, Franzosen heranzuziehen, ihre höhere Bildung, ihren Fleiß und ihr Geschick für seine Lande nutzbar zu machen, auf seinen Geschmack und seine Entschliessungen haben die französischen Herren in seinem Heere und seiner Umgebung nur wenig Einfluß ausgeübt.

Von den nach Brandenburg geflüchteten französischen Reformierten sind im Laufe der Jahre — von den ersten Ansiedlern im Jahre 1671 bis zu dem Orangois im Jahre 1703 — etwa 6000 nach Berlin gekommen, so daß sie zeitweise fast den vierten Teil der Bevölkerung ausmachten. Viele von ihnen waren mittellos und mußten zunächst von der

Regierung unterstützt werden, andere hatten einen Teil ihres Vermögens gerettet, konnten aus eigenen Mitteln ihre Häuser erbauen und ihre Werkstätten einrichten. Von einigen hat der Kurfürst gegen Schuldschein und Zinsen ansehnliche Beträge: 2000, 3000, 4000 Taler, im ganzen 87 000 Taler entliehen, die er zur Unterstützung der Ärmern verwendete.

In manchen Zweigen des Gewerbes sind die Réfugiés die Lehrmeister der Berliner geworden, namentlich in der Bekleidungsindustrie, in der Schneiderei, Stickerie, Strumpfweberei und Handschuhfabrikation, in der Herstellung feinerer Tuche, Mützen und Hüte. Die Fabrikation von Seide schien sich anfangs glücklich zu entwickeln, kam aber dann gänzlich ins Stocken. Guten Erfolg hatten die Uhrmacher, Emailloure, Goldschmiede und besonders die Gärtner in der Kultur von Obst und Gemüse. Grüne Erbsen und Bohnen waren hier noch wenig in Gebrauch, Salat, Spargel, Blumenkohl wurden durch die Franzosen eingeführt. Als ein französischer Arzt auf seiner Besichtigung in Friedrichsfelde Artischocken zur Reife brachte, erschien König Friedrich I. mit seinem Hofe, um dies Wunder zu sehen. Französische Gärtner haben zuerst in der Mark Tabak gebaut und Maulbeerbäume angepflanzt. Die letzteren machten anfangs viele Not und wollten nicht überall gedeihen, am wenigsten in dem sandigen Gelände am nördlichen Ufer der unteren Spree, für das damals der Name Moabit aufkam. Er soll daher stammen, daß die Franzosen dies unfruchtbare Gebiet mit dem Lande der Moabiter verglichen, dem der Prophet Jeremias droht: „Du wirst sein wie die Heide in der Wüste.“ Am glänzendsten waren ihre Leistungen in der Herstellung gewirkter Wandteppiche, die hier, allerdings nur für kurze Zeit, eine hohe Blüte erreichte. 1699 waren in Berlin fünfzehn französische Teppichwirker mit ihren Gesellen tätig, darunter sieben aus Aubusson. Ein besonders geschickter Meister Pierre Mercier war 1686 zum kurfürstlichen „Tapeten-Würker“ bestellt worden. In einer Reihe großer Wandteppiche hat er die Taten des Großen Kurfürsten dargestellt. Nach dem Tode Friedrichs I. ist er von Berlin nach Dresden gegangen, wo er 1714 als „inspecteur des tapisseries“ angestellt wurde. Die beiden nächstfolgenden Könige haben sich zwar bemüht, die Teppichwirkerei in Berlin zu erhalten. Da sie ihr aber keine großen Aufträge gaben und die sonstigen Besteller an den hohen Preisen Anstoß nahmen, sahen sich die Fabrikanten genötigt, zwar billiger aber auch weniger gut zu arbeiten. Die Zahl der Fabriken ist dann bald zurückgegangen, ebenso die Zahl der Arbeiter und der Stühle.

Auch mit der Einführung eines öffentlichen Verkehrsmittels wurde von einem französischen Unternehmer ein Anfang gemacht, indem er 18 Sänften (porte-chaises), wie sie damals in Paris gebraucht wurden, zur allgemeinen Benutzung aufstellte. Für Leute, die eine umständliche,

mit Sorgfalt und Kunst zurechtgestuzte Toilette unverfehrt erhalten wollen, sind sie ein sehr geeignetes Beförderungsmittel. Selbst mit weitem Reifrock hat eine Dame bequem darin Platz, sie kann im Zimmer oder im Hausflur einsteigen und am Ziele angekommen auch wieder in geschütztem Raume aussteigen, ohne das Straßenpflaster zu berühren, ohne Kleidung und Frisur auch nur einen Augenblick dem Regen oder dem Winde auszusetzen. Großen Anklang scheinen die Sänften hier nicht gefunden zu haben, es hat immer nur eine geringe Anzahl gegeben. Als 1739 in Berlin die Fiaker aufkamen, sind die Sänften eingegangen, 1779 von neuem eingeführt, haben sie sich bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts gehalten. Einige werden jetzt als Sehenswürdigkeiten im Hohenzollern-Museum und im Post-Museum gezeigt.

Die wirtschaftliche Überlegenheit der Franzosen wurde in den gewerblichen Kreisen als unbequeme Konkurrenz empfunden, so daß der ohnehin große Gegensatz zwischen den Einwanderern und der älteren Berliner Bevölkerung sich dadurch noch steigerte. Erst nach einem Menschenalter, unter Friedrich Wilhelm I. wird von Ehen zwischen Kindern aus französischen und Berliner Familien gemeldet. Zunächst lebte die große Mehrzahl der Franzosen abgeschlossen für sich, sie erhielten nicht nur besondere Kirchen und Innungen, sondern vollständige Selbstverwaltung mit eigenen Behörden und Gerichten, die sich länger als ein Jahrhundert erhalten haben, bis zur Neuordnung des preussischen Staates nach dem Tilsiter Frieden. Erst seitdem stehen die Mitglieder der französischen Kolonie wie alle anderen Staatsbürger unter den städtischen und staatlichen Behörden, nur die freie Verwaltung ihrer großen Wohltätigkeitsanstalten und die Selbstverwaltung in kirchlichen Dingen ist ihnen geblieben.

Trotz des anfänglich scharfen Gegensatzes hat die größere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Franzosen auf die schwerfälligere und langsame Art der Märker eingewirkt. Noch größer war der Einfluß auf die vornehmen und gebildeten Leute, weil französische Mode und französische Sprache damals angingen, die Welt zu beherrschen. In diesen Kreisen ist man den unter den Einwanderern zahlreich vertretenen Edelleuten, Richtern, Geistlichen und Gelehrten freundlich entgegengekommen. Sehr viele Mitglieder der französischen Kolonie sind als Sprachlehrer, Erzieher und Erzieherinnen tätig gewesen. Die französischen Offiziere traten meist in den Hof- und Heeresdienst des Kurfürsten.

Der vornehmste und berühmteste von ihnen war der greise Marschall von Schomberg. Das von ihm bewohnte Haus gegenüber dem Zeughaufe wurde 1733 bei der Vermählung des Kronprinzen Friedrich für diesen bestimmt und in entsprechender Weise hergerichtet. 1793 bezog es der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm III., der es bis

zu seinem Tode 1840 bewohnt hat. 1857, als die Vermählung des Kronprinzen, späteren Friedrichs III. bevorstand, wurde es für ihn umgebaut, 1905 für unseren jetzigen Kronprinzen zurecht gemacht.

Schomberg und die anderen französischen Edelleute im Dienst des Kurfürsten haben hier die vornehme Würde der französischen Hoffitte zur Geltung gebracht, für die der Kurfürst volles Verständnis besaß. Er hatte ein ebenso starkes Selbstgefühl wie Ludwig XIV. und war wie dieser davon durchdrungen, daß er in seiner Person die Kraft und das Ansehen seines Staates darstellte.

Mancherlei Zuzug erhielt die Berliner Kolonie theils aus anderen französischen Kolonien in der Mark, theils durch Waldenser aus Südfrankreich, durch Wallonen aus Belgien und vor allem durch die Flüchtlinge aus dem kleinen, rings von französischem Gebiet umschlossenen Fürstentum Orange an der unteren Rhone. Es war an Friedrich III. als Erben des erloschenen älteren oranischen Fürstenhauses gefallen, wurde aber während des spanischen Erbfolgekrieges von den Franzosen besetzt und später gegen Neuenburg und Valengin in der Schweiz umgetauscht. Unter dem Druck der französischen Regierung hatten die Reformierten schwer zu leiden, einige von ihnen — mit Frauen und Kindern etwa 1600 — suchten Zuflucht bei ihrem rechtmäßigen Landesherren, sie wurden meist in Berlin angesiedelt. Für die flüchtigen Orangeois regte sich in England, dessen Herrscher eben noch der letzte große Oranier gewesen war, lebhaftes Sympathie. Eine zu ihren Gunsten veranstaltete Sammlung brachte in Brandenburg 25 000 Taler, in England 96 000 Taler ein. Aus diesen Mitteln wurden die Reise- und Ansiedlungskosten bestritten, mit dem Reste wurde in der Dorotheenstraße ein Hospital, maison d'Orange errichtet, das der Oberaufsicht des englischen Gesandten in Berlin unterstellt wurde. Bis vor kurzem hat es an der alten Stelle gestanden, 1883 ist es nach der Ulmenstraße verlegt worden.

Die französischen Einwanderer waren sämtlich Anhänger der reformierten Lehre, zu welcher auch der Kurfürst sich bekannte. Ebenso wie sein Großvater Johann Sigismund bemühte er sich, den Gegensatz der beiden Bekenntnisse zu mildern und eine Ausgleichung herbeizuführen. Er erneuerte 1662 das Edikt seines Großvaters gegen das Schelten von der Kanzel und verbot seinen jungen Theologen den Besuch der Universität Wittenberg als der Hauptburg des starrsten Luthertums. Außerdem forderte er ein Religionsgespräch zwischen den lutherischen und reformierten Geistlichen von Berlin-Kölln, wie ein solches kurz vorher in Kassel stattgefunden und bei beiderseitigem Entgegenkommen zu einer Verständigung geführt hatte. Hier aber war die Stimmung anders, die lutherischen Geistlichen hatten keine Neigung zu solchem Gespräch und machten Schwierigkeiten. Am

hartnäckigsten zeigte sich Paul Gerhardt, damals Diakonus der Nikolai-kirche. Der glaubenseifrige, gemütvolle Dichter, dessen herrliche Lieder so vielen bedrängten Seelen Trost und Erbauung gegeben haben und noch geben, stand in dogmatischen Fragen ganz unter dem Banne seiner streng lutherischen sächsischen Heimat und der Wittenberger Theologen. Er erklärte geradezu, daß er die Reformierten nicht als Christen anerkenne. Schließlich hat er doch an den Verhandlungen teilgenommen und sich in ihnen durch seine hervorragende theologische Bildung ausgezeichnet. Siebzehnmal, vom September 1662 bis zum Mai 1663 wurde disputiert. Aber diese Aussprache führte nicht zu einer Annäherung, sondern verschärfte noch die Erbitterung. Eine weitere Fortsetzung konnte der Kurfürst nicht erreichen.

Darauf erließ er 1664 eine neue Verordnung und verbot aufs strengste jede Beschimpfung der kirchlichen Gegner. Alle brandenburgischen Pfarrer sollten sich schriftlich verpflichten, seinen Befehl zu befolgen. Einige Berliner Geistliche, die sich dessen weigerten, wurden abgesetzt, doch gestattete der Kurfürst auf die Bitte des Magistrats ihren Wiedereintritt. Auch Paul Gerhardt hätte sein Amt wieder übernehmen können. Der Magistrat und die Verordneten der Gewerke traten wiederholt mit großer Wärme für ihn ein. Der Kurfürst verzichtete ihm gegenüber auf die schriftliche Verpflichtung in der Erwartung: daß derselbe „sich auch ohne Revers den Edikten gemäß zu bezeigen“ wissen werde. Paul Gerhardt fühlte sich indessen hierdurch in seinem Gewissen beschwert und trat nicht wieder ein. Daß er geflüchtet sei und auf der Flucht sein Lied „Befiehl du deine Wege“ gedichtet habe, ist eine Legende. Er hat nach seiner Absetzung noch zwei Jahre unangefochten in Berlin gelebt, unterstützt von seinen Freunden und zahlreichen Anhängern, die den verehrten Mann nicht fortgehen lassen wollten. Dann hat er in dem damals kursächsischen Lübben eine neue Stätte der Wirksamkeit gefunden.

Auch sein gleichfalls abgesetzter Schwager, Propst Fromm von der Petrikirche, hat keinen Gebrauch von der Gnade des Kurfürsten gemacht, aber aus anderem Grunde. Er neigte zur katholischen Lehre und hat nachher dieser seine Kräfte gewidmet.

Kurz vor seinem Tode berief der Kurfürst einen der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, Samuel Pufendorf nach Berlin, der einst als junger Professor in Heidelberg durch seine scharfe Kritik der Reichsverfassung Aufsehen erregt hatte. Seitdem hatte er 20 Jahre in Schweden gelehrt und durch seine Arbeiten die neue Wissenschaft des Naturrechts und des Völkerrechts begründen helfen. Zuletzt hatte er nach den schwedischen Akten die Kriege Karls XI. dargestellt. Jetzt wurde er beauftragt, in ähnlicher Weise über die Taten des Großen Kurfürsten zu schreiben. Zu diesem

Zwecke wurden ihm alle Akten der brandenburgischen Regierung, auch die geheimsten zur Verfügung gestellt. Aus ihnen hat er, und zwar aus ihnen allein, nicht eigentlich das Leben und die Taten, sondern nur einen Teil derselben, die politischen Verhandlungen dargestellt. Auch diese erzählt er nicht, er läßt sie gleichsam aus dem Geiste des Handelnden, aus seinen Gedanken und aus seinem Wollen, vor den Augen des Lesers entstehen. Es ist ein ganz eigenartiges Werk, einseitig und doch von bedeutender Wirkung. Ein späterer Geschichtsforscher hat es mit dem Reiterstandbild des Kurfürsten von Schlüter verglichen, an dem man gleichfalls manches einzelne tadeln oder anders wünschen möchte, das aber als ganzes „einen großen Eindruck mache, den Eindruck der Größe“. Man wird dieses Urteil ebenso wie auf Pufendorfs Arbeit und auf Schlüters Bildwerk auch auf den Kurfürsten selbst anwenden können.

Zweiter Abschnitt.

Unter den beiden ersten Königen.

Das kräftige Staatsgefühl des Großen Kurfürsten und das Bemühen, die Bedeutung seines Staates auch äußerlich in der Art des Auftretens zu zeigen, tritt bei seinem Sohne, Kurfürst Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. noch stärker und in einseitiger Weise hervor, indem dieser übermäßigen Wert auf die äußere Darstellung fürstlicher Macht legte und den Glanz des Versailler Hofes nachahmte. Er unterhielt deshalb einen großen Hofstaat, zu dem außer zahlreicher Dienerschaft auch Schweizer Gardien, Grands mousquetaires, Gens d'armes, alle in prächtigen Trachten, 2 Trompeterkorps, Kunstpfeifer und eine Musikkapelle gehörten, dazu viele hohe und niedere Hofbeamte, Kammerherren, Kammerjunker, Pagen und Ehrendamen. Sie erhielten meist hohe Gehälter, Hofequipagen und Reitpferde mußten zu ihrer Verfügung stehen. Die Zahl der für den Hof bereit gehaltenen Pferde soll weit über 1000 gegangen sein. Infolgedessen genügte der Marstall in der Breiten Straße nicht mehr den Ansprüchen, obgleich er erst kurz vorher nach einem Brande neu erbaut und bedeutend vergrößert war. Friedrich ließ gleich im Anfang seiner Regierung durch Nering ein sehr umfangreiches neues Stallgebäude errichten, in dessen oberem Stockwerk später auch die beiden Akademien der Künste und der Wissenschaften ihr Heim erhielten. Es umfaßte den ganzen Raum zwischen der Dorotheenstraße, den Linden, der Charlottenstraße und der jetzigen Universitätsstraße, auf dem jetzt das neue große Gebäude für die königliche Bibliothek und die Akademie der Wissenschaften sich erhebt.

Dem Bedürfnis der Repräsentation hatten auch die bildenden Künste zu dienen, für die jetzt in Berlin eine allerdings nur kurze glänzende Zeit

begann. In erster Linie steht dabei Andreas Schlüter, der in Hamburg geboren, bereits in Danzig und Warschau tätig gewesen war, als er 1694 dreißigjährig hierher kam und zunächst ein Standbild Friedrichs III. zu modellieren hatte. Es wurde in dem von Schlüter zu diesem Zweck umgebauten (1870 abgebrochenen) Gießhause hinter dem Zeughause von Jakobi gegossen und später in Königsberg aufgestellt. Ein Abguß desselben steht im Hohenzollern-Museum. Fast gleichzeitig erhielt er den Auftrag für ein Denkmal des Großen Kurfürsten, das auf der eben damals von Nering neu erbauten Langen Brücke aufgestellt werden sollte. Es wurde gleichfalls von Jakobi gegossen und 1703 feierlich enthüllt. Der Sockel mit den gefesselten Sklaven ist, wie die Inschrift besagt, erst 1709 hinzugefügt worden.

Manches an diesem Denkmal erscheint heute seltsam, entsprach aber dem Geschmack jener Zeit, namentlich die Allonge-Perücke bei römischer Kostüm. Gefesselte Gefangene befanden sich in ähnlicher Weise bei dem Denkmal Heinrichs IV. von Frankreich in Paris und bei dem 1686 dort aufgestellten Reiterstandbilde Ludwigs XIV., die während der französischen Revolution zerstört worden sind. Das letztere hatte zu diplomatischen Beschwerden von verschiedenen Seiten, auch vom Großen Kurfürsten Anlaß gegeben, weil diese Gestalten wegen ihrer Attribute auf mehrere Staaten, die mit Frankreich Krieg geführt hatten, vornehmlich auf Brandenburg gedeutet wurden. Vielleicht sind ebensolche Figuren gerade deshalb, als ein Protest des brandenburgischen Selbstbewußtseins, hier angewendet worden. Überfluge Kritiker haben außerdem die gedrungene Gestalt des Pferdes und das Fehlen der Hufeisen tadeln wollen; die Sage erzählte, daß Schlüter, als er diesen angeblichen Mangel an dem vollendeten Denkmal bemerkte, sich aus Verzweiflung in die Spree gestürzt habe. Aber trotz allem, was spätere Art der Auffassung aussetzen mag, kann sich kein Beschauer der mächtigen Wirkung entziehen, welche die glücklich abgemessenen Verhältnisse aller Teile zueinander, die feste Geschlossenheit von Ross und Reiter, die stolze, sichere Ruhe des Herrschers und Heerführers über dem schwungvollen, lebhaft bewegten Unterbau ausüben. Nur wenige der berühmtesten Reiterstandbilder aller Zeiten können mit diesem Denkmal verglichen werden.

Inzwischen hatte Schlüter einen architektonischen Auftrag erhalten. Die Kurfürstin, spätere Königin Sophie Charlotte, hatte im Dorfe Liebow — das 1705 nach ihrem Tode zur Stadt erhoben und ihr zu Ehren Charlottenburg genannt wurde — durch Nering ein kleines Landhaus erbauen lassen und wollte, daß es zu einem Schloß erweitert, für längeren Aufenthalt und größere Festlichkeiten eingerichtet würde. Schlüter hat die Arbeit begonnen, sie aber nicht vollenden können. Die Königin entzog ihm ihre Gunst und übertrug die Fortsetzung seinem Nebenbuhler Cosander.

Dieser hat den Bau von Schloß Liezenburg vollendet und dem kleinen Mittelbau die übergroße Kuppel aufgesetzt.

Auch an dem von Nering erbauten Zeughaus hat Schlüter mitgearbeitet, nach Nerings Tode hat er kurze Zeit die Leitung gehabt, sie aber bald an den Oberst de Bodt abgegeben, um seine ganze Kraft dem Schloßbau zu widmen. Sein Einfluß ist daran zu erkennen, daß er die ursprünglich etwas nüchterne Fassade malerischer und lebendiger gestaltet hat, sowie an dem reichen plastischen Schmuck, namentlich an den vielbewunderten Masken sterbender Krieger über den Fenstern des Hofes.

Von dem ältesten Teil des Schlosses, der von Kurfürst Friedrich II. erbauten Burg ist in seiner äußeren Gestalt nur ein schlichter, starker Rundturm erhalten, der von der Kurfürstenbrücke aus zu sehen ist und seines spizen Kupferdaches halber seit Jahrhunderten der „grüne Hut“ genannt wird. Sein fensterloses Kellergeschoß, das nur von oben her durch eine Öffnung in der Decke zugänglich war, hat in der ältesten Zeit als Burgverließ gedient. Zwischen diesem Turm und Joachims zweitem Hause steht ein schmuckloser viereckiger Turm, der früher um ein Stockwerk mit Giebelkern und einer Turmspitze höher war. In seinem ersten Stockwerk lag die schöne Erasmus-Kapelle, in späteren Jahren das mittelalterlich stilvolle Arbeitszimmer des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelms IV. An diesen Bau schloß sich mit der Front nach dem Schloßplatz das von Kaspar Theiß erbaute, wie Abbildungen zeigen, heitere und freundliche Schloß Joachims II. Der östliche Erker desselben ist noch deutlich zu erkennen, nur reichte er früher nicht bis zur Erde, sondern ruhte auf der vorgebauten Stechbahn. Sonst ist das Schloß Joachims völlig in den Schlüterischen Bau aufgegangen und als selbständiger Teil nicht mehr zu unterscheiden.

Die Stechbahn an der Südseite war als solche schon längst eingegangen. An ihre Stelle hatte der Große Kurfürst steinerne Bogenlauben gesetzt und sie französischen Kaufleuten zur Einrichtung von Läden überwiesen. Diese Bogenlauben und die Läden wurden jetzt beseitigt. Dafür ließ Friedrich an der Westseite des Schloßplatzes — zwischen Schleusenbrücke und Brüderstraße — durch de Bodt nach einheitlichem Plane mehrere dreistöckige Wohn- und Geschäftshäuser aufführen, deren Erdgeschoß Arkaden auf Pfeilern erhielt. Hier wurden denen, „welche auf der Stechbahn eigene Boutiquen gehabt“, gleichartige Stellen angewiesen, während die übrigen Stellen meistbietend verkauft wurden. Da die alten Läden „an der Stechbahn“ gelegen waren, bürgerte sich dieser Name auch für die neue ähnliche Anlage ein und hat sich seither erhalten, obgleich die Pfeilerarkaden und die de Bodtschen Häuser verschwunden sind. An ihrer Stelle ist 1865 ein großes Geschäftshaus in rotem Gestein errichtet worden.

Von der Erasmus-Kapelle aus zieht sich an der Spree nach Norden das für Johann Georgs Schwester, die verwitwete Herzogin von Braunschweig durch Dymar erbaute „Haus der Herzogin“. Es ist von zwei Erkertürmen flankiert, die früher höher waren, jetzt ähnliche spitze grüne Dächer haben wie der dicht dahinter liegende grüne Hut. Hier war später die Wohnung des Großen Kurfürsten. Weiter nach Norden lag, zunächst ganz abge sondert, die gleichfalls von Dymar gebaute Schloßapotheke, deren obere Räume später die Bibliothek aufnahmen. 1886 beim Bau der breiten, weit ausladenden Kaiser Wilhelms-Brücke mußte dies Gebäude bedeutend verkürzt werden. Die neue Fassade und der daneben sich erhebende turmartige große Schornstein für die elektrischen Anlagen der Schloßbeleuchtung sind sehr gefällig im Stil der Renaissance aufgeführt und machen den Eindruck, als ob sie aus dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammten. Unmittelbar daneben sind dicht am Wasser in einem kasemattenartigen niedrigen Bau die elektrischen Anlagen untergebracht. Zwischen der Schloßapotheke und dem Haus der Herzogin hatte der Große Kurfürst durch Nering einen galerieartigen Verbindungsbau in gefälligen, schlichten Formen auführen lassen. Diese Bauten an der Wasserseite sind von Schlüter nicht verändert worden, hier hat er sich auf die innere Ausschmückung der Räume beschränkt. Von der Burgstraße aus kann man den übrig gebliebenen Erker von Joachims Schloß, den Turm der Erasmus-Kapelle, das Haus der Herzogin, die Neringische Galerie und die umgebaute Schloßapotheke überblicken. Nach innen zu gruppieren sich diese Gebäude um zwei kleine Höfe, den Kapellenhof und den Eishof. Ein anschauliches Bild des Schloßes, wie es sich 1695, also vor dem Schlüterischen Umbau darstellte, gibt ein Gemälde im Märkischen Museum.

Außer den oben genannten Bauten, die eine selbständige Bedeutung haben, waren im Laufe der Zeit noch andere Anbauten entstanden. So wurde unter Johann Georg der in seinen äußeren Formen sehr einfach gehaltene Querslügel aufgeführt, der jetzt die beiden großen Schloßhöfe voneinander trennt. An der Lustgartenseite des zweiten, inneren Hofes hatte man Räume für die Kanzleien gebaut. Auch den größeren, äußeren Hof umgaben Baulichkeiten verschiedener Art, hier hatte man einen Teil der Stallungen und der Post untergebracht, waren ein Ballhaus und verschiedene Wirtschaftsgebäude errichtet worden. Der ganze von allen diesen Bauten umschlossene Raum bildete ein Rechteck mit zwei sehr großen und zwei kleineren Höfen, er hatte von der Spree bis zur Schloßfreiheit eine Länge von 192 Metern, vom Schloßplatz bis zum Lustgarten eine Breite von 116 Metern.

Schlüter wollte den inneren großen Schloßhof in einheitlicher Weise umformen, ihm nach dem Schloßplatz, nach dem Lustgarten und ebenso

auf der Westseite, nach dem ersten Hofe zu ein vornehmes Aussehen geben. Dieser Plan ist nach Schlüters Sturz verändert worden, man hat den ganzen ersten Hof in die Bebauung hineingezogen, aber den nüchternen Querflügel stehen lassen. Seine dem inneren Hofe zugekehrte Seite hat man neuerdings durch allerlei Stuckarbeit etwas ausgeputzt, um ihn den drei anderen, von Schlüter umgebauten Seiten dieses Hofes einigermaßen anzupassen; die westliche Seite ist ebenso kahl geblieben, wie sie einst gebaut war. Schlüters Werk umfaßt also in der Hauptsache nur den östlichen Teil des Schlosses. Außerdem muß man aber auch die Fortsetzung der beiden Fronten am Schloßplatz und am Lustgarten als Schlüters Arbeit betrachten. Ihre Verlängerung nach Westen zu ist auf der Lustgartenseite von seinem Schüler Martin Böhme ganz in seiner Weise weitergeführt worden, auf der Schloßplatzseite hat Schlüters Nachfolger, um seine Selbständigkeit zu zeigen, einige nicht sehr erhebliche Veränderungen angebracht.

Diese beiden, fast 200 Meter langen Fronten machen durch ihre großen, edlen Formen eine bedeutende Wirkung. In glücklicher Weise ist der Künstler bemüht gewesen, durch plastische Zutaten die Eintönigkeit der langen Fensterreihen zu mildern. Die Seite nach dem Schloßplatz ist ernster und wuchtiger gehalten als die Nordseite. Da der Lustgarten damals bis unmittelbar an das Schloß reichte, ist diese Fassade als Gartenseite etwas leichter behandelt. Sie ist später — in der Mitte des 19. Jahrhunderts — durch die Anlage der Terrassen mit ihrem Schmuck und durch die auf dem Dache aufgestellten großen Figuren etwas reicher ausgestaltet worden.

Die größte Wirkung bringt der Schlüterische Bau hervor, wenn man von dem ersten großen Schloßhofe durch den Mittelbau hindurchgehend in den zweiten Schloßhof tritt. Hier hat man die drei mächtigen, reichen Innenseiten vor sich. Alle früher vorhandenen Teile, Türme, Säulenhallen sind erhalten, aber so dem Ganzen eingeordnet, daß dieses den Eindruck einheitlicher Größe und künstlerischer Kraft macht. Noch bedeutender erscheint Schlüters Kunst in der Ausgestaltung der Innenräume, namentlich der im zweiten Stockwerk gelegenen Festräume, unter denen der Schweizerjaal und der Ritterjaal am bekanntesten sind. Rings um die Wände des Schweizerjaales zieht sich ein gemalter Fries in Form einer Balustrade mit den kräftigen Gestalten der Schweizer Soldaten. Die Decke des Ritterjaales mit ihren großen Marmorfiguren gehört zu den eigenartigsten und besten Werken Schlüters, doch wird der Eindruck des Saales gestört durch spätere Zutaten, namentlich durch den eingebauten Trompeterchor. Diesen hat Friedrich Wilhelm I. wohl zugleich als Schau- und als Sparstück aus getriebenem Silber anfertigen lassen. Während des Siebenjährigen Krieges ist er eingeschmolzen, leider aber in verfilbertem Holz nachgeahmt worden.

Das Prunkbuffet in diesem Saale stammt nicht von Schlüter, es ist etwas später durch Gofander aufgestellt worden. Überall, in den Wohnräumen ebenso wie in den Sälen, in den Vorhallen, auf den Treppen, besonders in den Schnitzereien des Tafelwerks und der Türen sind alle Einzelheiten sorgfältig durchgearbeitet. Aus der reichen Phantasie des Künstlers fließen immer neue Formen des Schmuckes hervor, trotz aller Fülle aber machen sie niemals den Eindruck der Überladung, sie bekunden das sichere Kunstgefühl ihres Schöpfers und zugleich, welchen Einfluß er auf die von ihm zur Mitarbeit herangezogenen Handwerker ausübte.

Den Schloßbau nach seinem Plane durchzuführen, war Schlüter versagt. An der nordwestlichen Ecke des Schlosses — etwa da, wo jetzt die Adlerfäule steht — sollte ein gewaltiger Turm erbaut werden, der für eine Wasserkunst und für die Münze bestimmt war. Schlüter war in erster Linie Künstler, er hat nicht genügend beachtet, daß gerade an dieser Stelle der Baugrund ganz besonders ungünstig war. Als dann der Fehler zutage trat, wollte er ihn nicht eingestehen, er suchte durch immer neue, immer umständlichere und kostspieligere Anbauten seinen Turm zu stützen, ohne dies Ziel erreichen zu können. Schließlich blieb doch nichts übrig als den Turm abzutragen. Infolge dieser Vorgänge mußte Schlüter 1706 die Leitung des Schloßbaues abgeben. Sie wurde seinem Gegner und Nebenbuhler Gofander übertragen, der den Bau in der bereits vorher erwähnten Weise fortführte. Von ihm stammt vornehmlich die Westseite mit dem prunkvollen, dem Konstantinsbogen nachgebildeten Portal. Später unter Friedrich Wilhelm I., als Gofander und Schlüter Berlin verlassen hatten, ist Martin Böhme als Leiter eingetreten und hat den Bau vollendet.

Schlüter hat als Bildhauer noch weiter an dem künstlerischen Schmuck des Schlosses und des Zeughauses mitgearbeitet, bei dem einen unter Gofanders, bei dem anderen unter de Bodts Leitung. Seine letzte Arbeit in Berlin war der Entwurf zum Prunkfarge für König Friedrich I., der jetzt neben dem gleichfalls von Schlüter entworfenen Prunkfarge für die Königin Sophie Charlotte in der Denkmalskirche des Domes steht. Schlüter ging nach Petersburg, um bei der Erbauung dieser neuen Hauptstadt mitzuwirken. Bedeutende Arbeiten wurden ihm dort übertragen, er wurde aber 1714, gleich beim Beginn dieser neuen Tätigkeit, erst 50 Jahre alt, vom Tode ereilt.

Gleichzeitig mit Schlüter schied auch sein Nebenbuhler Gofander aus dem preussischen Dienst. Als Künstler steht er hinter Schlüter weit zurück, in technischen Fragen und an höfischer Gewandtheit war er ihm überlegen. Seinen Nebenamen von Goethe hat man früher als Bezeichnung seiner Herkunft aus Schweden erklären wollen, er hat ihn indessen von Verwandten geerbt. Er kehrte zunächst nach seiner Heimat zurück und kam

später nach Dresden. Dort ist er 1729 hochbetagt als sächsischer Generalleutnant gestorben.

Etwas länger als diese beiden Künstler blieb de Bodt in Berlin. Er war einst der Religion wegen aus seiner französischen Heimat nach England geflüchtet und nachher aus dem Dienst Wilhelms III. in den Kurfürst Friedrichs III. getreten. Auch er ging nach Dresden und fand dort eine sehr bedeutende Wirksamkeit.

Außer dem Schloß und dem Zeughause sind noch einige andere Bauten derselben Künstler wenigstens teilweise erhalten: das von Schlüter für den Oberhofmeister von Kamcke erbaute Landhaus Dorotheenstraße 27, jetzt der Loge Royal York gehörend; das Mittelstück von Schloß Monbijou, das von Gosander als Sommerwohnung für den Grafen Kolbe von Wartenberg gebaut wurde, nach dessen Sturz in den Besitz der Kronprinzessin, späteren Königin Sophie Dorothea kam und von dieser den jetzigen Namen erhielt; das von de Bodt gebaute Schwerinsche Haus am Molkenmarkt 3 mit schönem Treppengeländer in Eichenholz und das von Böhme gebaute, jetzt von der Direktion für die direkten Steuern benutzte Haus Klosterstraße 36, dessen schöne an Schlüters Art und Geschmack erinnernde Festräume ebenso wie das Treppenhaus kürzlich wiederhergestellt worden sind. Andere Bauten jener Zeit, die noch vor zehn und vor zwanzig Jahren zu sehen waren, sind inzwischen verschwunden. Von diesen sei noch die 1889 abgebrochene „Alte Post“ erwähnt. Schon 1685 wird das Posthaus in der Poststraße 1, Ecke der Georgen-, späteren Königstraße erwähnt, in dem die Post bis 1816 geblieben ist, um dann nach der Königstraße 60 und der Spandauer Straße überzufiedeln. Ihr Grundstück reichte bis nahe an die Burgstraße heran. 1701 ließ Friedrich das Hintergebäude an der Ecke der Burg- und Königstraße ankaufen und an dessen Stelle von Schlüter einen Prachtbau aufführen, der von vielen als eins der besten Werke Schlüters betrachtet und meist als Palast des Grafen Wartenberg bezeichnet wurde. Dieser hat indessen niemals dort gewohnt, nur hat er die neuen, schönen Räume mehrmals zu Festlichkeiten benutzt, da er neben vielen anderen Ämtern auch das des General-Postmeisters bekleidete.

Auch von den neuen protestantischen Kirchen — den ersten seit dem Mittelalter wieder in Berlin gebauten Kirchen —, welche durch die Entstehung der neuen Stadtteile und die Zuwanderung der französischen Reformierten erforderlich wurden, ist nicht viel erhalten. Sie sind zuerst in sehr schlichter Weise hergestellt und später ganz umgebaut worden. Die erste von ihnen war die Neustädtische Kirche in der Dorotheenstraße, ihre jetzige Form stammt aus den Jahren 1861—1863; zu dem wenigen in ihr aus früherer Zeit Erhaltenen gehört das hervorragend schöne von Schadow geschaffene Grabmal für den Grafen von der Mark, einen im Knabenalter

gestorbenen natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II. Von der älteren Form der Sophienkirche ist nur der Turm stehen geblieben, den Friedrich Wilhelm I. noch ganz in dem reichen Barockstil, der unter seinem Vater geherrscht hatte, erbauen ließ. Ebenso gehört von der Parochialkirche in der Klosterstraße jener Zeit fast nur der wirkungsvolle Turm an, in dem ein von Friedrich I. in Holland gekauftes Glockenspiel noch jetzt seine Melodien ertönen läßt.

Die Zahl der Einwohner hatte sich unter dem Großen Kurfürsten verdoppelt, sie war auf mehr als 20 000 gestiegen, unter seinem Nachfolger wuchs sie weiter bis auf nahe an 60 000. Die neuen Städte erweiterten sich deshalb ziemlich schnell. Die jüngste von ihnen, die Friedrichstadt, zählte 1695 bei Nerings Tode bereits 300 Häuser, welche sämtlich nach von ihm entworfenen oder gebilligten Plänen gebaut waren. An seiner Stelle erhielt Baudirektor Behr die Aufsicht über den Bau der Friedrichstadt. Sein Name ist in der Behrenstraße erhalten, während Friedrichstraße und Charlottenstraße nach König Friedrich und Sophie Charlotte benannt sind. In ähnlicher Weise entwickelte sich die nördlich von Alt-Berlin gelegene Vorstadt, die nach Friedrichs dritter Gemahlin Sophie Luise den Namen Sophienstadt erhielt. Sie wurde indessen nicht als besondere Stadt eingerichtet, sondern stand unter dem Rate von Berlin. Die überfülle der städtischen Behörden in den so nahe beieinander liegenden und ein einheitliches Wirtschaftsgebiet bildenden Städten verursachte nicht nur unnötige Kosten, sondern gab auch fortdauernd Veranlassung zu Rivalität und zu Zwistigkeiten. Noch stärker waren die Streitigkeiten zwischen den Innungen der alten und der neuen Städte. Der König forderte deshalb im Juli 1707 ein Gutachten darüber, „wie die sämtlichen allhiefigen Residenzstädte unter einen Magistrat und ein Rathhaus gebracht würden“. Nach längeren Verhandlungen bestimmte er am 17. Januar 1709, „daß von nun an und hinfort in Unseren hiesigen Residenzien Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheen- und Friedrichstadt und allen deren Vorstädten nur ein Stadtrat sein soll“. Da die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Gesetzes einige Zeit in Anspruch nahmen, trat diese Vereinigung der Städte am 1. Januar 1710 in Kraft.

Ein anderes Verdienst um die Wohlfahrt Berlins erwarb sich Friedrich I. dadurch, daß er das von Joachim II. eingerichtete Jagdgebiet, unseren Tiergarten, in einen Lustwald umwandelte. Zahlreiche Plätze und Wege wurden angelegt, z. B. der große Stern mit seinen sechs strahlenförmig ausgehenden Wegen, die große Quer-Allee, der Sieben Kurfürsten-Platz an der Spree, so genannt, weil hier sieben Wege zusammentreffen, jetzt als Platz an den Zelten bezeichnet. Quer durch den Tiergarten führte von den Linden aus die breite Tiergarten-Allee nach dem neuen Schlosse

Liezenburg, dessen Park nach Plänen des Pariser Baumeisters und Gartenkünstlers Le Nôtre angelegt wurde. Freilich so schön diese Allee auch war und heute noch ist, bei ihrem fußtiefen Sande konnten Wagen und Fußgänger nur schwer vorwärts kommen. Der König ließ deshalb 1702 einen Leinpfad anlegen, dessen Anfang damals Treckschutendamm, später, als Friedrich Wilhelm I. dort Schiffbauer ansiedelte, Schiffbauerdamm genannt wurde. Von hier aus konnte die Hofgesellschaft in durch Pferde gezogenen Schiffen bequem nach Liezenburg fahren. Hierzu wurde ein Teil der schönen Lustjachten benützt, die Friedrich zum Segeln auf Spree und Havel sowie zur Veranstaltung von Wasserfesten hatte bauen lassen. Die hübscheste davon gefiel 1716 dem russischen Zaren Peter dem Großen bei seinem Besuche in Berlin so gut, daß er sie sich als Geschenk ausbat. Sie ist denn auch trotz mancher Schwierigkeiten glücklich nach Petersburg gebracht worden. Als Gegengeschenk erhielt Friedrich Wilhelm einige „lange Kerle“ zur Einstellung in seine Leibgarde. Auch für das Publikum wurde bald durch einen Unternehmer solche Treckschutenfahrt zweimal täglich eingerichtet, ein Beweis, daß damals ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Berlin und Charlottenburg stattfand.

An der Ausschmückung der Schlösser und den anderen großen Bauten haben damals neben den Baumeistern und Bildhauern zahlreiche Maler gearbeitet, die außerdem durch die von der vornehmen Gesellschaft vielfach begehrten Porträts eine lohnende Tätigkeit fanden. Stilleben liebte Friedrich nicht, er interessierte sich mehr für große dekorative Bilder. Von seinen Malern ist der Holländer Augustin Terwesten am wichtigsten sowohl durch seine Deckengemälde in den Schlössern von Berlin, Charlottenburg und Oranienburg wie als Begründer der Kunstakademie.

Einige der in Berlin arbeitenden Künstler hatten einen Verein gebildet, um gemeinschaftlich künstlerischen Unterricht zu erteilen. Terwesten, der bereits im Haag Leiter der „Akademie van de Tekkenkunst“ gewesen war, schlug 1694 dem Kurfürsten vor, diesen Verein als Kunstakademie auszugestalten nach dem Muster der römischen und der Pariser Akademie, der einzigen damals bestehenden größeren Kunstakademien. Friedrich ging bereitwillig darauf ein und beauftragte Terwesten zusammen mit Schlüter einen Plan auszuarbeiten. Er bewilligte sofort eine namhafte Unterstützung und schickte zwei seiner jüngeren Bildhauer nach Italien, um Gipsabdrücke antiker Bildwerke anzukaufen. Auch sein erster Minister Eberhard Dandekmann unterstützte den Vorschlag und übernahm das Protektorat. Dann kamen aber die Intriguen dazwischen, die zu Dandekmanns Sturz führten. Erst 1699 konnte die Akademie feierlich eröffnet werden, nachdem sie bereits seit drei Jahren in Tätigkeit war und angefangen hatte, sich kräftig zu entwickeln.

Unterricht wurde erteilt im Zeichnen, Malen, Modellieren, in Anatomie, Geometrie, Perspektive und Architektur. Er fand lebhaften Anklang, die Schüler kamen so zahlreich, daß die Zahl der Klassen bald vermehrt werden mußte. Außer den Lehrern, einigen anderen Künstlern und vornehmen Kunstliebhabern wurden verschiedene Handwerker zu Mitgliedern gewählt, namentlich Seidensticker, Kunstweber, Goldschmiede, Uhrmacher, Optiker und Mechaniker. Diese Mitgliedschaft war nicht nur eine Ehre, sondern gab auch wesentliche Rechte. Alle Mitglieder gehörten zu den Eximierten, d. h. sie waren von manchen Lasten befreit und hatten ebenso wie die kurfürstlichen Beamten und die Edelleute ihren Gerichtsstand vor dem Kammergericht. Die Handwerker hatten noch den besonderen Vorteil, daß sie „ohngeachtet der Zünfte und Gilden“ ihre Profession frei betreiben durften. Die Hebung des Kunsthandwerks scheint damals von der Akademie als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtet zu sein, sie drückte dies äußerlich dadurch aus, daß sie 1706 ihren Namen änderte und sich als „Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften“ bezeichnete. Es ist anzunehmen, daß hierbei Schlüters Einfluß maßgebend war, der auf die kunstmäßige Arbeit der Handwerker hohen Wert legte und es verstand, sie mit seinem Geiste zu erfüllen. Unter der Mitwirkung so bedeutender Künstler und bei der lebhaften Bautätigkeit konnte das Kunsthandwerk sich rasch entwickeln, die Prachtliebe des Königs und der Luxus des Hofes gaben ihm reiche Gelegenheit, seine Kräfte zu üben.

Trotz dieses erfreulichen Aufschwungs hat weder die Akademie noch die Kunst und das Kunsthandwerk damals in Berlin Wurzeln schlagen können, da die Pflege der Kunst nur vom Hofe ausging. Als dies nach dem Tode Friedrichs I. aufhörte, zogen die meisten Künstler fort, weil sie keine Aufträge mehr erhielten. Der Akademie wurden fast alle Mittel entzogen, sie hat zwar fortbestanden, aber doch nur in kümmerlicher Weise. Der einzige hervorragende Künstler, der sich während der ganzen Zeit Friedrich Wilhelms I. hier behauptet hat, ist Antoine Pesne aus Paris. Er war 1711 beim Tode Augustin Terwestens als Hofmaler hierher berufen worden und hat sich vornehmlich als Porträtmaler ausgezeichnet. Zahlreiche, flott in kräftigen Farben gemalte Bilder von den Mitgliedern der königlichen Familie und von hervorragenden Persönlichkeiten in den Schlössern von Berlin, Charlottenburg, Potsdam und im Hohenzollern-Museum zeugen von seinem Talent charakteristischer Auffassung.

Ein ähnliches Schicksal wie die Kunstakademie hatte die 1700 begründete Sozietät der Wissenschaften. Sie ist von Leibniz ins Leben gerufen, der dabei durch Friedrichs zweite Gemahlin, die von Wittvelt und Nachwelt gefeierte Kurfürstin und Königin Sophie Charlotte unterstützt wurde. Die Zeitgenossen wetteifern ihre Schönheit und Anmut zu rühmen,

den Reiz der blauen Augen unter den schwarzen Locken, die sie der Mode trotzend ungepudert trug, die Ungezwungenheit und Leichtigkeit ihrer Unterhaltung, ihre Lebenslust, die Freude ebenso an heiterem Genuß wie an der Vertiefung in ernste wissenschaftliche Forschung. Aber neben den großen Vorzügen stehen manche Schwächen: das häufige lieblose Spotten über ihren Gatten, die übertriebene Liebhaberei für kostbaren Schmuck, die Empfänglichkeit für Schmeichelei und vor allem ihre recht unglückliche Einmischung in die Politik. Sie selbst will solche Einmischung freilich nicht zugeben und bestreitet auf das lebhafteste, sie jemals versucht zu haben. Indessen zeigt der Briefwechsel mit ihrer energischen und klugen Mutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, in wie starkem Maße sie dies getan und wie sehr sie dabei unter dem Einfluß der Mutter gestanden hat, die von den durch Geist und Schönheit hervorragenden Fürstinnen aus dem Geschlecht Maria Stuarts die klarste und zielbewußteste gewesen ist. Sophie Charlotte war erst 16 Jahre alt, als sie 1684 den brandenburgischen Kurprinzen heiratete, aber auch in den folgenden 21 Jahren bis zu ihrem frühen Tode, als Kurfürstin und Königin hat sie auf den Rat der Mutter gehört und war, so oft diese es forderte, bereit, die preußische Politik den hannöverschen Interessen und den Wünschen ihrer Mutter dienstbar zu machen. Den ersten Minister ihres Gatten, der solchen Wünschen entgetreten mußte, hat sie mit geradezu leidenschaftlichem Haffe verfolgt. Sie ist der Mittelpunkt, die treibende Kraft der Intriguen gewesen, durch welche 1697 Dankelmann gestürzt und die bekannte unheilvolle Günstlingswirtschaft eingeleitet wurde. Als sie den jähen Sturz des unglücklichen Ministers ihrer Mutter meldet, antwortet diese triumphierend: „Gefalle es Gott, daß alle, welche den Frauen etwas in den Weg legen, also gestraft werden mögen.“

Dankelmanns Sturz gab die Veranlassung zu Leibniz' Auftreten in Berlin. Leibniz war einer der vielseitigsten und fruchtbarsten Gelehrten, ein Mann von schöpferischem Geist und weitem Blick, aber zugleich von unruhigem Ehrgeiz. Es scheint ihm in Hannover nicht behagt zu haben, da er zwar das Vertrauen der greisen Kurfürstin besaß, mit ihrem Gatten, seinen Räten und seinem Nachfolger aber nicht auf dem besten Fuße stand. Als er die in Berlin eingetretene Veränderung erfuhr, schrieb er der Kurfürstin Sophie, jetzt werde die geeignete Zeit sein, in Berlin den hannöverschen Standpunkt geltend zu machen. Er erbot sich als Vertrauensmann der Mutter nach Berlin zu gehen und Sophie Charlotte mit seinem Räte beizustehen. Um sich auch beim Kurfürsten einzuführen, wolle er ihm die Errichtung einer Sozietät der Wissenschaften vorschlagen und ihm darlegen, welche Vorteile Berlin und der brandenburgische Staat davon haben würden. Nach seiner eigenen Erklärung wollte er also diesen Vorschlag als Vorwand benutzen, um in Berlin eine politische Stellung zu gewinnen.

Trotzdem hat er ihn unzweifelhaft ernst gemeint. Denn er verfolgte seit Jahren den Plan, in Deutschland Akademien nach dem Muster der englischen und französischen zu schaffen, er hatte darüber in Wien, Hannover, Mainz, Dresden, auch in Berlin Verhandlungen angeknüpft. In Berlin stand er bereits mit mehreren Gelehrten und Staatsmännern in brieflicher Verbindung, 1694 nach Pufendorfs Tode hatte er sich bemüht, dessen Stellung als brandenburgischer Historiograph zu erhalten.

Mit seinem Vorschlage der Akademiegründung war Sophie Charlotte völlig einverstanden, sie wünschte aber, daß zugleich eine Sternwarte errichtet werde. Bei einem abendlichen Spaziergange in ihrem Liebenburger Garten hatte der geistvolle Hofprediger Jablonski diesen Gedanken angeregt, die Kurfürstin hatte Gefallen daran gefunden und Gutachten darüber eingefordert, aber die erforderlichen Mittel nicht erhalten können. Auf Leibniz' politische Pläne wollte sie anfangs nicht eingehen, nachher hat sie ihre Bedenken fallen lassen und ihm eine ausdrückliche Vollmacht zu geheimen Verhandlungen mit dem hannöverschen Fürstenhause gegeben. Erfreulicher als dieser politische Verkehr ist ihr philosophischer Gedankenaustausch. Leibniz selbst berichtet, daß er durch die Fragen der Kurfürstin zur Abfassung der Theodociee angeregt worden sei, sie ist gewissermaßen aus ihren Gesprächen erwachsen.

Beim Kurfürsten fand Leibniz freundliche Aufnahme. Er interessierte sich lebhaft für die Förderung der Wissenschaften. Die Bibliothek verdankt ihm reiche Zuwendungen und die 1699 erlassene Verordnung, daß die Buchhändler seiner Länder von allen bei ihnen gedruckten Büchern Pflichtexemplare unentgeltlich an die Bibliothek abgeben müssen, eine Bestimmung, die für die älteren Provinzen auch jetzt noch gilt. Einige Jahre vorher hatte er die Universität Halle, eben jetzt die Kunstakademie begründet, er war nicht abgeneigt, auch eine Akademie der Wissenschaften einzurichten, nur fehlten ihm bei den sonstigen hoch gestiegenen Ausgaben die dazu nötigen Geldmittel. Hierfür wußte Leibniz Rat, indem er vorschlug, die Gründung der Akademie mit der Kalenderreform zu verbinden und aus dieser eine Einnahmequelle zu machen.

Die Evangelischen hatten bekanntlich im 16. Jahrhundert die von Papst Gregor XIII. durchgeführte Kalenderreform nicht angenommen. Seitdem rechnete man in den katholischen Ländern nach dem verbesserten, in den evangelischen Ländern nach dem alten Kalender. In Deutschland, wo die Gebiete der beiden Religionsparteien sich vielfach berührten, führte dies zu mannigfachen Verdrießlichkeiten und Zwistigkeiten. Der Unterschied betrug damals 10 Tage, er hätte im Jahre 1700 auf 11 Tage steigen müssen, man konnte annehmen, daß dadurch die geschäftlichen Unbequemlichkeiten noch wachsen würden. Deshalb einigten sich die evangelischen Reichsstände

dahin, gemeinschaftlich und gleichzeitig den neuen Kalender anzunehmen, in der Weise, daß im Jahre 1700 auf den 18. Februar sofort der 1. März folgen sollte. Leibniz schlug nun vor, die Aufsicht über das Kalenderwesen in allen kurfürstlichen Ländern der Akademie zu übertragen und ihr ein Kalendermonopol zu geben, so daß ausschließlich von ihr herausgegebene oder beglaubigte Kalender verkauft werden dürften. Dies Monopol hat der Akademie zwar anfangs nur geringe, später recht ansehnliche Einnahmen gebracht. Leibniz suchte ihr noch eine Reihe weiterer Monopole zu verschaffen, z. B. auf die Herausgabe von Schulbüchern, ein Vorschlag, der glücklicherweise nicht genehmigt wurde. Seine Versuche, das gesamte Feuerlöschwesen und die Seidenkultur auf die Akademie zu übernehmen, erwiesen sich als undurchführbar. Einige der Akademie später verliehene Monopole auf den Druck und Verkauf von Gesetzen und Landkarten haben gleichfalls guten Ertrag gegeben, wenn auch nicht so großen wie die Kalender. Die Einnahme aus diesen ist länger als ein Jahrhundert, bis zum Jahre 1812, wo die Akademie umgestaltet wurde und eine Staatssubvention erhielt, der Kern, das Rückgrat für die Finanzverwaltung der Akademie gewesen. Sie hat im Laufe der Zeit, um den Bedürfnissen des Publikums in den verschiedenen Landesteilen zu entsprechen, Kalender mannigfacher Art herausgegeben, für Berlin kommt vornehmlich der seit 1704 jährlich erscheinende Adresskalender in Betracht.

Leibniz hatte zunächst nur eine naturwissenschaftliche Akademie in Aussicht genommen, auf Verlangen des Kurfürsten wurde der Plan erweitert, auch die Pflege der deutschen Sprache und der vaterländischen Geschichte in den Wirkungskreis der Akademie gezogen. Am 11. Juni 1700 hat Friedrich die Stiftungsurkunde unterzeichnet und zugleich bestimmt, daß über einem Pavillon des neuen Stalles die Sternwarte gebaut und darunter, neben den der Kunstakademie überwiesenen Räumen einige Zimmer für die Sitzungen, zur Aufbewahrung der Instrumente und Bücher sowie eine Wohnung für den Astronomen eingerichtet würden. Zunächst fanden die Sitzungen in den Wohnungen der Mitglieder und an anderen Stellen statt, aus mancherlei Ursachen vergingen fast elf Jahre, bis die Akademie am 19. Januar 1711 in ihren eigenen Räumen feierlich eröffnet werden konnte. Leibniz war nicht dazu erschienen, er hatte sich von Hannover aus mit Unpäßlichkeit entschuldigt. Durch den Tod der Königin war seine Stellung in Berlin unsicher geworden, die Regierung mißtraute ihm, manchen kleinen Geistern in der Akademie war seine überragende wissenschaftliche Bedeutung unbequem. Selbst sein brieflicher Verkehr mit der Akademie geriet mehrmals ins Stocken, doch hatte er einen Hauptanteil an dem 1710 herausgegebenen stattlichen Sammelbande wissenschaftlicher Abhandlungen, mit dem die Akademie sich in der gelehrten Welt einführte.

Zur Leitung der Sternwarte wurde Gottfried Kirch, ein hervorragender Astronom, berufen, der in seiner Frau eine vorzügliche Gehülfin besaß. Sie hat den Kometen von 1702 entdeckt, auch fast die ganze Kalenderarbeit auf sich genommen; später konnte diese Arbeit ihrer Tochter übertragen werden. Unter den anderen Mitgliedern ragen der Hofprediger Jablonski und Frißch, der Rektor des Klostersgymnasiums hervor, ein in den verschiedensten Fächern bewandeter Gelehrter, der gleichzeitig in allen vier Klassen der Akademie tätig war. Berühmt ist er durch seine Studien über die damals in Berlin erfundene neue Farbe, das „Berliner Blau“, das der Ausgangspunkt zahlreicher wichtiger Entdeckungen, z. B. der Blausäure und des Blutlaugensalzes geworden ist. Der eigentliche Erfinder des Berliner Blau, Dippel, war ein unsteter Geist, Arzt, Theologe, philosophischer Freigeist und Alchimist. Er war 1704 aus Süddeutschland flüchtend nach Berlin gekommen und betrieb hier die Goldmacherei, mußte aber bald weiter ziehen, da er auch hier in allerlei Händel geriet.

Der Glaube an den Stein der Weisen, an die Möglichkeit, Gold auf künstlichem Wege herzustellen, war trotz aller Mißerfolge noch unerschüttert. Einer der berühmtesten Adepten jener Zeit war Johann Kunckel, der später in Schweden als Berggrat angestellt und unter dem Namen Kunckel von Löwenstern geadelt wurde. Er war ehrlicher als die meisten seiner Kollegen, er hat niemals Erfolge geheuchelt und durch Täuschung Geld zu gewinnen versucht. Auf dem vom Großen Kurfürsten am nördlichen Ende der Pfaueninsel für ihn eingerichteten Laboratorium, dessen Stelle noch erkennbar und durch einen Gedenkstein bezeichnet ist, hat er umfassende Untersuchungen angestellt und damit die spätere Entwicklung der chemischen Wissenschaft und ihre praktische Anwendung vorbereitet. Er hat das berühmte Rubin-
glas hergestellt, den Salpeteräther und manches andere entdeckt.

Nicht lange nach seinem Fortgange tauchte hier ein anderer Alchimist auf. Im Juli 1701 hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es einem sechzehnjährigen Apothekerlehrling Johann Friedrich Böttger gelungen sei, Gold zu machen. Er selbst scheint der Sache nicht recht getraut zu haben, denn er flüchtete sich nach Wittenberg, um dort Medizin zu studieren. Da der König an seine Kunst glaubte und seinem Lande eine so schätzbare Kraft erhalten wollte, schickte er ihm Offiziere nach, die ihn zurückbringen sollten. Aber die kurfürstliche Regierung gab ihn nicht heraus, sondern setzte ihn gefangen und hat den unglücklichen jungen Mann bis zu seinem Tode, 18 Jahre lang, gefangen gehalten, damit er nicht entfliehe oder seine Geheimnisse verrate. Gold zu machen, ist ihm freilich nicht gelungen, aber er hat bei seinen Versuchen die bisher in Europa unbekannte Kunst, Porzellan herzustellen, gefunden, die alsbald von der durch ihn begründeten Porzellanfabrik in Meißen mit großem Erfolg ausgeübt wurde.

Außer den naturwissenschaftlichen Studien wurden geschichtliche und philosophische betrieben. Die Königin trug sich mit dem Gedanken einer Union der evangelischen und katholischen Kirche. Sie liebte es, hierüber sowie über die tiefsten philosophischen Fragen mit geistvollen Männern zu reden. Neben Leibniz sind dabei in erster Linie der Jesuitenpater Botta und der bereits erwähnte irische Philosoph Toland zu nennen, einer der radikalsten und verwegensten unter den damaligen Freidenkern, der deshalb aus seiner Heimat flüchten mußte. Im Jahre 1704, nicht lange nach seinem Aufenthalt in Berlin veröffentlichte er ein philosophisches Werk unter dem Titel: Briefe an Serena. Man nahm allgemein an, daß mit diesem Namen Sophie Charlotte gemeint sei und daß die in Briefform gehaltenen sechs Abhandlungen die Gedanken weiter ausführten, die er in den Gesprächen mit der Königin entwickelt hatte.

Zu ihrer Unterstützung bei solchen Religionsgesprächen zog sie vorzugsweise ihren Hofkaplan Isaac Beausobre von der französischen Kolonie heran, einen ebenso gelehrten wie gewandten Redner. Seine zündende Beredsamkeit wird von vielen Zeitgenossen gerühmt, auch von Friedrich dem Großen, der ihn noch gekannt hat. Beausobre war ein eifriger Wahrheitsfucher. Er schreibt: „Ich kenne kein größeres Gut als die Freiheit im Denken, keine angenehmere Beschäftigung als das Suchen nach Wahrheit, kein größeres Vergnügen, als sie zu finden und auszusprechen.“ Zusammen mit einem anderen Pfarrer der französischen Kolonie, Jacques Lenfant, hat Beausobre eine Übersetzung des neuen Testaments herausgegeben, die in Frankreich wie in Deutschland große Anerkennung fand und oft neu gedruckt werden mußte. Beider religionsgeschichtliche Werke, namentlich Beausobres Arbeit über die Manichäer, Lenfants über das Konstanzer Konzil werden noch jetzt geschätzt. Außer ihnen waren unter den Geistlichen der französischen Kolonie noch mehrere hervorragende Gelehrte. Sie hatten um der evangelischen Lehre willen aus Frankreich flüchten müssen, sie suchten die Wahrheit ihrer Religion sowohl gegen die katholische Kirche wie gegen die Freidenker zu verteidigen. Durch sie ist damals Berlin — wie Harnack sagt — ein Hauptquartier der apologetischen Theologie gewesen. Das berühmteste dieser Werke war: *La vérité de la religion chrétienne* von Jacques Abbadie, 1684 in Berlin vollendet.

Den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß aber hat unter allen Theologen des damaligen Berlin Philipp Jakob Spener ausgeübt, der von 1691—1705 als Pfarrer der Nikolaikirche in Berlin wirkte. Der von ihm begründete Pietismus hat das Gemütsleben bereichert und vertieft, die religiöse Auffassung vergeistigt und innerlicher gemacht, das Recht der Persönlichkeit gegenüber schablonenhafter Engherzigkeit wieder zur Geltung gebracht, auch zur allmählichen Ausgleichung der Gegensätze innerhalb der

evangelischen Kirche wesentlich beigetragen. Später ist er hier und da ausgeartet und hat zu krankhaften Erscheinungen geführt. Unter den anderen pietistischen Pfarrern Berlins, den Jüngern Speners, ist Johann Porst der bekannteste. Er wurde 1704 als Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche hierher berufen und später gleichfalls zum Propst von Berlin ernannt. Porst ist der Herausgeber des nach ihm benannten Gesangbuchs, das lange Zeit nicht nur in Berlin und den märkischen Kirchen, sondern auch weit darüber hinaus in Gebrauch war. Neben einer großen Anzahl der schönen älteren Kirchenlieder enthält es nicht wenige von einer süßlichen und schwülstigen Art der Auffassung, die sich damals bereits im Pietismus auszubilden begann.

Trotz des Pietismus waren die Berliner keine Kopfhänger. Manche ihrer Prediger eiferten zwar gegen Komödiepielen und Tänzen, sie haben auch Eindruck damit gemacht, aber nur auf einen Teil der Bewohner. Kaum jemals vorher sind so viele Feste in Berlin gefeiert worden wie in dieser Zeit. Einige der Hoffestlichkeiten sind ausführlich beschrieben worden, so z. B. die zehn Tage in Anspruch nehmenden Veranstaltungen bei der Hochzeit von Friedrichs ältester Tochter im Frühjahr 1700. Ballet- und Opernvorstellungen, Tierhegen, Feuerwerk, Schauspiel in Oranienburg, Parkfest in Liegenburg, Kostümfest in Potsdam u. a. folgten aufeinander. Tierhegen liebte Friedrich sehr. Er hatte zu diesem Zwecke 1693 ein großes Amphitheater am östlichen Teile der Festungsmauer (da wo später das Kadettenhaus stand, jetzt das große Gebäude des Amtsgerichts Berlin-Mitte sich erhebt) erbauen lassen mit verdeckten Galerien für die Hofgesellschaft, mit weiten offenen Plätzen für die übrigen Zuschauer. In den unteren Räumen wurden Bären, Wölfe, Auerochsen, Füchse, Wildschweine in großer Zahl, auch Löwen und Tiger bereit gehalten. Seit der Errichtung dieses „Hetzgartens“ bildeten die Tierhegen einen notwendigen Bestandteil der großen Hoffeste.

Noch umständlicher und prachtvoller waren die Festlichkeiten, die Friedrich als König veranstaltete. Bei der Hochzeit des Kronprinzen im Jahre 1706 dauerte die Festzeit volle drei Wochen.

Am 6. Mai 1701 nach der Rückkehr des Königspaares von der Krönung in Königsberg fand der feierliche Einzug in Berlin statt. Zum festlichen Empfange waren sieben Ehrenpforten gebaut und von den Künstlern der Akademie geschmückt worden: vor dem Georgentore von den Borstädtern und Gärtnern, innerhalb des Tores von den Eximierten und Beamten, an der Klosterstraße von der französischen Kolonie, an der Südenstraße von der Dorotheenstadt, am Berliner Rathause von der Stadt Berlin, am Posthause (Ecke der Georgen- und Poststraße) gemeinschaftlich vom Friedrichswerder und der Friedrichstadt, an der alten Stechbahn vor dem Schlosse von der Stadt Kölln. Die Bürgerschaft hatte 39 Kompagnien,

8000 Mann stark, in schönen Uniformen aufgestellt, die Berliner Fleischhauer außerdem eine Kompanie Kürassiere mit ganz neuen Pauken und Paukendecken, die zu führen ihnen ein bei dieser Gelegenheit vom Könige verliehenes Privilegium gestattete. Bei jeder Ehrenpforte standen die Vertreter der Städte und Korporationen, welche sie errichtet hatten, sie durften aber das Königspaar, um es nicht aufzuhalten, nur „mit tiefen Neigungen“, die Gärtner mit Blumenwerfen begrüßen; an der berlinischen Ehrenpforte wurden die Majestäten und der Kronprinz „mit einigen Reimen“ angesungen und bewillkommnet. Bei der Gratulation am folgenden Tage sprach der Bürgermeister von Berlin im Namen der fünf Städte. Zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Einzug wurden das Georgentor, die Georgenstraße und der nordöstliche Teil des Festungsgrabens seitdem Königstor, Königstraße und Königsgaben genannt.

Wenn der König in Berlin war, pflegte er öffentlich Tafel zu halten und vor den Augen seiner zum Zuschauen eingelassenen Untertanen zu speisen. Bisweilen aber erschien er in der Küchenstube des Schlosses und erwies jedem seiner zwölf Meisterköche die Ehre, daß er ein von ihm zubereitetes Gericht selbst vorsetzen durfte. Bei der erwähnten Hochzeitsfeier im Jahre 1700 führte der Kurfürst nach der Tierhege seine Gäste in die Küchenstube. Sie waren zuerst erstaunt, keine Tafel zu sehen. Diese senkte sich dann, prächtig ausgestattet von der Decke herab, um nachher in einer Vertiefung zu verschwinden und anderen, wieder von oben herab schwebenden Tafeln Platz zu machen.

Ebenso sollten auch die abendlichen Tabaksgesellschaften einen gemütlichen, weniger zeremoniösen Charakter haben. Aber nach dem bekannten Bilde von Lengebe (jetzt im Hohenzollern-Museum) müssen diese Tabaksende recht steif gewesen sein. Sophie Charlotte in großer Toilette, mit einem Diadem geschmückt, hat sich eben erhoben und hält den Fidibus, an dem der auf einem Lehnsessel sitzende König die lange Tonpfeife anzündet. In weitem Kreise sitzen die Herren des Hofes sämtlich mit eben solchen Pfeifen, im Hintergrunde stehen verschiedene Diener, auch ein Mohr mit Erfrischungen und Rauchbedarf. Es sieht so aus, als ob das allerdings noch ziemlich neue Rauchen die Hauptsache sei, gewissermaßen um seiner selbst willen betrieben werde.

Die Pfeifen dazu wurden aus Holland bezogen, während der letzten Jahre König Friedrichs aber in Berlin hergestellt. Der Große Kurfürst hatte 1678 einen Delfter Fabrikanten veranlaßt, in Potsdam eine Fayence-Bäckerei einzurichten. Sie wurde später nach Berlin verlegt und machte anfänglich feinere Sachen für Kunstfreunde. Als sie sich nachher auf die Herstellung von Tonpfeifen legte und hierfür ein Privilegium erhielt, erlangte sie einen großen Umfang.

Besonders gerühmt werden die Feste der Königin im Schloß und Park Liezenburg. Sie dauerten oft die ganze Nacht hindurch. Die Königin blieb gern lange auf und machte die Nacht zum Tage, obgleich der König ein Frühaufsteher war und manche ihrer Gäste klagten, daß sie gleich von der Abendmahlzeit der Königin zum Morgenempfang des Königs gehen mußten.

Theater-Aufführungen spielten eine große Rolle bei den Höflichkeitseiten, teils Liebhaber-Vorstellungen von Personen der Hofgesellschaft, mitunter durch Sophie Charlotte selbst eingeübt, teils Vorstellungen wandernder Truppen. Deutsche, französische, italienische, englische Truppen kamen damals mehrfach hierher, zum Teil auf Einladung, wie die französische Truppe von Rocher, der von 1706—1711 dauernd in Berlin war und zum intendant des plaisirs de Sa Majesté ernannt wurde. Er erhielt jährlich 6000 Taler, von denen er 400 Taler an die Armen abzugeben hatte. Zweimal wöchentlich mußte er für den Hof spielen, auch diesen auf Reisen begleiten, an den freien Abenden durfte er sich der Bürgerschaft zeigen. Für den Hof waren über dem Marstall in der Breiten Straße, ebenso in den Schlössern Oranienburg und Charlottenburg Bühnen hergerichtet. Opernvorstellungen fanden bisweilen im Saale der von Friedrich zur Erziehung junger Edelleute begründeten Ritterakademie statt, für die das alte Kurfürstenhaus in der Klosterstraße zurecht gemacht war. Die Vorstellungen für die Bürgerschaft fanden meist im Köllnischen Rathause statt. Von den aufgeführten Stücken weiß man wenig. Vermutlich sind es ebenso wie damals in anderen deutschen Städten vornehmlich Bearbeitungen von Schauspielen französischer Autoren, von Shakespeare und Calderon, auch von einigen älteren deutschen Dichtern gewesen. Etwas Besonderes, Berlinisches oder für Berlin Charakteristisches war nicht darunter.

Der Vertrag mit Rocher ist noch nach dem Tode von Sophie Charlotte geschlossen worden, dennoch erlahmte seitdem Friedrichs Interesse für das Theater, auch wurde er allmählich zugänglicher für die Einwirkung der Pietisten. 1708 hat die letzte Aufführung einer Hofoper stattgefunden, 1711 wurde Rocher entlassen und die ganze Theatergarderobe an die Armen verschenkt.

Der Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., war kein Freund des Theaters. Er hat dasselbe zeitweise verboten, dann aber doch wieder gestattet, daß einzelne Wandtruppen gelegentlich in Berlin auftraten. Am meisten gefiel dem Könige der „starke Mann“ Eckenberg, der zugleich Schauspieldirector, Hanswurst, Akrobat und Quackfalber war. Er wurde 1732 zum Hofkomödianten ernannt. Durch seine Vorstellungen, durch seine „Assembléen“ für die vornehme Welt und durch den Verkauf von allerlei Heilmitteln gegen Melancholie, Reizen, Schlaganfälle u. a. verdiente er soviel Geld, daß er

sich zuletzt ein eigenes Theaterhaus in der Zimmerstraße bauen konnte, nachdem er vorher mit seiner Truppe im Rathaus und in verschiedenen auf den Marktplätzen aufgeschlagenen Buden gespielt hatte.

An seinen rohen Späßen und seinen Kraftproben hatte der König Gefallen. Auch bei seiner abendlichen Erholung im Tabaks-Kollegium herrschte ein derber Ton, es gewährte ein ganz anderes Bild als die steifen Tabaks-Gesellschaften seines Vaters. Alles Zeremoniell war verbannt, der König wollte hier als Privatmann angesehen werden. Die Dienerschaft mußte sich möglichst zurückhalten, damit man desto ungestörter reden konnte. Alles was gebraucht wurde, stand bereit: Tonpfeifen, Tabak, kleine Schalen mit glimmender Torfasche, vor jedem Gaste ein Glas und ein Krug mit Bier, der aus dem aufgelegten Fasse wieder gefüllt werden konnte. Um sieben Uhr wurde Brot, Butter und Käse aufgetragen, auch wohl ein Schinken oder Braten hingestellt, bisweilen bei besonderen Gelegenheiten fand eine festlichere Bewirtung statt und wurde alter Ungarwein gereicht. Die Gesellschaft bestand meist aus Offizieren, den Vertrauten des Königs, auch vornehme Fremde und einige Gelehrte wurden zugezogen, namentlich solche, die in Erdkunde und Geschichte Bescheid wußten, über die Zeitereignisse Auskunft geben und das, was in den Zeitungen stand, näher erklären konnten. Einige französische, holländische, Hamburger, Frankfurter, Leipziger und Wiener Zeitungen lagen auf dem Tische. Eine Berliner Zeitung gab es zwar auch, aber aus dieser konnten die Herren und der König nicht viel von dem erfahren, was in der Welt vorging.

Zeitungen herauszugeben ist in Berlin zuerst kurz vor dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges und dann mehrmals versucht worden. Dauern- den Erfolg hatte eine Zeitung, die 1655 von dem Buchdrucker Kunge begründet wurde. Sie nannte sich „Berliner Einkommende Ordinari und Postzeitungen“, erschien drei-, zeitweise viermal wöchentlich und hielt sich bis 1721, erst im Besitz der Familie Kunge, dann wurde sie an den Buchdrucker Lorenz verkauft. Lange Zeit scheint sie recht tüchtig gewesen zu sein, im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde viel über ihre Unzuverlässigkeit geklagt, und die Frage wurde erwogen, ob nicht die neue Akademie der Wissenschaften die Herausgabe einer Zeitung in die Hand nehmen sollte. Diese Klagen mögen die Veranlassung gegeben haben, daß König Friedrich 1704 dem Heidelberger Buchhändler Rüdiger, der aus der verwüsteten Pfalz hierher geflüchtet war, die Erlaubnis gab, ein „Diarium von dem was im heiligen Römischen Reich passiert“ herauszugeben. Rüdigers Zeitung hat sich indessen nicht halten können, sie ist bald wieder eingegangen, während die Lorenzsche „Ordinaire Zeitung“ trotz der Klagen weiter bestand. Friedrich Wilhelm I. machte kurzen Prozeß. 1721 untersagte er die Fortsetzung der Lorenzschen Zeitung und gab dem Sohne Rüdigers, einem sehr rührigen,

umsichtigen Buchhändler, zu dem er Vertrauen hatte, ein ausschließliches Privilegium. Dasselbe ist später auf Müdigers Schwiegersohn Voß übergegangen und im Besitze seiner Nachkommen geblieben. Noch jetzt erscheint die „Privilegierte Berlinische Zeitung“ im „Verlage Vossischer Erben“. Ihr Eigentum kam nach Voß' Tode an seinen Sohn, 1801 an dessen Schwester, Frau Münzdirektor Lessing, deren Enkel gegenwärtig Besitzer der Zeitung ist. Friedrich Wilhelm I. interessierte sich für die neue Zeitung und bediente sich ihrer, um Verordnungen bekannt zu machen, seine Pläne und Absichten eindringlich darzulegen. Sonst aber gestattete er nicht, daß die Zeitung sich mit seiner Person oder seinen Maßregeln beschäftigte. Auch bei auswärtigen Nachrichten mußte die Zeitung sehr vorsichtig sein. Auf Beschwerde des russischen Gesandten, Grafen Golowkin wurde ihr 1724 verboten, irgend etwas zu bringen, „so die Affären des Russisch-Kaiserlichen Hofes, es habe Namen oder sei beschaffen, wie es wolle direkte oder per indirectum konzernieren kann“. Eigenhändig hatte der König am Rande bemerkt: „Der Graff Golowkin wirdt Ihn alle Woche gebbet, Was er von Petterbur ein segen kan.“ Bei so starker Beschränkung konnte die Zeitung nicht viel Interessantes mitteilen, den Herren des Tabaks-Kollegiums erschien sie langweilig, sie suchten sich über die Weltereignisse aus fremden Zeitungen zu unterrichten.

Unter den gelehrten Gästen des Tabaks-Kollegiums sind Gundling und Faschmann am bekanntesten. Der erstere war ein Mann von umfangreichem Wissen, ein Schüler von Thomafius in Halle wie viele der tüchtigen Beamten, mit denen der König seine großen Verwaltungsreformen durchführte, der Verfasser ernster geschichtlicher und statistisch-ökonomischer Schriften. Als Zeitungsberichterstatter für den König und das Tabaks-Kollegium war er durchaus an seinem Platze. Leider fehlte es ihm an Würde, er war oft betrunken und wurde dann die Zielscheibe der rohesten Späße. Sein Nebenbuhler Faschmann, ein unbedeutender Schriftsteller und Anekdotenjäger, suchte die Schwächen Gundlings zu benutzen, um sich selbst ins Licht zu setzen. Dem König und seinen Freunden machte es jedesmal großes Vergnügen, wenn die beiden Gelehrten in Streit gerieten, sich mit den heftigsten Schmähungen überhäufte und schließlich mit den Fäusten aufeinander lösgingen.

1718 wurde Gundling vom König zum Präsidenten der Akademie ernannt. Daß der König damit die Akademie der Wissenschaften habe erhöht wollen, wie vielfach behauptet wird, ist nicht anzunehmen. Obgleich er oft Spott mit Gundling trieb, hat er ihn doch als für diese Stelle geeignet angesehen. Gundlings Präsidentschaft ist auch nicht ohne Nutzen für die Akademie gewesen. Er verschaffte ihr vom König die beiden vorher erwähnten Monopole auf den Druck von Gesetzen und Landkarten, ferner das Privilegium, daß sie ebenso wie die königliche Bibliothek Pflicht-

exemplare von allen in Preußen erscheinenden Büchern erhalten sollte; es hat bis 1812 bestanden. Gundling starb 1731. Seinen Sarg hatte der König schon lange vorher in Form eines Weinfasses anfertigen lassen, in diesem wurde die Leiche aufgebahrt, dann nach der Kirche von Bornstädt bei Potsdam gebracht und dort unter grotesken Feierlichkeiten beigelegt. Gundlings ärgster Feind Faschmann mußte die Leichenrede halten, da die Geistlichen sich weigerten, an einer solchen Bestattung teilzunehmen. Sie war, wie ein Zeitgenosse fand, „äußerst lustig und seinem geführten Lebenswandel völlig angemessen“. Auf dem großen Grabstein sieht man in grellen Farben das dem Verstorbenen einige Jahre vorher bei seiner Erhebung in den Freiherrnstand verliehene Wappen mit den auf seine Eitelkeit hinweisenden Pfauenfedern. Hier sind noch Minerva und ein Hase als Sinnbilder der Gelehrsamkeit und der Feigheit hinzugefügt.

Faschmann wurde jetzt Präsident der Akademie, er zog sich aber bald die Ungnade des Königs zu und verließ heimlich Berlin. Einige Jahre später hat er „Leben und Taten des Königs von Preußen Frederici Wilhelmi“ ausführlich dargestellt. Ohne Verständnis für die Eigenart und die Bedeutung des Königs schildert er die Wunderlichkeiten, Schroffheiten, Gewohnheiten, die er zum Teil aus eigener Anschauung kannte. Für alle späteren Schriftsteller, namentlich für solche, die sich mehr an die Außerlichkeiten halten, ist sein Werk eine Fundgrube interessanter, freilich oft übertrieben und schief dargestellter Einzelheiten, es hat zu dem früher allgemeinen ungünstigen, einseitigen Urteil über diesen König wesentlich beigetragen.

Noch seltsamer waren die Leute, die der König nachher als Zeitungserklärer und Vorleser heranzog: der gänzlich verkommene Graben zum Stein, ein früherer Mönch und katholischer Feldprediger aus Tirol und der gescheite aber grillenhafte Morgenstern. Beide wurden aus dem für den Präsidenten der Akademie ausgesetzten Gehalte bezahlt und die Akademie mußte dasselbe unter dem Titel: „Vor die sämtlichen Königlichen Narren“ buchen. Morgenstern hat lange nachher aus seinen Erinnerungen, ähnlich wie Faschmann, ein Büchlein über Friedrich Wilhelm I. geschrieben und darin allerlei Merkwürdiges erzählt, das er selbst gesehen oder von dem Könige und anderen hat erzählen hören.

Die Wissenschaften interessierten den König nur insoweit, wie er ihren praktischen Nutzen erkannte. Deshalb bestimmte er, daß die Akademie einen erheblichen Teil ihrer Einnahme auf medizinischen Unterricht verwenden solle. Zunächst für das 1717 in exercitus populiæ salutem, zum Nutzen des Heeres und des Volkes errichtete anatomische Theater, das 1724 dem schon vom Großen Kurfürsten begründeten, jetzt bedeutend erweiterten medizinisch-chirurgischen Kollegium angeschlossen wurde. Dies war eine Art medizinischer Fakultät, zugleich Prüfungs-Kommission und oberste Sanitäts-

behörde. Die Lehrer desselben hatten die Verpflichtung, öffentliche unentgeltliche Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Die hauptsächlichsten Lehrfächer waren: Anatomie, Chirurgie, Osteologie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Materia medica, Physik, Chemie, Botanik, Pharmazie und Hebammenkunst. Um den Studierenden Gelegenheit zur praktischen Ausbildung zu verschaffen, setzte der König das Kollegium in enge Verbindung mit dem durch eine Verordnung vom 18. November 1726 als Übungsschule für praktische Ärzte und Wundärzte und zugleich als allgemeines Krankenhaus für die Residenz begründeten Charitee-Hospital. Er benutzte hierzu das 1710 erbaute Pesthaus, das zu seinem ursprünglichen Zwecke nicht gebraucht worden war, weil die damals in einigen Teilen der Mark auftretende Pest nicht bis Berlin vordrang. Das Kollegium gewann bald bedeutendes Ansehen und hatte starken Besuch sowohl von Einheimischen wie von Fremden. Zur weiteren Förderung des medizinischen Studiums wurde der Hopfen- und Küchengarten bei Schöneberg als botanischer Garten eingerichtet.

Mit der Medizin stand damals die Chemie in enger Verbindung, sie wurde meist von Ärzten betrieben und fing eben an, sich von der Alchimie zu befreien. Daher war es ein großes Verdienst, daß Ernst Georg Stahl, Friedrich Wilhelms Leibarzt, zum erstenmal die vielen bereits erkannten vereinzelteten Tatsachen unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfaßte und dadurch der weiteren Forschung eine wissenschaftliche Grundlage gab. Die von ihm aufgestellte phlogogistische Theorie beruhte, wie er bescheiden erklärte, auf noch ungenügenden Kenntnissen. Dennoch hat sie fast ein Jahrhundert lang die chemische Wissenschaft beherrscht und ist dann erst auf Grund weiter fortgeschrittener Erkenntnis überholt worden. Neben Stahl sind seine Schüler Pott und Neumann sowie des letzteren Schüler Marggraf zu nennen, dessen Anfänge noch in diese Zeit fallen.

Für philosophische und theologische Streitfragen hatte Friedrich Wilhelm kein Verständnis, wohl aber für die aus dem Herzen stammende, nicht an starre Formen gebundene Frömmigkeit der Pietisten und ihre reiche Liebestätigkeit. August Hermann Francke stand bei ihm in hoher Gunst, er ist wiederholt in Berlin gewesen und vom Könige um Rat gefragt worden. Von Franckes Schüler Zinzendorf, dem Begründer der Brüdergemeinde, wollte der König anfangs nichts wissen. Als er aber die gewinnende Persönlichkeit des begabten, lebhaften Grafen kennen lernte und dieser ihm zweckmäßige Vorschläge für die Ansiedlung der aus Salzburg geflüchteten Protestanten machte, wandte er ihm sein Vertrauen zu und nahm ihn in seinen Schutz. Zinzendorf wurde in Berlin als Bischof der mährischen Brüder ordiniert, seine hier gehaltenen Predigten machten sehr großen Eindruck.

Der Pomp und die Prachtliebe seines Vaters hatten dem König niemals gefallen. Bald nach seiner Thronbesteigung hat er den großen und kost=

spieligen Hofhalt bedeutend eingeschränkt. Daß dies schon in der Todesstunde des Vaters oder, wie andere erzählen, bei der Rückkehr von dessen Begräbniß geschehen sei, ist allerdings eine Fabel, ebenso daß er ohne weiteres die ganze Liste der Hofbeamten durchstrichen, alle entlassen und sich dann einen neuen Hofstaat gebildet habe. Ganz so gewaltfam ist er nicht vorgegangen, aber durchgreifend war die Veränderung doch. Die Schweizergarde, das Heroldsamt, die Trompeterkorps und die Musikkapelle wurden aufgegeben, ebenso der Hespargarten. An dessen Stelle erhob sich bald das als Pflanzschule für das Offizierkorps neu begründete Kadettenhaus; dagegen ließ der König die Ritterakademie eingehen, die Friedrich I. im alten Kurfürstenhause eingerichtet hatte, um einige junge Edelleute zu erziehen und als Pagen auszubilden. Ein Teil der Hofbeamten wurde entlassen, die übrigen erhielten ein geringeres Gehalt und mußten auch ihre sonstigen Ansprüche, namentlich auf die Zahl der für sie bereit zu haltenden Pferde herabsetzen. Dafür brauchten sie nicht so großen Aufwand zu treiben wie bisher und konnten mit Sicherheit auf die regelmäßige Auszahlung ihrer Bezüge rechnen, während sie früher oft lange und manchmal vergeblich darauf hatten warten müssen. Manche werden die neue Einrichtung als einen Vorteil angesehen haben. So äußerte sich, wie Morgenstern nach angeblicher Erzählung des Königs mitteilt, der oft gefeierte, hervorragend tüchtige Diplomat, Minister, Universitätskurator und Obermarschall von Preußen, dessen Gehalt für seine zahlreichen Ämter von 40 000 Taler auf 12 000 Taler herabgesetzt war, er habe gute Ursache, damit zufrieden zu sein, „maßßen er in vorigen Zeiten weder von Besoldungen noch von seinen einträglichen Gütern niemals bares Geld, sondern immer nur Aktiv- und Passiv-Schulden gehabt; hingegen seit er von barem Gelde lebe, nichts mehr kreditiere und seine eigene Wirtschaft wohl beobachte, fehle es ihm nie an Gelde und er habe sich meist schuldenfrei gemacht“.

Die meisten von Friedrich Wilhelms Hofbeamten waren Offiziere und bezogen als solche den Hauptteil ihres Gehaltes, sie trugen nicht die Hoftracht, sondern die Uniform ihrer Regimenter und statt der Allongeperücke den Zopf. Friedrich Wilhelm ist der erste Fürst, der dauernd Uniform trug, durch ihn hat sich diese Sitte bei unserem Königshause eingebürgert. Den Zopf hat er seinen Soldaten allgemein vorgeschrieben, wer ihn nicht aus den eigenen Haaren machen konnte, mußte ihn anderweitig beschaffen und an seinen Haaren befestigen. Er ist dann auch in der Bürgerschaft weit über Preußens Grenzen hinaus zur Mode geworden.

Der soldatische Charakter trat überall hervor. Den prächtigen Lustgarten hinter dem Schlosse ließ der König einebnen und machte ihn zum Exerzierplatz. Die Orangerie kam nach Charlottenburg; das Pommeranzenhaus wurde Fabrikanten eingeräumt, später aber, als bei steigendem Ver-

kehr die Niederlage des Großen Kurfürsten — der Packhof, wie man jetzt sagte — nicht mehr ausreichte, zur Anlegung eines zweiten Packhofes benutzt. Das Lusthaus erhielt die Kaufmannschaft zu ihren Börsenversammlungen. Auch der Lustgarten beim Stadtschlosse in Potsdam wurde zum Exerzier- und Paradeplatz, er wird noch jetzt als solcher benutzt. Auf diesem Plage hat Kaiser Wilhelm I. ein lebensvolles Standbild seines Ahnen aufstellen lassen, der hier seine Lieblingstruppe, die langen Kerls des ersten Garderegiments selbst gedrillt hat.

Das Heer wurde allmählich bis auf 83 000 Mann gebracht, auf mehr als 4 Prozent der zwei Millionen Einwohner, die Preußen damals zählte. Um ein so großes Heer zu erhalten und doch dem Lande die erforderlichen Arbeitskräfte nicht zu entziehen, bildete der König die Hälfte des Heeres, bisweilen noch mehr, aus angeworbenen Ausländern, die lange Jahre hindurch unter den Waffen bleiben mußten. Sie erhielten nur geringen Sold, hatten aber, sobald sie erst ausgebildet waren, nicht viel Dienst und sollten die ihnen reichlich gewährte freie Zeit benutzen, um sich durch Arbeit in den Fabriken oder als Gesellen bei den Handwerksmeistern einen Zuschuß zu verdienen. Ihre Frauen betrieben oft ein kleines Handels- oder Höfergeschäft. Der König sah es gern, wenn diese angeworbenen Soldaten heirateten, weil sie dadurch an ihre neue Heimat gefesselt wurden und zur Vermehrung der Bevölkerung beitrugen. Die andere Hälfte des Heeres bestand aus Inländern, die gleichfalls eine lange Dienstzeit hatten, aber oft, bis zu zehn Monaten im Jahre, beurlaubt wurden, um zu Hause an der Feldarbeit teilzunehmen. Zum Zweck ihrer Aushebung erhielt durch das Kantonreglement vom 15. September 1733 jedes Regiment einen bestimmten Bezirk, einen Kanton, der ihm die erforderliche Zahl inländischer Rekruten stellen mußte.

Um Handel und Gewerbe nicht zu schädigen, wurden die größeren Städte hiervon ausgenommen. Sie sollten die nach ihrer Einwohnerzahl auf sie fallende Anzahl von Rekruten durch eine Geldzahlung ablösen. Diese Kantonfreiheit war ein viel beneidetes Vorrecht und bisweilen suchten auch Familien in den kleineren Städten der Umgegend davon Nutzen zu ziehen. Frauen, die ihre Eltern oder nahe Verwandte in Berlin hatten, gingen zu diesen, um ihre Niederkunft abzuwarten und dadurch zu erreichen, daß ihre neugeborenen Knaben in das Taufregister einer Berliner Kirche eingetragen wurden, also als Berliner Kinder galten und kantonfrei waren.

Berlin erhielt außerdem, schon vor der Durchführung des Kanton-systems noch ein besonderes, nur selten verliehenes Vorrecht. Als im Mai 1714 die Handwerker sich beklagten, daß ihr Gewerbe zurückgehe, weil die Gesellen aus dem Reiche nicht wagten, hierher zu kommen und Arbeit

zu nehmen, unterjagte der König durch Parolebefehl alle Werbungen in Berlin und befahl der Kriegskanzlei, den hier ankommenden fremden Gesellen Pässe auszustellen. Gewaltfame Werbungen sollten dem Gesetze nach überhaupt nicht stattfinden, aber eifrige Werbeoffiziere mußten bisweilen besonders große und kräftige Leute durch allerlei Listen in ihre Gewalt zu bringen. Dies wurde ihnen dadurch erleichtert, daß nach dem vierten Artikel des Werbegesetzes vom 9. Mai 1714 die Obrigkeiten lieberliche, zu anderer Arbeit untaugliche Leute, Herren ihre Knechte oder Diener, wenn sie nicht ihre Pflicht taten, angeben und aufheben lassen konnten. So mag es auch in Berlin hin und wieder vorgekommen sein, daß einzelne Gesellen in einen scheinbar vorteilhaften Dienst verlockt und dann wider ihren Willen in die Truppe gesteckt wurden. Friedrich der Große hat deshalb am 3. Januar 1746 in energischer Weise an das Werbeverbot seines Vaters erinnert: „daß von den Regimentern kein Mensch in Berlin, es sei unter welchem Vorwande, Schein oder Namen es wolle, zum Militär engagiert, angeworben oder weggenommen werden solle, indem S. Majestät dergleichen hier durchaus nicht gestatten noch wissen wolle“. Jedenfalls können solche unrechtmäßigen Werbungen in Berlin nur ausnahmsweise vorgekommen sein. Im ganzen hat das Werbeverbot in Verbindung mit der Kantonsfreiheit große Wirkung ausgeübt, den Zuzug von Arbeitskräften befördert und zur Hebung der Industrie beigetragen.

Die seit alten Zeiten noch fortbestehende Bürgerwehr stellte jetzt, wo es ein stehendes Heer gab, keine großen Anforderungen. Sie wurde vornehmlich bei Aufzügen, Festlichkeiten und ähnlichen Gelegenheiten, auch bei Hinrichtungen zusammengerufen, um zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Straßen und Plätze zu besetzen. Bei ihrer Bedeutungslosigkeit hatte sie wenig Ansehen, die besseren Kreise suchten sich diesem Dienst zu entziehen, soweit es möglich war.

Kasernen hatte man damals nur für die Reiterei, da die Reiter in den Stallungen gebraucht wurden und nicht von ihren Pferden getrennt werden konnten. Die Mannschaften der Infanterie wurden bei den Bürgern untergebracht. Wegen der vielen damit verbundenen Übelstände bildete der König eine Serviskasse, in die Berlin auf den Kopf der Bevölkerung jährlich einen Taler zu zahlen hatte. Das ergab etwa zehn Taler für jeden Soldaten der Garnison. Damit konnten Massenquartiere gemietet werden, aus diesen haben sich dann allmählich die Kasernen entwickelt. Sie wurden meist so eingerichtet, daß verheiratete Soldaten Wohnungen erhielten, die aus Stube und Kammer bestanden. In die letztere mußten sie zwei bis vier unverheiratete Soldaten als Schlafburschen aufnehmen, während sie selbst mit der Frau und den kleinen Kindern die Stube bewohnten. Für die größeren Kinder konnte in der Regel auf andere Weise gesorgt werden.

Zu diesem Zwecke begründete der König 1722 das Militärwaisenhaus in Potsdam, das alle ihm von den Regimentern zugeschiedten über sechs Jahre alten und gefunden Soldatenkinder aufzunehmen hatte. Die Einnahmen einiger Güter und verschiedener gewerblicher Staatsbetriebe wurden ihm überwiesen, außerdem erhielt es ein Monopol auf das gesamte Anzeigewesen. Von 1727 an wurden in Berlin, bald auch in den größeren Provinzstädten Intelligenzblätter ausgegeben, um die Verordnungen der Behörden, alle Anzeigen von Privaten, außerdem die wichtigeren Verkehrsnachrichten, die Geld- und Wechselkurse, die Fremdenliste, die Beförderungen bekannt zu machen. Anderweitige Veröffentlichung von Anzeigen war nur gestattet, wenn sie zuvor im Intelligenzblatt gedruckt waren. Die Expedition des Intelligenzblattes, das Intelligenzkontor, war zugleich Annahmestelle für Anzeigen, welche in die Zeitungen aufgenommen werden sollten, und hatte sie an diese zu befördern. In späterer Zeit haben einige größere Zeitungen, die besonderen Wert auf die Ausbildung ihres Inseratenteils legten, sich mit dem Militärwaisenhause abgefunden und durch Zahlungen an dasselbe die Erlaubnis zu selbständiger, unmittelbarer Annahme von Anzeigen erlangt. Dies Monopol hat den alten Staat, auch die Einführung der Gewerbefreiheit überdauert und bis zum 1. Januar 1850 bestanden. Mit der Pressefreiheit vertrug es sich nicht, es mußte deshalb beseitigt werden. Die Kosten für die Unterhaltung des Militärwaisenhauses werden seitdem von der Staatskasse bestritten.

Für künstlerische Zwecke große Ausgaben zu machen, hat Friedrich Wilhelm vermieden, doch hat er aus Liebe zur Ordnung und aus Rücksicht auf das Andenken seines Vaters die von diesem begonnenen Bauten fortgeführt. Schloß und Zeughaus wurden vollendet, aber in möglichst einfacher Weise unter starker Benutzung weißer Farbe, die den Vorteil hatte, sauber auszugehen und sehr viel weniger kostete als teure Vergoldung. Der große Festsaal, den Cosander an der Ecke des Lustgartens und der Schloßfreiheit angelegt hatte, wurde überhaupt nicht eigentlich ausgebaut, sondern nur weiß gestrichen. Er heißt davon noch heute der weiße Saal. Erst 1844, mehr als ein Jahrhundert später ist er künstlerisch ausgestaltet, vor einigen Jahren vergrößert und festlicher geschmückt worden. Durch reiche Verwendung von weißem Marmor hat man dabei den historischen Charakter dieses Saales aufrecht erhalten, so daß er auch in der neuen Gestalt seinem Namen entspricht.

Gebaut wurde unter diesem Könige sehr viel, in Potsdam wie in Berlin. Hier entstanden in der Friedrichstadt wie in der Spandauer Vorstadt (Sophienstadt) ganze Straßenreihen, deren Häuser nach dem Wunsch des Königs ebenso gleichmäßig in Reih und Glied standen wie die Linien seiner Regimenter. Der König ließ den für wohlhabend geltenden

Bürgern die Baupläge anweisen und nötigte sie zu bauen. Meist unterstützte er sie dabei durch Steuerfreiheit auf einige Jahre, durch Befreiung von den Schleusenabgaben für die Heranschaffung des Materials, oft durch Bauholz aus den königlichen Forsten, bisweilen auch durch Geldzuschüsse. Das äußere Aussehen der Häuser mußte seinen Vorschriften entsprechen, wie sie innen gestaltet wurden, war ihm weniger wichtig. In der Regel enthielten diese Häuser außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk. Um ihnen trotzdem ein stattlicheres Aussehen zu geben, wurden vielfach zwei oder drei Häuser äußerlich scheinbar zu einem verbunden, mit einem großen Erker oder vorspringendem Dach in der Mitte. In Berlin sind solche Häuser jetzt gänzlich verschwunden, in Potsdam sieht man ihrer noch viele. Wenn man in ein solches vornehm scheinendes Haus eintritt, ist man erstaunt, kleine schmale Treppen, Flure, Türen, Zimmer zu sehen, die durchaus nicht mit der Außenseite übereinstimmen.

Um die Beamten nach der Friedrichstadt zu ziehen, wurde fast an ihrem Ende, in der Lindenstraße gegenüber der Markgrafenstraße, ein Kollegienhaus erbaut — jetzt das Kammergerichtsgebäude —, in dem das neu begründete Obertribunal, das Kammergericht, das Konsistorium und einige andere Behörden ihre Diensträume erhielten. Dadurch wurden etwa hundert Beamte dieser Behörden genötigt, sich in dieser Gegend Wohnungen zu beschaffen, zahlreiche Handwerker, die für diese Beamten und ihre Familien arbeiteten, sahen sich veranlaßt, ihnen nachzuziehen, auf jeden aber, ebenso auf viele vornehme Leute, wurde, je nach den Umständen, ein mehr oder minder starker Druck ausgeübt, sich mit einem eigenen Hause ansässig zu machen. Reiche Edelleute wurden veranlaßt, größere Paläste zu erbauen. Einige derselben in der Wilhelmstraße sind erhalten: das jetzt vom Ministerium des königlichen Hauses benutzte große, vornehm zwischen Hof und Garten liegende Gebäude, das ihm ähnliche, stattlichere Haus des Reichskanzlers, diesem gegenüber das später von Schinkel umgebaute Palais des Prinzen Leopold an der Ecke des Wilhelmplatzes und das Palais des Prinzen Friedrich Heinrich gegenüber der Kochstraße.

Das Reichskanzlerhaus wurde 1736—1739 für den Grafen Schulenburg gebaut. Später erwarb es Friedrich Wilhelm II. und schenkte es der Gräfin Dönhof. Von deren Erben kaufte es 1795 Fürst Radziwill für 60 000 Taler. Im Besitz seiner Familie blieb es bis 1875, wo es für sechs Millionen Mark an das Deutsche Reich verkauft und unter Erhaltung seiner äußeren Form im Innern vollständig umgebaut wurde als Dienstwohnung des Reichskanzlers.

Das jetzige Palais des Prinzen Friedrich Heinrich war wohl das großartigste von allen zur Zeit Friedrich Wilhelms I. erbauten Häusern. Ein französischer Finanzmann, Baron von Vernezobre, der sich mit seinem

Vermögen hierher gerettet hatte, stand in guten Beziehungen zum Könige. Dann aber wollte dieser, wie er das bei preußischen Edelleuten gelegentlich tat, über die Hand der Tochter verfügen und sie mit einem von ihm begünstigten Offizier verheiraten, der indessen weder der jungen Dame noch ihrem Vater gefiel. Da verwendete der Baron, um die Gunst des Königs wieder zu gewinnen, sehr große Summen auf den Bau dieses Palastes und erkaufte damit seiner Tochter die Erlaubnis, den Mann ihrer Wahl zu heiraten.

Für die rasch wachsende Friedrichstadt konnte die Jerusalemskapelle trotz mehrmaliger Erweiterung nicht genügen. Eine neue stattliche Kirche wurde 1728 eingeweiht, ihre damalige Form ist kaum noch zu erkennen, sie ist 1879 durch einen nahezu vollständigen Umbau erneuert worden. Erhalten haben sich die gleichfalls in der Friedrichstadt gelegenen Kuppelbauten der Dreifaltigkeitskirche und der Bethlehems-Kirche, beide zugleich zum lutherischen und reformierten Gottesdienst eingerichtet mit besonderen Geistlichen, Künstlern, Schulen und Predigerhäusern. Die Bethlehems-Kirche, die auch jetzt noch zwei getrennten Gemeinden dient, war für die aus Böhmen geflüchteten Protestanten bestimmt, da viele von ihnen in Berlin und seiner Umgebung, namentlich in Rixdorf angesiedelt wurden. Die zu gleicher Zeit aus Salzburg vertriebenen Protestanten sind zwar 1731 auf ihrer Durchreise, wie ein bekanntes Bild zeigt, sehr herzlich aufgenommen worden, aber sie blieben nicht hier, sondern zogen weiter nach dem durch Pest und Hungersnot verödeten Ostpreußen. Die Berliner Garnison hatte 1703 eine eigene Kirche auf dem Bollwerk vor dem ehemaligen Spandauer Tor erhalten. Ein nahe dabei stehender, zur Aufbewahrung von Munition benutzter Torturm sollte beseitigt werden, man hatte bereits mit dem Abräumen begonnen, als eine furchtbare Pulverexplosion erfolgte, bei der 72 Menschen getötet, mehrere Häuser, auch die Kirche zerstört wurden. Der sofort in Angriff genommene größere Neubau konnte 1722 eingeweiht werden; er hat bis vor kurzem bestanden, im April 1908 ist die Kirche durch Feuer zerstört, aber alsbald in ähnlicher Form wiederhergestellt und am 29. August 1909 von neuem geweiht worden.

Friedrich Wilhelm I. hatte ebenso wie sein Vater eine besondere Vorliebe für hohe Türme. Der neben der Sophienkirche aufgeführte Turm ist bereits erwähnt worden. Unglücklich erging es ihm mit dem noch höheren Turm, der neben der alten Petrikirche errichtet wurde. Kaum fertig gestellt, noch vom Gerüst umgeben, wurde er am Pfingstmontag 1730 vom Blitz getroffen und in Flammen gesetzt. Das Feuer vernichtete nicht nur die alte Kirche mit ihren Denkmälern und Kunstschätzen, sondern auch einen großen Teil der angrenzenden Straßen. Vierzig Häuser wurden zerstört, auch das Schulhaus des Köllnischen Gymnasiums ging mit seinen alten

Beständen, mit allen Akten über seine Entwicklung zugrunde. Um den Unterricht fortsetzen zu können, wurden die dazu erforderlichen Räume im Köllnischen Rathause eingerichtet.

Der König bewilligte sofort die für den Neubau der Kirche erforderlichen Mittel, er befahl, daß der Turm „so hoch und womöglich noch höher als der Münsterturm zu Straßburg“ gebaut werde. Im Juni 1733 fand der erste Gottesdienst in der neuen Kirche statt, der Turmbau schritt langjamer vorwärts. Als dann der König zur Beschleunigung trieb und man deshalb wohl zu hastig arbeitete, stürzte im August 1734 der Turm zusammen. Zunächst mußte die schwer beschädigte Kirche wiederhergestellt werden. Auch am Turmbau verzweifelte der König nicht, er ließ einen neuen Plan ausarbeiten. Der Bau begann 1738, ist aber nicht zu Ende geführt worden. Mit dem Tode des Königs, der ihn mit so großer Lebhaftigkeit betrieben hatte, hörte das Interesse für ihn auf. So blieb der Turm halbvollendet stehen, bis er mit der Kirche im September 1809 durch eine neue große Feuersbrunst zerstört wurde.

Den Gedanken, die Befestigung Berlins (s. Tafel 2) so auszudehnen, daß sie auch die neuen Stadtteile umschloß, hatte der König aufgegeben. Seine neue Stadtumwallung sollte weniger militärischen als polizeilichen Zwecken dienen, Desertion der Soldaten erschweren und vor allem die Erhebung der Akzise sichern. In weitem Bogen umzog sie die Stadt und ihre in der Entwicklung begriffenen Vorstädte nebst vielen Gärten, Äckern und Wiesen, so einen für weiteren Zuwachs geeigneten Raum von 1300 Hektar einschließend, der erst im Laufe von mehr als einem Jahrhundert vollständig bebaut wurde. Der leichteren Überwachung halber erhielt sie nur wenige Tore. In dem mittleren Teile der Nordseite — vom Landsberger zum Dranienburger Tor — lagen die Eingänge nahe beieinander, weil hier die Landstraßen mündeten, die aus den zahlreichen in fruchtbarer Landschaft gelegenen Dörfern der Hauptstadt die meisten Lebensmittel zuführten. Auch die Entfernung zwischen dem Brandenburger und dem Potsdamer Tor war nicht groß, das Schlesiische Tor (an der Köpenicker Landstraße), der Oberbaum und das Mühlentor (an der Stralauer Landstraße) lagen dicht nebeneinander. Sonst waren zwischen den Toren meist Strecken von etwa zwei Kilometer Länge ohne jeden Durchgang. Eine Mauer wurde damals nur auf der Südseite vom Unterbaum bis zum Schlesiischen Tor aufgeführt, im Norden, vom Schlesiischen Tor bis wieder zum Unterbaum begnügte man sich mit einem Palisadenzaun. Siebzig Jahre später, 1802, ist der Zaun auf der Nordseite durch eine Mauer ersetzt und diese an zwei Stellen etwas weiter hinausgerückt worden (s. Tafel 3), so daß die Stadtmauer nunmehr ein Gebiet von 1345 Hektar umschloß. In dieser Form hat die Stadtmauer bis zum Ende der sechziger Jahre bestanden.

Um ihre Lage so zu beschreiben, daß sie auf einem Plane des heutigen Berlin aufgesucht werden kann, müssen die Straßen mit ihren jetzigen Namen bezeichnet werden. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. gab es an der Außenseite noch keine Straßen, die Verbindungswege unmittelbar an der Innenseite wurden als „Kommunikationen“ bezeichnet und nach den Namen der nächstgelegenen Tore voneinander unterschieden.

Die Mauer ging vom Quarré, unserem Pariser Platz am Brandenburger Tore, durch die Königgräzerstraße zum Achteck, unserem Leipziger Platz mit dem Potsdamer Tore, dann weiter zum Rondell, unserem Belle-Alliance-Platz mit dem Halleschen Tore. Diese drei Plätze, bis zu denen Friedrichstadt und Dorotheenstadt ausgedehnt wurden, haben ihre jetzigen Namen am Ende des Befreiungskrieges erhalten. Die Mauer ging dann weiter durch die Gitschiner und Stalitzer Straße zum Rotbuser und zum Schlesiſchen Tor. Dann führte der Zaun zum Oberbaum und Mühlen- tor, durch Warschauerstraße, Memelerstraße zum Frankfurter Tore, von dort aber, abweichend von der Linie der späteren Stadtmauer, durch die Palisadenstraße zum Landsberger Tor am jetzigen Büschingsplatz, durch die Büschingstraße, ein kleines Stück Friedenstraße zum Bernauer Tor (späteren Neuen Königstor), dann durch Meyerbeer-, Mendelssohn-, Josty- straße zum Prenzlauer Tor. Auf dieser Strecke wurde nachher die Mauer geradliniger im ganzen Zuge der Friedenstraße vom Frankfurter zum Bernauer und Prenzlauer Tor geführt, das Landsberger Tor mußte dabei etwa 600 Meter weiter nach außen gelegt werden. Dann ging der Zaun durch Lothringer- und Elsfasserstraße über das Schönhauſer, Rosentaler und Hamburger Tor zum Dranienburger Tor, von diesem in schräger Linie zur Invalidenstraße und zum Schönhauſer Graben (der 120 Jahre später zum Spandauer Schiffahrtskanal ausgebaut wurde), dann am Graben entlang zum Unterbaum; auch hier wurde 1802 die Mauer hinausgerückt, um das erweiterte Gelände der Charitee mit hineinzuziehen. Vom Unterbaum führte wieder die Mauer zum Brandenburger Tor.

An den beiden Stellen, wo die Spree in die Stadt hineinfließt und wo sie wieder heraustritt, bei der jetzigen Oberbaumsbrücke und Kronprinzenbrücke, wurden Wassertore (Oberbaum und Unterbaum) in derselben einfachen Weise eingerichtet, wie sie früher weiter innerhalb bestanden hatten. Bei Eintritt der Dunkelheit wurden die Balken quer über die Fahrrinne gelegt und dadurch die Tore geschlossen.

Diese Linie der Stadtmauer hat auch jetzt noch rechtliche Bedeutung für gewisse Bau- und Observanzen in betreff des Gegenbau- und Fensterrechts, die sich hier ausgebildet hatten, noch ehe 1794 das Allgemeine Landrecht eingeführt wurde. Innerhalb der alten Stadtmauer dürfen deshalb die Grundstücke etwas stärker bebaut werden als in den später hinzugekommenen Stadtteilen.

Die älteren Festungswerke waren jetzt überflüssig geworden, ihre Abtragung erfolgte sehr allmählich im Laufe von Jahrzehnten, leider nicht nach festem Plane, so daß die an der Stelle der alten Werke entstehenden Straßen dem Laufe der Festungsgräben folgen und sich den wenigen über diese führenden Brücken anbequemen mußten. Unter dem Nachteil dieser engen und winkligen Straßen haben die älteren Teile Berlins noch heute zu leiden. Berlin würde ganz anders aussehen, wenn man, wie in Paris unter Ludwig XIV. beim Abbrechen der alten Bollwerke, die Festungsgräben zugeschüttet und eine breite innere Gürtelstraße angelegt oder wenigstens die Zahl der Brücken über die Gräben erheblich vermehrt hätte. Die Nordseite erhielt nur eine neue Grabenbrücke, die 1750 gebaute Neue Friedrichsbrücke (später Herkulesbrücke genannt) von der Burgstraße nach dem Monbijouplatz. Auf der langen Strecke der damals entstandenen, halb-kreisförmigen Neuen Friedrichstraße — sie hat diesen Namen 1746 auf die Bitte des Magistrats erhalten, als König Friedrich in feierlicher Weise die vielen bei Hohenfriedberg erbeuteten Fahnen nach der Garnisonkirche brachte — gab es keine andere Verbindung mit den auf der anderen Seite des Grabens entstehenden neuen Straßen als über die Spandauer Brücke und die Königsbrücke. Für Plätze wurde besser gesorgt, da sie sowohl für die Wochenmärkte als zu den Übungen der Truppen nötig waren. So blieb vor der Königsbrücke der zwischen den Schanzen liegende Paradeplatz, der jetzige Alexanderplatz bestehen, vor der Spandauer Brücke wurde 1745 durch den Kommandanten Grafen Hacke der nach ihm benannte kleine Platz angelegt.

Auf der Südseite wurden vier neue Brücken über den Festungsgraben gelegt: die Jägerbrücke im Zuge der Jägerstraße, eine Fußgängerbrücke im Zuge der Mohrenstraße, die Schinkenbrücke im Zuge der Jerusalemer Straße und die Spittelbrücke von der Leipzigerstraße nach dem durch die Abtragung der Vertraudtenbastion wieder frei werdenden Spittelmarkt. Hier wurde der alte Weg von der Potsdam-Leipziger Landstraße durch die Vertraudtenstraße nach dem Wolkenmarkt wiederhergestellt.

Das Geheimratsviertel, die vom König begünstigte, jetzt bis zum Potsdamer und Halleschen Tor ausgedehnte regelmäßige, geradlinige Friedrichstadt wurde reich mit Plätzen bedacht. Außer den schon erwähnten großen, schönen Plätzen an ihren Toren, dem Wilhelmplatz und einigen kleineren Plätzen wurden noch auf dem frei gewordenen Raum des Glacis, am äußeren Rande des Festungsgrabens, der Dönhofsplatz und der Friedrichstädtische Markt ausgespart. Der erstere erhielt seinen Namen von dem Kommandanten Grafen Dönhof, der ihn abstecken ließ, der andere wurde meist Gendarmenmarkt genannt, weil hier das Regiment Gens d'armes seine Stallungen hatte. Beide Plätze hatten gute Verbindungen nach allen

Teilen der Friedrichstadt, aber nach der inneren Stadt führte von jedem nur eine Straße, vom Dönhofsplatz über die Spittelbrücke, vom Gendarmenmarkt über die Jägerbrücke. Von der Mohrenstraße aus konnten außerdem Fußgänger über die Laufbrücke nach dem Hausvogteiplatz und von hier aus auf Umwegen weiter gelangen.

Außer dieser wenig brauchbaren Verbindung gab es auf der ganzen Strecke von der Spittelbrücke bis zur Jägerbrücke keinen Zugang zum Friedrichswerder. Der König ließ sogar das vom Großen Kurfürsten erbaute Leipziger Tor eingehen. Es wurde 1738 geschlossen, der Torplatz einem Offizier geschenkt, der sich dort ein Haus (jetzt Friedrichswerdersche Oberrealschule) bauen sollte. Damit wurde die quer durch den Werder führende Alte Leipziger Straße zu einer Sackgasse, während sie sonst in der Mohren- oder Kronenstraße eine Fortsetzung finden und eine Verkehrsader von ähnlicher Bedeutung werden konnte wie die neue Leipziger Straße. Der ganzen Entwicklung des Werder wurden dadurch gleichsam die Sehnen durchschnitten. Aus welchem Grunde dies geschah, ist nicht zu erkennen. Als 80 Jahre früher das Spandauer Tor verbaut wurde, waren militärische Gründe dafür maßgebend, überdies war Berlin damals eine kleine Stadt und hatte nur wenig über 10 000 Einwohner. Jetzt war die Einwohnerzahl auf das Achtefache gestiegen, sie war in weiterer, kräftig fortschreitender Zunahme. Auf diese war die neue Umwallung berechnet, dennoch wurde nicht für ausreichende Verbindung der neuen mit den alten Stadtteilen gesorgt. Das Interesse der hierdurch geschädigten inneren Stadt zu vertreten, wäre die Pflicht der städtischen Behörde gewesen, sie hatte aber weder das Ansehen noch die Unabhängigkeit, um eine solche Aufgabe zu erfüllen.

Nicht nur in Berlin, sondern in fast allen Städten bestand der sich selbst ergänzende Magistrat aus den Mitgliedern weniger Familien. Die Söhne dieser Ratsfamilien traten als Adjunkten ein, arbeiteten eine Reihe von Jahren ohne Gehalt und wuchsen so allmählich in die Stellungen hinein. Von den zahlreichen Beamten hatten einige der obersten ein gutes Gehalt, in Berlin ziemlich dasselbe wie die Kammergerichtsräte, während das der übrigen zur Unterhaltung einer Familie nicht ausreichte. Dennoch waren diese Ämter sehr begehrt, weil sie vielfache Gelegenheit boten, aus der Verwaltung des städtischen Vermögens Vorteil zu ziehen. Die Einnahmen aus dem Kammereibesitz waren infolgedessen sehr gering. Die Äcker und Wiesen waren meist billig verpachtet, noch weniger brachten die Forsten ein, weil sie nach allen Seiten abzugeben hatten. Eine Prüfung der Rechnungen durch die Beordneten war zwar vorgeschrieben, aber längst zu einer bloßen Form geworden. Diese Mißstände wollte der König beseitigen. Wiederholt hat er die Rechnungen der Städte durch seine Steuerkommissare

prüfen lassen. Für Berlin wurden zu diesem Zwecke mehrmals besondere Kommissionen eingesetzt, so 1714, 1723, 1731, 1733. Zeitweise hat der König die Magistratsmitglieder selbst ernannt, indessen nicht immer die für solches Amt geeigneten Leute gefunden. Später hat er dem Magistrat wieder die Wahl neu hinzutretender Mitglieder mit Ausnahme des Vorfizenden überlassen, aber er hat ihn einer scharfen Aufsicht der kurmärkischen Kammer unterworfen. Diese hatte die Wahlen zu bestätigen, die Aufstellung des Jahresetats und nachher die Rechnungen zu prüfen. Die städtische Polizei wurde auf die Eximierten ausgedehnt und einem königlichen Polizeidirektor übertragen, der zugleich als Stadtpräsident an der Spitze des Magistrats stand. Der König behielt sich zwar vor, die beiden Ämter zu trennen und einem der Bürgermeister das Präsidium zu übertragen, doch ist hiervon kein Gebrauch gemacht worden. Durch die Vereinigung dieser beiden Ämter erhielt der Stadtpräsident eine ganz überwiegende Stellung. Unter ihm standen vier Bürgermeister, zwei Syndici, ein Oekonomiedirektor, ein Kämmerer und zwölf Ratmänner. Die Stadtverordneten wurden fortan vom Magistrat ausgewählt, sie waren vorzugsweise als Gerichtschöffen, in der Feuerpolizei, als Marktaufsäher und in der Servis-Kommission tätig. Eine Vertretung der Bürgerschaft bildeten sie noch weniger als vorher, ein Recht der Kontrolle stand ihnen nicht mehr zu. Der Magistrat hatte jetzt allein der königlichen Regierung Rechnung zu legen. Diese von Friedrich Wilhelm I. nach und nach durchgeführte neue Ordnung ist von seinem Nachfolger in dem „Rathhäuslichen Reglement“ von 1747 als Richtschnur für die Zukunft bekannt gemacht worden. Wie Schmoller nachgewiesen hat, war dies Reglement in allen wesentlichen Teilen schon lange vorher ausgearbeitet und seit 1735 in Geltung.

Einen großen Anteil an der städtischen Verwaltung hatten die militärischen Behörden. Berlin wurde trotz des Falles der Festungswerke ganz als Festung behandelt, die militärischen Gesichtspunkte überwogen. Gouverneur, Kommandant und Platzmajor führten selbst oder durch von ihnen bestimmte Offiziere den Vorsitz in den Kommissionen für Bauwesen, Feuerjachen, Servis- und Einquartierungsjachen, Straßenbeleuchtung, Nachtwache, Maß und Gewicht, Nahrungsmittel-Aufsicht und Taxen, sie leiteten allein die Unterhaltung des Straßenpflasters und der Brücken, die Reinigung der Straßen und der Flußläufe.

Die Baupolizei achtete streng darauf, daß Ofen, Kamine, Schornsteine fest ummauert waren, auch in den älteren Stadtteilen mußten Schindeldächer und hölzerne Dachrinnen beseitigt werden. Zu möglichst rascher Bewältigung entstehender Brände wurde 1727 eine neue Feuerordnung mit sehr durchgreifenden Bestimmungen erlassen. Den städtischen Beamten, welche die Ausführung dieser Bestimmungen überwachten und

deshalb die Häuser revidierten, sollte der Gouverneur stets einen Unteroffizier mitgeben, um ihnen auch bei den Eximierten den erforderlichen Respekt zu verschaffen. Schon vorher hatte der König durch ein 1718 erlassenes Gesetz alle Hausbesitzer von Berlin genötigt, die noch jetzt bestehende Feuer=Sozietät zu begründen, eine Versicherungs=Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, so daß der Schaden, den der einzelne durch Feuer erleidet, von der Gesamtheit ersetzt wird, indem jeder nach dem Tagwerte seines Hauses dazu beitragen muß. Ähnliche Zwangssozietäten wurden später in Breslau und Stettin eingerichtet. Alle drei haben sich vorzüglich bewährt. Sie beruhen im ganzen noch auf der alten Grundlage, mit wenigen, namentlich 1794 erfolgten Änderungen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre zu wünschen, daß unter voller Wahrung der alten Grundsätze die Versicherungsbedingungen erweitert würden.

„Ich denke Tag und Nacht, wie das schöne Land in florizanten Stande kommen kann; so finde den alten System dagegen. Denn wenn das Land soll floriren, so bin ich persuadirt, daß der comerce nicht sehr kann floriren. Nun ist die Frage, ob ich will ein florizant Land oder ein florizant comerce haben“, heißt es in einem Briefe des Königs an den Fürsten Leopold von Anhalt=Deßau. Er war sich darüber klar, daß einseitige Förderung der Industrie und Absperrungsmaßregeln dem Handel schaden mußten, trotzdem entschloß er sich, seine Fürsorge vorzugsweise dem Gewerbe zu widmen. Besonders mühte er sich für das Gewerbe in seiner Residenz. Um besser für ihre Entwicklung und ihr Gewerbe sorgen zu können, forderte er 1720, daß der Magistrat ihm auf Grund von 27 Fragen „vom Zustande der hiesigen Residenzstädte einen kurzen und doch deutlichen historischen Bericht“ erstatte, „damit S. Kön. Maj. vom Zustande der Residenzien eine nette Idee haben könnten“. Diese „historische Tabelle“ wurde seitdem Jahr für Jahr vom Magistrat aufgestellt, bis am Anfang des 19. Jahrhunderts durch die Gründung des statistischen Bureaus für den preußischen Staat und wieder sechzig Jahre später durch die Gründung des statistischen Amtes der Stadt Berlin andere Methoden der Gewerbestatistik aufkamen.

Die Zünfte hat Friedrich Wilhelm I. ebenso wie die städtische Verwaltung einer durchgreifenden staatlichen Aufsicht unterworfen, um ihre Mißbräuche zu beseitigen und der Konkurrenz einen etwas größeren Spielraum zu verschaffen. Überall wurde den Meistern, die nicht nur für den lokalen Bedarf sondern für den Export arbeiteten, gestattet soviel Gesellen zu halten, wie sie wollten. Die Lehrzeit sollte, abgesehen von einigen Ausnahmen, nur drei Jahre betragen. Unehelich Geborene waren bisher von vielen Gewerben ausgeschlossen, jetzt sollte der Makel ihrer Geburt sie nicht mehr hindern, sich in ehrlicher Weise ihr Brot zu verdienen, sie konnten ebenso wie andere als Lehrlinge, später als Gesellen eintreten. Die Er=

langung des Meisterrechtes wurde erleichtert. Invalide Soldaten durften ohne weiteres ihr früher erlerntes Gewerbe selbständig betreiben, allerdings weder Gefellen noch Lehrlinge halten, wenn sie nicht einer Innung beitraten. Die Klassen-Verwaltung der Innungen wurde unter Aufsicht gestellt, die Verwendung ihrer Einnahmen zu Schmausereien und Freibier, die oft mißbrauchte Verhängung von Geldstrafen eingeschränkt.

In Berlin erstrebte der König außerdem die Verschmelzung der deutschen und französischen Zünfte. Diese ließ sich indessen nur sehr allmählich durchführen, da ein großer Teil der deutschen Handwerker mit Neid auf die technische und wirtschaftliche Überlegenheit der französischen Konkurrenten blickte und von ihnen erdrückt zu werden fürchtete. Größeres Entgegenkommen zeigte ein Teil der Berliner Kaufmannschaft. Es bestanden damals in Berlin zwei deutsche Kaufmannsgilden: die Gilde der Gewandschneider und die Gilde der Krämer oder der Materialisten, wie sie sich seit 1692 nannte. Das älteste erhaltene Statut der Gewandschneider ist vom Jahre 1540, das der Krämergilde vom Jahre 1660. Die letztere beharrte auf der Abneigung gegen die Franzosen, die Gewandschneidergilde aber verband sich mit diesen. 1716 bestätigte der König „die Handelsordnung und Gildenartikel der sämtlichen deutschen und französischen Kaufleute hiesiger Residenzien“. Noch ein Jahrhundert lang haben dann diese und die Krämergilde nebeneinander bestanden, bis sie sich 1820 zur Korporation der Kaufmannschaft verbanden. Sehr schwierig und künstlich war natürlich die Abgrenzung der diesen beiden Gilden vorbehaltenen Waren gegen verwandte Betriebszweige, besonders bei den Materialisten, die sich vielfach mit den Apothekern, Konditoren, Hökern und den Händlern mit Italienerwaren beegneten.

Trotz des schroffen Verhaltens der Materialisten hatte eine gewisse Annäherung der verschiedenen kaufmännischen Korporationen schon lange vorher stattgefunden, wie daraus erhellt, daß Kurfürst Friedrich III. 1693 über dem mittleren Teil der Bogenlauben auf dem Mühlendamm einen Saal zu gemeinsamen Versammlungen der Kaufleute baute. Den Zugang zu dieser Börse schmückte ein mächtiges Portal, „die Friedrichspforte“. Die Hauptversammlungen fanden an den beiden Posttagen, Dienstags und Sonnabends von 11—12 Uhr statt, allmählich gewöhnte man sich an tägliches Zusammenkommen. Als der Saal am Mühlendamm nicht mehr ausreichte, ließ Friedrich Wilhelm I. 1738 das obere Stockwerk der Grotte am Lustgarten zur Börse einrichten. Später fanden die Zusammenkünfte eine Zeitlang an der Stechbahn statt, weil die Grotte umgebaut werden mußte. Dann ist die Börse nach dem Lustgarten zurückgekehrt und dort bis 1863 geblieben, wo sie in ihr neues Haus auf der anderen Seite der Spree übersiedelte.

Von den Berliner Gewerben ist die Tuchweberei am meisten durch den König gefördert worden. Sie hatte sich schon vorher durch die Bemühungen des Großen Kurfürsten etwas gehoben. Die Form der Produktion war handwerksmäßig geblieben, die Hausindustrie überwog mit zunfötmäßiger Scheidung zwischen Spinnerei, Weberei und Färberei. Der Absatz erfolgte durch kaufmännische Verleger und begann sich zum Großbetriebe zu entwickeln. Dann aber trat eine Stockung ein, weil der Absatz nicht in gleichem Maße stieg, wie die Zahl der Arbeiter und der Webstühle. Der König richtete deshalb seine Bemühung zugleich auf die Hebung des Absatzes und die Verbesserung der Produktion. Die Einfuhr ausländischer Waren wurde möglichst erschwert. Um die Stuzker und Modenarren zu verhöhnern, ihr Gebaren lächerlich zu machen, ließ er bisweilen die Profosse einiger Regimenter nach der neuesten französischen Mode kleiden und durch die Straßen spazieren. Vor allem wies er die Armee an, ihren Bedarf nur von inländischen Fabrikanten zu beziehen, den Offizieren verbot er bei Strafe der Kassation den Ankauf ausländischen Tuches. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung ließ er die bisher von der Ritterakademie benutzten Räume des Kurfürstenhauses in der Klosterstraße als Wollmagazin einrichten, es heißt davon noch heute das Lagerhaus. Hier wurde den Webern die Wolle, erforderlichenfalls auf Kredit gegeben, die fertige Ware gegen bare Bezahlung abgenommen. Die handwerksmäßige Herstellung blieb bestehen, dennoch zeigte sich bald der Vorteil des Großbetriebes in der besseren Arbeitsteilung, im Einkauf und im Vertrieb. Bereits 1716 konnte die ganze Armee aus diesem Magazin gekleidet werden. Außerdem fand das Berliner Tuch Eingang in Rußland, da der König die russische Regierung bewog, einen ansehnlichen Teil des russischen Armeebedarfs aus Berlin zu beziehen. Zu diesem Behufe bildete sich 1725 auf seine Anregung die russische Handelskompagnie. Sie hatte die Tuche von den Handwerkern einzusammeln und den Vertrieb nach Rußland zu besorgen, namentlich aber unbedingt darauf zu achten, daß nur vorzüglich gearbeitete Ware geliefert wurde. In der Instruktion des Königs heißt es: „Die socii sollen mir dafür respondieren mit ihrem Kopf, daß gute Waren gemacht werden, daß uns das debit nit wieder abgehe und wir guten Kredit halten.“ Die hierbei geübte Strenge hat erzieherisch gewirkt und alle Beteiligten zu größerer Sorgfalt angespornt, so daß die Technik sich wesentlich hob und von Jahr zu Jahr bessere Tuche geliefert wurden. Als 1738 unter ungünstigen politischen Verhältnissen die russische Regierung plötzlich die Einfuhr der preußischen Tuche verbot, hatte sich das Berliner Tuchgewerbe so günstig entwickelt, daß es diesen schweren Schlag ziemlich schnell überwand und in anderen Ländern neue Absatzgebiete gewann.

Streng wachte der König über den Fleiß seiner Untertanen. So heißt es in der 1723 erlassenen Instruktion für die kurmärkische Kammer:

„Die Bürger, so keine gute noch fleißige Wirte sind, habet ihr zu ermahnen, daß sie sich bessern, oder wenn sie sich daran nicht kehren, am Leibe zu strafen.“ In der Berliner Wochenmarkts-Ordnung von 1723 wird vorgeschrieben, daß Frauen, die auf dem Markte Handel treiben, dabei nicht müßig sitzen dürfen, sie müssen Wolle oder Flachs spinnen oder sich wenigstens mit Knüthen (Stricken) oder Nähen die Zeit vertreiben. Das Hökern auf den Straßen, Plätzen, Brücken und in den Toren wird Frauen nur gestattet, wenn sie jeden Monat vier Pfund Wollengarn spinnen und im Lagerhause abliefern, wo sie eine Bescheinigung darüber erhalten.

Noch kurz vor seinem Tode machte der König den Versuch, ein öffentliches Verkehrsmittel in Berlin einzubürgern, indem er 1739 auf eigene Kosten fünfzehn Fiaker nach Pariser Art herstellen ließ, die je drei auf fünf verschiedenen Plätzen ihren Stand erhielten und nach einem festgestellten Tarif fahren sollten. Sie machten anfangs schlechte Geschäfte, da die Zahl der sonstigen Mietswagen ziemlich groß war. Man zählte 91 Mietschaisen und 16 Mietskutschen. Langsam stieg die Zahl der Fiaker bis auf 36 im Jahre 1769, dann sank sie wieder, weil die anderen Fuhrleute ihre Einrichtungen verbesserten und billiger machten. 1794 haben die letzten Fiaker ihre Fahrten eingestellt.

Berlin hat unter diesem Könige ein anderes Aussehen gewonnen und sich in seinem Wesen verändert. Beim Ausgang des Dreißigjährigen Krieges war es eine Stadt von Ackerbürgern gewesen, seitdem hatte es angefangen, eine Industriestadt zu werden. Nach der sorgfältigen Zählung von 1730 gab es in Berlin bereits über 8000 selbsttätige Gewerbetreibende unter 72 000 Einwohnern, 1 auf 9 Einwohner. Neben dem städtischen Gewerbe war auch die Landwirtschaft noch von ziemlicher Bedeutung. 1720 wurden im Berliner Weichbilde weit über 2000 Fuder Heu geerntet, man zählte über 1000 Rinder, beinahe 5000 Schafe und 600 Schweine. In den bebauten Straßen durften sie freilich nicht mehr gemästet werden, aber innerhalb der erweiterten Stadt war Raum dazu reichlich vorhanden.

Beim Tode des Königs hatte Berlin 82 000 Einwohner einschließlich der hier in Garnison stehenden etwa 8000 Mann Truppen. Nicht nur unter diesen, sondern auch in der Bürgerschaft herrschte der Geist militärischer Ordnung. Die Selbständigkeit des einzelnen hatte wenig Raum zu freier Bewegung, alles mußte sich dem Willen des Königs fügen. Wie er das feste Gefüge des preußischen Staates geschaffen, den Adel, die Städte und die Zünfte der Staatsgewalt untergeordnet, ein schlagfertiges Heer und einen pflichteifrigen Beamtenstand herangebildet hat, so ist es ihm auch gelungen, die Berliner Bevölkerung an Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu gewöhnen.

Dritter Abschnitt.

Unter dem großen Könige.

Friedrich Wilhelm I. ist oft verkannt und falsch beurteilt worden, die große Bedeutung und tiefgreifende Wirkung seiner Reformen hat erst neuere Forschung klargestellt, während früher die Verdienste des Königs nur von wenigen Kennern des preußischen Staatswesens und namentlich von seinem großen Sohne verstanden und gewürdigt sind. In seiner „unbändigen Jugend“, wie er selbst es nennt, hat Kronprinz Friedrich die harte Hand des Vaters besonders schwer zu fühlen bekommen. Später als seine Sturm- und Drangperiode hinter ihm lag, hat er ihn schätzen gelernt und seinem Andenken in der Geschichte des Hauses Brandenburg ein Denkmal errichtet. In seiner eigenen wirtschaftlichen Tätigkeit hat er die Grundsätze des Vaters zur Richtschnur genommen und sich zunächst als den Fortsetzer und Nachahmer seines Vaters betrachtet. Als er 1747 schwer erkrankt war und sich dem Tode nahe glaubte, schrieb er seinem Bruder, er solle ja nicht „von den Grundsätzen und dem System abgehen, die unser Vater eingeführt hat“.

Vornehmlich in der Gewerbepolitik hat Friedrich das System des Vaters fortgeführt. Er hat Arbeitskräfte herangezogen, Auswanderer aus anderen Staaten angesiedelt, durch hohe Schutzzölle die Einfuhr fremder Fabrikwaren erschwert, dagegen die Ausfuhr von Rohstoffen verhindert, wenn sie im Lande verarbeitet werden konnten. Andere Mittel waren: Privilegien, Monopole, Darlehen, in vielen Fällen bare Unterstützungen. Allein in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung hat Friedrich neun Millionen Taler ausgegeben für Fabrikgebäude, die er in Berlin und Potsdam durch sein Hofbauamt aufzuführen ließ, um sie an Fabrikanten zu schenken. Sein Bemühen ist vornehmlich dem Textilgewerbe zu gute gekommen, neben der Tuchweberei der Seidenfabrikation und der Baumwollindustrie.

Die ersten Seidenfabriken in Berlin, die noch unter dem Großen Kurfürsten und seinem Nachfolger von den Réfugiés eingerichtet wurden, sind bald wieder eingegangen. 1713 bestand von diesen älteren Fabriken nur noch eine, die immer mehr verkümmerte. Friedrich Wilhelm I. suchte diese Industrie wieder zu beleben. Er ließ Festungswälle und Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen bepflanzen, 1732 wurde in Berlin eine neue Fabrik mit 32 Stühlen eröffnet, sie konnte 1740 nur noch 6 Stühle beschäftigen. Auch die Maulbeerplantagen wollten nicht gedeihen. Ein rechter Zug ist in diese Industrie erst unter König Friedrich gekommen. Er richtete ein Seidenmagazin ein, das für jeden Webstuhl Seide bis zum Wert von 150 Taler auf Kredit gab, ferner eine Seidenhasperei und Zwirnmühle.

Sie lag zuletzt am unteren Lauf des Königsgrabens und wurde von dessen Wasser getrieben. Dieser Teil des Grabens wurde daher der Zwirngraben genannt. Der kleine übrig gebliebene Teil der Straße an diesem Graben, jetzt bei Bahnhof Börse neben der Stadtbahn, heißt davon noch heute: Am Zwirngraben. Aus Lyon, Turin, Holland wurden auf Staatskosten erfahrene Werkmeister und Arbeiter geholt, sie hatten die deutschen Arbeiter in ihre Kunst einzuweihen. Für die Heranziehung, Unterhaltung und Ausbildung solcher Lehrlinge gab der König bis zu 100 000 Taler jährlich aus. Ebenso wurden in einzelnen Maulbeerplantagen ausländische Pflanzler als Lehrmeister angestellt, Maulbeerjamen, Eier von Seidenraupen an die Züchter verschenkt. Die künftigen Dorfschulmeister sollten sich in der Behandlung der Maulbeerbäume üben, um dann in ihren Kreisen weiter zu wirken. Mit solcher Hülfe konnte diese Industrie sich rasch entwickeln. 1754 waren in Berlin bereits 417 Stühle in Gang, 1782 wurden 56 Fabrikanten mit 1083 Stühlen gezählt. Die bedeutendste Fabrik war die des Kaufmanns Gokłowski, der auch eine 1745 von seinem Schwiegervater Blume begründete Sammetfabrik übernommen hatte. Ihren Höhepunkt erreichte die Berliner Seiden-Industrie nach dem Tode König Friedrichs, als durch die Revolution in Frankreich und ihre Folgen das Gewerbe dort schwer zu leiden hatte. Die Zahl der Stühle stieg bis auf 3355 im Jahre 1803, nachher ist sie sehr schnell wieder gefallen.

Die Einfuhr von Baumwolle hatte Friedrich Wilhelm I. nicht zugelassen, um die einheimischen Stoffe, Wolle und Flachs, vor ihrer Konkurrenz zu schützen. Jetzt bewog man einen Teil der in der Friedrichstadt und in Nowawes bei Potsdam angesiedelten böhmischen und sächsischen Spinner und Weber, Versuche mit Baumwolle zu machen. Diese Versuche hatten raschen Erfolg und fanden Nachahmung. 1774 zählte man in Berlin 1025 Stühle, 1790: 1422, 1804 über 4000.

Auch die Strumpfwirkerei in Wolle, Baumwolle und Seide, die hier zuerst von eingewanderten Franzosen, Pfälzern und Elsäßern betrieben wurde, hatte sehr gute Erfolge. Um die Wende des Jahrhunderts erlangten einige auf den Strumpfstühlen hergestellte feine Gewebe, namentlich Trikot de Berlin, großen Ruf. Es wurde sowohl aus Baumwolle wie aus Seide angefertigt und zu hohen Preisen, bis zu sechs Taler die Elle verkauft. Trotz solcher Preise fand es im Inlande wie im Auslande guten Absatz und war auch in Frankreich beliebt, obgleich seine Einfuhr durch hohe Zölle erschwert war, so daß selbst hochstehende Damen es einzuschmuggeln versuchten. Wie Marbot in seinen Memoiren erzählt, wurde er 1806 von hier als Kurier nach Paris geschickt und bei dieser Gelegenheit im Auftrage der Kaiserin Josefine gebeten, für sie ein recht großes Paket Trikot de Berlin mitzunehmen und als Kuriergepäck über die Grenze zu bringen.

Bei der großen, unverhältnismäßig raschen Entwicklung der Textilindustrie war sie mehr als andere Gewerbszweige auf auswärtigen Absatz angewiesen und hatte empfindlich zu leiden, als dieser durch die Wechselfälle des Siebenjährigen Krieges in Frage gestellt wurde. Die Zivilbevölkerung Berlins ging von 100 000 im Jahre 1755 auf 92 000 im Jahre 1758 zurück, um dann noch während des Krieges wieder zu steigen. Im Textilgewerbe verminderte sich die Zahl der Meister während des Krieges von 5200 auf 3600, also um 1600, während die Zahl der Meister in den anderen Gewerben um etwa 500 gestiegen ist, offenbar weil ein Teil der brotlos gewordenen Spinner, Weber, Färber und Drucker sich in anderen Gewerben versuchte, während die meisten fortzogen, um anderswo ihre Nahrung zu suchen.

Neben dem Textilgewerbe ist die chemische Industrie zu nennen, namentlich die Herstellung von Farben, Ölen, Seife, Puder, Schminke und den verschiedenen Arten von Lack. Eine Zuckersiederei aus Zuckerrohr war bereits 1683 mit Unterstützung des Großen Kurfürsten errichtet worden, sie hatte sich aber nicht halten können. 1749 wurde der Versuch erneuert, merkwürdigerweise kurz nachdem Marggraf in der Akademie gezeigt hatte, wie man reinen Zucker aus der Runkelrübe destillieren könne. Noch ein halbes Jahrhundert hat es gedauert, bis es Marggrafs Schüler Richard gelang, diese Entdeckung praktisch zu verwerten. Sein Beispiel fand zwar Nachahmung, aber zunächst nur in bescheidenen Grenzen. Erst weitere vierzig Jahre später, in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hat die Rübenzuckerfabrikation große, rasch wachsende Fortschritte gemacht. Der glänzende Erfolg dieser theoretisch wie praktisch von Berlin ausgegangenen neuen Industrie hat dann bewirkt, daß die hier in großem Maßstabe betriebene Zuckersiederei ganz aus Berlin verschwunden ist und sich in die Gegenden gezogen hat, wo die Runkelrübe am besten gedeiht. 1782 bestanden in Berlin 3 große Zuckersiedereien mit zusammen 234 Arbeitern, bis 1837 stieg die Zahl der Fabriken auf 15; von da an ist sie zurückgegangen auf 7 im Jahre 1843, auf 3 im Jahre 1861, die letzte hat 1882 ihren Betrieb eingestellt.

Die erste Porzellanfabrik in Berlin begründete 1751 der Kaufmann Wegely mit Unterstützung des Königs. Durch großen Eifer brachte er es dahin, daß sie sehr hübsche Sachen machte und wohl verkaufen konnte, mit der berühmten Meißener Fabrik zu konkurrieren. Durch die Kriegswirren geriet er in Schwierigkeiten und mußte 1757 seine Fabrik auflösen. Auf den Wunsch des Königs wurde einige Jahre später eine neue Fabrik von dem schon erwähnten Kaufmann Gogkowsky eingerichtet, der sich kurz vorher bei der Besetzung Berlins durch die Russen im Herbst 1760 sehr tätig und hilfreich erwiesen hatte. Seine neue Fabrik begann 1761 ihre Arbeit

in Gogkowskis Hause Leipzigerstraße 2. Es gelang ihm, geschickte Leute aus der früheren Wegelyschen Fabrik, andere aus Meissen und einen hervorragenden Miniaturmaler zu gewinnen, so daß die neue Fabrik sich vortrefflich einführte und tüchtiges leistete. Aber Gogkowski hatte sich in sehr viele Unternehmungen eingelassen, die Handelskrisis von 1763 brachte ihm große Verluste, er mußte seine Zahlungen einstellen. Der König kaufte ihm seine Fabrik zu hohem Preise ab, konnte indessen dadurch den eifrigen, gewandten, vielseitigen aber allzu sanguinischen und waghalsigen Mann nicht retten. Er verfiel in Schwermut und ging völlig zugrunde.

Die nunmehrige königliche Porzellan-Manufaktur behandelte Friedrich mit besonderer Vorliebe, er gab sich große Mühe, ihre Produktion zu verbessern und ihren Absatz zu steigern. Auch vor seltsamen Mitteln scheute er dabei nicht zurück. So legte er den jüdischen Familien eine besondere Art Steuer auf, indem sie bei der Verheiratung ihrer Kinder und bei der Erlangung von Konzessionen genötigt wurden, ansehnliche Bestellungen bei der Porzellan-Manufaktur zu machen. Die ihnen so auferlegten Sachen durften sie zwar im Auslande — das wurde gern gesehen —, aber nicht im Inlande verkaufen. Die Porzellan-Manufaktur hat rasch einen sehr guten Ruf und große Bedeutung gewonnen. Es ist ihr gelungen, sich diesen Ruf, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, zu erhalten und ihn noch zu vermehren. Lange Zeit hat sie außer den Kunstgegenständen auch eigentliche Gebrauchsgegenstände in großem Umfange hergestellt. Dies wurde indessen später von der sich kräftig entwickelnden Privatindustrie als unliebsame Konkurrenz empfunden und laut beklagt. Neuerdings ist deshalb dieser Teil des Betriebes sehr eingeschränkt worden, statt dessen verwendet die Porzellan-Manufaktur jetzt, um ihre Anlagen voll auszunutzen, große Sorgfalt auf Geräte für chemische und technische Zwecke, die in solcher Festigkeit und Reinheit, mit so großer Anpassung an die Forderungen der Chemie und der Elektrotechnik in kleineren Betrieben nicht leicht hergestellt werden können.

Die Porzellan-Manufaktur ist noch jetzt im Besitz des Staates, die vielen anderen von ihm und seinem Vater hier eingerichteten Staatsbetriebe wie Seidenhasperei, Zwirnmühle, Gold- und Silberstickerei, Manchester-Manufaktur, Schrifstgießerei, Ziegelbrennerei, Kalkbrennerei, auch das Lagerhaus hat Friedrich in späteren Jahren an Privatunternehmer verkauft oder verpachtet. Die als Monopol betriebene Tabaks-Administration ist von seinem Nachfolger aufgegeben worden.

Der letzte vor dem Zusammenbruch des alten Systems in Berlin eingerichtete Staatsbetrieb war die 1804 zunächst in kleinem Umfange mit sechs Arbeitern begründete Eisengießerei. Sie wuchs sehr schnell, und da sie die einzige am Orte war, machte sie so ziemlich alles, was in Eisen

gegossen werden kann, zierliche Werke der Kleinkunst so gut wie Haus- und Ackergeräte, Grabdenkmale, Geschütze und Kugeln. 1813 stellte sie die eisernen Kreuze her, auch Trauringe und gefällige Schmucksachen für die Patrioten, welche ihr Gold zum Opfer brachten, nach dem Befreiungskriege wurde hier das Kreuzbergdenkmal gegossen.

Die Buchdruckerei stand damals in Berlin auf anerkannter Höhe. Ihr Hauptvertreter Unger war ein vielseitiger Mann, zugleich Schriftsteller, Verleger, Buchdrucker, Formschneider und Schriftgießer. Er hat eine neue Art in Stahl geschnittener Typen, die „Ungerschen Lettern“ erfunden, außerdem war er an der Akademie als Lehrer der Holzschnidekunst tätig, die er und mehr noch sein Nachfolger Professor Gubitz wesentlich verbessert haben.

Durch die Bevorzugung der Industrie mußte der Handel leiden, seine Entwicklung wurde durch die Schutzzölle, durch die Staatsbetriebe und Monopole, durch Einfuhr- und Ausfuhrverbote gehemmt. Das erkannte König Friedrich ebenso wie sein Vater, deshalb suchte er dem Schaden wenigstens einigermaßen abzuwehren. Als bald nach seinem Regierungsantritt hatte er neben den vier Abteilungen des Generaldirektoriums eine fünfte eingerichtet: das Fabriken- und Kommerzial-Departement, um diese Verhältnisse besser zu übersehen. Als 1748 der diesem Departement vorgesetzte Minister starb, besetzte der König die Stelle nicht wieder, er übernahm selbst die Leitung, wurde sein eigener Minister für Handel und Gewerbe. Zum ersten Rat dieser Abteilung berief er einen erfahrenen Kaufmann, namens Fäsch, der ihm bereits als Handelsagent in Amsterdam nützliche Dienste geleistet hatte. Das meiste, was in dieser Beziehung versucht und geschehen ist, steht mit der Geschichte und Entwicklung von Berlin nur in indirektem Zusammenhang, so die Wiederherstellung des Finowkanals, die Erbauung des Plaueschen, des Bromberger Kanals, die Schiffbarmachung der Swine, die großen Hafenarbeiten bei Swinemünde, die Emdener Handelsgesellschaft, die vielfachen Bemühungen um Abschluß von Handelsverträgen, die freilich in einer Zeit, wo alle Staaten sich mit immer stärkeren Zollschranken umgaben, keinen großen Erfolg haben konnten.

Für Berlin kommt vornehmlich die Errichtung einiger großen Finanzinstitute in Betracht. Das wichtigste derselben ist die 1765 ins Leben getretene „Giro-Kommerz- und Leihbank“, aus der sich später die Preussische Bank, dann die Reichsbank entwickelt hat. Die Veranlassung zu ihrer Gründung war die böse Handelskrisis von 1763, unmittelbar nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges. Die vielen Bankerotte in Amsterdam und Hamburg übten auf Berlin eine lähmende Wirkung aus. Um größere Stetigkeit des Geldverkehrs zu erreichen, wünschte der König die Gründung eines bedeutenden Bankinstitutes und suchte die kaufmännischen Kreise dafür zu

interessieren. Diese aber standen dem Plan mißtrauisch gegenüber und hatten keine Lust zur Beteiligung. Große Kapitalien mochte der König nicht einlegen, deshalb kam die neue Bank anfangs nicht recht vorwärts. Da entschloß sich Friedrich zu einer gewagten und gewalttätigen Maßregel. Durch Verordnungen von 1768 und 1769 wurden alle Gerichte und Vormundschaftsbehörden, alle milden Stiftungen, Hospitäler, Waisenhäuser, Witwenhäuser, Kirchen, Schulen und anderen öffentlichen Anstalten angewiesen, ihre verfügbaren Gelder, wenn sie nicht innerhalb sechs Wochen zu mehr als drei Prozent Zinsen sicher angelegt werden konnten, der Bank zu übergeben, die sie unter Garantie des Staates zu übernehmen und mit drei Prozent zu verzinsen hatte. So erhielt die Bank sehr große Kapitalien, mehr als sie im Lombard- und Wechselgeschäft verwerten konnte. Sie mußte den größeren Teil auf Hypotheken austun und wurde vornehmlich zu einer Depositenbank, zur Vermögensverwalterin der Waisen und milden Stiftungen. Das ging sehr gut und warf ansehnlichen Gewinn ab, so lange der Frieden, die günstige Geschäftslage und die glänzende Entwicklung der gewerblichen Tätigkeit fort dauerten. Als aber im Kriege von 1806 der preussische Staat zusammenbrach und die Bank mit ihm, sind die ohnehin sehr schweren wirtschaftlichen Folgen dieses unglücklichen Krieges dadurch noch bedeutend verschlimmert worden.

Lebhafteres Interesse zeigte sich bei der Kaufmannschaft für die gleichzeitig in Berlin eingerichtete See-Affekuranz-Gesellschaft, ihr Stammkapital von einer Million Taler wurde durch Zeichnungen aufgebracht. Die Schiffe der ostpreussischen, pommerschen und ostfriesischen Küste konnten nunmehr im Inlande versichert werden, während dies bisher im Auslande, meist in Amsterdam und Hamburg geschehen war. Die Gesellschaft dehnte bald ihre Tätigkeit auf das Gebiet der Feuerversicherung aus und erhielt ein Monopol auf die Versicherung von Warenlagern und Magazinen.

1772 wurde die Seehandlungs-Gesellschaft unter sehr geringer Beteiligung der Kaufmannschaft begründet, nur der achte Teil des auf 1 200 000 Taler festgesetzten Stammkapitals konnte durch Aktien über je 150 Taler untergebracht werden. Sie hatte also von vornherein den Charakter einer Staatsanstalt. Ihr Zweck war Reederei und überseeischen Handel zu betreiben, um hierdurch die Industrie zu fördern. Außerdem erhielt sie ein Monopol auf die Einfuhr von Salz und die Ausfuhr von Wachs.

Von den ritterschaftlichen Banken, die gleichfalls in der Zeit nach dem Siebenjährigen Kriege entstanden, nahm eine der größten, die Bank der kur- und neumärkischen Ritterschaft, ihren Sitz in Berlin.

Auch diese großen Institute sind aus der Initiative des Staates hervorgegangen, nicht aus der freien Bewegung wirtschaftlicher Kräfte. Sie

verdanken ebenso wie die damals entstandene Berliner Großindustrie ihren raschen Aufschwung zu einem wesentlichen Teile der lebhaften Einwirkung des Königs, der mannigfachen Art staatlicher Unterstützung. Die glänzende Entwicklung Berlins in dieser Zeit hat deshalb etwas Künstliches und Treibhausartiges, es fehlte ihr die sichere Grundlage, welche das Vertrauen auf die eigene Kraft zu geben vermag. Dennoch hat unzweifelhaft das Emporbühen der Berliner Industrie der Stadt und dem Staate Vorteil gebracht, größeres technisches Können, ausgedehntere Handelsverbindungen, neue Betriebsformen und gesteigerten Wohlstand hervorgerufen. Sie ist auch nach dem Tode des Königs unter günstigen Verhältnissen, bei weiterer staatlicher Unterstützung und Bevormundung noch zwei Jahrzehnte lang fortgeschritten, hat dann aber einen schweren Rückschlag erlitten.

Die Bevölkerung von Berlin ist unter König Friedrich auf 147 000, bis 1801 auf 173 000 Einwohner gestiegen, unter der letzteren Zahl waren 41 000 selbsttätige Gewerbetreibende, 1 auf 4,2 Einwohner. Die Zahl der Gewerbetreibenden ist nachher erheblich gesunken, erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ist wieder die gleiche Verhältnisziffer erreicht worden.

Welchen Einfluß der Siebenjährige Krieg auf das Berliner Gewerbe ausübte, ist bereits erwähnt. Zweimal während des Krieges sind feindliche Truppen hier erschienen. Am 16. Oktober 1757 machte der österreichische Reitergeneral Hadik einen kühnen Vorstoß gegen Berlin. Aus dem Erlengebüsch vor dem Schlesiſchen Thor drang er heraus und bemächtigte sich des Thores, während gleichzeitig eine Streiffchar sich am botanischen Garten zeigte. In Berlin waren nur wenige Truppen, meist Invaliden und Rekruten. Da man aber wußte, daß Prinz Moriz in Gilmarschen herankam, seine Vortruppen in kurzer Zeit zur Stelle sein mußten, wäre es wohl möglich gewesen, die Stadt bis dahin zu halten. Der Kommandant warf indessen dem Feinde nur zwei schwache Abteilungen entgegen, die einzeln und getrennt, wie sie ankamen und nacheinander angriffen, dem sicheren Verderben anheimfallen mußten. Dann zog er sich mit den übrigen Truppen nach Spandau zurück, wohin der Hof bereits geflüchtet war. So mußte der Magistrat die Schonung der Stadt durch eine Geldzahlung erkaufen. Hadik begnügte sich mit 200 000 Talern nebst 15 000 Talern für seine Truppen und einer schönen Karosse für seinen eigenen Gebrauch. Daß er außerdem 24 Paar Handschuhe für Maria Theresia gefordert und 48 Handschuhe, aber alle für die linke Hand schön eingepackt erhalten habe, ist spätere Erfindung. Gleich am anderen Morgen zog er sich so schnell als möglich zurück. Am Abend desselben Tages sprengten Seydliß' Kürassiere und Husaren in die Stadt, waren aber durch Gewaltmärsche so ermüdet, daß sie dem Feinde nur einen Teil seiner Beute wieder abjagen konnten. Über den Kommandanten waren die Berliner sehr erbittert. Als er am

19. Oktober in die Stadt zurückkehrte, haben — wie gleichzeitige Aufzeichnungen melden — „die Jungens ihn mit Dreck beschmissen, er hat sich müssen retirieren, sonst hätten sie ihn umgebracht“.

Schlimmer stand es im Oktober 1760, wo ein größeres russisches Heer unter Tottleben vor Berlin erschien. Der Kommandant wollte mit der kleinen Besatzung abziehen, aber zufälligerweise war Seydlitz in Berlin, erst halb genesen von der bei Kunersdorf erhaltenen Wunde. Seydlitz und der greise Feldmarschall Lehwaldt wiesen den Gedanken der Übergabe ab. Sie ließen in aller Eile Schanzen aufwerfen und schlugen mit ihren schwachen Kräften am Halleischen und am Kotbuser Tor die Russen zurück, konnten aber nicht verhindern, daß diese sich auf dem Tempelhofer Berge festsetzten und die Stadt beschossen.

Die Bomben wurden wie ein Regen

Im Halleischen Tor herein gespielt,

heißt es in einem gleichzeitigen Liede. Sie flogen bis auf den Schloßplatz, einige schlugen durch das Dach des Opernhauses und vernichteten einen Teil der auf dem Boden aufbewahrten Dekorationen. Mehrere Häuser in der Linden- und Markgrafenstraße wurden zertrümmert. In der Mauer eines Hauses an der Ecke dieser beiden Straßen steckten früher Kugeln, die hier eingeschlagen waren, bei dem Umbau des Hauses im Jahre 1849 sind sie vorn auf dem Kellerhals befestigt worden. Während der mond hellen Nacht wurde das Bombardement fortgesetzt. Die Aufregung war groß, aber es gelang, das hier und da entstehende Feuer zu löschen und den Versuch eines Sturmes abzuschlagen. Am folgenden Tage kam Hilfe heran, und die Berliner glaubten schon, daß sie gerettet seien. Aber die Russen erhielten sehr viel größere Verstärkungen, die von Köpenick her über Friedrichsfelde und Lichtenberg heranrückten, von Süden her nahte noch ein österreichisches Heer unter Sacy. Gegen diese Übermacht konnte eine Stadt von so großer Ausdehnung mit schwacher, zum Teil nur aus einem Holzzaun bestehender Umwallung nicht verteidigt werden. Um wenigstens die Truppen dem Könige zu erhalten, zogen die Generale mit ihnen nach Spandau ab. Die Stadt wurde am 8. Oktober den Russen übergeben, die man weniger fürchtete als die Österreicher. Diese setzten indessen durch, daß ihnen die Besetzung des Halleischen, Potsdamer und Brandenburger Torres überlassen wurde.

Die Kontribution wurde auf $1\frac{1}{2}$ Million Taler heruntergehandelt, dazu kamen noch 200 000 Taler Douceurgelder und 66 000 Taler „an unvermeidlichen Nebenausgaben und Präsenten“. Sie werden dazu beigetragen haben, daß die russischen Generale sich bei diesen Verhandlungen nachgiebig und milde zeigten.

Noch größeren Einfluß darauf übten die Bemühungen des bei ihnen sehr angesehenen, später so unglücklichen Kaufmanns Gogkowskî, der mehreren durch die Schlacht bei Zorndorf in preußische Gefangenschaft gefallenen russischen Generalen freundlich entgegengekommen war und sie in ihrer traurigen Lage unterstützt hatte. So konnte er zum Vermittler zwischen den russischen Befehlshabern und den städtischen Behörden werden. In uneigennützigster Weise hat er der Stadt und vielen einzelnen nützliche Dienste geleistet.

Innerhalb der Stadt bemühten sich Tottleben und die höheren Offiziere Mannszucht zu halten, was freilich in der ausgedehnten Stadt schwer durchzuführen war. Auch die vielen Leuten bewilligten Schutzwachen konnten bei dem eifersüchtigen Haß zwischen Österreichern und Russen nicht immer ihren Zweck erfüllen. So erzählt ein bekannter Gelehrter, der auf seine Bitte zwei russische Soldaten als Saubewache erhalten hatte und mit ihnen nach seiner Wohnung ging, daß er auf dem Wege dorthin von vier österreichischen Husaren überfallen und vollständig ausgeraubt sei. Viele Häuser wurden geplündert, die Einwohner mißhandelt. Selbst bei Tage kam es vor, daß Leute auf der Straße ihre Wertfachen hergeben mußten, am Abend und in der Nacht ist mancher nackt ausgezogen worden.

Die beiden Redakteure der Wossischen und der Spenerschen Zeitung sollten wegen früherer mißliebiger Äußerungen über die Russen und ihre Kaiserin Spießruten laufen. Die dazu befohlenen Mannschaften waren auf dem Neuen Markt aufgestellt, die Ruten verteilt, die beiden Herren sollten eben entkleidet werden, als im letzten Augenblick die Begnadigung erfolgte.

Noch schlimmer haben die Kosaken und österreichischen Husaren in der Umgegend gehaust. In Charlottenburg wurden Schloß, Kirche, Rathhaus, die Wohnungen wohlhabender Leute geplündert, die Wertgegenstände und Kunstwerke teils geraubt, teils zerstört, viele Leute, Männer wie Frauen, in barbarischer Weise geprügelt. Ähnlich ging es an anderen Orten her, auch die Schlösser in Schönhausen und Friedrichsfelde wurden verwüstet.

Als die Russen am 12. Oktober abzogen, nahmen sie mehr als 300 im Zeughause aufbewahrte, meist aus der älteren brandenburgischen Zeit stammende Fahnen und Standarten mit, die jetzt im Petersburger Artilleriemuseum zu sehen sind. Die älteren Zöglinge des Kadettenhauses waren mit den Truppen abmarschiert, aber die zurückgebliebenen 105 Knaben, alle unter zwölf Jahr, mußten als Kriegsgefangene dem russischen Heere folgen. Sie wurden, nachdem sie den beschwerlichen Marsch zur Hauptarmee überstanden hatten, gut behandelt, aber bei der Rückkehr im Frühjahr 1762 fehlten dreizehn von ihnen. Am Denkmal des Großen Kurfürsten hatten übermüdete russische Soldaten ihre Säbel gewetzt, so daß, wie der russische Geschichtschreiber Karamsin erzählt, die Spuren davon noch nach dreißig Jahren zu sehen waren.

Um dieselbe Zeit hatte König Friedrich geschrieben, „daß er hier= nächst als ein rechtschaffener und treuer Landesvater alles ihm auf der Welt nur mögliche thun werde, was zum Soulagement seiner getreuen, durch die feindliche Invasiön betäubten und verunglückten Unterthanen ge= schehen könne“. Unmittelbar nach dem Friedensschluß hat er hiermit be= gommen. Zunächst bereifte er Schlesien, um die Kriegsschäden aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Nach langer und mühevoller Reise kam er am späten Abend des 30. März in Berlin an. Die Glückwünsche des Magistrats nahm er am Frankfurter Tore entgegen, fuhr aber nicht durch die überfüllten Hauptstraßen, sondern mit einem Umwege nach dem Schlosse, wo die königliche Familie und der Hof ihn erwarteten. Alle anderen Kor= porationen und Deputationen ließ er am Morgen ins Schloß kommen, dort ihre Ansprachen zu halten und ihre Gedichte vorzutragen. Am Nach= mittage machte er in dem ihm von der Stadt geschenkten Prunkwagen eine Rundfahrt durch die Straßen inmitten der ihn jubelnd umdrängenden Be= völkerung. Dann trat wieder die Arbeit in ihr Recht. Auf den 1. April hatte er alle Landräthe der Mark nach Berlin bestellt, um mit ihnen über das „Reetablissement“ zu sprechen. Durch dies rasche, tatkräftige Eingreifen hat sich das Land, hat sich auch Berlin bald wieder erholt.

Für die Vergrößerung und Verschönerung seiner Hauptstadt hat Friedrich sehr viel getan. Schon als Kronprinz fand er einen hochgefinnten Künstler in G. W. von Knobelsdorff. Dieser war im Alter von dreißig Jahren mit seinem Regiment nach Berlin gekommen und wurde hier von Schlüters Bauten und Bildwerken so gefesselt, daß er aus dem Heere aus= schied, um sich der Kunst zu widmen. Während er eifrig die Baukunst studierte, bildete er sich zugleich unter Pesnes Leitung zum Maler. Auf seinen Studienreisen beschäftigte er sich am meisten mit den Resten grie= chischer Bauten, die er in Italien sah. Ihre Formenwelt wurde ihm völlig vertraut. Zurückgekehrt trat er in den Rheinsberger Kreis des Kronprinzen, gab dem Park und dem Schlosse eine andere Gestalt und wurde dann mit der inneren Umgestaltung des Charlottenburger Schlosses beauftragt. Be= sonderen Dank schuldet ihm der Tiergarten. Mit dem Naturverständnis und dem Schönheitsfönn des Landschaftsmalers legte Knobelsdorff Plätze und Wege an, so den Floraplatz, das Venusbassin (den jetzigen Goldfisch= teich) und die Höffjäger=Allee, welche vom Großen Stern nach der Wohnung des Höffjägers führte. Hier wurde später eine Gastwirthschaft eingerichtet, nachdem schon 1745 einige Gastwirthe die Erlaubnis erhalten hatten, am Sieben Fürfürstenplatz Zelte aufzuschlagen und Erfrischungen zu verkaufen. Dieser Platz wurde bald der Mittelpunkt, an dem die schöne Welt sich zu Fuß und zu Wagen versammelte. An schönen Sommertagen spielte hier nachmittags eine Militärkapelle auf einem in der Mitte des Platzes her=

gestellten Podium — eine Einrichtung, die hundert Jahre, bis 1848 bestanden hat. Am Rande des Tiergartens, da wo jetzt Schloß und Park Bellevue stehen, wurde eine große Maulbeerplantage angelegt. Einen Teil derselben erwarb Knobelsdorff und baute sich dort eine Meierei, die er im Sommer bewohnte; das kleine, freundliche Gebäude steht jetzt mitten im Parke. Am entgegengesetzten Ende des Tiergartens ließ Friedrich 1742 eine Fasanerie einrichten, sie wurde hundert Jahre später nach Potsdam verlegt, um den Platz für die Anlage des Zoologischen Gartens frei zu machen.

Knobelsdorffs bedeutendste Schöpfung ist das 1743 vollendete Opernhaus auf dem damals noch wüsten Platze am Festungsgraben, schräg gegenüber den beiden großen Massen des Zeughauses und des neuen Stalles, in dessen oberen Räumen die beiden Akademien untergebracht waren. *Fridericus rex Apollini et Musis* lautet die kurze, kräftige Inschrift an der Hauptfront. Sie parodierend bezeichnete nunmehr der Berliner Witz das Akademie- und Stallgebäude als Apollini et musis gewidmet. Das Opernhaus hat die Gestalt eines griechischen Tempels, der, wie seine Inschrift sagt, dem Kultus des Apollo und der Musen dienen soll. Als es 1843 durch Feuer zerstört wurde, ist es in sehr ähnlicher Weise wieder aufgebaut worden. Knobelsdorff erscheint hier — allerdings nur in der äußeren Form — als Vorläufer einer neuen, an die griechische Kunst anknüpfenden Richtung, die erst später sich Bahn zu brechen vermochte und dann gerade in Berlin eine warme Aufnahme und eine lebhaftere Pflege fand als irgendwo anders. Gewöhnlich datiert man den Anfang in der Umwandlung der künstlerischen Anschauungen von dem zwölf Jahre später erfolgten Bau der Kirche Sainte Geneviève in Paris und von Winkelmanns gleichfalls 1755 erschienenen Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“. Da Knobelsdorff so seiner Zeit vorausseilte, wurde es ihm schwer, sich durchzusetzen und Verständnis zu finden. Mit dem königlichen Bauherren, der dem französischen Geschmack huldigte, stimmte er nur hinsichtlich der inneren Ausschmückung überein, für die er gleichfalls das beweglichere Rokoko schätzte, weil es ihm Gelegenheit gab, in einer Fülle anmutiger Motive den Reichtum seiner Phantasie zu entfalten. Bei der Außenarchitektur nahm Friedrich Anstoß an Knobelsdorffs strenger Gesetzmäßigkeit, an dem klassischen Ebenmaß seiner Formen, er forderte auch hier eine größere Mannigfaltigkeit.

Schon bei dem Umbau des Potsdamer Stadtschlosses ist es zu Zwistigkeiten gekommen. Es war unter dem Großen Kurfürsten durch de Chiese in einfachen Formen erbaut, später unter Friedrich I. erst durch Nering, dann nochmals durch de Bodt erweitert worden, jetzt erhielt Knobelsdorff den Auftrag, es einheitlich und vornehmer zu gestalten. Unter manchen Konflikten und Beschränkungen hat er dies durchgeführt, ein wirkungsvolles

Außere geschaffen und die Innenräume in prächtiger und gefälliger Weise ausgestattet. Unmittelbar darauf, gleich nach dem zweiten Schlesiſchen Kriege, begann der Bau von Sansſouci. Der König hatte ſelbſt in einer raſch hingeworfenen Federſkizze, die im Bibliothekzimmer von Sansſouci zu ſehen iſt, die Grundzüge der Anlage entworfen. Knobelsdorff ſollte ſie ausführen, geriet aber hierbei in ſo heftigen Streit mit dem Könige, daß es zum völligen Bruch kam. Nur die Anlage des Parks und der runde Marmorſaal mit den frei ſtehenden Säulen, der reichen Kuppel und den auf die Teraſſe mündenden Glaſtüren — bekannt namentlich durch Menzels berühmtes Bild der Tafelrunde des Königs — können ganz als Knobelsdorffs Werk angeſehen werden. Der König wandte ſich dann an gefügigere Architekten, er hat aber dem erzürnten Freunde ſeine Achtung bewahrt und mehrmals ihn zu verſöhnen geſucht. Als Knobelsdorff 1753 ſtarb, hat ihm Friedrich einen ſchönen Nachruf gewidmet, den er in der Akademie verleſen ließ. Er rühmt darin ſeine Wahrheitsliebe, den Ernſt und die Reinheit ſeines Strebens. Gleichzeitig ließ er das große Palais ſeines Bruders Heinrich, das jetzige Univerſitätsgebäude gegenüber dem Opernhaufe, nach einer Zeichnung von Knobelsdorff aufführen.

Unter den Baumeiſtern aus Friedrichs ſpäterer Zeit iſt der bedeutendſte Karl von Gontard, der lange Zeit Friedrichs Schweſter, der Markgräfin von Bayreuth als künſtleriſcher Berater zur Seite geſtanden hatte und nach deren Tode 1765 in des Königs Dienſt trat. Er hat nach dem Muſter der beiden Marienkirchen auf der Südſeite der Piazza del Popolo in Rom die beiden großen Kuppeltürme auf dem Gendarmenmarkt gebaut, die mit den kleinen, ärmlichen Kirchen, zu denen ſie gehörten, gar keinen Zuſammenhang hatten. Erſt 1882 und 1906 hat man die beiden Kirchen umgebaut und den neben ihnen ſtehenden Türmen angepaßt. Dieſe Türme mit ihren großen Portalen, ihren Säulen, Statuen und Kuppeln gehören zu den wirkungsvollſten Gebäuden unſerer Stadt, man hat ſie trotzdem als Theaterdekorationen bezeichnet, weil ſie nur des Prunkes wegen daſtehen und gar keinen anderen Zweck haben. Theatraliſchen Charakter haben auch die Kolonnaden, mit denen Gontard die Brücken über den Feſtungsgraben in der Königſtraße und in der Leipzigerſtraße ſchmückte. Namentlich die erſtere iſt recht gefällig. Eine ähnliche Anlage in der Mohrenſtraße iſt etwas ſpäter in einfacheren, dem antiken Stil ſich nähernden Formen von Langhans hergeſtellt worden.

Von anderen öffentlichen Bauten ſei das Neue Palais hinter dem Garten von Sansſouci erwähnt, das Friedrich unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege mit möglichſt in die Augen fallendem Glanze lediglich zu dem Zwecke baute, um der Welt zu zeigen, daß auch nach einem ſolchen Kriege ſeine Geldmittel keineswegs erſchöpft ſeien. Friedrich ſelbſt

hat diesen Bau als „Fanfaronnade“ bezeichnet, indessen fanden zahlreiche Arbeiter dadurch Beschäftigung, viele Fabriken in Berlin und an anderen Orten erhielten durch die Aufträge für die kostbare Ausstattung eine in dieser Zeit allgemeiner Geschäftsstockung recht wesentliche Unterstützung.

In Berlin ist namentlich das 1748 eingeweihte Invalidenthaus zu nennen mit der glücklich gewählten Inschrift: *Laeso et invicto militi*. Zu ihm gehörten sowohl eine evangelische wie eine katholische Kapelle. Anstatt des baufällig gewordenen Domes auf dem Schloßplatze, der abgebrochen werden mußte, ließ Friedrich im Lustgarten einen neuen Dom nach einer von ihm selbst entworfenen Zeichnung bauen, der niemandem gefiel. Auch ein späterer Umbau durch Schinkel vermochte nicht, ihm ein dem kirchlichen Zweck entsprechendes und eines königlichen Domes würdiges Aussehen zu geben. An seiner Stelle ist unter der jetzigen Regierung ein großer Prachtbau aufgeführt worden.

Für die katholische St. Hedwigskirche schenkte Friedrich den Bauplatz am Festungsgraben hinter dem Opernhause und das Bauholz, namentlich die vielen Baumstämme, welche in den sumpfigen Boden eingerammt werden mußten. Das Vorbild des Pantheons soll auf seinen Vorschlag gewählt auch eine von ihm entworfene Skizze dem Bauplan zugrunde gelegt sein.

Zahlreiche Privathäuser, namentlich in der Königstraße, Leipzigerstraße, Unter den Linden wurden auf Kosten des Königs oder mit seiner Unterstützung gebaut, die vornehmsten rings um den Dönhofsplatz und den Gendarmenmarkt. Die bedeutenderen sind jetzt verschwunden oder so umgebaut, daß ihre frühere Gestalt nicht mehr erkannt werden kann. Einige sind erhalten, z. B. das Haus der Weinhandlung von Lutter & Wegener an der Ecke der Französischen und Charlottenstraße, ebenso das neuerdings wiederhergestellte, wahrscheinlich von Gontard erbaute Haus der General- Lotteriedirektion Markgrafenstraße 47, an der Ecke der Jägerstraße. Ein besonders schönes Haus baute sich in den sechziger Jahren Poststraße 16, an der Ecke des Mühlendamms, Friedrichs Hofbankier Ephraim, derselbe, dem die öffentliche Meinung die in der letzten Zeit des Siebenjährigen Krieges geprägten minderwertigen Taler zur Last legte. Der König selbst stand in zu hohem Ansehen, als daß man ihm die Schuld zuschreiben wollte, aber von den schlechten Talern mit des Königs Bilde sang man:

Außen schön und innen schlimm,

Außen Friedrich, innen Ephraim.

Das Haus sieht jetzt nicht mehr ganz so stattlich aus wie früher, da durch die notwendig gewordene Erhöhung der Straße das Untergeschoß verdeckt worden ist. Die Außenseite macht auch so noch den Eindruck der Vornehmheit und des guten Geschmacks, von der inneren Ausschmückung ist nur noch wenig zu sehen. Bei einem anderen, in derselben Zeit gebauten Hause,

Breite Straße 11, das seit 1825 im Besitz der Familie Ermeler ist, hat die Außenseite in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erhebliche Veränderungen erfahren, während im Treppenhause und in zahlreichen Zimmern der aus der Fredericianischen Zeit stammende Schmuck sorgfältig erhalten wird, namentlich in der Tafelung, den Holzschnitzereien, Spiegeln, den Wand- und Deckengemälden. Außerdem sei noch das 1741 gebaute Haus Nummer 5 in der Kleinen Kurstraße hervorgehoben, das als letzter Ausläufer des Barockstils betrachtet wird.

Dem materiellen Gedeihen in der Zeit König Friedrichs entsprach ein nicht minder kräftiger Aufschwung des Geistes. Nach einem bekannten Ausspruch Goethes ist Leben und Gehalt in die deutsche Poesie gekommen durch die Taten Friedrich des Großen, und Theodor Fontane meinte, das wiedererwachte Selbstbewußtsein des deutschen Volkes sei nicht eigentlich national, sondern „altenfranzösisch“ gewesen. Die Begeisterung für die Taten und die Persönlichkeit des Königs hob die Menschen über die Sorgen des täglichen Lebens hinaus, ließ ihre Herzen höher schlagen und erweckte sie zu freierem Streben nach edleren Zielen. An dieser geistigen Erhebung hat Berlin einen nicht unbedeutenden Anteil gehabt, sie ist durch den König angeregt worden, hat sich dann aber durchaus selbständig, teilweise sogar im Gegensatz zu der geistigen Richtung des Königs entwickelt.

Friedrich war selbst ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, wie seine zahlreichen militärischen, politischen, philosophischen, literarischen Aufsätze zeigen und ebenso die meist mehrfach durchgesehenen und verbesserten großen geschichtlichen Arbeiten, in denen er die Entwicklung des preußischen Staates erzählt und seine eigenen Taten beleuchtet. Noch viel größer ist die Zahl seiner meist rasch hingeworfenen Gedichte ernster und heiterer Art. Je tiefer er in der Arbeit steckte, je schwerer die Sorgen waren, die ihn bedrückten, um so stärker empfand er das Bedürfnis sich in das Reich der Poesie zu flüchten. Fast noch unmittelbarer kommt der Reichtum seiner Gedanken in den Briefen zur Geltung. Bisweilen geht er mitten im Briefe zur dichterischen Form über, leicht fließen die Verse dahin in heiterem Geplauder, dazwischen ernste Gedanken und der tiefste Ausdruck des ihn bewegenden Gefühls. So z. B. in jenem Briefe an Voltaire, wo er in der stürmischsten Zeit des Jahres 1757 den Philosophen um seine dem Studium gewidmete Ruhe beneidet und dann fortfährt:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en roi.

Auch in der Presse ist Friedrich tätig gewesen. Nur wenige Staatsmänner — etwa Napoleon I. und Bismarck — haben in gleich erfolgreicher Weise verstanden, auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Hier

in Berlin war die neu begründete Spenersche Zeitung während der Schlesiſchen Kriege mehrmals in der Lage, Kriegsberichte aus der Feder des Königs zu bringen, die ihr anonym als „Briefe eines Augenzeugen“, als „Relationen“ oder mit anderen Titeln zuzingen und natürlich ohne Nennung des Verfaſſers gedruckt werden mußten. Im ganzen benutzte Friedrich für ſolche Artikel mehr die auswärtigen Zeitungen als die Berliner, weil ihm daran lag, auf die öffentliche Meinung draußen im Reich und in anderen Ländern einzuwirken, während er es nicht nötig hatte, die Berliner Bevölkerung für ſich und ſeine Taten günſtig zu ſtimmen. Selbſt das Mittel beißender Satire wurde nicht verſchmäht, wie die angeblich von der Pompadour an Maria Theresia gerichteten Briefe zeigen und das köſtliche Breve, mit welchem der Papſt einen von ihm geweihten Hut und Degen dem Feldmarſchall Daun überſendet haben ſollte. Friedrich hatte es entworfen, Marquis d'Argens ſo geſchickt ins Lateiniſche überſetzt, daß es von weiten Kreiſen für echt gehalten wurde.

Als Philoſoph ſteht Friedrich auf dem Standpunkt der Aufklärung, er kann als ein eifriger Schüler von Voltaire bezeichnet werden. Daneben beſchäftigte er ſich ſchon in ſeiner Jugend, mehr noch in ſpäteren Jahren mit den Lehren der Stoiker. Er hatte eine beſondere Vorliebe für Mark Aurel, betrachtete dieſen als ſein Vorbild und ſuchte die Gedanken deſſelben weiter auszuführen. Während die Stärke Voltaires und der franzöſiſchen Aufklärer im Kampfe gegen die Kirche und ihre Mißbräuche lag, wollte Friedrich nicht nur einreißen, er hätte gern aufgebaut und bemühte ſich deſhalb, durch Ausgeſtaltung der Pflichtenlehre eine neue, von der Religion unabhängige Moral zu begründen.

Unter allen Umſtänden wollte er Religionsverfolgungen in ſeinen Landen nicht geſtatten, ſondern forderte, daß die verſchiedenen Religionsparteien in Frieden nebeneinander lebten. Eine ſeiner erſten Randverfügungen ſagt: „Alle Religionen ſeindt gleich und guth, wann nur die Leute, ſo ſie profeſſieren, ehrliche Leute ſeindt, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land pöplieren, ſo wollen wir ihnen Mosquéen und Kirchen bauen.“ In vollem Umfange ließ ſich das zwar nicht durchführen, doch hat Friedrich eine für ſeine Zeit ſeltene Duldsamkeit gezeigt.

Katholiſcher Gottesdienſt hatte hier ſeit der Reformation kaum anders als in der Wohnung des kaiſerlichen Geſandten ſtattgefunden. Als nachher durch die Werbung ausländiſcher Soldaten die Zahl der Katholiken in Berlin ſtieg, kaufte Friedrich Wilhelm I. 1722 ein Haus in der Krauſenſtraße, das mit dem in der Leipzigerſtraße gelegenen Palais des Geſandten in Verbindung ſtand, und beſtimmte es zur Benutzung als katholiſches Bethaus. Die Koſten des Gottesdienſtes wurden von dem Geſandten getragen. Friedrich übernahm ſie auf die Staatskaſſe und geſtattete 1746 den Katholiken,

eine eigene Parochie zu bilden, während sie bisher nach der Lage ihrer Wohnungen zu den Sprengeln der evangelischen Kirchen gerechnet wurden und an diese die Stolgebühren zahlen mußten. Gleichzeitig erlaubte er ihnen, durch Sammlungen die Geldmittel für den Bau einer großen Kirche aufzubringen, unterstützte sie dabei und ließ auch beim Invalidenhanse eine katholische Kapelle einrichten.

Gegen die Juden hatte er eine gewisse Abneigung. Sie waren einst von Joachim I., dann wieder von Johann Georg aus der Mark verwiesen worden. Hundert Jahre später, 1671 hatte der Große Kurfürst einer Anzahl aus Österreich flüchtender Juden unter allerlei Beschränkungen ein Asyl gewährt. In Berlin wurden fünfzig Familien zugelassen. Ihre Zahl hatte sich seitdem vermehrt, um 1770 zählte man in Berlin 400 Familien mit etwa 2000 Köpfen. Friedrich hat die Beschränkungen nicht aufgehoben, aber durch das Generalprivileg von 1750 wesentlich vermindert. Außerdem gab er einzelnen jüdischen Großkaufleuten die Rechte christlicher Kaufleute, namentlich solchen, die für ihn Finanzgeschäfte ausführten oder seinem Wunsche entsprechend große Manufakturen anlegten.

Für Friedrichs Stellung zur evangelischen Kirche in Berlin kommt in erster Linie der Gesangbuchstreit aus der letzten Zeit seiner Regierung in Betracht. Das Porstische Gesangbuch mit seinem oft geschmacklosen Ausdruck gab vieler Anstoß, auch paßte es nicht zu der verstandesmäßigen Auffassung der Aufklärer. Der Versuch, es durch ein anderes zu ersetzen, fiel sehr unglücklich aus, weil den Herausgebern ebenso dichterische Begabung fehlte wie Wärme des religiösen Gefühls. Sie reden nicht die Sprache des Herzens sondern die des Verstandes. Die Kraft und Tiefe der alten Lieder hatten sie abgeschwächt, die neuen waren kalt und nüchtern. Als dies Gesangbuch in den Berliner Kirchen eingeführt werden sollte, entstand große Aufregung, viele Bittschriften wendeten sich an den König. Dieser entschied, daß kein Zwang stattfinden und es in jeder einzelnen Gemeinde nur mit ihrer freien Zustimmung eingeführt werden dürfe. Eigenhändig fügte der König diesem Erlasse die seltsame Nachschrift hinzu: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist; was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen thöricht und dummes Zeug; aber die Priester müssen die tolerance nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden.“

Das Haupt der französischen Aufklärung Voltaire war 1743 zu kurzem Besuch, dann von 1750—1753 fast drei Jahre lang als Gast des Königs in Berlin und Potsdam. Die Zwistigkeiten, in die er hier durch seine Eitelkeit und Gewinnsucht sowie durch manche andere Eigenschaften geriet, sind bekannt, sie führten schließlich zum völligen Bruch. Trotzdem hat Friedrich Voltaire als Schriftsteller nach wie vor verehrt, auch den Briefwechsel mit

ihm wieder aufgenommen und dann bis zu Voltaires Tode mit ihm in lebhaftem, oft herzlichem Gedankenaustausch gestanden.

Auf Voltaires Veranlassung hatte Friedrich bald nach seiner Thronbesteigung einen jüngeren französischen Gelehrten, Maupertuis, nach Berlin berufen, der auf einer Forschungsreise nach Lappland zur Messung des Polarkreises die Abplattung der Erde an den Polen festgestellt und sich dadurch einen großen Namen gemacht hatte. Maupertuis wurde zum Präsidenten der umgestalteten, gewissermaßen neu begründeten Akademie ernannt und mit fast unumschränkter Vollmacht namentlich in betreff der von der Akademie zu vergebenden Gehälter und Pensionen ausgestattet. Wissenschaftlich hat Maupertuis in Berlin nichts mehr geleistet, sich vielmehr durch den Eigensinn, mit dem er auf irrthümlichen Ansichten bestand, manche Blöße gegeben. Friedrich hat ihm trotzdem sein Vertrauen nicht entzogen, sondern ihn namentlich gegen Voltaire in energischer Weise geschützt.

Nach Maupertuis' Tode wünschte Friedrich den feinsinnigen, lebenswürdigen d'Alembert an seine Stelle zu setzen, indem er die Bedeutung dieses Gelehrten sehr überschätzte, jedenfalls höher anschlug, als es sonst Mittwelt und Nachwelt getan haben. d'Alembert ist im Sommer 1763 zum Besuch hierher gekommen, hat aber aus mancherlei Rücksichten unbedingt abgelehnt, zu bleiben und eine Stellung anzunehmen. Durch sein schlichtes Wesen und seine vornehme Gesinnung hat er von allen Franzosen am Hofe König Friedrichs in Berlin am meisten Sympathie gefunden. Bei seiner hohen Meinung von d'Alembert wollte Friedrich keinen anderen zum Präsidenten ernennen, sondern übernahm selbst die Leitung der Akademie-Geschäfte und führte sie wie ein Stellvertreter d'Alemberts, indem er für alle Fragen dessen Rat erbat.

Auch den zynischen La Mettrie, den Apostel des Materialismus, hat Friedrich, obgleich er seine Ansichten nicht teilte, nach Berlin berufen und ihm eine Stellung an seinem Hofe gegeben, als er wegen seines berücksichtigten Werkes *L'homme machine* aus Frankreich und dann auch aus Holland hatte flüchten müssen. Unter den anderen Franzosen aus des Königs Umgebung wäre noch Marquis d'Argens hervorzuheben, ein geistreicher und gewandter Mann von übersprudelnder Lebhaftigkeit, der trotzdem sehr bequem war und sich nicht gern anstrengte. Wegen seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Treue hat ihn der König wert gehalten und ist zu ihm in ein besonders herzliches Verhältnis getreten, obgleich er ihn nicht selten wegen seiner Schwächen verspottete und hänselte.

Die Akademie hatte in dieser Zeit einen durchaus französischen Charakter, sie nannte sich jetzt Académie Royale des sciences et belles lettres, ihre Abhandlungen erschienen in französischer Sprache, die deutsch ge-

schriebenen mußten zu diesem Zwecke übersetzt werden. Indessen waren die meisten der französischen Mitglieder keineswegs hervorragende Gelehrte, während von den deutschen der Mathematiker Euler, die Chemiker Bött und Marggraf, der Botaniker Gleditsch, der Statistiker Süßmiltch zu den ersten Autoritäten in ihren Fächern gehörten. Euler, einer der bedeutendsten Mathematiker aller Zeiten, 1707 in Basel geboren, hatte bereits einen großen Namen, als er 1741 von Petersburg nach Berlin kam und als Direktor der mathematischen Klasse in die Akademie eintrat. Während der 25 Jahre, die er hier tätig gewesen ist, hat er eine große Zahl grundlegender Werke veröffentlicht, auch durch seine Gutachten in praktischen Angelegenheiten, z. B. für die Trockenlegung des Oderbruchs, für die Anlage des Finowkanals, für die Ausbeutung der Salzwerke bei Schönebeck, ebenso bei vielen Finanzfragen mitgewirkt. In den letzten Jahren, während Maupertuis' Krankheit und langer Abwesenheit, ebenso seit dessen Tode hat er ihn als Präsident vertreten. Als ihm dann in d'Alembert ein weniger bedeutender Fachgenosse, mit dem er in wissenschaftlicher Fehde lag, vorgezogen werden sollte, betrachtete er dies als eine Kränkung. Er verlangte seinen Abschied und kehrte nach Petersburg zurück, wohin ihn Katharina II. schon mehrmals eingeladen hatte. Die Zahl der Deutschen unter den ordentlichen Mitgliedern der Akademie sank schließlich auf fünf, da der König fast alle Anträge auf Ernennung neuer deutscher Mitglieder ablehnte. Zuletzt wurde er auch gegen die Franzosen mißtrauisch, zum Teil wohl wegen der in Frankreich auftauchenden revolutionären Tendenzen, und nahm überhaupt keine neuen Mitglieder mehr auf, so daß die Akademie zuletzt nur achtzehn Mitglieder hatte, darunter dreizehn Franzosen, Schweizer und Italiener.

Die Finanzen der Akademie hatten im Laufe der Zeit sich günstig entwickelt und auch durch den Siebenjährigen Krieg nur vorübergehend gelitten. 1761 war sie zum erstenmal in der Lage, ihren Mitgliedern in den Sitzungen die schon früher in Aussicht genommenen Anwesenheitsgelder auszuführen. Sie folgte damit dem Beispiel der Pariser Akademie, zufälligerweise in einem Augenblick, wo diese durch den Krieg in Bedrängnis geraten war und solche Zahlung einstellen mußte.

Trotz der geringen Zahl deutscher Mitglieder hat die Akademie und die von ihr auf Anregung des Königs eingeschlagene Richtung Einfluß auf das geistige Leben in Berlin ausgeübt. Die Berliner Aufklärung, wie sie von Lessing, Mendelssohn und anderen begründet wurde, ist unabhängig von ihr erwachsen, hätte sich aber kaum in so freier Weise entwickeln können, wenn nicht das Prinzip der Aufklärung bereits durch den König und die Akademie zur Geltung gekommen wäre.

Lessing war 19 Jahre alt, als er 1748 zum ersten Male nach Berlin

kam. Er wohnte zuerst bei seinem um einige Jahre älteren Vetter Mhlius, der damals für die Bossische Zeitung den Artikel „von gelehrten Sachen“ bearbeitete. Lessing half ihm dabei, übernahm dann selbst diesen Artikel und fügte bald noch ein der poetischen Literatur gewidmetes, monatlich erscheinendes Beiblatt, das „Neueste aus dem Reiche des Wises“, hinzu. Neben gelehrten Studien und zahlreichen poetischen Schöpfungen versuchte er sich bereits mit jugendlicher Frische in literarischer Kritik, die er später in dem 1759 hier von ihm begründeten selbständigen Wochenblatt „Brieft die neueste Literatur betreffend“, mit unvergleichlicher Sicherheit und Kraft geübt hat. Unbarmherzig geißelte er Seichtigkeit, Verschwonnenheit, Schwärmererei, Schönrednerei, bekämpfte zugleich den französischen Einfluß, suchte das Verständnis für die englischen Schriftsteller zu erschließen und machte dadurch für eine kräftigere, erst werdende Literatur die Bahn frei. In den beiden ersten Jahrgängen hat Lessing beinahe die Hälfte der Briefe geschrieben, dann, als die Hauptarbeit getan war, hielt er sich zurück und widmete sich wieder mehr der eigenen Arbeit. Bei seinem ersten Aufenthalt in Berlin war Lessing auch in Beziehungen zu Voltaire getreten. Diese wurden indessen bald in wenig freundlicher Weise gelöst und hinterließen leider bei König Friedrich, der die Sache mit Voltaires Augen ansah, ein unglückliches Vorurteil gegen Lessing, so daß später alle Aussichten Lessings, hier eine feste Lebensstellung zu finden, an der Abneigung des Königs scheiterten. Zwei von Lessings bedeutendsten Werken: Minna von Barnhelm und Laokoon gehören in seine letzte Berliner Zeit 1765—1767.

Bei der Ausgestaltung und Feilung dieser Arbeiten hat er die Hilfe seines Freundes Ramler erbeten, der durch seine Anregung und seine kritischen Erinnerungen vielen nützlich gewesen ist. Er war in freundschaftlicher Verbindung mit Gleim und durch diesen mit Ewald von Kleist, der von seiner Garnison Potsdam aus lebhaften Verkehr mit den Berliner Kreisen unterhielt. In naher Beziehung zu Gleim und Ramler stand auch Anna Luise Karschin, die 1761 aus ihrer ländlichen Heimat hierher kam, um sich ganz der Poesie zu widmen. Die übertriebene Bewunderung ihrer Dichtungen ist wohl beeinflusst worden durch den Gegensatz zu ihrer Herkunft, ihrer Bildung und ihren traurigen Lebensschicksalen.

Unter den Freunden, mit denen Lessing hier in Verbindung getreten war, sind Mendelssohn und Nicolai die wichtigsten. Moses Mendelssohn war als armer jüdischer Knabe aus Dessau nach Berlin gekommen, unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er eine vielseitige Bildung erworben. Durch die Freundschaft mit Lessing ist er zur Erkenntnis seiner Bedeutung gekommen, hat seine Schwüchternheit überwunden und sich zu einem eifrigen, fruchtbaren Schriftsteller entwickelt. Der Wert seiner Schriften liegt nicht in der Aufstellung neuer schöpferischer Gesichtspunkte, aber die Klarheit

und Armut seiner Darstellung hat in weiten Kreisen Interesse und Verständnis für philosophische Fragen erweckt.

Friedrich Nicolai ist in Berlin 1733 geboren, 1811 gestorben, er hat während des größten Teils dieser Zeit hier gelebt und sowohl als Buchhändler wie als Schriftsteller eine sehr rührige Tätigkeit entwickelt. Er hat Lessings Literaturbriefe, dann einige Jahre lang mit Mendelssohn als Hauptmitarbeiter eine „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ herausgegeben. Sein Hauptwerk ist die 1765 begründete „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die bis 1792 in seinem Berliner Verlage, dann, da sie in Preußen verboten wurde, bis 1801 in Kiel und von da an bis 1806 wieder in Berlin erschienen ist. Vier Jahrzehnte lang ist sie eine der angesehensten deutschen Zeitschriften, eine Art literarischer Mittelpunkt gewesen. Alles was auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und der schönen Literatur in deutschen Landen erschien, wurde von Nicolai und seinen gelehrten Mitarbeitern beurteilt, teils eingehend in längeren Aufsätzen, teils mit kurzer Erwähnung, meist von einem einseitigen Standpunkt aus. Dem Gedanken der Aufklärung, wie er sie in Gemeinschaft mit Lessing und Mendelssohn hatte begründen helfen, ist Nicolai treu geblieben, unablässig hat er Unduldsamkeit und Pfaffentum bekämpft, aber er hatte kein rechtes Verständnis für die Fortschritte, welche der deutsche Geist seitdem gemacht hatte, und ist deshalb in den späteren Jahren mit den meisten der führenden Geister zusammengeraten, mit Goethe und Schiller so gut wie mit Kant, Fichte, Schelling und vielen anderen. Er ist auf das heftigste angegriffen und geschmäht, mit Hohn und Spott überschüttet worden, bei dem Strafgericht der Xenien zum Beispiel, mit dem die Weimarer Heroen ihre Gegner zu zerfchmettern suchten, sind etwa drei Duzend der Stachelverse gegen Nicolai gerichtet. Sein Selbstgefühl ist dadurch noch gesteigert worden, er betrachtete sich immer mehr als unfehlbaren Richter und genoß bei seinen Anhängern ein fast patriarchalisches Ansehen.

Von seinen eigenen Arbeiten sind die Gedächtnischriften auf Kleist und Abbt, sein „Leben Justus Möfers“ und seine dreibändige „Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam“ am wertvollsten. Den größten Beifall fand sein Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebalbus Rothanker“, der das gesellschaftliche Leben und die literarischen Verhältnisse in Deutschland satirisch schildert. Verb realistische Bilder zeigen Männer und Frauen aus hohen und niederen Lebenskreisen, vornehmlich die verschiedensten Arten von Geistlichen: herrschsüchtige, unduldsame, scheinheilige, schwärmerische, aber auch als Gegenbild einzelne mildherzige und ehrliche.

Einen anderen Charakter als Nicolais Bibliothek hat die „Berlinerische Monatschrift“, die zweite große Zeitschrift der Aufklärungspartei. Sie

ist 1783 begründet worden durch Friedrich Gedike, der damals Rektor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums war, und den Bibliothekar Biefter. Als nach dem Tode König Friedrichs die Reaktion eintrat und der Minister von Wöllner die Freiheit des geistigen Lebens einzuschränken suchte, trat Gedike zurück. Er war neben seinem Rektorat zugleich Oberkonsistorialrat und Mitglied des neu begründeten Oberschulkollegiums. Um seine dienstliche Stellung und den großen Einfluß, den er in dieser ausübte, nicht zu gefährden, wollte er mit dem Minister auf gutem Fuße stehen, er hat ihm sogar den ersten Band seiner gesammelten Schulschriften gewidmet. Biefter hat die Redaktion weiter geführt, nur hat er vorsichtshalber während der Reaktionszeit seine Zeitschrift außerhalb Preußens drucken lassen, sie hat sich unter seiner Leitung bis 1811 gehalten. Sie gibt nicht Rezensionen wie Nicolais Bibliothek, sondern Aufsätze: philosophische, literarische, geschichtliche, naturwissenschaftliche, auch volkswirtschaftliche und juristische, ferner statistische Mitteilungen, wie sie damals Mode wurden, gelegentlich Übersetzungen aus griechischen und lateinischen Dichtern, dazu musikalische und poetische Beiträge. Ihre Auffassung ist der Nicolais verwandt, aber weiter und freier. Zu ihren Mitarbeitern gehörten viele der bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller, so Moses Mendelssohn, Justus Möser, Philologen wie Heyne und Friedrich August Wolf, beide Humboldt, Hamler, Campe, Kant, Fichte, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Georg Forster.

Das lebhafteste literarische Interesse rief noch eine ganze Anzahl anderer teils kritischer und belletristischer, teils fachwissenschaftlicher Zeitschriften ins Leben. Bis in die Mitte des Jahrhunderts hatte sich hier keine Zeitschrift halten können, in den 70er und 80er Jahren wurden sie so zahlreich, daß man bereits anfang, Journalzirkel einzurichten. Auch eine Leihbibliothek begann 1769 ihre Tätigkeit.

Eine neue politische Zeitung, die das Glück hatte, bisweilen Beiträge von König Friedrich zu erhalten, war neben die Bossische getreten. Sie wurde die Spenersche Zeitung genannt nach dem Buchhändler Spener, auf den das ursprünglich seinem Schwager Haude gegebene Privileg überging. Noch mehr begünstigte der König eine gleich nach seinem Regierungsantritt begründete französische Zeitung „Journal de Berlin“. Trotz der gelegentlichen Mitarbeit des Königs fand sie nicht viel Abnehmer und ist bald wieder eingegangen. Das gleiche Schicksal hatten spätere Versuche unter verschiedenen Namen wie „Mercur“, „Spectateur“, „Gazette de Berlin“ und andere. Die Bossische und die Spenersche Zeitung waren einander sehr ähnlich. Jede erschien dreimal wöchentlich in kleinem Quartformat und brachte vornehmlich Mitteilungen aus auswärtigen Blättern, Hofchronik, amtliche Nachrichten, Geschäftsanzeigen und literarische Besprechungen. Politische Betrachtungen fehlten ganz, Lokalnachrichten beinahe auch, wie Geiger

glaubt, weil es bei der Kleinheit der Stadt nicht nötig erschien, in der Zeitung zu erzählen, was allen bereits bekannt war.

Eine gefährlichere Konkurrenz schien den beiden Berliner Zeitungen zu erwachsen durch den Superintendenten und Pädagogen Hecker, der die noch zu erwähnende Realschule begründete. Um die für seine Schule erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, hatte er unter anderem auch eine Buchhandlung eingerichtet und gab ein Mittelglied zwischen Zeitung und Zeitschrift heraus: „Relation der merkwürdigsten Sachen aus dem Reiche der Natur, der Staaten und der Wissenschaften“. Sie hatte indessen keinen dauernden Erfolg.

Die neu sich entwickelnde Statistik hatte in Berlin zwei hervorragende Vertreter. Propst Süßmilch's „Die Göttliche Ordnung in der Veränderungen des menschlichen Geschlechtes“ hat zuerst auf Grund sorgfältiger Massenbeobachtungen festgestellt, daß auch die scheinbar zufälligen Umstände und die willkürlichen Handlungen der Menschen Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit zeigen, er hat damit die Wissenschaft der sozialen Biologie begründet. Von seinen anderen Werken sei hervorgehoben: „Der Königlichen Residenz Berlin schneller Wachstum und Erbauung“. Ein anderer Berliner Theologe, Anton Friedrich Büsching, hatte vieler Menschen Länder und Städte gesehen. Er war zuletzt 26 Jahre lang Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Die Zahl seiner gedruckten Werke wird auf 99 angegeben. Das wichtigste darunter ist seine „Neue Erdbeschreibung“, die sehr lebhaften Beifall fand, so daß die einzelnen Teile mehrmals neu gedruckt werden mußten. Der erste Band erschien 1754, bis zu seinem Tode 1793 hat er den elften Band fertig gestellt, die Fortsetzung ist dann von anderen herausgegeben. Ihre Bedeutung liegt darin, daß er die Statistik in die Erdbeschreibung einführte und namentlich die staatlichen Zustände durch Zahlen erläuterte. Es ist der erste Versuch, Größe und Macht der Staaten zahlenmäßig darzustellen. Mit wahren Ameisenfleiß trug er aus allen Quellen seine Zahlen zusammen, um sie in seiner Erdbeschreibung und in seiner Zeitschrift „Magazin für die Historie und Geographie der neueren Zeit“ zu verwerten. Obgleich er auch theologische, philologische und andere Arbeiten veröffentlicht hat, betrachtete er sich mit Recht in erster Linie als Geographen. Auf seinem Grabdenkmal ist neben einem lernenden Schüler und einem trauernden Genius die Erdkugel abgebildet; die sehr ruhmredige Grabinschrift beginnt mit den Worten: „Hier im Schoß der Erde schlummert ihr Beschreiber“. Er war in seinem Garten beim Landsberger Tore, am jetzigen Büschingsplatz bestattet worden; als 1873 das Grundstück bebaut wurde, hat das Grab auf dem Georgenkirchhof an der Landsberger Allee seine Stelle gefunden.

Eine besondere Stellung unter den Berliner Gelehrten nimmt der

temperamentvolle Karl Philipp Moriz ein. Sein unstetes, wunderliches Wesen hat er selbst in dem psychologischen Roman „Anton Reiser“ treffend geschildert. In jungen Jahren war er ein leidenschaftlicher Gegner Schillers. Seine Besprechung von „Kabale und Liebe“ in der Boffischen Zeitung schloß er mit den Worten: „ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen“. Später hat er Schiller besser schätzen gelernt, ist ihm in Weimar nahe getreten, hat gute Beziehungen zu ihm unterhalten, noch herzlichere zu Goethe, dessen Freundschaft er in Rom gewonnen hatte. In den letzten Jahren seines kurzen und reichen Lebens fanden seine Vorlesungen in Berlin lebhaften Beifall. Von seinen vielen Werken ist neben jenem Roman seine „Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten“ am bekanntesten, sie ist später in immer neuen Bearbeitungen wieder herausgegeben worden.

Auch Bodmers Schüler Christoph Müller, der aus seiner schweizerischen Heimat vertrieben war und hier als Professor am Joachimstalschen Gymnasium eine neue Wirksamkeit gefunden hatte, muß erwähnt werden, da er durch seine 1782 bis 1785 herausgegebene Sammlung mittelalterlicher deutscher Gedichte, die erste ihrer Art, zur Wiedererweckung des Mittelalters beigetragen und das Entstehen der romantischen Richtung vorbereitet hat.

Vorlesungen wurden damals hier in großer Zahl gehalten, teils öffentliche, teils für bestimmte Kreise. Außer dem Collegium medicum bestand seit 1770 eine Forstlehranstalt, seit 1778 ein Kursus für Bergelernen, das Justizdepartement ließ Vorlesungen über Gerichtsverfassung und Prozesse halten. Verschiedene Mitglieder der Akademie, wie der Botaniker Glebitch, der Mineraloge Gerhard, der Chemiker Achard hielten Vorlesungen, Kamler, Moriz und andere sprachen öffentlich über Literatur und Kunst. Besonders gerühmt werden die Vorlesungen, welche der gelehrte Arzt Dr. Markus Herz seit 1776 über Medizin, Experimentalphysik und Philosophie hielt, fast die ganze vornehme Welt, auch die jungen Prinzen mit ihren Erziehern pflegten ihm zuzuhören.

Glebitch, seit 1746 Direktor des botanischen Gartens und Professor am Collegium medicum, später auch an der Forstlehranstalt, hat das besondere Verdienst, daß es ihm an verschiedenen Stellen gelang, den lockeren Flugsand, eine der größten Plagen für die Umgegend von Berlin, durch Anpflanzung rasch wuchernder Grasarten zu befestigen, so daß er bei fortwauernder Aufsicht und Pflege nachher auch mit Sträuchern und Obstbäumen bestellt werden konnte.

Mehrere Mitglieder der Akademie waren als Lehrer der 1765 in der Burgstraße errichteten Ritterakademie angestellt. Diese war eine Art Nebenanstalt des Kadettenhauses, die begabtesten und tüchtigsten Kadetten

wurden ihr überwiesen. Sie besuchten zuerst die drei unteren Klassen des benachbarten Joachimstalschen Gymnasiums und erhielten dann in der Ritterakademie einen besonderen Unterricht nach einem vom König selbst ausgearbeiteten, alle Einzelheiten genau vorschreibenden Lehrplane. Aus denen, welche diesen Unterricht durchgemacht hatten und nun als Offiziere in das Heer eintraten, suchte der König die besten aus, um sie in sein Gefolge, seine berühmte Suite aufzunehmen und ihre weitere militärische Ausbildung selbst zu leiten. Außerdem ließ der König in Berlin und einigen anderen größeren Garnisonen die begabtesten unter den jüngeren Infanterie-Offizieren während der Wintermonate in der Fortifikation und Terrainlehre unterrichten.

Die Leitung des Schulwesens hatte Friedrich 1770 dem Freiherrn von Zedlitz, einem freigesinnten, nach hohen Zielen strebenden Manne übertragen, der sich bemühte, die lebhaften pädagogischen Bestrebungen des Zeitalters für Preußen nutzbar zu machen. Um die Schule von der Bevormundung durch die Kirche zu befreien, das ganze Unterrichtswesen unter wirksamere Aufsicht des Staates zu stellen und dieser durch eine kollegialisch geordnete Behörde eine größere Stetigkeit zu geben, richtete er 1787 das Oberschulkollegium ein. Es bestand unter seiner Leitung aus dem späteren Minister von Wöllner, dem Kanzler der Universität Halle und drei Schulmännern, darunter mit Beibehaltung ihres Schulamtes Meierotto, Rektor des Joachimstalschen Gymnasiums und der schon genannte Oberkonsistorialrat Gebicke, der erst Rektor des Werderschen, dann als Nachfolger Büschings Rektor des Klostersgymnasiums war. Im Volksschulwesen konnte Zedlitz bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel nicht viel erreichen. Doch stand es damit in Berlin besser als in den meisten kleineren Städten und auf dem Lande, wo die Schullehrerstellen zu einem großen Teile als Versorgung der Invaliden dienen mußten. Bei den höheren Schulen konnte mit mehr Erfolg für Vertiefung und freiere Gestaltung des Unterrichts gewirkt, dem Deutschen, Griechischen, den Realien mehr Aufmerksamkeit zugewendet, eine etwas größere Übereinstimmung in den Zielen und Lehrplänen der Gymnasien angestrebt werden. Sehr wesentlich war die Hebung der ganz darniederliegenden Disziplin, die man vornehmlich durch Erweckung des Ehrgefühls zu erreichen suchte. Zu diesem Zwecke sollten die Schüler der oberen Klassen fortan mit „Sie“ angeredet werden, was für jene Zeit, wo die Anrede mit „Er“ und mit „Ihr“ noch sehr im Gange war, wo gelegentlich selbst die höchsten Staatsbeamten vom Könige in dieser Weise angesprochen wurden, eine nicht geringe Bedeutung hatte. Bei der Verschiedenheit der Gymnasien und dem Mangel fester Vorschriften über die Zulassung zu den Universitäten klagten diese über die Unreise eines großen Teils der Studenten und verlangten das Recht einer Zulassungs-

Prüfung. Nach längeren Beratungen hierüber entschloß sich der Minister, eine Reifeprüfung an den Gymnasien einzuführen. Das königliche Edikt hierüber vom 23. Dezember 1788 ist nicht mehr von Zedlitz unterzeichnet, er hatte vom Amte zurücktreten müssen, Wöllner war an seine Stelle getreten. Die letzte Überarbeitung des Gesetzes zeigt bereits die Spuren der neuen Richtung, welche für die Leitung der geistigen und geistlichen Angelegenheiten maßgebend geworden war.

Als Mittelstufe zwischen den Gymnasien und den Volksschulen wünschte Zedlitz Bürgerfschulen einzurichten, die vom Unterricht in den alten Sprachen absehen und die Zwecke des bürgerlichen Lebens berücksichtigen sollten. In Berlin war etwas Ähnliches schon vorher geschaffen worden. Johann Julius Hecker, ein Schüler von Francke in Halle, war 1739 als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche eingetreten. Bei seiner feierlichen Einführung hatte ihn der amtierende Geistliche gemahnt: „Er wird bei uns in Berlin eine sehr unartige und verwilderte Jugend antreffen. Um desto mehr lasse er sich angelegen sein, nach aller Möglichkeit an den jungen Gemüthern zu arbeiten.“ Das hat Hecker in kraftvoller Weise getan. Er hat die Armenschulen seiner Gemeinde umgestaltet, außerdem 1747 eine Lateinschule sowie eine „ökonomisch-mathematische Realschule“ begründet und mit dieser ein Seminar zur Ausbildung von Volksschullehrern verbunden. Die Realschule war für die jungen Leute bestimmt, die nicht zum Studieren, sondern „zur Feder, zur Handlung, zum Pachten von Wirtschäften auf dem Lande, zu schönen Künsten, zu den Manufakturen“ ausgebildet werden sollten. Nur steckte sich Hecker seine Ziele zu hoch und ging weit über das im Schulunterricht Mögliche hinaus. Außer der deutschen, lateinischen und französischen Sprache und den sonst üblichen Fächern des Unterrichts sollten auch Architektur, Handelswissenschaft und Ökonomie gelehrt werden. Für eine Extraklasse waren außerdem Englisch und Italienisch, Heraldik, Antiquitäten, Astronomie, Hydraulik, Fortifikation, Gesundheitslehre, Drechseln, Glasschleifen und vieles andere in Aussicht genommen. Eine Mineraliensammlung, ein Modell- und Maschinenaal, eine Sammlung landwirtschaftlicher Geräte wurden beschafft, eine Maulbeerplantage angelegt, ebenso ein botanischer Garten zwischen dem Potsdamer und dem Brandenburger Tore — noch bis in die 70 er Jahre des 19. Jahrhunderts hieß davon dieser Teil der jetzigen Königgräberstraße die Schulgartenstraße. Die Mittel für so umfassende Anlagen sollten durch Geldsammlungen, durch Lotterien und durch allerlei gewerbliche Unternehmungen, u. a. durch die vorher erwähnte Realschulbuchhandlung beschafft werden. Bei Heckers Energie, bei dem Interesse, das der für seine Gründung begeisterte Mann zu erwecken wußte, ist dies auch eine Zeitlang gegangen. Heckers Nachfolger haben dann die Auswüchse beschnitten und den allzu weit ausgedehnten Unterricht eingeschränkt, leider aber haben sie

die Realien immer mehr hinter dem humanistischen Unterricht zurücktreten lassen, so daß von dem eigentlichen Zweck der Realschule nicht viel übrig blieb. Die Realschule und ebenso die Lateinschule haben sich allmählich zu großen Schulen entwickelt, mußten aber, da ihre eigenen Einnahmen nicht ausreichten, wiederholt staatliche Zuschüsse erbitten. 1797 bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum wurden ihre Verhältnisse dauernd geregelt. Sie hießen seitdem Königl. Realschule und Friedrich Wilhelmsgymnasium, blieben aber unter einheitlicher Leitung verbunden. Für das Gymnasium baute der König bald darauf ein neues großes Schulhaus nahe bei der Realschule, gleichfalls in der Kochstraße, an der Ecke der Friedrichstraße.

Das von der Realschule ursprünglich erstrebte Ziel suchte nachher auf etwas anderem Wege eine private Handlungsschule zu erreichen, die 1791 von einem aus dem Dessauer Philanthropin hervorgegangenen tüchtigen und energischen Schulmanne J. M. F. Schulz eingerichtet wurde. Sie entwickelte sich anfangs sehr glücklich. Dann bestimmte aber das Oberschulkollegium auf Gedickes Betreiben, daß Schulz den Gymnasien keine Konkurrenz machen und nur erwachsene Schüler aufnehmen dürfe, die ihre allgemeine Bildung bereits an anderen Schulen erlangt hatten. Hierdurch verminderte sich die Zahl seiner Schüler in solchem Maße, daß er dabei nicht bestehen konnte. Auf seine Bitte erhielt er vom Gewerbe-Departement eine Staatsunterstützung, die Schule wurde 1803 zur „Königlichen Handlungsschule“ umgestaltet, allerdings nicht eigentlich um Kaufleute auszubilden, sondern um den gewerbetreibenden Klassen naturwissenschaftlichen und technischen Unterricht zu bieten. Als unter den unglücklichen Verhältnissen des Jahres 1806 der Staatszuschuß fortfiel, ist die Schule eingegangen.

Die Zahl der kleinen Privatschulen und der Pensionen war damals in Berlin sehr groß. Sie bildeten eine Mittelstufe zwischen den öffentlichen Schulen und der von Rousseau gepriesenen häuslichen Erziehung, die von den vornehmen Kreisen bevorzugt wurde, aber sehr kostspielig war. Die Regierung kümmerte sich nicht viel um solche Privatanstalten, und die Folge davon war, daß sich unter ihren Leitern und Lehrern manche recht unberufene und ungeeignete Persönlichkeiten befanden, die aber meistens bei ihren Schülern und deren Eltern in hohem Ansehen standen. Fast in jedem Falle, wo die königliche oder die städtische Behörde bei besonders starken Mißgriffen gegen den Leiter, die Leiterin oder einzelne Lehrer solcher Anstalten einschreiten wollte, beschwerten sich die Eltern und klagten über Beschränkung ihrer elterlichen Rechte. Ein Teil der Klagen über diese Schulen, namentlich über die Pensionen für junge Mädchen war unzweifelhaft berechtigt, es war ein Verdienst des Ministers von Zedlitz, daß er die Privatschulen und Pensionsanstalten einer strengeren Aufsicht unterwarf. Trotzdem braucht man nicht alles zu glauben, was in dieser Beziehung er-

zählt wird, z. B. in dem 1784 erschienenen Roman „Zulchen Grünthal, eine Pensionsgeschichte“. Die Verfasserin desselben, Helene Unger, die Gattin des früher genannten Buchhändlers Unger, hat von 1782 bis 1813 eine sehr große Zahl von Büchern und Aufsätzen über Stoffe der verschiedensten Art veröffentlicht, u. a. ein Kochbuch, das viel Anerkennung fand und mehrmals neu aufgelegt wurde, Übersetzungen französischer Schriftsteller und Romane. Von den letzteren hat die eben genannte Pensionsgeschichte Aufsehen erregt, ebenso ein 1809 erschienenes, in Briefform gehaltenes „Sittengemälde“: Die Franzosen in Berlin. Diese beiden Bücher sagen den Berliner Frauen sehr viel Böses nach. Aber die Verfasserin hascht nach pikanten Effekten und hat eine besondere Vorliebe dafür, mit tugendhafter Entrüstung die Verfehlungen anderer zu schildern.

Von großem Nutzen war 1793 die Einrichtung von Erwerbschulen für arme Kinder. Schon einige Jahre vorher war 1788 eine Schule zur Erziehung von Taubstummen begründet worden, erst erheblich später, im Herbst 1806 erhielt Berlin auch ein Blinden-Institut, das erste in Deutschland.

Gleich hier erwähnt sei auch die 1805 begründete Plamannsche Erziehungsanstalt, die bis 1827 bestanden hat. In ihr sollte die Jugend der höheren Stände nach Pestalozzi's Methode erzogen und für den späteren Besuch der oberen Gymnasialklassen vorbereitet werden. Sie lag zuerst an der Friedrichsgracht zwischen der Jungfern- und Schleusenbrücke, später an der Stadtmauer. In der jetzigen Königgräberstraße nicht weit vom Hallenschen Tore wird ihre Stelle durch eine Gedenktafel zu Ehren Bismarcks bezeichnet, der vom sechsten bis zum zwölften Jahre dieser Anstalt angehörte. Plamann hatte ein besonderes Geschick in der Wahl seiner Lehrer, viele hervorragende Pädagogen sind von ihm angeregt und in ihrer Ausbildung gefördert worden, mehrere von ihnen wie Fahn, Friesen, Eijelen, Klöden, August haben in Berlin eine bedeutende Wirksamkeit gehabt.

Im Gegensatz zu seinem Vater zeigte Friedrich ein lebhaftes Interesse für Theater und Musik. Als Kronprinz hatte er in Dresden die Oper kennen gelernt. Gleich nach seinem Regierungsantritt ließ er das Opernhaus erbauen. Noch während des Baus wurden in Stalien durch Graun Sängler und Sänglerinnen, wurde in Paris ein Balletkorps angeworben. Die Opernvorstellungen galten als Veranstaltungen des Hofes, das Hofmarschallamt verteilte die Plätze an die Hofgesellschaft, gab zahlreiche Karten an Behörden, Korporationen, angesehene Fremde, ein Verkauf war unbedingt verboten. Die Vorstellungen fanden in der Regel nur im Dezember und Januar statt, an jedem Dienstag und Freitag, während des Sommers wurde bisweilen in Potsdam gespielt. Sonst erschien der König in den Straßen von Berlin, Charlottenburg, Potsdam, abgesehen von gelegentlichen feierlichen Besuchen, nur zu Pferde, zur Oper aber fuhr er mit könig-

lichem Pompe. Dem achtspännigen, vom Schloß zum Opernhause im langsamen Schritt fahrenden Wagen gingen zwei Läufer, Invaliden aus der Garde, voran. Er nahm stets mit den Adjutanten und Generalen vorn im Parterre Platz, dessen übriger Raum von den Zöglingen der Ritterakademie, Kadetten und Soldaten gefüllt wurde. Die große königliche Loge war für die Damen des Königshauses, der erste Rang für den Hofadel, der zweite für Beamte, der dritte für die Bürgerfamilien bestimmt. Das Orchester bestand aus Deutschen, Sänger und Sängerinnen stammten fast sämtlich aus Italien und sangen in italienischer Sprache. Die bevorzugten Komponisten waren Haffke in Dresden und Karl Heinrich Graun. Der letztere mußte in jedem Winter mindestens eine neue Oper liefern, in manchem Winter brachte er zwei, er hat im ganzen 36 Opern für die Berliner Vorstellungen geschaffen.

Von den darstellenden Kräften haben nur zwei einen berühmten Namen. Die schöne, in ganz Italien gefeierte Tänzerin Barbarina war 1743 in Venedig durch einen Agenten des Königs für Berlin verpflichtet worden, verheiratete sich aber unmittelbar darauf mit einem englischen Edelmann und weigerte sich nunmehr ihren Vertrag zu erfüllen. Auf Verlangen des Königs wurde sie in Venedig verhaftet und dem Agenten übergeben, der sie unter sicherer Bedeckung nach Berlin brachte. Ihrem Gatten gelang es nicht, sie zu befreien, in Berlin wurde er so übel empfangen, daß er, ohne seine Frau gesehen zu haben, in seine Heimat zurückkehrte. Trotz dieses peinlichen Anfangs hat die Künstlerin hier während einiger Jahre das ganze Publikum in Entzücken versetzt, nicht zum wenigsten den König, der ihr viele Aufmerksamkeiten erwies. Später fiel sie in Ungnade, ging erst nach England, kehrte dann zurück und heiratete gegen den Willen des Königs einen seiner Räte. Nachher hat sie lange Jahre auf den von ihr in Schlessien erworbenen Gütern als reiche und sehr wohlthätige vornehme Dame gelebt.

Ähnliches Aufsehen hat später, von 1771 bis 1779, die Sängerin Elisabeth Schmeling, spätere Frau Mara erregt, die durch ihre glänzenden Leistungen das Vorurteil des Königs gegen deutsche Künstler überwand. Sie ist viel bewundert worden, nicht nur in ihrer Jugend, sondern auch im Greisenalter. Doch hat „dieser Dämon von Sängerin“, wie Zelter sie nennt, dem König durch ihre Launen viel Ärger bereitet, so daß er gelegentlich ihren Mann einsperren ließ, um sie gefügig zu machen. Sie gehorchte dann, nahm aber bald die Gelegenheit wahr, von hier fortzugehen. Spätere Versuche, sie wieder für Berlin zu gewinnen, lehnte sie unbedingt ab. Nur einmal, im Jahre 1803, ist sie wieder hierher gekommen und in einem Wohlthätigkeitskonzert aufgetreten.

Während der Karnevalszeit fanden im Opernhause Redouten statt,

zu denen jedermann unentgeltlich Zutritt hatte, der in Maskentracht erschien. Die Art derselben war nicht vorgeschrieben, nur waren den Bürgerlichen rosenfarbene Anzüge verboten. Man tanzte von 7 bis 9 und von 10 bis 12 Uhr. Während der Pause speiste der Hof im Hauptsaaal an fünf Tafeln. Die Abtügen durften mit abgenommener Maske in diesen Saal eintreten, die anderen von der Galerie aus zusehen. In den übrigen Räumen war volle Maskenfreiheit gewährt, sie soll, da keine Aufsicht stattfand, oft in roher Art gemißbraucht worden sein.

Außer der Oper unterhielt der König eine französische Schauspieltruppe. Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges wurde sie entlassen, nach dem Frieden eine neue Truppe angenommen. Für diese ließ Friedrich 1774 in der Jägerstraße, am Gendarmenmarkt gegenüber der französischen Kirche (etwa an der Stelle, wo sich jetzt der nördlich vom Schillerdenkmal gelegene Schmuckplatz befindet) das französische Komödienhaus erbauen, dessen Eingang an der östlichen, der Markgrafenstraße zugewendeten Schmalseite lag. Es wurde nicht lange benutzt, da der älter gewordene König keine Freude mehr am Theater fand. 1778 entließ er die französischen Schauspieler, auch Opern wurden seitdem immer seltener gegeben.

Einige der französischen Schauspieler haben den Versuch gemacht, auf eigene Rechnung zu spielen. Der Pantomimiker Berger erbaute zu diesem Zwecke ein Theaterhaus am Monbijouplatz, in dem er Pantomimen und Operetten nicht ganz ohne Erfolg aufführte. Doch kann dieser nicht sehr groß gewesen sein, da er sein Theater mehrfach an deutsche Truppen vermietete.

Um diese hat sich König Friedrich wenig gekümmert. Aber er hat auch nicht gehindert, daß sich ebenso wie in der Literatur, unabhängig von ihm und seinen Neigungen, ein neuer Geist geltend machte. Die Schauspielreform, wie sie in Leipzig unter Gotscheds Einfluß von der Neuberin versucht war, drang auch nach Berlin vor. Drei Schauspiel-Unternehmer, die man wohl als Schüler der Neuberin bezeichnen kann, Schönemann, Döbbelin und Koch, sind mit Erfolg in Berlin aufgetreten. Schönemann kam zwischen 1742 und 1749 mehrmals hierher. Er hatte schwer unter der Konkurrenz von Eckenberg und ähnlichen Komödianten zu leiden, fand aber doch Anerkennung mit seinen Schäfer- und Singspielen, mit französischen Übersetzungen und einigen deutschen Schauspielen. Friedrich wurde auf ihn aufmerksam, er erbot sich, den Platz und das Bauholz für ein deutsches Komödienhaus zu schenken. Ein solches aufzuführen, reichten aber die Einnahmen Schönemanns bei weitem nicht aus.

Von 1754 an kam ein Schauspiel-Unternehmer Schuch alljährlich auf einige Monate hierher. Er brachte wieder den Hanswurst auf die Bühne und scheint mit seinen Possen gute Einnahmen erzielt zu haben.

Dem Propst Süßmild, der ihm zuredete, den schändlichen Hanswurst wegzulassen, soll er geantwortet haben, das wäre für ihn das selbe „als wenn Sie Ihren Teufel von der Kanzel weglassen“. Schuchs Sohn schlug dann wieder eine ernstere Richtung ein, er war in der Lage, sich ein eigenes, allerdings etwas schmales und unbequemes Haus in der Behrenstraße zu erbauen, das erste dem deutschen Schauspiel gewidmete Haus in Berlin. Später geriet Schuch in finanzielle Schwierigkeiten und Schulden, zum Teil durch sein üppiges, großspuriges Leben.

Besser gelang es dann einem seiner Schauspieler Döbbelin, der 1767 eine eigene Truppe bildete und mit dieser bald in Bergers, bald in Schuchs Hause auftrat. Den glänzendsten Erfolg hatte er 1768, als er Minna von Barnhelm auf die Bühne brachte. In vier Wochen wurde das Stück neunzehnmal aufgeführt unter immer neuem Zulauf und lautem Beifall des Publikums.

Großen Zuspruch fand später mit Singspielen und Balletten eine von Koch gebildete Truppe, der 1771 das Schuchsche Haus in der Behrenstraße erwarb. Er versuchte es auch mit deutschen und französischen Schauspielen, 1774 mit dem bisher noch nirgends auf die Bühne gebrachten Götz von Berlichingen von „Dr. Göde in Frankfurt a. M.“ Sechsmal hintereinander, im ganzen siebenmal mußte das Stück gespielt werden, obgleich die Ansichten der Kritiker sehr geteilt waren. Nicolai z. B. meinte, daß der Beifall mehr der Ausstattung, den Harnischen, Kostümen und Dekorationen gegolten habe, während König Friedrich bekanntlich den Götz als eine abscheuliche Nachahmung der Shakespeareschen Plattheiten bezeichnete. Goethes Clavigo und Klingers Zwillinge hatten dann nachher noch einen ganz guten Erfolg.

Bald darauf starb Koch, Döbbelin übernahm 1775 sein Haus und erhielt ein alle anderen Unternehmer ausschließendes Generalprivilegium. Mit dieser Rückkehr Döbbelins beginnt ein kräftiger Aufschwung des deutschen Theaters in Berlin. Von den Mitgliedern seiner Truppe übten Unzelmann und Frau eine große Anziehungskraft aus, ebenso Döbbelins Tochter, noch größere Fleck, der 1783 aus Hamburg hierher kam und bis zu seinem Tode 1801 die Hauptzierde und die Stütze des Berliner Theaters war. Er galt als ein vorzüglicher Interpret Shakespeares, der jetzt oft auf die Bühne kam. In seinen letzten Jahren wurde Fleck von Tieck und anderen als der beste aller Wallenstein-Darsteller gerühmt. Er gab zwar, wie erzählt wird, mehr den geschichtlichen als den Schillerschen Wallenstein, doch so, daß man die tiefste Absicht des Dichters fühlte und sein Werk durch den schöpferischen Genius des Schauspielers ergänzt wurde. Damals als Fleck in Berlin eintrat, handelte es sich zunächst um Schillers Jugenddramen. Sie erregten stürmischen Jubel, besonders die Räuber, die im Januar 1783 hier zum

erstmal gespielt wurden. Einige Monate darauf, zwei Jahre nach Lessings Tode, fand die erste Aufführung des Nathan statt, die bisher noch von keiner anderen Bühne versucht war.

In der Musik liebte Friedrich die Franzosen nicht, er bevorzugte die Art der Musik, die er durch seinen Lehrer Quanz kennen gelernt hatte, die von seinen Lieblingskomponisten Haffe und Graun vertreten wurde. An dieser deutsch-italienischen Kunst hat er bis in sein Alter festgehalten. Der echten deutschen Musik, wie sie damals durch Bach, Händel, Gluck, Haydn und Mozart die Welt eroberte, stand er ebenso fremd gegenüber wie der deutschen Literatur seiner späteren Jahre.

Ausübung der Musik war dem König zu einem fast unentbehrlichen Bedürfnis geworden. In den abendlichen Hofkonzerten hat er fast immer mitgewirkt. Am frühen Morgen, noch ehe die Kabinettsräte kamen, pflegte er im Zimmer auf und abgehend eine Zeitlang auf der Flöte zu improvisieren. Er denke dabei nicht daran, was er spiele, bemerkte er zu d'Alembert, aber oft seien ihm während des Phantasierens die glücklichsten Gedanken gekommen. Wie Moser sagt, war diese kurze Zeit wohl die einzige am Tage, die sein rastlos arbeitender Verstand dem Gemüt zur stillen Sammlung gönnte: „Die Freiheit des Blicks, die Ruhe des Pulsschlags fand er am besten wieder, wenn er das, was ihn bewegte und qualte, in den Tönen seines Instruments zum Gleichklang zurückführte.“

Von seinen Kompositionen hat Friedrich außer einigen kleinen Beiträgen zu einzelnen Opern nichts in die Öffentlichkeit dringen lassen. Sie waren allein für seine Kapelle bestimmt. Zum Leiter derselben hatte er schon in Rheinsberg Johann Gottlob Graun als Konzertmeister bestellt. Durch ihn ist sein jüngerer Bruder zunächst als Sänger in Friedrichs Dienst gezogen worden, von dessen zahlreichen Opern schon gesprochen ist. Bedeutender als diese flüchtig geschaffenen Opern, bei denen Graun auf die Wünsche des Königs Rücksicht nehmen mußte, sind seine kirchlichen Kompositionen, namentlich das 1757 auf den Sieg bei Prag komponierte Te Deum und die Passionsmusik der Tod Jesu.

Friedrich schätzte beide Graun sehr hoch. Als er im Juli 1763 bei Gelegenheit von d'Alemberts Besuch mit diesem auf einige Tage von Potsdam nach Charlottenburg übersiedelt war und d'Alembert in einem Gespräch über musikalische Komposition äußerte, daß ihm kein Werk eines der Brüder Graun bekannt sei, befahl der König, das Te Deum des Jüngeren und die Messe des Älteren in der Charlottenburger Schloßkapelle aufzuführen. Die Vorbereitungen zur Ausführung dieses ganz unerwarteten Befehls mußten in großer Eile getroffen werden, die musikalischen wie die baulichen. Denn die Schloßkapelle war in dem Zustande der Verwüstung

verblieben, welche drei Jahre vorher die österreichischen Husaren und die russischen Ulanen angerichtet hatten. Die übrigen Räume des Schlosses hatte man nachher schleunigst wieder hergestellt, an die fast niemals benutzte Kapelle aber hatte man nicht gedacht. Dem Könige sagte man das natürlich nicht, er konnte nicht wissen, welche Aufregung am Hofe entstand und daß viele sehr enttäuscht waren, als zu dieser mit Spannung erwarteten improvisierten Aufführung nur die nähere Umgebung, nicht die ganze Hofgesellschaft eingeladen wurde, wie bei den großen Konzerten in Berlin und Potsdam üblich war. Aus dem Gerede über diese Aufführung entwickelte sich die oft erzählte, mannigfach ausgeschmückte Legende, daß der König bei der Rückkehr aus dem Siebenjährigen Kriege unter Vermeidung aller Empfangsfeierlichkeiten nach Charlottenburg geeilt sei, um dort für sich allein als einzigen Zuhörer das Te Deum aufführen zu lassen, daß er weinend sein Gesicht verborgen und sich nachher zum Zeichen des Dankes, ohne ein Wort zu sprechen, gegen die Sänger verneigt habe. Genaue Nachforschung hat festgestellt, daß 1763 vor diesem Besuch im Juli weder der König in Charlottenburg gewesen ist, noch eine musikalische Aufführung in der Schloßkapelle stattgefunden hat.

Unter den anderen musikalischen Kräften sind Fasch und Reichardt die bekanntesten. Fasch, weil er 1791 aus seinen Schülern und Schülerinnen einen Gesangverein bildete, der bald großes Ansehen gewann, dann festere Formen annahm und sich Singakademie nannte. Er hielt seine Übungen zuerst in den Wohnungen freundlicher Gönnerinnen, nachher im Saale der Kunstakademie und in verschiedenen Kirchen, bis er soweit erstarkt war, daß er sich sein eigenes, 1827 eingeweihtes, schönes Haus im Kastanienwalde bauen konnte. Er ist das Vorbild ähnlicher Vereine in anderen deutschen Städten geworden.

Reichardt, König Friedrichs letzter Operndirigent, war 1776 erst 24 jährig in dieses Amt berufen worden. Er hat später nicht nur durch seine musikalische Begabung, sondern fast ebenso durch seine vielseitige und sehr streitbare schriftstellerische Tätigkeit von sich reden gemacht.

Neben ihnen seien noch zwei Söhne Sebastian Bachs hervorgehoben. Der Liederkomponist Philipp Emanuel Bach hat zahlreiche ernste und heitere Lieder von Kleist, Gleim, Lessing und anderen in Musik gesetzt, am meisten wurden seine Kompositionen Gellertscher geistlicher Lieder geschätzt. Er lebte von 1738—1767 in Berlin, stand in hohem Ansehen und hatte bei den Konzerten der königlichen Kapelle meist die Solo-Vorträge des Königs auf dem Klavier zu begleiten, eine Aufgabe, bei der Fasch ihn bisweilen vertrat und später ersetzte. Der geniale, unglückliche Friedemann Bach ist erst 1774 als schon gebrochener Greis hierher gekommen. Trotz freundlicher Aufnahme und vielfacher Unterstützung ist er

durch eigene Schuld in die dürtigsten Verhältnisse geraten, so daß diese letzten zehn Jahre seines ruhelosen Lebens besonders traurig gewesen sind.

Für die bildende Kunst zeigte Friedrich Sinn und Geschmac. Anfangs begünstigte er die französische, nachher die niederländische und italienische Malerei. Für seine Bilder-Galerie in Sansjoui kaufte er zuerst vornehmlich Gemälde von Watteau, später von Rubens, von van Dyk und anderen Niederländern. Unter den italienischen Bildern ist die Jo von Correggio besonders hervorzuheben. Auch antike Bildwerke suchte er in seinen Besitz zu bringen. Den schönen die Hände zum Gebet erhebenden Knaben ließ er auf der obersten Terrasse von Sansjoui so aufstellen, daß er ihn von seinem Bibliothekzimmer aus sehen konnte. Zur Ausschmückung seiner Gärten mit Marmorstatuen beschäftigte er mehrere französische Bildhauer. Am bekanntesten ist Tassaert, der 1774 auf d'Allemberis Empfehlung aus Paris berufen wurde. In der großen Mehrzahl seiner Werke, meist nackter Götter- und Kindergestalten, steht er auf dem Standpunkt der französischen Schule, in einigen aber bringt er das Charakteristische schärfer zur Geltung, z. B. in den beiden Standbildern von Keith und Seydlitz auf dem Wilhelmsplatz. Diese beiden Helden hat er in ihren Uniformen dargestellt, während bisher für solche Bildwerke die Imperatorentracht üblich und noch kurz vorher bei den Denkmälern von Schwerin und Winterfeldt angewendet war.

Um die Kunstakademie hat sich der König nur wenig gekümmert. Er ließ sie in dem traurigen Zustand, in den sie nach einem glänzenden Anfang unter seinem Vater geraten war. Eine Feuersbrunst im Marstall, Juli 1743, vernichtete ihren ganzen Besitz, alle Gemälde, Zeichnungen, Kupferstiche, Modelle, auch die kostbare Sammlung von Gipsabgüssen. Friedrich ließ das Gebäude wiederherstellen, da er aber keine Mittel für die innere Einrichtung bewilligte, konnte die Akademie mit ihren Räumen nichts anfangen. Sie wurden an einen Kaffeewirt verpachtet und erst später wieder für die Akademie in Stand gesetzt. Von den Lehrkursen war, wie der Akademiedirektor Le Sueur 1770 dem Könige berichtete, nur der Zeichenunterricht noch im Gange, der in der Wohnung des Direktors von ihm selbst und drei anderen Malern erteilt wurde. Einige andere Mitglieder: Chodowiecki, Tassaert, Meil richteten 1777 auf gemeinschaftliche Kosten von Lehrern und Schülern ein regelmäßiges Altzeichnen ein. Erst im letzten Jahre seiner Regierung entschloß sich Friedrich, der Akademie wieder größere Mittel zu gewähren. Zugleich befahl er, daß sie jährlich eine Kunstausstellung veranstalten solle. Die erste Ausstellung fand im Mai 1786 statt. Fünf Zimmer waren zu diesem Zwecke eingerichtet worden, von denen aber drei die Arbeiten der Schüler, die Modelle und ältere Gemälde fremder Künstler enthielten. Für die Ausstellung von Werken

der Mitglieder waren also nur zwei Zimmer bestimmt. Um diese zu füllen, nahm Chodowiecki, der die Ausstellung zusammenbrachte, noch einige Arbeiten früherer Mitglieder, z. B. von Terwesten und Pesne hinzu.

Daniel Chodowiecki, der von 1743 an fast sechzig Jahre in Berlin wirkte, ist jetzt wieder so in Aufnahme gekommen, daß er allen vertraut ist. Er hatte wenig Unterricht gehabt. „Ich habe stehend, gehend, reitend gezeichnet,“ sagt er in seiner Selbstbiographie, „ich habe nach Gemälden wenig, nach Gips etwas, viel mehr nach der Natur gezeichnet. Bei ihr fand ich die meiste Befriedigung, den meisten Nutzen, sie ist meine einzige Führerin, meine Wohltäterin.“ Er hatte sich dadurch ein inniges Verständnis der Natur erworben, was seine sichere Beobachtung erfaßte, wußte er mit Anmut und Humor wiederzugeben. Das zeigen außer der Reise nach Danzig sowie vielen anderen Stichen und Radierungen die Illustrationen, mit denen er die Kalender der Akademie und die Schöpfungen der Dichter schmückte, so zu Gessners Idyllen, zu Minna von Barnhelm, wie sie hier im Schuchschen Komödienthause aufgeführt wurde, so die prächtigen Gestalten zu Nicolais Sebaldus Rothanker. Das Große, Heldenmäßige und das Allegorische gelang ihm nicht recht, desto besser verstand er, die kleinen Szenen des häuslichen Lebens und das Treiben auf der Straße darzustellen. Manche seiner Bilder können als Illustration des Berliner Lebens angesehen werden wie z. B. die Karrikatur einer verregneten Landpartie nach Französisch-Buchholz oder wenn er die Spaziergänger im Tiergarten darstellt.

Von den anderen Mitgliedern der Akademie galt Schmidt für einen der ersten Kupferstecher seiner Zeit. Ämus Jakob Carstens, der sich am energischsten von der bisherigen Richtung der Kunst abwendete und einer neuen Entwicklung die Bahn brach, ist damals noch als Anfänger einige Jahre in Berlin gewesen. Eine große, figurenreiche Zeichnung von ihm auf der Ausstellung von 1789 machte Eindruck. Er wurde als Professor an der Akademie angestellt, erhielt aber bald einen zweijährigen Urlaub und Unterstützung zu einer Studienreise nach Italien. Von dort ist er nicht mehr nach Berlin zurückgekehrt. Er erbat zunächst eine Verlängerung seines Urlaubs, als auch diese Zeit abgelaufen war, schrieb er dem Minister: „Mir sind meine Fähigkeiten von Gott anvertraut; ich muß darüber ein gewissenhafter Haushalter sein, damit, wenn es heißt: Tue Rechnung von Deinem Haushalten! ich nicht sagen darf: Herr, ich habe das Pfund, so Du mir anvertraut, in Berlin vergraben.“

Für die Schaulust der Berliner hat König Friedrich wenig getan. In der ersten Zeit seiner Regierung fanden bisweilen größere öffentliche Festlichkeiten statt, besonders glänzend im Jahre 1750 zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Je älter der König wurde, desto

feltener wurden die Feste und desto geringer seine Beteiligung daran. Er war unter den Strapazen des Siebenjährigen Krieges früh gealtert. Als er 51-jährig aus dem Felde zurückkehrte, war er bereits der „alte Fritz“. Trotzdem ist er noch 23 Jahre lang mit immer wachsender Arbeitsamkeit tätig gewesen, bis zum letzten Atemzuge alles mit feiner Sorge umfassend, das Große wie das Kleine, keinen Augenblick in den Bemühungen erlahmend, durch die er seinen Staat groß gemacht und auch den glänzenden Aufschwung seiner Hauptstadt herbeigeführt hatte.

Berlin machte in dieser Zeit auf die Fremden, die zahlreich von allen Seiten hierher kamen, einen bedeutenden Eindruck, beispielsweise auf Mirabeau, der im Todesjahr König Friedrichs hier den Stoff zu seinem Werke über die preußische Monarchie sammelte und noch den König gesprochen hat, auf den russischen Geschichtsschreiber Karamzin, der wenig später hierher kam und Berlin für „eine der schönsten Städte Europas“ erklärte, auf den Schleswiger Pfarrer Harries, den Verfasser der auf den dänischen König gedichteten Hymne „Heil dir im Siegerkranz“. Harries war im Frühjahr 1787 in Berlin, er rühmt die Schönheit der breiten Straßen, die Gesundheit der Stadt, die „Häuslichkeit und Sittlichkeit der Berliner“, die gute Straßenreinigung, die Sicherheit: „Man geht den Tag so sicher wie bei Nacht.“ Von König Friedrich, sagt er, „spricht man mit Andacht, wie von einem Gott“.

Neben den Fremden mag ein junger Preuße zu Worte kommen. Ludwig von der Marwitz, der spätere General und leidenschaftliche Vertreter der ständischen Rechte, hat als achtjähriger Knabe mit angesehen, wie der greise König 1785 von einer Revue auf dem Tempelhofer Felde zurückkehrte und hat davon einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck empfangen. Die Straßen, schrieb er später „waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. . . . Durch dies ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten . . . und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten“.

Mit den Kindern auf den Straßen stand König Friedrich auf gemütlichem Fuße, wie viele Anekdoten zeigen. Einzelne davon mögen erfunden oder entstellt sein, doch wären solche Geschichten nicht so häufig und einander so ähnlich erzählt worden, wenn nicht ein Kern von Wahrheit in ihnen steckte. Das Folgende berichtet Nicolai als Augenzeuge, es muß sich 1773 zugetragen haben, da in diesem Jahre das Magazinhaus in der Köpenickerstraße gebaut wurde, das noch jetzt, wenn auch in veränderter

Gestalt an derselben Stelle steht. Der beschriebene Durchgang ist so ziemlich in demselben Zustande geblieben, nur ist der Eingang nicht mehr so niedrig. Der König, schreibt Nicolai, war von Schlesien zurückkehrend „am Schlesi- schen Tore zu Pferde gestiegen, um den angefangenen Bau des an der Spree erbauten Magazins und der Kaserne zu besichtigen. . . . Er ritt die Köpe- nickerstraße herunter . . . ganz allein im Schritte, nur ein Reitknecht hinter ihm. Es versammelten sich um ihn, wie gewöhnlich, Leute, die ihn sehen wollten, besonders eine Menge Kinder, welche zehn bis zwanzig Schritte vor seinem Pferde vorausliefen und hernach wieder stehen blieben, ihn an- zugaffen, bis er an sie kam. Er sagte ihnen ein paarmal mit Güte: „„So geht doch fort und nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht unters Pferd kommt.““ Im Anfange der Neuen Jakobstraße übergab ihm ein Mensch eine Supplik, die der König selbst annahm. Der Mensch ging neben des Königs Pferde her und redete ihn laut an; der König antwortete ihm einigemal und schien ihn etwas zu fragen, worauf der Mensch wieder ant- wortete, immer neben des Königs Pferde hergehend. Durch dieses Ge- spräch hatte der König vermutlich aus der acht gelassen, rechts in die Neue Roßstraße seinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, sondern ritt in die gerade auf die Neue stoßende Alte Jakobstraße ziemlich weit hinein; er mochte endlich merken, daß er unrecht geritten war. Er hielt still, sah sich etwas um, wo er eigentlich sein mochte, und sagte: „„Hier war sonst ein Haus, wo man durchreiten und nach dem Spitalmarke kommen konnte.““ Die Kinder schrien gleich: „„Ja, ja! Ev. Majestät! Da müssen Sie aber etwas wieder zurückreiten! Kommen Sie, wir wollen Sie hin- führen!““ Der König sagte: „„Nun, so führt mich.““ Die Kinder sprangen voran und schrien, als sie an das Haus kamen: „„Hier, hier!““ Der König bückte sich, um durch den nicht sehr hohen Torweg und das Haus und durch einen sehr engen Weg zu reiten, der nach der Neuen Grünstraße führt. Der König mochte vielleicht seit dreißig oder vierzig Jahren nicht in dieser abgelegenen Gegend gewesen sein, die er sonst niemals passierte.“

Vierter Abschnitt.

Der Ausgang des alten Staates.

Trotz aller Popularität, Bewunderung und Verehrung wurde Fried- rich in manchen Kreisen, namentlich während der letzten Zeit seiner Zu- rückgezogenheit, wo man ihn nur selten zu sehen bekam, mehr gefürchtet als geliebt. Um so lebhafter schlugen die Herzen dem leutfeligen Thron- folger entgegen, der sich gern unter die Leute mischte. Freudig sah man ihn nach, wenn er in seiner stattlichen Gestalt durch die Straßen schritt,

auch wohl den Markt betrat, hier und da eine Verkäuferin anredete und ein paar freundliche Worte mit ihr wechselte. Seine Beliebtheit steigerte sich, als er das Tabaksmopol und die Kaffeesteuer aufhob, die französischen Regiebeamten — die verhaßten Kaffeeriecher — fortschickte und im Gegensatz zu dem französischen Wesen des alten Hofes sein Interesse an deutscher Kunst und deutscher Sprache kräftig bekundete. Für seine Person bevorzugte er allerdings die französische Sprache sowohl in der Unterhaltung wie im schriftlichen Ausdruck, schon deshalb, weil er eine französische Erziehung erhalten und niemals richtig deutsch zu sprechen und zu schreiben gelernt hatte.

Seine Förderung des Deutschen zeigte sich besonders deutlich beim Theater. Er erklärte Döbbelins Bühne zum National-Theater, überwies ihm das seit 1778 leer stehende Komödienhaus auf dem Gendarmenmarkt, gab außerdem 5000 Taler als jährlichen Zuschuß und die Erlaubnis, im Bedarfsfalle die Garderobe des Opernhauses zu benutzen. Döbbelin konnte indessen von den jetzt für ihn anbrechenden guten Tagen nur kurze Zeit Gebrauch machen. Er war stets ein schlechter Wirtschaftler gewesen und durch seine Leidenschaft für das Hazardspiel oft in Schwierigkeiten geraten. Jetzt wurden diese so groß, daß er die Direktion nicht weiter führen konnte. Der König kaufte ihm sein Inventar ab und nahm das Theater in königliche Verwaltung. Unter dieser ist Döbbelin noch zwei Jahre lang als Regisseur und Schauspieler tätig gewesen. Die Leitung wurde einem Triumvirat übertragen, den beiden Professoren Ramler und Engel in Gemeinschaft mit einem Finanzbeamten, der die Verwaltungsgeschäfte führen sollte. Ramler trat bald zurück. Engel war ein beliebter Schriftsteller, sein Familienroman Lorenz Stark, der noch jetzt gern gelesen wird, ist ein ansprechendes Sittengemälde aus dem bürgerlichen Leben seiner Zeit. Bekannt ist sein Name vornehmlich durch die unter dem Namen: „Philosoph für die Welt“ herausgegebene Sammlung populärer philosophischer Abhandlungen, die teils von ihm selbst, teils von anderen Vertretern der Aufklärung wie dem Breslauer Professor Garve, von Moses Mendelssohn, David Friedländer verfaßt sind. Seine Schauspiele aber waren herzlich unbedeutend und zum Leiter eines Theaters war er ganz ungeeignet. Seine polternde Gutmütigkeit wußte sich nicht Respekt zu verschaffen, seine nüchterne Natur hatte wenig Verständnis für Goethe, Schiller, Shakespeare. Der König wandte sich deshalb an Zffland, den er in Mannheim als tüchtigen Schauspieler und sicheren, tatkräftigen Leiter kennen gelernt hatte, bestellte ihn 1796 zum Direktor und brachte so wieder neues, kräftiges Leben in das Berliner Theater.

Infolge des durch Lessing und Schiller erweckten lebhaften Interesses für das Theater entstanden neben der öffentlichen Schaubühne mehrere private

Theatergesellschaften, von denen die 1792 begründete Gesellschaft Urania noch jetzt besteht. Zunächst hatten sich nur acht junge Männer zum gemeinsamen Lesen dramatischer Poesie verbunden, ihr Kreis erweiterte sich bald, schon im ersten Jahre fand an Goethes Geburtstag eine Aufführung statt. Zwar verbot 1796 der Minister von Böttner alle Privattheater, doch gelang es der Urania durch hohe Protektion eine besondere Erlaubnis zu erhalten. Zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft gehörten die Eltern des Komponisten Albert Lortzing (geb. 1803), der schon sehr früh in Kinderrollen sein Talent zeigte.

Im Gegensatz zum deutschen National-Theater wurde im Opernhause nach wie vor nur die italienische Musik gepflegt. Ein Unterschied gegen die frühere Zeit bestand lediglich darin, daß jetzt die Eintrittskarten an der Kasse verkauft und nicht mehr vom Hofmarschallamt verteilt wurden.

1789 war Mozart zum Besuch in Berlin, er kam mit dem Wunsche, eine Verbesserung seiner traurigen ökonomischen Verhältnisse zu erlangen. Der König hätte ihn gern als Kapellmeister in seinen Dienst genommen und bot ihm ein Gehalt von 3000 Talern. Schließlich aber konnte sich der Künstler doch nicht zu einer Trennung von Wien entschließen und kehrte dorthin zurück.

Das Deutschtum sollte auch in der Akademie der Wissenschaften zur Geltung kommen. Minister von Herzberg, gleich nach dem Tode König Friedrichs zum Kurator der Akademie ernannt, machte es sich zur Aufgabe, die französische Akademie in eine deutsche umzuwandeln. Während eines Jahres hat er ihr fünfzehn neue Mitglieder zugeführt und so ihren Bestand beinahe verdoppelt. Fast alle neu ernannten Mitglieder gehörten dem Kreise der Aufklärer an, nur gegen Nicolai und Bießer erhob der König Widerspruch, ihre Aufnahme konnte damals noch nicht durchgeführt werden. Der König interessierte sich vornehmlich für naturwissenschaftliche Studien, wie sie damals die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der seit 1773 hier bestehenden Gesellschaft naturforschender Freunde schenkte er ein Haus in der Französischen Straße. Die Inschrift: „Friedrich Wilhelm den Naturforschern“ ist jetzt noch an der Front dieses Hauses zu lesen, das Haus selbst aber ist kürzlich in anderen Besitz übergegangen.

In dieser Zeit machte Ucharb zwischen Spandau und dem kurz vorher für den Prinzen Ferdinand erbauten Schloß Bellevue Versuche mit einem neuen, auf Pontonwagen gelegten, leicht aufstellbaren optischen Telegraphen, während er gleichzeitig erst in Kaulsdorf, dann in Französisch-Buchholz Runkelrüben zog und verschiedene Arten der Behandlung erprobte, um festzustellen, auf welche Weise der Zuckergehalt dieser Pflanze am meisten gesteigert werden könne. Ein anderer Berliner Chemiker, Hermbstaedt, be-

schäftigte sich mit verschiedenen zuckerhaltigen Pflanzen wie weißen Rüben, Mohrrüben, Pastinakwurzel, dem Saft der Birke und mehrerer Hornarten. Er kam zu der Überzeugung, daß die Gewinnung des Zuckers aus dem Saft des in Kanada heimischen Zuckerahorns noch günstigere Resultate verspreche als aus der Runkelrübe. Infolgedessen wurden an vielen Stellen der Umgebung von Berlin ganze Plantagen von Zuckerahorn angelegt, die dazu erforderlichen Schößlinge und Sämereien wurden durch Vermittlung der Seehandlung und herrenhütischer Kolonien bezogen. Die Anpflanzungen gediehen aber nicht recht und sind allmählich wieder eingegangen. Auch die ersten Blitzableiter tauchten damals in Berlin auf. 1788 konnten die Berliner den neuesten Triumph der Naturwissenschaft, die Auffahrt eines Luftballons — einer Montgolfière, wie man damals sagte — bewundern.

Gleich nach seinem Regierungsantritt beauftragte der König seinen Oberstallmeister Grafen von Lindenau, eine Tierarzneischule einzurichten, weil der Schaden, der aus dem Mangel an guten Roß- und Viehärzten entstehe, für das Land und die Kavallerie die allertraurigsten Folgen habe. Graf Lindenau sendete zunächst einige Fachmänner in Begleitung von tüchtigen Schmieden nach Charenton, Wien und Leipzig, um die dortigen Anstalten gründlich kennen zu lernen. Inzwischen ließ er das umfangreiche Gartengrundstück an der Panke, auf dem sich die tierärztliche Hochschule noch jetzt befindet, mit den erforderlichen Stallungen, den Unterrichts- und Wohnräumen versehen. Am 1. Juni 1790 wurde die Schule mit 46 Militärzöglingen, die zu Fahnen Schmieden ausgebildet wurden, 39 Fahnen Schmieden, die Roßärzte werden wollten und 6 königlichen Scholaren für den Dienst in den Gestüten und Marställen eröffnet. Diese wurden sämtlich auf königliche Kosten unterhalten. Außerdem waren sogenannte Freischüler zugelassen, welche sich der Zivilpraxis widmen wollten, sie durften an dem gesamten Unterricht unentgeltlich teilnehmen.

Einige Jahre später, 1795, begründete der Militärarzt Görcke die chirurgische Peviniere als Pflanzschule für die Ausbildung von Militärärzten. Görcke wurde 1797 zum General-Chirurgus ernannt und damit an die Spitze des gesamten militärischen Medizinalwesens gestellt, er hat dasselbe vollständig umgestaltet und sehr viel leistungsfähiger gemacht. Als später durch die Gründung der Universität das schon an früherer Stelle besprochene Collegium medico-chirurgicum seine bisherige Bedeutung verlor, hat er ihm 1811 neue Formen gegeben, als medizinisch-chirurgische Akademie wurde es jetzt zu einer zweiten Vorbildungsanstalt für Militärärzte. Beide Anstalten sind 1895 beim hundertjährigen Jubiläum der Peviniere zur Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen vereinigt worden. Bei dieser Gelegenheit wurde auf dem

von den Gebäuden der Akademie umschlossenen, baumbeschatteten Hofe ein ihrem Begründer Görcke gewidmetes Denkmal aufgestellt. Diese seit 1827 von der Pepiniere und der Akademie benutzten Räume müssen jetzt aufgegeben werden, da der hier, am Bahnhofe Friedrichstraße, mächtig flutende Verkehr sie für andere Zwecke in Anspruch nimmt. Ein neues, größeres, schönes Gebäude wird für die Akademie neben dem Invalidenhanse aufgeführt.

Chausseen hatten im Staate Friedrichs des Großen noch gänzlich gefehlt. 1792 wurde die Chaussee von Berlin nach Potsdam als erste zwei Orte verbindende Kunststraße im alten Preußen gebaut, bald folgte ihr, in den ersten Jahren der folgenden Regierung 1798 und 1799 die Chaussee von Berlin nach Charlottenburg. Die Kosten derselben beliefen sich auf 35 000 Taler, einschließlich des Baus von drei Brücken und zwei Einnehmer-Häusern für die Erhebung des Chausseegeldes. Allerdings wurde nicht der ganze, vier Ruten breite Fahrdamm ausgebaut, sondern nur die mittlere Hälfte, rechts und links blieb ein „Sommerweg“ unbefestigt.

Das Brandenburger Tor am Anfang der Charlottenburger Chaussee war bereits vorher von 1788—1791 neu gestaltet worden. Seine Erbauung kann als ein Protest gegen das Franzosentum angesehen werden, da man hierbei von der Bauart nach französischem Muster abging und wieder zu der von Knobelsdorff beim Bau des Opernhauses eingeschlagenen Richtung der Anlehnung an das Griechentum zurückkehrte, die dann zwei Menschenalter hindurch in der Berliner Baukunst geherrscht hat. Das Brandenburger Tor ist eine freie Nachbildung der Propyläen, in seinen Verhältnissen und Formen der Umgebung so glücklich angepaßt, daß es auch nach dem Fortfall der Stadtmauer sich behauptet und den Eindruck macht, als ob es notwendigerweise an dieser Stelle stehen müsse. Geschmückt wurde es mit dem eindrucksvollen Viergespann der Siegesgöttin.

Ihr Schöpfer Gottfried Schadow war bereits im Alter von zwölf Jahren als Lehrling in Tassaerts Werkstatt eingetreten und hat dann bei Le Sueur in der Akademie Zeichnen gelernt. Beiden Meistern, die durchaus nicht einseitig waren und die freie Entwicklung ihrer Schüler in keiner Weise behinderten, hat er aufrichtige Dankbarkeit und Anerkennung ausdrücklich bekundet, aber er hat doch eine andere Richtung eingeschlagen. Er war einer der ersten, welche durch Rückkehr zur Natur und zu den griechischen Vorbildern eine neue Entwicklung der deutschen Kunst herbeiführten. Von seinen anderen Werken stammen aus derselben Zeit die Standbilder von Zieten, vom Alten Dessauer, die Figuren der Herkulesbrücke und das schon erwähnte zarte, schöne Grabmal des Grafen von der Mark.

Die Art, wie das Biergespann ausgeführt wurde, ist sehr merkwürdig. In Berlin, wo einst das Kurfürstendenkmal und andere Bildwerke Schlüters gegossen waren, hatte man die Technik des Kunstgusses völlig vergessen, im Schlüterischen Gießhause wurden nur Kanonen, Mörser und Haubitzen gegossen. Die Figuren, welche König Friedrich in Berlin auf den Türmen des Gendarmenmarktes, in Potsdam auf dem Rathhause, auf dem Neuen Palais und an anderen Orten aufstellen ließ, sind nicht in Bronze gegossen, sondern in dem weniger widerstandsfähigen Kupfer gehämmert von den Brüdern Friedrich und Wilhelm Jury in Potsdam, zwei schlichten Handwerkern, die für gewöhnlich kupferne Kessel und anderes Hausgerät schmiedeten, aber auch die Fähigkeit besaßen, das Werk des Bildhauers zu verstehen und nachzuschaffen. Des ersteren Sohn Emanuel Jury sollte das Biergespann herstellen. Zu diesem Zwecke wurde nach Schadows Modell, das auf der Kunstausstellung von 1789 zu sehen war, ein größeres Modell in Eichenholz angefertigt. Nach diesem wurden die einzelnen Teile in Kupferblech gehämmert, bei einigen Stücken aber, wie Schadow erzählt, wurden Streifen von Blei „wegen ihrer Duktilität“ so angedrückt, „daß sie die Undulationen dieser Teile annehmen und so dem Arbeiter zeigen, welche Schwingungen er dem Metall zu geben hat“. Die ganze Arbeit konnte Jury nicht ausführen. Er klagte, daß er alles allein machen müsse, daß seine Gefellen dazu nicht taugten, und wenn er einen so weit gebracht, dann gehe er fort, weil die Arbeit „ihm zu schwer und nachdenkend sei“. Er hat deshalb nur den Wagen und die zwölf Fuß hohen Rösse gemacht, die sechzehn Fuß hohe Viktoria zu hämmern übernahm der Klemptnermeister Köhler.

Emanuel Jury ist 1806 von Napoleon genötigt worden, die Quadriga auseinanderzunehmen und die einzelnen Teile zum Transport nach Paris in Kisten zu verpacken. Acht Jahre später hatte er die Freude, das Biergespann zum zweiten Male aufzustellen, nachdem er in die Standarte der Siegesgöttin eine Nachbildung des eisernen Kreuzes eingefügt hatte.

Abgesehen davon, daß Bronze härter und wetterbeständiger ist als reines Kupfer und sich daher mehr zu öffentlichen, den Einflüssen der Witterung ausgesetzten Denkmalen eignet, hat die beschriebene Art der Herstellung den Nachteil, daß die Ausführung, mehr als dem Künstler lieb sein muß, von der Geschicklichkeit und dem guten Willen der Handwerker abhängt. Dagegen sind nachträgliche Veränderungen leichter anzubringen als bei einem gegossenen Denkmal. Bei dem Biergespann ist dies mehrfach geschehen. Es wurde 1793 aufgestellt, mit der Front nach dem Tiergarten, gleichsam zum Siege hinausziehend. Die der Stadt zugekehrte Rückseite der hohen, schlanken, nackten Viktoria nahm sich aber nicht gut aus und erregte vielfachen Spott. Schadow ließ deshalb im folgenden Jahre

die Göttin mit einem fliegenden Mantel umkleiden. Die Gelehrten nahmen an der Form der Standarte Anstoß, diese und anderes mußte dann noch verändert werden.

Dadurch, daß die Fertigstellung des Denkmals sich so in die Länge zog, nahm seine geschichtliche Bedeutung einen anderen Charakter an. Es war ursprünglich bestimmt, die Siegeslaufbahn Preußens, namentlich unter Friedrich dem Großen zu verherrlichen. Als die Berliner aber vom Herbst 1793 bis über den Dezember 1794 hinaus die Arbeiten oben auf dem Tore beobachteten, dachten sie dabei weniger an frühere Zeiten, als an die eben damals, Herbst 1793, Frühjahr und Herbst 1794 in der Pfalz über die Franzosen erfochtenen Siege. Diese Deutung des Denkmals hat sich schließlich in der öffentlichen Meinung festgesetzt, obgleich es schon vor jenen Kämpfen bestellt und ausgeführt war.

Durch seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit, seine weichliche, leicht bestimmbare Natur war Friedrich Wilhelm II. abhängig zugleich von Frauen und von Günstlingen. Seine Umgebung suchte durch Geheimbündelei, durch Wunder und Geisterbeschwörungen auf den unklaren Willen des Königs einzuwirken und ihn dadurch zu beherrschen. Die große Mehrheit der Berliner ist diesem Treiben der Hofkreise fern geblieben, das mit dem Zeitalter der Aufklärung in seltsamem Gegensatz steht. Doch wurde der Aberglaube auch weiterer Kreise durch die Spuk- und Wundergeschichten gestärkt.

Als 1797 im Hause des Oberförsters von Tegel wiederholt nächtliches Gepolter gehört wurde, erregte dies Auftreten von Gespenstern das größte Aufsehen. Die Gesellschaft naturforschender Freunde beauftragte zwei Kommissionen gelehrter Herren in nächtlicher Stille die Sache zu untersuchen. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß der ganze Spuk auf einem Unfug übermütiger und böswilliger Leute beruhe. Wegen dieser Spukgeschichte sind die Berliner Aufklärer weidlich verspottet worden. Goethe ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, seinen Gegner Nicolai zu verhöhnen. In lächerlicher Weise läßt er ihn unter den Hexen und anderen Spukgestalten der Walpurgisnacht auftreten mit dem Seufzer:

Wir sind so klug, und dennoch spukts in Tegel.

Der schlimmste unter den Geheimbündlern war der Minister von Wöllner, einer der obersten Würdenträger im Orden der Rosenkreuzer. Als heftiger Gegner der Aufklärung machte er diese verantwortlich für die jetzt von Amerika und von Frankreich her eindringenden neuen politischen Gedanken. Als bald nach seiner Ernennung zum Chef des geistlichen Departements und zum Justizminister im Juli 1788 begann er mit dem berüchtigten Religionsedikt, dem bald das Zensuredikt folgte. Das erstere richtete sich gegen die „zügellofen Freiheiten“, die unter dem Namen der

Aufklärung ausgebreitet würden und untersagte auf das bestimmteste jede weitere Verbreitung solcher Irrlehre. Die Berliner Geistlichen haben sich in dieser schwierigen Lage durchaus würdig benommen. Mehrere von ihnen haben dem Könige ihre Bedenken ausgesprochen. Als diese schroff zurückgewiesen wurden, sind sie ruhig ihren Weg weiter gegangen. Da sie sich vorsichtig hielten, nicht gerade provozierend auftraten, konnten sie nicht ernstlich behelligt werden. Auch den Zeitungen und Zeitschriften ist es trotz vieler harten und oft ungeschickten Eingriffe einer überstrengen Zensur gelungen, die böse Zeit der Reaktion zu überstehen.

Ein besonders charakteristischer Fall betraf den Buchhändler und Buchdrucker Unger. Er hatte mit ausdrücklicher Genehmigung des Zensors ein theologisches Werk herausgegeben. Als dies nachträglich vom Minister verboten wurde, verlangte er Erstattung seiner Kosten. Die Regierung lehnte dies ab und erklärte ihm, er solle sich an den Verfasser und den Zensor halten. Beide Klagen wurden aber vom Gerichte abgewiesen. Hierauf veröffentlichte Unger die Akten dieses Verfahrens, alle Anklage- und Verteidigungsschriften sowie die Entscheidungen mit ihren Gründen. In ihrer Gesamtheit enthielten diese Schriftstücke eine vollständige Rechtfertigung sowohl der verbotenen Schrift wie der Zensurerlaubnis, sie zeigten deutlich die ungerechte Willkür des Ministers und haben wohl dazu beigetragen, seine Stellung zu erschüttern.

Die zur Schau getragene äußerliche Frömmigkeit und Kirchlichkeit der Hofreise stand in widerwärtigem Gegensatz zu der stark hervortretenden Unsitlichkeit eines großen Teiles der vornehmen und reichen Gesellschaft. Niemals vorher und glücklicherweise auch seitdem niemals wieder hat sich in Berlin ein sittenloses Treiben so dreist hervorgewagt, so ohne Scheu sich öffentlich gezeigt wie in dieser Zeit.

In beiden Richtungen trat mit der Thronbesteigung des jugendlichen Königs Friedrich Wilhelm III. ein Wandel ein. Das glückliche Familienleben des Königspaares, das gute Beispiel des Königs und der hochherzigen, gemüthstiefen Königin Luise übte eine günstige Wirkung aus. Die Unsitlichkeit verschwand zwar nicht sogleich, aber sie mußte sich vorsichtiger zurückhalten. Eine der ersten Maßregeln des Königs war die Entlassung Wöllners und der von ihm eingesetzten Zensoren. So wurde der auf dem geistigen Leben lastende Druck beseitigt, es konnte sich wieder freier bewegen.

Die nächste Folge war, wie schon erwähnt, daß die beiden großen Hauptzeitschriften der Aufklärung nach Berlin zurückkehrten. Ihre Herausgeber Nicolai und Bießer wurden jetzt in die Akademie aufgenommen, der ein großer Teil ihrer Mitarbeiter und Freunde schon längst angehörte. In der Akademie gewann damit die Aufklärung eine fast unbedingte Herrschaft, merkwürdigerweise in einer Zeit, wo sie ihre frühere bedeutende

Stellung in der deutschen Literatur bereits verloren hatte, vom Klassizismus nahezu vollständig überwunden war. Während sie früher durch die Bekämpfung des Aberglaubens und der Unvernunft segensreich gewirkt hatte, hemmte jetzt ihre Einseitigkeit und Übertreibung den höheren und freieren Aufschwung.

Um dieselbe Zeit begann in Berlin eine neue Richtung der Literatur sich zu entwickeln, die Romantik, die nicht nur der Aufklärung, sondern auch dem Klassizismus entgegentrat. Ihre Begründer waren zwei junge Berliner, Ludwig Tieck und Wackenroder, beide 1773 geboren, der tiefere und sinnigere Wackenroder bereits 1798 gestorben. Seine „Herzensergießungen eines jungen Klosterbruders“, Tiecks umgedichtete Volksbücher und dramatische Märchen, Sternbalds Wanderungen, Romantische Dichtungen, Phantasien über die Künste, sämtlich zwischen 1797 und 1800 erschienen, waren die ersten Schöpfungen in einer neuen Art der Poesie, welche das Recht der Phantasie stärker betonte und zugleich Anlehnung an das Mittelalter suchte. Bald schloß sich ihnen erst Friedrich Schlegel, dann sein Bruder August Wilhelm Schlegel an, die zwar nur kurze Zeit in Berlin blieben, aber durch ihre Zeitschrift *Athenäum*, durch Friedrich Schlegels zügellosen, vielberufenen Roman *Lucinde* und durch August Wilhelms stark besuchte Vorlesungen über Literatur und Kunst hier eine große Rolle spielten. Dies kühne Auftreten frischer Jugend fand Nachahmung. Mit großer Wärme tritt die neue Richtung der Poesie in dem *Musen-Almanach* hervor, den von 1804 bis 1806 der Leutnant Adalbert von Chamisso, Barnhagen von Ense, damals in der *Pepiniere* als Student der Medizin, und ein ebenso junger Berliner Kaufmann Wilhelm Neumann herausgaben. Unter ihren Mitarbeitern sind Achim von Arnim und Fouqué am bekanntesten.

Natürlich traten auch Gegner auf den Plan. Der heftigste Spötter war ein Dönländer, Carlrieb Merkel. Er gab eine Zeitschrift „*Der Freimütige*“ heraus. Wie *Kozebues* Zeitschrift „*Ernst und Scherz*“, mit der sie bald verschmolzen wurde, wendete sie sich zugleich gegen die Berliner Romantik und gegen Weimar. Merkel war ein heißblütiger Mann, eine Kampfnatur, er ging seinen Gegnern kräftig zu Leibe, während diese ihm in gleicher Weise erwiderten. Da er in den politischen Artikeln seines *Freimütigen* ebenso lebhaft den französischen Kaiser und seine deutschen Bundesgenossen bekämpfte, war er im Herbst 1806 genötigt, Berlin eiligst zu verlassen, und wurde dann, sehr mit Unrecht, als der „*Kleinmütige*“ verspottet. Von Riga aus, wo er eine Zeitschrift „*Der Zuschauer*“ begründete, setzte er den Kampf gegen Napoleon fort. Als er zehn Jahre später nach Berlin zurückkehrte, wollte er sein Blatt unter dem Titel „*Der alte Freimütige*“ wieder ins Leben rufen, fand aber jetzt unter den veränderten Verhältnissen damit keinen Anklang.

In naher Verbindung mit den Begründern der Romantik stand Schleiermacher, der von 1796 bis 1802 als reformierter Prediger an der Charitee tätig war. Er hatte Friedrich Schlegel in seine Wohnung aufgenommen und beteiligte sich eifrig an seinen Arbeiten, selbst die Lucinde verteidigte er in einer geistreichen Schrift, die er später bedauert hat. Von den anderen Schriften dieser seiner ersten Berliner Zeit haben die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1798) und die „Monologe“ (1800) die größte Wirkung ausgeübt. Das tiefe religiöse Gefühl, das in ihm selbst lebendig war, suchte er in anderen zu erwecken. Mit der Kraft des begeistertsten Wortes hat er die Schlassen aufgerüttelt und am meisten dazu beigetragen, die Herrschaft der rationalistischen Schule zu brechen.

Bekannt ist Schleiermachers Freundschaft mit Henriette Herz, einer schönen, durch geistige Regsamkeit ausgezeichneten Südin. Sie hatte sich 1779 erst fünfzehnjährig mit dem Arzt und Philosophen Markus Herz verheiratet, diesem verdankt sie ihre höhere geistige Bildung sowie ihr Interesse für philosophische und literarische Fragen. Jahrzehntlang, auch noch nach dem Tode ihres bereits 1803 verstorbenen Gatten, ist ihr Haus ein Mittelpunkt der gelehrten, künstlerischen und vornehmen Welt gewesen. Eine ähnliche, noch größere Bedeutung gewann etwas später der Salon von Rahel Levin, die nachher bereits in reifen Jahren die Frau des sehr viel jüngeren Warnhagen wurde. Sowohl vor wie nach ihrer Verheiratung versammelte sich um sie ein großer Kreis hervorragender Persönlichkeiten, auf die sie durch ihr tiefes Empfinden und ihr gesundes Urteil wirkte.

Von großem Einfluß auf das geistige Leben der Hauptstadt waren zwei Gelehrte, die in dieser Zeit hierher kamen: Fichte und Hufeland. Fichte war in den Ruf des Atheismus gekommen, er hatte deshalb seine Professur in Jena aufgeben und die Stadt verlassen müssen. Von 1799 an lebte er meist in Berlin; er hat durch seine Vorträge auf das Denken und später auch auf das Wollen der Berliner eingewirkt, aber nicht minder groß war die Wirkung des Lebens im Mittelpunkt eines großen Staates auf ihn selbst. Erst hier hat er das staatliche Leben verstehen gelernt, hat sich hohe vaterländische Gesinnung in ihm entwickelt. Auch Hufeland, einer der berühmtesten und gefeiertsten Ärzte seiner Zeit kam aus Jena. Er wurde 1800 als Leibarzt des Königs, Direktor des Collegium medicum und erster Arzt der Charitee hierher berufen. Fünfunddreißig Jahre hat er hier, seit 1810 auch als Lehrer an der Universität, eine sehr ausgedehnte und sehr jegensreiche Tätigkeit ausgeübt.

Der durch glänzende Darstellung, durch die großen, weltgeschichtlichen Gesichtspunkte seiner Auffassung berühmte Geschichtsschreiber Johannes Müller aus Schaffhausen wurde 1804 aus österreichischem Dienst hierher

berufen, zum beständigen Sekretär der Akademie und zum Historiographen des königlichen Hauses ernannt. In Wien war er ein Führer der deutsch gesinnten Partei gewesen, auch hier schloß er sich denen an, welche am eifrigsten zum Kriege gegen Frankreich schürten. Nach der Schlacht bei Jena aber verlor er das Vertrauen zum preußischen Staate. „Es ist keine Freude“, schrieb er seinem Bruder, „unter einer entehrten Regierung, bei einem herabgewürdigten Volke zu leben. Mein Wunsch ist also, in dem französischen Reich mir eine Stelle zu suchen.“ Durch Napoleons freundliches Entgegenkommen völlig gewonnen, trat er bald als Minister-Staatssekretär in den Dienst des neuen Königreichs Westfalen. Noch ehe er Berlin verließ, hielt er in der Festszung der Akademie zu Friedrich des Großen Geburtstag eine gedankenreiche, formvollendete Gedächtnisrede auf diesen König. Der zum Heroenkultus neigende Gelehrte zog einen Vergleich zwischen Friedrich und Napoleon, den beiden Helden, die er persönlich kennen gelernt hatte und vor allen anderen bewunderte. Bei vielen erregte er Anstoß nicht nur dadurch, daß er französisch sprach, mehr noch weil er dem Geiste Friedrichs zumutete, sich über Napoleons Erfolge zu freuen und weil er den Rheinbund als den Kern der Wiedergeburt Deutschlands hinstellte. Bei anderen fand diese Rede desto lebhaftere Anerkennung, sie gefiel Goethe so gut, daß er sie ins Deutsche übersetzte.

Die Zahl der akademischen Lehranstalten in Berlin ist in dieser Zeit vermehrt worden durch die 1799 erfolgte Gründung der Bauakademie. Schon als 100 Jahre vorher unter Schlüters Mitwirkung die Akademie der Künste errichtet wurde, hatte man an dieser Unterricht in der Architektur erteilt und für die besten Arbeiten in diesem Fache ebenso Preise ausgesetzt wie für Malerei und Bildhauerkunst. Dann war die Akademie verfallen und nur der Zeichen-Unterricht übrig geblieben. Als aber 1786 die Akademie neu geordnet wurde, zog man auch den Unterricht in der Architektur wieder in ihren Kreis und fügte als besondere Abteilung eine „architektonische Lehranstalt“ hinzu. Naturgemäß pflegte diese vornehmlich die künstlerische Seite der Baukunst. Um auch für die technische Ausbildung zu sorgen, hatte das Oberbaudepartement seit 1773 Lehrkurse eingerichtet für Feldmesser, für Zivil- und Wasserbaukunst. Aus ihnen entwickelte sich eine umfassendere Anstalt zur Vorbildung der künftigen Baubeamten. Das Ästhetische wurde zunächst noch der Kunstakademie überlassen, der Unterricht mehr handwerksmäßig betrieben. Doch erkannte man bald, daß man damit nicht viel erreichte und daß die Schüler auf zu ungleicher Stufe standen, oft eine ganz ungenügende Vorbildung hatten. Die Bauakademie wurde deshalb 1802, drei Jahre nach ihrer Begründung umgestaltet und zugleich festgesetzt, daß nur solche jungen Leute eintreten durften, welche die drei unteren Klassen eines Gymnasiums durchgemacht hatten. Später sind nach und nach die

Anforderungen an die Vorbildung gesteigert worden, seit 1849 wird das Abiturienten-Examen gefordert.

Zur besseren Ausbildung von Offizieren war 1788 eine Ingenieur-Akademie und 1791 eine Artillerie-Akademie errichtet worden. Scharnhorst, der 1801 als Oberstleutnant aus hannoverschem Dienst in das preußische Heer trat, änderte ihren Lehrplan und begründete neben ihnen 1804 eine „Akademie für junge Offiziere“, an der er selbst einen Teil der Vorlesungen übernahm. Nach dem unglücklichen Kriege wurden 1810 alle drei Anstalten zusammengefaßt in der „Allgemeinen Militär-Akademie“. Während des Befreiungskrieges war die Akademie geschlossen, alle ihre Offiziere standen im Felde. Nachher erhielt sie als Kriegsakademie eine größere Ausdehnung neben einer 1816 neu eingerichteten, selbstständigen „Artillerie- und Ingenieurschule“. Diese bezog ein von Schinkel für sie Unter den Linden erbautes Haus. Nach dem Kriege von 1870 wurde sie bedeutend vergrößert und nach Charlottenburg verlegt, dreißig Jahre später hat sie einen ganz anderen Charakter erhalten, als „Militärtechnische Akademie“, wie sie seit 1903 heißt, soll sie jetzt den Offizieren aller technischen Waffen die Gelegenheit zu fachgemäßer wissenschaftlicher Ausbildung geben. Ihr Haus Unter den Linden wurde durch einen großen, sehr stattlichen und vornehmen Anbau nach der Dorotheenstraße zu erweitert und der Kriegsakademie übergeben, die bis dahin das einst für die Ritterakademie Friedrich des Großen in der Burgstraße erbaute Haus benutzte. „Errichtet unter Friedrich Wilhelm III.“ sagt die Inschrift des schlichten, einfachen Hauses Unter den Linden, „Erweitert unter Kaiser Wilhelm I.“ steht an dem stolzen Prachtbau in der Dorotheenstraße. Diese beiden Seiten desselben Hauses repräsentieren wie kaum ein anderes Haus in Berlin zwei Epochen der preußischen Geschichte, die bescheidenen Verhältnisse des durch große Kraftanstrengung im Befreiungskriege wiederhergestellten preußischen Staates und die glänzende Macht des durch neue große Leistungen geeinigten deutschen Reiches.

Das Theater hatte in dieser Zeit unter Jfflands Leitung wieder großes Ansehen gewonnen. Er war selbst ein vorzüglicher Schauspieler von ungezwungener Natürlichkeit und Wahrheit, anderen Schauspielern gegenüber neidlos und unbefangen, stets bemüht, ein einträchtiges Zusammenwirken zu erzielen. Dies wurde ihm erleichtert durch das hohe Ansehen, in dem er sowohl als Mensch wie als Schauspieler, als erfahrener Leiter und als beliebter Dichter zugleich bei den Schauspielern, beim Publikum und beim Könige stand. Der letztere ließ ein neues größeres und bequemeres Schauspielhaus bauen, es wurde am 1. Januar 1802 eröffnet, bereits nach fünfzehn Jahren durch Feuer zerstört und dann an derselben Stelle durch Schinkels großen, schönen Bau ersetzt. Daß Jffland oft seine eigenen rührseligen Stücke und noch häufiger Noebues durch ihren

Humor, durch packende Situationen und rasch wechselnde Effekte wirkungsvolle Schauspiele aufführte, ist natürlich, da ein großer Teil des Publikums solche Kost verlangte und diese Vorstellungen fast immer den Erfolg hatten, das Haus und die Theaterkasse zu füllen. Aber er strebte auch nach höheren Zielen. Er brachte in dieser Zeit Goethes Tanncred, Egmont, Iphigenie, Natürliche Tochter, sie vermochten indessen nur einen kleinen Teil des Publikums zu fesseln. Weit größere Teilnahme erweckten Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau, Braut von Messina, Tell, Phädra und Turandot. über alle Einzelheiten der Einrichtung, der Ausstattung, der Änderungen verhandelte Iffland brieflich mit Schiller, immer bestrebt, seinen Wünschen soviel als irgend möglich entgegenzukommen. Der Dichter ging gern auf Ifflands Anregungen ein und hat in vielen Fällen die von diesem gewünschten Änderungen selbst vorgenommen. Er freute sich über die vorzügliche Darstellung seiner Dramen in Berlin und über den begeisterten Beifall des Publikums, auch das Honorar, das er aus Berlin bezog, mußte ihm bei seiner bedrängten Lage erwünscht sein. Viel war es freilich nicht. Eine Zusammenstellung der Theaterkasse für die Jahre 1790—1810 zeigt, daß in diesen zwanzig Jahren vom Berliner Schauspielhause als Dichtehonorar gezahlt sind an Goethe 200, an Schiller 1100, an Iffland 2700, an Kogebue über 4000 Taler. 1806 bei der ersten Wiederkehr von Schillers Todestage ließ der König die ganze Kasseneinnahme der Gedächtnisfeier im Schauspielhause nebst einem von ihm gegebenen Zuschusse, im ganzen 3000 Taler den Erben des Dichters überweisen.

1804 war Schiller vom 1. bis zum 17. Mai in Berlin. Er hatte die Freude, hier mehrere seiner Schöpfungen: Braut von Messina, Räuber, die Jungfrau in glänzender Ausstattung, Wallenstein in vorzüglicher Darstellung mit Iffland in der Titelrolle zu sehen, auch musikalischen Auführungen beizuwohnen, die ihn aufs höchste interessierten. Schiller hatte damals den Wunsch, in Berlin eine sorgenfreiere Stellung zu finden. Auf Ifflands Anregung ließ der König durch Kabinettsrat Beyme sich nach Schillers Wünschen erkundigen und hat diese dann in vollem Umfange bewilligt. Schiller hat, wie es scheint während eines kurzen Aufenthaltes in Potsdam bei einem ihm zu Ehren im Park von Sanssouci veranstalteten Frühstück, dem König und der Königin seinen Dank ausgesprochen, nachher aber gebeten, die Sache so lange geheim zu halten, „bis er die Auflösung seines Verhältnisses in Weimar mit der erforderlichen Zartheit bewirkt haben würde“. Diese vielfachen, innigen und tiefen Beziehungen ließen sich nicht ohne weiteres abbrechen. Da man ihn in Weimar zu halten wünschte, wurde ihm eine etwas größere Einnahme zugesichert und man riet ihm, seine Zeit zwischen Berlin und Weimar zu teilen. Hierdurch zog sich die Verhandlung in die Länge, dann trat Schillers schwere Erkrankung dazwischen.

Schiller hat damals Jffland auf die große dramatische Kraft Zacharias Werners aufmerksam gemacht und so veranlaßt, daß Jffland Werners Übersiedelung nach Berlin beförderte. Werners hier gedichtetes Schauspiel „Die Weihe der Kraft“ wurde im Juni 1806 aufgeführt und erregte trotz der mythisch verschwommenen und verzerrten Gestalt Luthers große Teilnahme, so daß es oft wiederholt werden mußte. Die übertriebene Begeisterung hatte ein eigenartiges Nachspiel, indem die Offiziere vom Regiment Gens d'armes in der Form einer Kostüm-Schlittenfahrt, wie sie sonst im Winter bisweilen veranstaltet wurden, die Hauptpersonen des Schauspiels karikierend durch die Straßen führten. Als elf Jahre später bei der 300 jährigen Jubelfeier der Reformation einzelne Szenen aus diesem Stücke aufgeführt werden sollten, kam es zu einem großen Theaterfandal. Allerdings war es eine arge Taktlosigkeit, den so seltsam gestalteten Luther gerade an diesem Tage auftreten zu lassen, noch dazu, nachdem der Dichter kurz vorher katholischer Priester geworden war und in einem schwülstigen Gedicht „Die Weihe der Unkraft“ sein früheres Werk verspottet hatte. Die Studentenschaft lehnte sich dagegen auf, vornehmlich die jungen Theologen. Sie besetzten das Parterre so zahlreich als möglich, um das Stück auszutrommeln. Nachher wurden sie von Polizisten und Soldaten „in lustiger Jagd über die Bänke hin“ festgenommen und schließlich vom akademischen Senat mit einer milden Strafe bedacht.

Um die Wende des Jahrhunderts, in der Zeit der großen Staatsumwälzungen war in Berlin das politische Interesse sehr viel lebhafter als vorher, es zeigt sich in den mehrfach gemachten Versuchen, geschichtlich-politische Zeitschriften herauszugeben. Der bedeutendste, kenntnisreichste, geistvollste und gewandteste unter den damaligen politischen Schriftstellern in Berlin ist der Kriegsrat Friedrich Geng, anfangs ein begeisterter Anhänger der politischen Freiheit, nachher ihr leidenschaftlichster Gegner. Solche Wendung ist durch die Ausschreitungen der Revolution bei manchem Schriftsteller jener Zeit und bei einem sehr großen Teile des deutschen Volkes eingetreten. Auch ohnedies verminderte sich die Sympathie für Frankreich, als 1792 beim Beginn des Krieges die kriegerische Stimmung erwachte und den Sieg der preußischen Fahnen wünschen mußte. Bei Geng' heftigem Auftreten gegen Frankreich ist aber bedenkl. daß er nicht nur von der preußischen Regierung unterstützt wurde, in deren Dienst er stand, sondern sich auch von Osterreich und England bezahlen ließ. Er hat 1806 Preußen verlassen, ist dann in österreichischen Dienst getreten und später der erbitterteste Gegner seines Heimatlandes geworden.

Die Bevölkerung von Berlin war bis 1804 auf 182 000 Einwohner gewachsen, aber die städtischen Verhältnisse hatten sich nicht in einer dem entsprechenden Weise entwickelt. Die Berlin besuchenden Fremden rühmen

wie früher die Größe der Plätze, die Regelmäßigkeit der Straßen, die Schönheit der Häuser in den neueren Stadtteilen, aber ebenso allgemein sind ihre Klagen über die Unzulänglichkeit der Beleuchtung, der Straßenreinigung und vor allem über den argen Geruch der Kinnsteine. Für öffentlichen Verkehr war gar nicht gesorgt. Die Fiaker hatten seit 1794 ihre Fahrten eingestellt, wer Fuhrwerk haben wollte, mußte es vorher bestellen, nur vor dem Opernhaus und dem Schauspielhaus pflegten beim Schluß der Vorstellung einige Wagen zu halten. Die Post beförderte Briefe nur nach außerhalb. Eine Beförderung innerhalb der Stadt wurde 1800 durch die Ältesten der kaufmännischen Gilde versucht. Dreizehn Boten mußten täglich viermal durch ihre Reviere gehen, ihr Mahen durch Klingeln ankündigen und die Briefe einsammeln, die dann nach einem Kontor in der Klosterstraße gebracht und durch andere Boten ausgetragen wurden. Diese Privatpost hat nur kurze Zeit bestanden, als Berlin 1806 von den Franzosen besetzt wurde, hat sie ihre Tätigkeit eingestellt.

Fünftes Kapitel.

Unglückszeit und Wiedererhebung. 1806—1815.

Im Jahre 1805, als Oesterreich, Rußland und England sich zum Kriege gegen Frankreich verbanden, gab es zwar am preußischen Hofe eine Partei, die ein Bündnis mit Frankreich wünschte, um Oesterreich zu bekämpfen, seinen Einfluß in Deutschland zu brechen und Preußen zu vergrößern. Eine andere, starke Partei aber und die große Mehrzahl der Bevölkerung wünschte den Anschluß an die Verbündeten und den Krieg gegen Napoleon. Kaiser Alexander von Rußland, der am 25. Oktober nach Berlin kam, um den König zu besuchen und seine Bundesgenossenschaft zu gewinnen, wurde mit dem lebhaftesten Jubel begrüßt. Zur Erinnerung an diesen begeisterten Empfang erhielten die Sandstraße, ein Teil der Contreescarpe und der Paradeplatz ihre jetzigen Namen: Kaiserstraße, Alexanderstraße und Alexanderplatz. Auf jede Weise suchte Kaiser Alexander die ihm günstige Stimmung zu steigern und dadurch auf den König einzuwirken. Diesem Zwecke diente auch die theatrale Szene in der Potsdamer Garnisonkirche, wo er zu nächtllicher Stunde bei Fackelbeleuchtung am Sarge Friedrichs des Großen einen Freundschaftsbund mit dem Könige schloß.

Noch leidenschaftlicher war die Aufregung in Berlin, als es im folgenden Jahre zu ernstem Zwist zwischen Napoleon und der preußischen Regierung kam. Am eifrigsten waren die jungen Offiziere. Vor dem Hause des französischen Gesandten (Unter den Linden 18) kam es zu lärmenden Demonstrationen, ebenso fast jeden Abend im Theater, namentlich wenn Schillers Jungfrau von Orleans oder Wallensteins Lager gegeben wurden. Das zuletzt genannte Stück hatte vorher in Berlin nicht gespielt werden dürfen, weil, wie Jffland im Februar 1799 bedauernd an Schiller schrieb, es von bedeutenden Personen bedenklich gefunden werde, in der Hauptstadt eines kriegerischen Staates, am Siege des Kriegsherrn die Angelegenheiten des Heeres auf der Szene verhandeln und die Truppen darüber deliberieren zu lassen, ob sie dem Befehle des Herrschers folgen sollen. Jetzt hatte man dies Bedenken fallen lassen. Beim Gesange des Reiterliedes erhob

sich das ganze Publikum und stimmte ein, tausendstimmig brauste es durch den Saal:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nur wird euch das Leben gewonnen sein.

Der sonst so vorsichtige und zögernde König hat sich von der Stimmung des Hofes und der Bevölkerung fortreißen lassen, in übereilung, ohne die erforderliche Vorbereitung hat er den unglücklichen Krieg von 1806 begonnen, der das preussische Heer und den preussischen Staat zertrümmerte, der alle Teile desselben, namentlich auch die Hauptstadt in große Not brachte. Rasch kam hierher die Nachricht von der furchtbaren Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, von der völligen Auflösung des Heeres. Der Hof und ein Teil der Behörden flüchteten nach der Oder zu. Manche wohlhabende Familie folgte ihrem Beispiel, suchte sich selbst und ihre bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen, während umgekehrt vom Lande zahlreiche Bauern mit ihren Betten, mit Kisten und Kasten nach Berlin strömten. „Berlin sah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen ist“, sagt ein Zeuge dieser Zeit. Einzelne, die im Schüren des Franzosenhasses hervorgetreten waren, hatten triftigen Grund sich zu retten, besonders die Verfasser und Herausgeber franzosenfeindlicher Lieder und Schriften, sie konnten an das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm denken, den Napoleon kurz vorher hatte erschießen lassen.

Auch der Gouverneur Graf Schulenburg verließ Berlin. Ehe er in übermäßiger Eile mit den letzten Truppen abmarschierte, ließ er die folgende seltsame Bekanntmachung an die Mauern schlagen: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben.“ Solches Verhalten war mehr geeignet, aufzuregen als zu beruhigen. Vor allem hätte Graf Schulenburg selbst mehr Ruhe und Überlegung zeigen müssen, er sorgte nicht einmal dafür, daß die noch im Zeughause lagernden 40 000 Gewehre und 50 Kanonen fortgeführt wurden. Als Stellvertreter setzte er seinen Schwiegersohn ein, den Fürsten Hagfeld, der für diesen schwierigen Posten ganz ungeeignet war.

Abgesehen von diesem schwachen und unfähigen Manne haben, nachdem die zaghaftesten fortgegangen waren, die Mehrheit der Berliner und die zurückgebliebenen Behörden es nicht an Besonnenheit fehlen lassen. Verteidigung der offenen Stadt gegen die feindliche Übermacht war nicht möglich. Aber die Ordnung mußte aufrecht erhalten, für Unterkunft und Verpflegung der einziehenden Truppen gesorgt und dadurch noch größeres Unglück von der Stadt abgewendet werden. Dies ist in geschickter und umsichtiger Weise geschehen. Zunächst wurden die von den Truppen verlassenen 61 Wachen in der Stadt durch eine in aller Eile zusammengebrachte

800 Mann starke Bürgergarde besetzt, von welcher sich der größere Teil freiwillig gemeldet hatte, während gleichzeitig fünfzig junge Leute sich für den Ordonnanzdienst zur Verfügung stellten.

Am 25. und 26. Oktober rückte Marschall Davout mit starker Truppenmacht in die Stadt. Am 27. hielt der Kaiser feierlichen Einzug durch das Brandenburger Tor unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten aller Glocken, mit lautem Vive l'empereur von seinen zu beiden Seiten der Linden aufgestellten Truppen begrüßt. Einige liebedienersiche Zeitungen meldeten damals, daß die Berliner lebhaft mitgerufen hätten, und manche Spätere haben dies nacherzählt. Auch auf einem großen Gemälde, jetzt im Versailler Schlosse, hat Napoleon seinen Einzug so darstellen lassen, man sieht, wie das Publikum ihm zujubelt, wie zahlreiche Frauen ihn mit wehenden Tüchern begrüßen. Dies ist aber, wie zuverlässige deutsche und französische Zeugen berichten, durchaus unrichtig, nur wenige Zuschauer haben sich an den Jubelrufen beteiligt, manche davon in der Absicht, durch freundliche Begrüßung den Kaiser milde zu stimmen. Hierzu hatte die Polizei auf den Befehl des neuen Kommandanten General Sulin die Bürgerschaft eindringlichst ermahnt. Die Polizeibeamten haben deshalb zum Rufen aufgefordert, aber nur wenig Erfolg gehabt, obgleich sie die Zungen durch Püffe und Stöße dazu ermunterten.

Der spätere Oberpräsident von Bassewitz, damals Kriegs- und Domänenrat in Berlin, der den Einzug mitangesehen hat, schreibt darüber: „Wenngleich auf diesem Zuge eine nicht unbedeutende Menge von Neugierigen sich eingefunden hatte, so herrschte doch unter diesen eine große Stille und fand der Ausruf „Es lebe der Kaiser“, welcher von Angestellten Sulins, auch von einigen hierzu gedungenen Jungen aus dem Pöbel von Zeit zu Zeit ertönte und von den Franzosen mit vive l'empereur begleitet wurde, keinen Anklang noch Nachruf im Volke. An den Fenstern der Häuser sah man zwar viele Zuschauer, besonders Frauen, die jedoch nicht mit Tüchern wehten, wie solches Sulin mündlich gewünscht hatte, sondern oft mit selbigen die Tränen von ihren Augen abwischten und dadurch zeigten, welchen tiefen Kummer die Einwohner der Stadt über diesen Triumphzug des Kaisers empfanden.“ Ähnlich spricht sich ein anderer Augenzeuge aus, der Geschichtsforscher Friedrich von Raumer, der damals Adjektor bei der Domänenkammer war. In seinen „Lebenserinnerungen“ sagt er: „Den Einzug Napoleons in Berlin sah ich vom Brandenburger Tor bis zum Schloßplaz. Nur wenige Berliner waren Unter den Linden, mehr französische Soldaten, welche vive l'empereur! riefen. Die französischen Berichte und die in Paris befindlichen Gemälde von großem Beifall, flehenden Damen u. dgl. sind durchaus unwahr und erlogen. Als Napoleon vor dem jetzigen Palast des Prinzen von Preußen (also am Opernplaz)

ankam, hielt er sein Pferd an und schien überrascht von dem Anblick der Plätze und Gebäude.“ In dem Bulletin vom 28. Oktober, das seinem Heere den Einzug in Berlin schildert, sagt Napoleon nur: „Une foule immense était accourue“ und fährt dann fort: „L’avenue de Charlottembourg à Berlin est très belle, l’entrée par cette porte est magnifique.“ über das Verhalten der Menge und über die Illumination am Abend des Einzugsstages sagt er kein Wort, weil beides seinen Wünschen nicht entsprochen hatte. Thiers, der Lobredner Napoleons, der einen großen Teil der napoleonischen Offiziere persönlich gekannt und bei ihnen über alle Einzelheiten der Feldzüge sich erkundigt hat, rühmt das würdige Verhalten der Berlinerinnen im Gegensatz zu den vornehmen Damen von Paris, die 1814 aus Haß gegen Napoleon den verbündeten Fürsten zugejauchzt hatten. Von Berlin sagt er: „La foule était silencieuse“; die Frauen seien neugierig gewesen, hätten sich gedrängt, etwas zu sehen, viele mit Tränen in den Augen.

Auch sonst wird die patriotische Haltung und die gedrückte Stimmung der Berliner in Briefen und Berichten französischer Offiziere, die damals in Berlin waren, mehrfach anerkannt, z. B. von Marbot, dessen Memoiren schon vorher bei anderer Gelegenheit erwähnt sind. Marbot war vor dem Kriege als Ordnonanz-Offizier nach Berlin geschickt worden und hatte im Hause des französischen Gesandten mitangesehen, wie Offiziere des vornehmen Regiments Gens d’armes ihre Degen an den steinernen Stufen dieses Hauses wegzten. Jetzt sah er, wie dieselben Offiziere mit ihrem bei Prenzlau in Gefangenschaft geratenen Regiment auf dem Wege nach Spandau durch Berlin geführt wurden. Die früher ihres Stolzes wegen übel berufenen Offiziere hatten gebeten, ihnen diese Schmach zu ersparen, sie wollten lieber einen Umweg machen, um sich nicht den Berlinern zu zeigen. Aber der Kaiser hatte diese Bitte abgeschlagen und ausdrücklich befohlen, sie durch die Linden, am Hause des französischen Gesandten vorbei zu führen. Marbot meint, diese kleine Rache hätten die Berliner nicht gemißbilligt, im übrigen aber sei diese sonst so heitere und übermütige Bevölkerung jetzt „morne, abattue et plongée dans l’affliction, car les Prussiens ont beaucoup de patriotisme“. Ein anderer junger Offizier, Leutnant Faré, der seiner Mutter über alle Städte berichtet, in die er auf dem Marsche gekommen ist, schreibt ihr nach viertägigem Aufenthalt in Berlin, über diese Stadt wolle er gar nichts sagen: „elle est la mieux bâtie, que j’aie encore vue; du reste, elle m’a paru assez triste“. Als ein weiteres kleines Beispiel sei noch angeführt, was dem Verfasser vor Jahren ein greiser Gelehrter als erste deutliche Jugenderinnerung erzählt hat. Er habe als sechsjähriger Knabe mit seiner Mutter am Fenster stehend die ersten französischen Truppen vorbeiziehen sehen. über ihr seltsames Aussehen, namentlich der

Jäger, welche die Kochlöffel oben an der Mütze trugen, habe er lachen müssen. Da sei er von der weinenden Mutter mit einer kräftigen Ohrfeige belehrt worden, daß man an einem so traurigen Tage nicht lachen dürfe.

Für den Abend des Einzugstages hatte General Sulin eine allgemeine Illumination anbefohlen, da „le bienfaiteur de l'humanité, l'ami de la paix“ nach Berlin gekommen sei. Die Polizeibeamten sollten in allen Stadtteilen die Ausführung dieses Befehls überwachen. Trotzdem waren, wie Bassewitz berichtet: „nur die Fenster der nächsten Straßen um das Schloß mit sparsamen Lichtern, in den entfernteren Straßen aber nur hin und wieder einzelne Fenster, größtenteils aber ganze Straßen gar nicht erleuchtet“.

Napoleon erkannte, daß die Berliner ihm nicht wohlgesinnt waren, und daß er sie durch seine Schmähungen auf den bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand wie auf die Königin Luise, die er als Anstifterin des Krieges hinzustellen liebte, noch mehr verletzte. Deshalb gab er sich Mühe, ihren Beifall zu gewinnen. Er überbot sich in höflichen Rücksichten auf die ihres hohen Alters wegen in Berlin gebliebenen Mitglieder der königlichen Familie, den Prinzen Ferdinand und die Witwe des Prinzen Heinrich, ebenso auf die im Wochenbett liegende Erbprinzessin von Hessen, eine Schwester des Königs. In demonstrativer Weise besuchte er die Gruft Friedrichs des Großen, er bekümmerte sich eingehend um die Verproviantierung Berlins, ließ die Bäckermeister kommen und verhandelte mit ihnen über die Mittel, den Preis des Brotes herabzusetzen. Alles dies mußte von den Zeitungen ausführlich geschildert und gepriesen werden. Ein Haupteffekt war die Verhaftung und Begnadigung des harmlosen Fürsten Hatzfeld, der gar nichts getan hatte, was als eine feindliche Handlung angesehen werden konnte. Gleich bei seiner Verhaftung wurde ihm der Rat gegeben, seine Frau solle sich dem Kaiser zu Füßen werfen. Im ganzen ist dem Kaiser dies Bemühen gelungen. Seine Erscheinung, die Art seines Auftretens, sein Verhalten den Truppen gegenüber bei den häufigen Besichtigungen, seine Ansprachen haben bedeutenden Eindruck gemacht, wie aus zahlreichen Briefen, Berichten, Erinnerungen zu ersehen ist. Vier Wochen lang hat er im Berliner Schlosse Hof gehalten, von hier aus ist das berühmte Gesetz ergangen, durch das er den ganzen Kontinent gegen den englischen Handel sperren wollte.

Die beiden hier dreimal wöchentlich auf kleinen Quartblättern erscheinenden Zeitungen waren in ihren politischen Mitteilungen noch ebenso dürftig wie früher. Die Zensur war in politischen Fragen immer streng gewesen und mußte unter dem Druck der französischen Behörden noch schärfer ausgeübt werden. Oft griffen diese unmittelbar ein, ohne sich um die bestellten Zensoren und ihre Meinung zu kümmern, sie verboten jede Kritik

der französischen Beamten und ihrer Anordnungen. Gegen die Franzosen durften die Zeitungen also nichts sagen, sie wurden gezwungen, alles abzudrucken, was ihnen von französischer Seite zugestellt wurde. Daraus kann man ihnen keinen Vorwurf machen, und über diese Grenze sind sie nicht hinausgegangen. Ein drittes politisches Blatt, der Telegraph, wurde damals neu gegründet. Es erschien täglich in größerem Format und mit reicherm Inhalt als die beiden älteren Zeitungen. Dies neue Blatt stellte sich ganz in den Dienst des Feindes, floß über von Lob für die Franzosen, übte aber die schärfste Kritik an den preußischen Behörden und wagte es sogar, über den König und die Königin zu spotten. Der Herausgeber dieses Blattes Davidsohn — oder Lange, wie er sich als Schriftsteller nannte — war kein Berliner, sondern aus Braunschweig zugewandert. Er verfiel der allgemeinen Verachtung, konnte sich zuletzt nicht ohne polizeilichen Schutz auf der Straße sehen lassen, auch diese Begleitung war nicht immer in stande, ihn gegen Tätlichkeiten zu schützen, noch weniger gegen den Hohn und Spott der Berliner. Eine der vielen Karikaturen gegen ihn, die damals umliefen, hat besonders lebhaften Beifall gefunden, sie ist mehrmals in kleinerem und größerem Format gedruckt worden, teils schwarz, teils mit grellen Farben bemalt. Sie zeigt Lange mit dem Strick um den Hals. Der Teufel soll ihn nach der Hölle schleppen, wagt sich aber nicht heran, faßt von fern den Strick mit einer Zange und zieht den Widerstrebenden fort, indem er klagt: „Pu, der wird mir den ganzen Höllenpfluß verstäkern.“ Ein anderes Blatt stellt Langes Ankunft in der Hölle dar. „Bist du endlich da? Willkommen Herr Bruder“ rufen ihm die dort Versammelten grinsend entgegen.

Auch Buchholz und Friedrich von Köln, zwei Schriftsteller, die damals in ihren Schriften, wie Treitschke sich ausdrückt, „geschäftig allen Unrat zusammentrugen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ“, waren erst vor kurzem nach Berlin gekommen, ihr häßliches Treiben kann nicht den Berlinern zur Last gelegt werden.

Daß die Zeitschrift „Der Freimütige“ sofort zu erscheinen aufhörte, ist schon erwähnt. Eine andere Zeitschrift, „Der preußische Hausfreund“, vermied es soviel als möglich, von dem französischen Kaiser und den französischen Behörden zu sprechen, erregte aber trotzdem das Mißfallen des Feindes. Im Februar 1807 drangen französische Soldaten in die Druckerei, zerstörten den Saß und versiegelten die vorhandenen Nummern. Eine weitere Fortsetzung der Zeitschrift wurde nicht gestattet, sie ist erst 1809 wieder erschienen. Im Herbst 1807 machte F. W. Gubitz den Versuch, eine neue Zeitschrift, „Das Vaterland“, herauszugeben. Gubitz war erst 21 Jahre alt, hatte sich aber bereits in der Kunst des Holzschnitts einen Namen gemacht, war Mitglied der Kunstakademie und Lehrer an derselben

geworden. Gleich nach dem Erscheinen der ersten Nummer wurde er verhaftet. Da der französische Oberkommissar Bignon sich für den jungen Künstler interessierte, kam er noch leidlich davon und durfte sein Blatt weiter führen, nur mußte er natürlich sehr vorsichtig sein.

Auf einer sehr viel tieferen Stufe als die eben genannten Blätter steht der „Beobachter an der Spree“, der sein Publikum vornehmlich in den unteren Schichten der Bevölkerung hatte und dasselbe durch anzügliche Mitteilungen zu unterhalten suchte. Er trug aus hiesigen wie fremden Zeitungen pikante Anekdoten zusammen und fügte allerlei Ähnliches hinzu, das in Berlin geschehen sein sollte und zum Teil auch vielleicht wirklich geschehen war. Oft brachte er angebliche Briefe von Dienstmädchen, in denen diese ihre eigenen Abenteuer und die ihrer Herrschaften erzählten. Solchen Klatsch hat der „Beobachter“ auch weiter gepflegt, nur in noch boshafterer Weise als vorher. Er beschäftigte sich jetzt vornehmlich mit dem Teile der Berliner Frauenwelt, der die Mahnungen der Polizei allzu eifrig befolgte und den aimables vainqueurs sehr freundlich entgegen kam. Bei solchen Erzählungen, wie sie von dem „Beobachter“ und auch von anderen berichtet werden, darf man nicht vergessen, daß Berlin in dieser Beziehung noch vor gar nicht langer Zeit einen sehr schlechten Ruf gehabt hatte. Es war zwar besser geworden, die schlechten Elemente hatten sich mehr zurückhalten müssen, jetzt glaubten sie, sich wieder gehen lassen zu können. Aber selbst die Schriftstellerin, welche die schwersten Vorwürfe gegen die Berlinerinnen erhebt, die damals schon bejahrte Frau Helene Unger erklärt doch, daß die Frauen der besseren Kreise mit solchem Treiben nichts zu tun hatten und sich im Gegenteil sehr zurückhielten, daß viele von ihnen sogar das Theater vermieden, um sich den Blicken der französischen Offiziere so wenig als möglich auszusetzen. Unter anderem erzählt sie, der Generalgouverneur Clarke habe den Berliner Herren, mit denen er dienstlich zu verkehren hatte, den Wunsch ausgedrückt, auch ihre Frauen und Töchter kennen zu lernen. Um diesem Wunsche zu entsprechen, habe man einige Bälle im Schauspielhause veranstaltet, aber kein einziges Frauenzimmer aus gutem Hause sei zu diesen Bällen gegangen, man habe deshalb weitere Versuche aufgegeben.

Ein besonders lebhafter Tadel wird gegen die Beamten ausgesprochen, die den Eid leisteten, die von dem französischen Kaiser ihnen aufs neue übertragene Gewalt „mit der größten Loyalität auszuüben“ und „aus allen Kräften beizutragen, um die Maßregeln und Anordnungen für den Dienst der französischen Armee auszuführen und weder Briefwechsel noch irgend eine andere Art von Verbindung mit den Feinden des Kaisers zu unterhalten,“ weil hierdurch die ganze Organisation des Staates in den Dienst der Franzosen gestellt und ihnen erleichtert wurde, die noch vorhandenen Kräfte des Landes auszubenten. Dieser Vorwurf trifft indessen

weniger die eigentlichen Berliner Beamten als die obersten Vertreter des Staates. Wenn die in Berlin zurückgebliebenen fünf Minister diesen Eid leisteten, mußten die ihnen untergeordneten Beamten ihrem Beispiel folgen, so ungern und widerwillig dies auch die meisten von ihnen taten.

Wenige Tage nach dem Einmarsch der Feinde wurden 2000 der angesehensten Bürger in der Petrikirche versammelt, um eine aus 60 Personen bestehende Vertretung der Bürgerschaft zu wählen, und diese wieder hatte ein sieben Bürger zählendes conseil administratif zu ernennen. Zu den Mitgliedern dieser neuen Behörde gehörte Zelter, der berühmte Maurermeister, Komponist und Direktor der Singakademie. In der ihm eigenen ruhigen, sicheren Weise tat er seine Pflicht in dem aufgenötigten, sehr undankbaren Amte, die vom Feinde auferlegten Lasten zu verteilen. Bisweilen aber sprach er in den Briefen an Goethe mit derben Worten seinen Ärger aus oder er ironisierte sich selbst als „kaiserlich französischen Heptarchen“.

Die schon vorher, gleich beim Abzuge der preussischen Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung gebildete Bürgergarde sollte auch weiter die Wachen beziehen und für die öffentliche Sicherheit sorgen, sie erhielt das Recht, französische Soldaten zu verhaften, wenn diese sich Ausschreitungen zuschulden kommen ließen. Ihre Stärke wurde allmählich erhöht, so daß sie zuletzt 2000 Mann zählte. Der Kommandant gab ihr eine glänzende Uniform und steigerte dadurch den Eifer zum freiwilligen Eintritt, die wallenden Federbüsche mögen manchen jungen Mann gereizt haben, der sich sonst vielleicht fern gehalten hätte. Einige ihrer Offiziere, die geläufig französisch sprachen und deshalb als Adjutanten und Ordonnanzen gebraucht wurden, kamen sich sehr wichtig vor und ernteten wohlverdienten Spott. Im ganzen aber hat die Bürgergarde sich vortrefflich bewährt, nützliche Dienste geleistet und wesentlich dazu beigetragen, Reibungen mit den französischen Truppen zu vermeiden.

Sehr schwierig war die Lage des Theaters. Die staatliche Unterstützung fiel fort, die Einwohner blieben zu Hause und die französischen Behörden stellten, wie Ziffand sagt, geradezu despotische Anforderungen. Sie drohten auf Kosten der Stadt französische Schauspieler kommen zu lassen, wenn nicht schleunigst die damals in Paris beliebten kleinen Lustspiele von Picard, Duval u. a. auf die Bühne gebracht würden. Ziffand arbeitete ganze Nächte hindurch an der Übersetzung und Einrichtung dieser Stücke, um zu verhindern, daß die Schauspieler sowie das ganze seiner Fürsorge unterstellte Personal brotlos würden. Allmählich gelang es ihm, ein Repertoire herzustellen, das sowohl die Wünsche der Franzosen wie der Berliner befriedigte und die Gefühle keines der beiden Teile verletzte. Eine Hauptgefahr war, daß die besseren Kräfte den verlockenden Angeboten der anderen deutschen Bühnen

folgten, denn wenn diese fortgingen, hätte das Theater keine Anziehungskraft mehr gehabt. Aber es gelang Zffland, seine Truppe beisammen zu halten. Ebenso hat er alle Versuche der zahlreich nach Deutschland gekommenen französischen Schauspielertruppen, die gern in Berlin auftreten wollten, vereitelt, obgleich einige derselben gute Beziehungen zu den französischen Befehlshabern hatten.

Ein viel einfacheres Verfahren hatte die Leitung der italienischen Oper eingeschlagen. Sie hatte im Oktober 1806 das Opernhaus geschlossen — es wurde nachher als Brotmagazin benutzt — und das ganze Personal auf die Straße gesetzt mit der Erklärung, daß sie keine Mittel habe, die Gehälter zu zahlen. Zffland mit seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit, seiner Energie und seiner fast noch größeren Gutmütigkeit hat sich auch dieser Leute nach Kräften angenommen und diejenigen, die nicht auswärts ein Unterkommen fanden, soweit es möglich war, an seiner Bühne beschäftigt. Er hat es bei aller Not fertig gebracht, auch eine Benefiz-Vorstellung für die Armen der Stadt zu geben.

Zffland ist von den französischen Behörden wiederholt zur Verantwortung gezogen worden, als er an den Geburtstagen des Königs und der Königin versuchte, diesen eine kleine Huldigung darzubringen. Napoleons unritterliche Schmähreden gegen die Königin und deren weitere Ausführung in der ihm dienenden Presse hatten eine ganz andere als die beabsichtigte Wirkung, sie steigerten die Anhänglichkeit der Patrioten und ließen die unglückliche Frau noch verehrungswürdiger erscheinen. Viele empfanden deshalb das Bedürfnis, den Geburtstag der fernen Fürstin zu feiern, aber sie wagten sich damit nicht recht an die Öffentlichkeit. Die meisten begnügten sich mit Spenden an die Armen. Den Dank der Armen-Direktion und des Konvikts der französischen Gemeinde veröffentlichten die Boffische und die Spenerische Zeitung am 10. März 1807, ohne auch nur mit einem Worte die Bedeutung des Tages zu erwähnen.

Im National-Theater war es bis dahin Sitte gewesen, daß an solchen Tagen vor dem Beginn des Schauspiels eine kleine Rede gehalten wurde. Zffland glaubte dies nicht ganz unterlassen zu können und wies mit kurzen Worten auf die Wohltätigkeit der Königin hin. Dafür wurde er am folgenden Tage vor den Kommandanten beschieden und erhielt von diesem einen Verweis. So berichtet der schon vorher genannte spätere Oberpräsident von Bassowig. Poetischer ist die später aufgetretene Legende, Zffland habe während der Vorstellung einen versteckt gehaltenen Blumenstrauß hervorgezogen und an die Brust gedrückt: „durch die Pantomime das Publikum, welches ihn vollkommen verstand und ihm laut seinen Beifall bezeugte, an die Königin erinnernd“. Zur Strafe sei er ins Gefängnis geworfen und sogar mit Erschießung bedroht worden. In ähnlicher Weise wie Zffland

wurden auch die Geistlichen, welche am vorhergehenden Sonntage in ihren Predigten auf die häuslichen Tugenden der Königin hingewiesen hatten, vermahnt. Schärfer wurden einige Bürger angelassen, die ihre Wohnungen bekränzt und am Abend ihre Fenster erleuchtet hatten. Sie wurden mit den härtesten Strafen bedroht, falls sie sich wieder den Unwillen der französischen Behörden zuziehen würden.

Diesem ersahen also jede, auch die harmloseste Kundgebung am Geburtstage der Königin strafbar. Aber der Abschluß des Tilsiter Friedens sollte öffentlich gefeiert werden. Für Sonntag den 19. Juli hatte der Generalgouverneur Parade, Tebeum in allen Kirchen, freies Schauspiel und abendliche Illumination angeordnet, obgleich in Berlin noch niemand die Bedingungen des Friedens kannte. Die Kirchen waren sämtlich stark besucht, auch die Illumination war fast allgemein, aber sehr einfach. Die gedrückte Stimmung der Bürgerschaft wird treffend durch die Worte eines Transparents gekennzeichnet, das ein Kaufmann in der Friedrichstraße ausgehängt hatte:

Zwar kenne ich den Frieden nicht,
Doch aus Gehorsam und aus Pflicht
Verbrenn' ich auch mein letztes Licht.

Still wogten die Massen durch die Hauptstraßen, sie sammelten sich vor dem dunklen Palais des Königs und brachen hier in laute Hochrufe aus. Die Polizeibeamten fuhren dazwischen. Auf die Bemerkung, daß jetzt Frieden sei, erklärten sie: „Ganz recht, doch soll kein Auflauf entstehen, und so lange noch französische Garnison hier ist, darf so etwas nicht gerufen werden.“ In der That war durch den Abschluß des Friedens die Lage in Berlin nicht wesentlich verändert, sie wurde sogar in mancher Hinsicht noch schlimmer.

Für des Königs Geburtstag am 3. August hatte die Polizei jeden „Eklat“, auch abendliche Beleuchtung streng verboten. Einige Personen, die trotzdem ihre Fenster bekränzt oder erleuchtet hatten, wurden zur Strafe nach Spandau geschickt. Andere haben durch Armenspendungen oder sonstige Art der Wohlthätigkeit, auch durch Festlichkeiten in von der Straße abgelegenen Gärten den Tag gefeiert. Der „Beobachter an der Spree“ brachte ein ansprechendes, in seltsamem Gegensatz zu seinem sonstigen Gebaren stehendes Gedicht. Es fordert den König auf, durch Reformen seinen Staat neu zu begründen:

Es steht bei Dir, das Höchste zu vollenden,
Ein neuer Schöpfer Deines Volks zu sein;
Der Zukunft Glück liegt ganz in Deinen Händen,
Ein kräftig gutes Volk ist Dein.

Im Theater vermied Zffland jede Anspielung. Als er nach dem Schlusse der Vorstellung stürmisch herausgerufen wurde und nicht umhin konnte, einige Worte zu sprechen, fand er die hübsche Wendung: „Die Wünsche, die uns jetzt beleben, sind zu tief empfunden, als daß ich sie aussprechen könnte,“ worauf die Zuschauer mit donnerndem Hoch auf den König antworteten. Zffland hatte sich hierüber vor dem Kommandanten zu verantworten, indessen nahm General Gulin seine Rechtfertigung in freundlicher Weise entgegen.

Auch im folgenden Jahre 1808 fielen beide Geburtstage noch in die Zeit der französischen Besetzung. Am 10. März brachte die Wossische Zeitung ein Gedicht: „Das Vaterland an die Königin“. Zffland wagte diesmal eine etwas auffallendere Ovation. Nach dem Schlusse der eigentlichen Vorstellung erschien das ganze Ballettkorps mit Rosen geschmückt auf der Bühne, um vor der Büste der Königin die Figur eines L zu bilden. Zffland und der Inspektor Jakoby wurden hierfür mit zwei Tagen Hausarrest bestraft. Außerdem mußte nachher am Geburtstage der Kaiserin Josefine eine ähnliche Art der Feier veranstaltet und die Figur eines J gebildet werden.

An des Königs Geburtstag war diesmal, wohl mit Rücksicht auf die Verhandlungen über die Räumung Berlins, eine etwas freiere Bewegung gestattet. Er konnte in den Schulen und von der Akademie der Wissenschaften gefeiert werden. Am Abend fand eine beinahe allgemeine Erleuchtung statt, frohe Menschenmassen durchwogten die Straßen, Freudenschüsse hörte man bis tief in die Nacht hinein. Die Berliner glaubten, daß die traurige Zeit der französischen Besetzung sich ihrem Ende nahe, eine Hoffnung, die freilich nicht so schnell in Erfüllung ging.

Während der nach dem Abschluß des Friedens noch ein und ein halbes Jahr fortdauernden Okkupation sind die Franzosen fast schroffer aufgetreten als vorher. „Die ersten acht Monate bis zum Tilsiter Frieden“, schreibt Zelter, „würden sich haben vergessen lassen, seit diesem Frieden aber hat unsere Stadt den Krieg gefühlt.“ Im Herbst 1807 trat an die Stelle des verhältnismäßig milden Gulin der drakonische General St. Hilaire, im Mai 1808 wurde der Polizeidirektor Büsching zum Rücktritt genötigt und durch einen französischen Auditeur ersetzt. Gleichzeitig übertrug Bignon die Bücherzensur einem von ihm eingesetzten Zensor und verwies ihn ausdrücklich auf das Wöllner'sche Zensurreglement von 1788. Büsching ist, um Konflikte zwischen der Bürgerschaft und den Franzosen zu vermeiden, in seinen polizeilichen Anordnungen oft noch über die Forderungen der französischen Behörden hinausgegangen und wird deshalb von manchem verspottet, daß er französischer gewesen sei als die Franzosen. Die Berliner haben das damals in ihrer großen Mehrheit nicht so aufgefaßt, sie erkannten sehr wohl, daß sein Verhalten nicht durch Liebedienerei bestimmt sei, und

haben ihn nachher ihre Dankbarkeit dadurch bewiesen, daß sie ihn zum Bürgermeister wählten, als 1809 die Bürgerschaft zum erstenmal in der Lage war, ihre Behörden selbst zu wählen.

Im Sommer 1808 bezog ein Teil der französischen Truppen ein Lager hinter Charlottenburg, in der Gegend des heutigen Westend. Es war am Abhang des Berges malerisch gelegen und durch das Geschick der Franzosen mit Schildbäumen und anderem Schmuck gefällig verziert, so daß es als eine Sehenswürdigkeit betrachtet und viel aufgesucht wurde.

Durch dies Lager wurden zwar die Kosten für den Unterhalt der Truppen nicht vermindert, aber doch die unmittelbaren Beschwerden der Einquartierung etwas erleichtert. Diese Last war sehr drückend gewesen, namentlich wenn bei raschem Durchmarsch ein häufiger Wechsel stattfand. Einige Gäste waren freundlich und gefällig, andere desto rücksichtsloser und stellten die größten Ansprüche. Vor allem forderten sie Wein, Kaffee und Weißbrot, die teuer und oft schwer zu beschaffen waren. In des alten Nicolai vornehmem Bürgerhause ist es vorgekommen, daß Speisen zurückgeschickt wurden, weil sie dem Wunsch der Gäste nicht entsprachen, einmal sogar, daß der Herr General das ganze Diner aus dem Fenster in den Hof werfen ließ. Im Anfang waren Lebensmittel reichlich vorhanden, auch bisweilen billig zu haben, da die in den ersten Tagen — noch vor dem Kaiser und seiner Garde — eingerückten Soldaten ihre aus den Dörfern mitgeschleppte Beute, darunter ganze Schinken und lebendes Vieh rasch loszumerden suchten. Bald wurden die Kolonialwaren immer seltener, da sie nur durch Schmuggel und unter Schwierigkeiten herangebracht werden konnten. Auch für die Erzeugnisse des eigenen Landes mußten sehr hohe Preise gezahlt werden, Eier z. B. wurden das Stück mit zwei Groschen, das Pfund Butter mit einem Taler bezahlt.

Am schlimmsten war wohl die Lage der Witwen und Waisen, denen die Bank jetzt weder ihr Vermögen herausgeben noch Zinsen zahlen konnte. Um den verabschiedeten alten Beamten wenigstens einen Teil ihrer Pension geben zu können, mußten die noch im Dienst stehenden Beamten sich einen Abzug von ihrem Gehalt gefallen lassen. Hierfür wurde ein Minimum bestimmt, aber darauf gerechnet, daß mehr gegeben werde. „Dies Minimum“, schreibt Wilhelm von Humboldt seiner Frau, „ist für meine Besoldung fünf Prozent, wenn ich daher zehn gebe, bin ich schon sehr generös. Aber das muß man auch tun. Du glaubst nicht, was die Besseren hier jetzt patriotisch sind. K. gibt von seiner Armut sechs Prozent statt drei, die er geben mußte.“

Einige Kaufleute und Handwerker mögen durch Arbeiten und Lieferungen für die französische Besatzung etwas verdient haben. Bei den meisten aber war die Not groß. Geld war kaum zu erhalten, zehn, zwölf, fünfzehn

Prozent Zinsen mußten selbst bei guter Sicherheit gegeben werden. Viele Arbeiter zogen fort, um anderswo ihr Brot zu suchen. Manche Hausbesitzer boten ihre Häuser umsonst aus. Wenn sie keine Abnehmer fanden, gaben sie ihre Hauschlüssel auf dem Rathause ab und wanderten gleichfalls aus. Die Zivilbevölkerung ist von 155 000 im Jahre 1805 auf 145 000 im Jahre 1808 gesunken, obgleich nicht wenige Einwohner der Nachbarorte, in denen die Franzosen und Rheinbündler viel schlimmer hausten als in der Hauptstadt, nach dieser geflüchtet waren.

Aber nicht alle waren in der Lage fortgehen zu können. Um das Elend zu mildern, traten die besser Gestellten zusammen und gründeten eine Suppenanstalt, aus der an neun verschiedenen Stellen täglich mehr als 6000 Personen gespeißt wurden. Einen besonders traurigen Anblick boten im Winter 1806 auf 1807 die zahlreichen verlassenen Kinder. Wohlthätige Männer versuchten sich ihrer anzunehmen. Aus diesen Bemühungen sind zwei Stiftungen entstanden, die noch jetzt bestehen und segensreich wirken: das Friedrichsstift für verwaiste Kinder von Soldaten und das Luisenstift für arme und verlassene Knaben.

Die der Stadt auferlegte Kontribution betrug 10 Millionen Franks oder 2 700 000 Taler, die sonst der Stadt durch die französische Besetzung erwachsenen Kosten sind in den Rechnungen mit $3\frac{1}{2}$ Million Taler nachgewiesen, die außerdem von der Bürgerschaft getragenen Kosten werden auf mehr als 15 Millionen Taler berechnet, so daß die Gesamtkosten, soweit sie überhaupt in Geld berechnet werden können, sich auf mehr als 21 Millionen Taler oder 143 Taler auf den Kopf der Bevölkerung belaufen. Hier ist nur der Schaden berechnet, den die Stadt Berlin erlitten hat, nicht eingerechnet ist, was an Staatseigentum und aus dem Besiß der königlichen Familie mitgenommen wurde. Die fortgeführten Kunstschätze mußten nachher zurückgegeben werden. Die in der Garnisonkirche aufbewahrten, einst bei Hohenfriedberg erbeuteten Fahnen hatte der Küster versteckt, um sie den Augen der Feinde zu entziehen. Da er aber bald darauf starb, ohne jemand sein Geheimniß mitgeteilt zu haben, ist es bisher trotz mehrfacher Nachforschungen nicht gelungen, sie wieder aufzufinden.

Von zahlreichen glaubwürdigen Zeitgenossen sind Briefe und andere Aufzeichnungen bekannt geworden, zumeist von Männern, doch auch einige darunter von Frauen aus geistig und gesellschaftlich vornehmen Familien. Sie zeigen, wie sich in solchen von hoher Gesinnung erfüllten Kreisen das Familienleben während der traurigen Zeit gestaltete. Von vielen Seiten gerühmt wird wegen seiner patriotischen Gesinnung und Betätigung der noch junge Buchhändler Georg Reimer, ein ebenso rühriger und weitblickender wie mutiger und charakterfester Mann, der einige Jahre vorher die einst von Secker begründete Realschulbuchhandlung übernommen und

sie bedeutend erweitert hatte. Seine umsichtige Frau, von Arndt „eine Krone der Frauen“ genannt, verstand es, selbst in dieser Zeit der beschränktesten Mittel die Freunde und Gesinnungsgenossen in einfacher Geselligkeit zu vereinigen. So wurde ihr gastliches Haus bald zu einem Mittelpunkte der patriotischen Bestrebungen.

Die vertraulichen Mitteilungen der Tagebücher und Briefe gewähren einen Einblick in die Gedanken und Stimmungen der Handelnden und der Leidenden, sie zeigen, daß Berlin damals durchaus nicht allen vaterländischen Sinnes bar gewesen ist, wie öfters behauptet wird. Manche Erzähler gefallen sich darin, die Sittenlosigkeit, den Übermut, die Frivolität der Berliner, namentlich der höheren Kreise in der Zeit vor dem Zusammenbruch des Staates, ebenso die Kriecherei und Liebedienerei der Franzosenzeit auf das schwärzeste auszumalen, um dann in desto glänzenderen Farben zu zeigen, wie reinigend das Unglück gewirkt hatte, wieviel besser die Berliner und die Berlinerinnen durch dasselbe geworden waren. Solche Übertreibung gibt ein falsches Bild. Sicher haben einzelne aus allen Ständen sich an die Franzosen herangedrängt und dienstfertiger erwiesen als nötig war. Wie es in Zeiten allgemeinen Unglücks zu geschehen pflegt, haben manche schwache Charaktere den sittlichen Halt verloren, die schlechten Elemente haben sich nicht gescheut, mit ihren Begierden öffentlich hervorzutreten. Aber in einem großen Teile der bürgerlichen wie der vornehmen Familien hat Tüchtigkeit und ernste Gesinnung geherrscht, in ihrer Mehrheit haben sich die Berliner dem siegreichen Feinde gegenüber würdig und ehrenhaft benommen. Gerade in der Zeit des Unglücks ist vielen ihre Zugehörigkeit zum Staate, ihr Anteil an seinem Ruhme und an seiner Not erst recht klar zum Bewußtsein gekommen, sie haben sich ihm mit desto innigerem Gefühl, mit desto größerer Liebe zugewendet.

Auf die Läuterung der Gesinnung und die Stärkung des vaterländischen Gefühls haben die Berliner Geistlichen zu wirken gesucht. Namentlich wird dies von dem greisen französischen Pfarrer Erman und von den beiden Präpsten Ribbeck und Hanstein gerühmt. Eine große Wirkung durch die Fülle der Gedanken und die Kraft der Begeisterung übten die Predigten Schleiernachers, der von der aufgelösten Universität Halle hierher gekommen war. Wiederholt hat er in verschiedenen Kirchen die Kanzel bestiegen, am häufigsten in der Dreifaltigkeitskirche, an der er bald eine dauernde Stätte fand. Vor einem auserlesenen Hörerkreise aus den gebildeten Ständen hielt Fichte in dem runden Saal des Akademiegebäudes Unter den Linden während des Winters 1807 auf 1808 an vierzehn Sonntagsvormittagen die berühmten „Reden an die deutsche Nation“, die auf alle, welche sie damals hörten oder nachher lasen, einen gewaltigen Eindruck machten. Inmitten der französischen Besatzung, oft gestört durch den Trommel-

schlag ihrer vorbeimarschierenden Truppen, forderte er eine andere Erziehung, eine Erneuerung der deutschen Nation, damit sie frei werden und die ihr zukommende Stellung einnehmen könne, damit, wie er in der letzten Rede „zum Beschluß des Ganzen“ sagt: „die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem besseren Zustande“. Gegen die Reden haben die französischen Behörden keine Maßregeln ergriffen. Aber als sie sofort, eine hinter der anderen, gedruckt werden sollten, hatte das Oberkonsistorium als Zensurbehörde für philosophische und theologische Schriften Bedenken gegen einen Teil der Reden, bei den ersten wegen ihrer scharfen Urteile über den preußischen Staat und die preußische Regierung, bei den späteren, weil man fürchtete, daß die französische Regierung sich gekränkt fühlen würde. Fichte hat trotz seines Widerstrebens erhebliche Änderungen vornehmen müssen. Bei dem Druck der vorletzten Rede rief er die Hülfe Steins an, der gerade zu Verhandlungen mit dem französischen Gouvernement von Königsberg herübergekommen war. Aber auch Stein war der Meinung, daß auf den Feind, der das Land besetzt und in seiner Gewalt hatte, größere Rücksicht zu nehmen sei, er hielt deshalb einen verallgemeinernden und daher mildernden Zusatz für unerläßlich.

Am 3. Dezember 1808 zogen die Franzosen endlich ab, nachdem sie vom 25. Oktober 1806 an, also länger als zwei Jahre die Gewalt in der Stadt gehabt hatten. Wenige Tage darauf, am 10. Dezember 1808 rückten die ersten preußischen Truppen wieder in Berlin ein. Allen voran ritt auf des Königs Befehl Major von Schill, der sich bei der Verteidigung von Kolberg durch die kühnen Streifzüge seines Freikorps hervorgetan und dadurch die Hoffnung wieder belebt, den vaterländischen Sinn gestärkt hatte. Er war deshalb mehrfach ausgezeichnet, vom Sekondeleutnant zum Rittmeister, dann zum Major und Inhaber des aus der Reiterei seines Freikorps gebildeten Husarenregiments ernannt worden. Vielen erschien er wie eine Verkörperung der Hoffnungen, die man auf die Erhebung und Befreiung des Vaterlandes setzte. Ihm vor allen anderen wurden deshalb die Ehren des Einzuges zuteil. Alte Krieger aus der Zeit Friedrichs des Großen drängten sich an sein Pferd, suchten seine Säbelscheide, seine Steigbügel zu küssen. Die Frauen wetteiferten, ihm zu huldigen, den jungen Helden zu ehren, sie ahmten seine Haartracht nach, sie suchten ihren Anzug seiner Husaren-Uniform so ähnlich als möglich zu machen. In der Wossischen Zeitung schließt der hübsche Bericht über diesen Einzug: „Diesen Tag wird Berlin nur mit einem glücklicheren vertauschen, dem es sehnsuchtsvoll entgegenfieht. Alles wünscht, alles ruft: Es lebe, es komme der König.“

Wie es damals in Berlin ausah, zeigen die Briefe, welche Wilhelm von Humboldt an seine in Rom zurückgebliebene Frau richtete, als er hierher kam, um sein neues Amt als Leiter der Ministerialabteilung für Kirche

und Unterricht zu übernehmen. Von Süddeutschland aus hatte er geschrieben: „Von Not habe ich bisher in Deutschland nur die Klagen gehört . . . jenseits des Thüringer Waldes soll es anders sein.“ Dann aber heißt es: „Berlin ist zu einem Dorf geworden. Es gibt kaum noch Wagen. . . . Bei Diners und Soupers brennt man Talg. Doch kommt niemand aus. Rom ist eine lebendige Stadt gegen Berlin! Erfurt rivalisiert!“ An anderer Stelle spricht er von den häufigen Unfällen auf den Straßen, es werde behauptet, „daß sich die Leute mit Fleiß umfahren lassen, um Schmerzensgeld zu bekommen. . . . Es ist unglaublich, doch ist das Fahren jetzt so selten, daß es wirklich schwer zu begreifen ist, wie man so wenigen Wagen nicht aus dem Wege gehen kann.“

Bald nach dem Abzuge der Franzosen fand die Neuordnung der städtischen Verwaltung statt auf Grund der Städteordnung vom 19. November 1808, einem der wichtigsten unter den Reformgesetzen, durch die der Minister Freiherr vom Stein den preußischen Staat wieder aufzurichten suchte. Durch dies Gesetz wurde den Städten das Recht der Selbstverwaltung gegeben. Die Magistrate und die Vertreter der Bürgerschaft sollten aus Wahlen der Bürger hervorgehen, sie sollten das städtische Vermögen verwalten und über alle Angelegenheiten entscheiden, die das Interesse der Stadt betrafen. Heut wird wohl niemand mehr bestreiten, daß dies in trauriger Zeit entstandene Gesetz nicht nur auf die Städte selbst einen großen und heilsamen Einfluß ausübt, sondern auch wesentlich dazu beigetragen hat, die Liebe zur Gemeinde, ein erhöhtes Gefühl für Selbständigkeit und Ehre in den Bürgerchaften zu erwecken, ebenso daß die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten eine Vorbereitung und Schulung für die spätere Teilnahme an der Staatsverwaltung geworden ist.

Zur Teilnahme an der Wahl waren ohne Unterschied des Standes, der Geburt und der Religion alle Bürger berechtigt und verpflichtet, die mit einem Hause angefaßen waren oder ein reines Jahreseinkommen von 200 Taler nachweisen konnten. Die Zahl der Bürger hatte 1805 nur 12 862, etwa acht Prozent der Bevölkerung betragen. Jetzt mußten auch die bisher Eximierten das Bürgerrecht erwerben, wenn sie ein Wohnhaus in der Stadt besaßen, was namentlich bei verschiedenen Mitgliedern der französischen Kolonie und der jüdischen Gemeinde der Fall war. Einige andere, vornehmlich patriotisch gesinnte Beamte übernahmen freiwillig die mit dem Bürgerrecht verbundenen Lasten, um ein gutes Beispiel zu geben. Einer derselben schrieb nach der Stadtverordnetenwahl an Stein: „Ich möchte um vieles die Ideen und Empfindungen nicht verlieren, welche diese feierlich rührende Handlung in mir geweckt hat. . . . Mein Bürgertum wird mir vielleicht einige Kosten machen, von denen ich sonst frei war. Ich bereue sie nicht.“ Sehr groß kann indessen der Zuwachs an neuen

Bürgern nicht gewesen sein. Die Gesamtzahl der Bürger betrug 1829, wo sie zuerst wieder angegeben wird, nur 12 801, $5\frac{1}{2}$ Prozent also noch weniger als 1805. Über die Zahl der Stimmberechtigten und die Beteiligung an der Wahl hat sich keine Nachricht erhalten.

In Berlin waren 102 Stadtverordnete und für den Fall der Behinderung 33 Stellvertreter zu wählen. Die Wahl sollte in der Kirche stattfinden unter dem Geläut der Glocken wie beim Gottesdienst und mit religiöser Feierlichkeit verbunden werden. Hierdurch und bei den vorgeschriebenen umständlichen Formlichkeiten nahm die Wahl jedes einzelnen der 102 Bezirke, in welche die Stadt zu diesem Zwecke eingeteilt war, eine geraume Zeit in Anspruch. Außer der Garnisonkirche, die nicht in Betracht kam, gab es einschließlich der drei französischen Gotteshäuser und der Stiftskirchen 22 evangelische Kirchen und Kapellen in Berlin. In diesen fanden fünf Tage hintereinander, vom 18. bis zum 22. April 1809 die Wahlen statt, nachdem am vorhergehenden Sonntage beim Gottesdienst, auch in der katholischen Kirche — und ähnlich in der Synagoge — darauf hingewiesen war.

Nach der Vorschrift des Gesetzes mußten zwei Drittel der Stadtverordneten mit einem Hause angezogen sein. Diese Zahl wurde weit überschritten, beinahe alle Gewählten wohnten im eigenen Hause, nur sechs zur Miete, 89 von ihnen waren Gewerbetreibende, darunter 31 Kaufleute, 28 Handwerksmeister, einige Fabrikanten, Gärtner, Apotheker, Gastwirte, neben ihnen waren gewählt: fünf Rentiers, ein Arzt, fünf Polizei- und Baubeamte, der Oberst der Bürgergarde und als einziger Jurist Leopold von Gerlach, der kurz vorher aus seinem Amte als Präsident der kurmärkischen Kammer geschieden war. Länger als ein Jahrzehnt hatte er die Aufsicht über die Verwaltung der Stadt geführt, sich dabei hohes Ansehen und zugleich gründliche Kenntnis ihrer Verhältnisse erworben. Während der Franzosenzeit hatte er mit der Stadt nichts zu tun gehabt, da das conseil administratif unmittelbar unter dem französischen Gouvernement stand und die Aufsicht einer preussischen Staatsbehörde nicht gestattet wurde. Aber man wußte, daß er die Anmaßungen der französischen Behörden mit großer Entschiedenheit abgewehrt und die Einwohner seines Bezirks vor übertriebenen Forderungen zu schützen gesucht hatte. Seine Wahl und die Bereitwilligkeit, mit welcher er dieselbe annahm, erregte deshalb große Freude. In der ersten Versammlung der Stadtverordneten wurde er einstimmig zum Vorsitzenden gewählt.

Diese Versammlung fand im Palais des Prinzen Heinrich statt. Da dasselbe nachher für die Universität gebraucht wurde, mußten die Stadtverordneten während einer Reihe von Jahren in gemieteten Räumen tagen, 1822 fanden sie ihre Stätte im ehemaligen Köllnischen Rathause. Dort

sind sie geblieben, bis sie im Januar 1870 nach dem neu erbauten Rathause in der Königstraße übersiedelten.

Polizei und Gericht wurden von der städtischen Verwaltung getrennt und selbständigen königlichen Behörden, dem Polizei-Präsidium und dem Stadtgericht übertragen. An der Spitze des Magistrats sollte ein Oberbürgermeister stehen, der vom König zu ernennen war; die Stadtverordneten hatten drei Kandidaten vorzuschlagen. Einmütig nannten sie an erster Stelle Gerlach, und der König folgte gern ihrem Wunsche. Zum Bürgermeister wurde, wie bereits erwähnt, der frühere Stadtpräsident und Polizeidirektor Büsching gewählt, auch die acht anderen besoldeten Mitglieder des Magistrats: zwei Syndici, Baurat, Kämmerer und vier gelehrte Räte hatten bereits dem früheren Stadtrat angehört, außerdem wurden fünfzehn unbesoldete Stadträte gewählt. Am 6. Juli erfolgte die feierliche Einführung der neuen Stadtbehörden.

In derselben Zeit, wo die städtische Verwaltung neu geordnet wurde, hatte der Krieg Österreichs gegen Napoleon begonnen. Die Patrioten forderten, daß Preußen sich an Österreich anschließen und versuchen sollte, sich zu befreien. Besonders kräftig spricht sich diese Stimmung in Kleists Ode „Germania an ihre Kinder“ aus, in der es heißt: „Stehst du auf, Germania, ist der Tag der Rache da?“ und an anderer Stelle:

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an.

In der Tat schien Germania aufstehen und sich befreien zu wollen. Versuche dazu sind an verschiedenen Stellen gemacht worden, doch hat allein die Erhebung der Tiroler, und auch diese nur vorübergehend Erfolg gehabt. Einer der ersten Versuche ging von Berlin aus. Feurige Geister bestürmten Schill, mit kühner Tat ein Beispiel zu geben, man erzählte, daß im Hessischen und in anderen Teilen des Königreichs Westfalen alles zur Erhebung bereit sei. Da entschloß er sich mitzuwirken, den Aufstand zu entflammen, ihm Mittelpunkt und Halt zu geben. Mit seinen Husaren zog er am 28. April zum Hallschen Tore hinaus, auf Halle zu, in das von Preußen abgetretene, jetzt westfälische Gebiet hinein. Er rechnete darauf, daß Tausende von Freiwilligen sich an den festen Kern seines Regiments anschließen würden. So dachte er, den Kampf zu beginnen und hierdurch den zögernden König zum Kriege fortzureißen. Dieser in überschäumendem Heldennut unternommene tollkühne Versuch mißglückte völlig und brachte die preußische Regierung in große Verlegenheit.

Für Berlin hatten Schills Unternehmen und die Aufregung, welche während des ganzen Krieges von 1809 hier herrschte, eine erfreuliche Folge.

Bis dahin hatte die Regierung von Königsberg aus die Wiederherstellung des Staates geleitet, weil der König sich um so freier fühlte, je weiter er von den Grenzen Frankreichs und des Rheinbundes entfernt war. Jetzt forderte Napoleon, daß der König nach Berlin zurückkehre, um die unruhig gewordenen Geister der Hauptstadt besser zu überwachen. Am 23. Dezember traf das Königspaar wieder in Berlin ein, wo man seine Rückkehr schon lange ersehnt und erwartet hatte. Am Bernauer Tor wurde es von den Behörden empfangen und von der gesamten, auf großen Tribünen untergebrachten Schuljugend mit lautem Jubel begrüßt. Zum dauernden Gedächtnis an diese bedeutungsvolle Rückkehr erhielt das Bernauer Tor den Namen Königstor und die Bernauerstraße — die Fortsetzung der Königstraße — den Namen Neue Königstraße. Der Erinnerung an die Rückkehr ist ferner ein kleines Denkmal in der Form eines griechischen Altars gewidmet, das außer dem Datum des Einzugstages die Inschrift trägt: „Ihrer heimkehrenden Königin die Bewohner des Tiergartens“. Es stand früher auf einer kleinen Insel des Tiergartens, die deshalb als Lufteininsel bezeichnet wurde. Vor einigen Jahren ist es auf eine nahe gelegene Halbinsel gesetzt worden, an seiner ursprünglichen Stelle steht jetzt das Jung-Wilhelm-Denkmal, das den jungen Prinzen Wilhelm, unseren späteren Kaiser Wilhelm I. in der Uniform von 1813 darstellt.

Der Aufenthalt des Königs im Osten und seine Berührung mit den russischen Truppen hat eine bedeutende Wirkung auf unser Musikleben ausgeübt. Der König war in hohem Grade erfreut über die Gesangfertigkeit der russischen Soldaten. Die Anerkennung, mit welcher er oft davon sprach, gab die Anregung, daß Zelter mit tüchtigen Kräften der Singakademie eine Liedertafel zur Pflege des Männergesangs bildete. Man beschloß, in jedem Monat einmal, und zwar — mit Rücksicht auf die mangelhafte nächtliche Straßenbeleuchtung — an dem dem Vollmond nächsten Dienstag gemeinsam zu tafeln und dabei den *a capella* Gesang zu üben. So wurde am 24. Januar 1809 die berühmte, noch jetzt bestehende Zeltersche Liedertafel begründet. Sie nahm nur Mitglieder der Singakademie auf und sang meist nur für sie eigens gedichtete und komponierte Lieder, von denen sich im Laufe der Zeit ein großer Schatz ansammelte. Goethe ist dabei mehrfach vertreten, er hat seinen Freund Zelter wiederholt durch Zusendung von Fest- und Trinkliedern erfreut. Diese Zeltersche Liedertafel ist der erste und älteste aller jetzt überall, soweit die deutsche Zunge klingt, bestehenden Männergesangsvereine, die eine so große Bedeutung für das deutsche Volksleben erlangt haben. Allerdings hat nur ein kleiner Teil dieser Vereine sich als Liedertafel eingerichtet, die meisten haben eine volkstümlichere Form gewählt und sind dabei einer fast um dieselbe Zeit, nur wenig später, von der deutschen Schweiz ausgegangenen Anregung gefolgt.

Um eine lebhaftere Pflege des Gesangs bei unseren Truppen anzuregen, hat der König später eine Anzahl gut singender russischer Soldaten, die ihm zu diesem Zweck 1826 von ihrem Kaiser überlassen wurden, dem ersten Garderegiment zugeteilt und für sie die hübschen, nach russischer Art nur mit Art und Säge gezimmerten Blockhäuser der „Kolonie Alexandrowka“ bei Potsdam herstellen lassen.

Die Königin wurde von der ganzen Bevölkerung aufrichtig geliebt. Sie war, wie Wilhelm von Humboldt seiner Frau nach Rom schreibt, „auch bloß als Frau betrachtet von einer seltenen Harmonie in ihrem ganzen Wesen, sie hatte wirkliche Größe und alle Sanftmut, die nur aus den herzlichsten häuslichen Verhältnissen hervorgehen kann“. Um so größer war der Kummer, als sie im Juli 1810, während sie bei ihrem Vater in dem mecklenburgischen Schlosse Hohenzieritz weilte, schwer erkrankte und starb. Über die Einholung der Leiche in Berlin am 27. Juli heißt es in dem eben erwähnten Briefe: „Das überaus zahlreiche Gefolge war auf dem Exerzierplatz (dem jetzigen Königsplatz) versammelt und erwartete die Königin. . . . Nun bildete sich der Zug und ging in der Mitte der Linden, ganz zu Fuß . . . bis zum Schloß. Zu beiden Seiten waren Reihen Soldaten, an einigen Orten Sängerschöre, an den anderen Militärmusik und Trommeln, die gedämpft und etwas in der Ferne sehr melancholisch klingen. Auf dem Brandenburger Tore, wo sonst die Viktoria stand, wehte eine große schwarze Fahne, alle Glocken gingen. Der Zulauf der Menschen war unglaublich, aber eine Stille, die man sich kaum vorstellt, man hörte nicht einmal das sonst bei großen Haufen fast unvermeidliche dumpfe Gemurmel. Der Lustgarten, wo sich der Zug übersehen ließ und die Gardes standen, sah am feierlichsten aus.“ Der Sarg wurde im Thronsaale des Schlosses aufgestellt, allen die ihn sehen wollten der Zutritt gestattet. Am 30. erfolgte die Beisetzung im Dome, im Dezember die Überführung nach dem als Ruhestätte des Königspaares erbauten Mausoleum im Parke von Charlottenburg.

Eine für Berlin besonders wichtige Maßregel der Reformzeit war die Gründung der Universität. Schon wiederholt war der Gedanke aufgetaucht, die vielen wissenschaftlichen Kräfte Berlins in einer Universität zusammenzufassen. Dringender trat diese Forderung auf, als der preussische Staat durch den Krieg die beiden Universitäten Halle und Erlangen, zwei Pflanzstätten für die Bildung seiner Beamten, Geistlichen, Ärzte und Lehrer verloren hatte. Bald nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens erschien in Memel vor dem Könige eine Deputation von Professoren der durch Napoleon aufgelösten Universität Halle mit der Bitte, ihre Universität in Berlin wieder herzustellen. Da die Regierung die Errichtung einer Universität in Berlin bereits in Aussicht genommen hatte, konnte der König die Erfüllung dieses

Wunsches zusagen mit den berühmten Worten: der Staat müsse durch geistige Kräfte zu ersetzen suchen, was er an physischen verloren habe. In dem gleichen Sinne wirkten Fichte, Schleiermacher und Friedrich August Wolf, dem die moderne Altertumsforschung ihren weitumfassenden historischen Charakter verdankt. Mit ihrer Hülfe hat Wilhelm von Humboldt die neue Universität begründet. Im Oktober 1810 wurde sie in dem großen ehemaligen Palaste des Prinzen Heinrich, den der König geschenkt hatte, ganz schlicht ohne prunkvolle Feier eröffnet. Sie zählte 54 Dozenten, darunter 24 ordentliche Professoren. Unter ihren Lehrern waren außer Fichte, Schleiermacher und Friedrich August Wolf, die als Mitbegründer bereits genannt sind, noch mehrere von berühmtem Namen, so der große Philologe August Boeckh, den die Universität das Glück hatte, 56 Jahre lang als einen gefeierten und einflußreichen Lehrer in ihrer Mitte wirken zu sehen und für das Jubiläumsjahr 1860 als Rektor an ihre Spitze stellte; Savigny, der die Rechtswissenschaft auf geschichtlicher Grundlage neu entwickelt hat; der Botaniker Willdenow, der Mineraloge Weiß, die Ärzte Hufeland und Keil. Von dem ersteren ist schon vorher gesprochen. Keil, einer der bedeutendsten medizinischen Schriftsteller seiner Zeit, namentlich hervorragend durch seine Bemühungen für eine andere Behandlung der Nerven- und Geisteskrankheiten, hat der Berliner Universität nur kurze Zeit angehört. Nach der Entscheidungsschlacht bei Leipzig eilte er dorthin, um für die große Zahl der Verwundeten zu sorgen und ihre Pflege einheitlich zu ordnen, wurde aber selbst ein Opfer seines Berufes. Hohe Staatsbeamte wie Oberbaudirektor Gytelwein, wie Hoffmann, der Direktor des 1805 durch den Minister Stein begründeten statistischen Bureaus rechneten es sich zur Ehre, als außerordentliche Professoren einzutreten. Auch einige Mitglieder der Akademie machten Gebrauch von dem ihnen vorbehaltenen Rechte, an der Universität zu lesen, so Niebuhr, gleich groß als Finanzmann und als Erforscher der römischen Geschichte, der Grammatiker Buttmann und Bode, Direktor der Sternwarte. Für die neu sich bildende Wissenschaft vom deutschen Altertum wurde zum erstenmal ein Lehrstuhl eingerichtet, er fand in dem noch jugendlichen von der Hagen einen sehr rührigen Vertreter. Unter den Privatdozenten sei der gleichfalls noch jugendliche Zoologe Lichtenstein hervorgehoben, der eben aus Südafrika zurückkehrte. Er ist allen Berlinern dadurch bekannt, daß er später, 1841, unsern zoologischen Garten einrichtete. Von Bedeutung war ferner, daß die 1806 in Möglin (bei Wriezen) von Thaer begründete landwirtschaftliche Lehranstalt in Verbindung mit der Universität gebracht wurde. Thaer wurde Professor an der Universität, hatte im Winter Vorlesungen zu halten, während des Sommers aber die praktischen Übungen in Möglin zu leiten. Durch solche Männer ist die Universität bald ein Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin geworden, von vielen ihrer

Lehrer ist eine große und fruchtbare Anregung ausgegangen, sie haben gerade in jenen ernstesten Jahren wesentlichen Einfluß ausgeübt auf die Vertiefung und Kräftigung des Geistes.

Vaterländische Gefinnung befehlte die Berliner noch lebhafter als vorher und betätigte sich vielfach. Von geheimen Verbindungen aber, wie sie damals an manchen Orten entstanden, wollte man in Berlin nichts wissen. Der in Königsberg begründete Tugendbund, dessen Wirksamkeit bekanntlich sehr überschätzt worden ist, fand in Berlin nur wenig Anhänger. „Der Tugendbund hat weder Lokal noch Versammlungen“ berichtete der Polizeipräsident Gruner, als er auf Napoleons Forderung beauftragt war, die Tätigkeit des Vereins zu überwachen. In gewissem Sinne bildeten allerdings die Patrioten einen Bund, der viele Tausend Mitglieder zählte und sich über alle Städte Norddeutschlands erstreckte, nur daß dieser Bund weder Namen noch Abzeichen, weder Statuten noch Mitgliederverzeichnis hatte, sondern einzig und allein auf der Gleichheit der Gefinnung beruhte und sich vornehmlich darin betätigte, daß man sich gegenseitig zu unterstützen, den Verfolgten und in Not Geratenen zu helfen suchte. Da dieser Bund seinen Sitz nur in den Herzen seiner Mitglieder hatte, ist es den französischen und rheinbündischen Spüräugen trotz aller Mühe nicht gelungen, ihm beizukommen. Zu diesem Bunde gehörte auch der eben genannte Polizeipräsident Gruner, einer der eifrigsten Patrioten und Franzosenfeinde, zu diesen Patrioten gehörte vor allem Heinrich von Kleist, der seiner treuen und leidenschaftlichen Vaterlandsliebe oft kraftvollen Ausdruck gegeben hat. Die besten seiner vaterländischen Dichtungen: Hermannschlacht, Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn sind in dieser Zeit der Erniedrigung entstanden, leider aber den Zeitgenossen kaum bekannt geworden. Für die Hermannschlacht und den Prinzen von Homburg fand Kleist weder einen Verleger noch eine Bühne, sie sind erst 1821 gedruckt und aufgeführt worden. Käthchen von Heilbronn ist damals nur in Wien und in Bamberg, wo G. T. A. Hoffmann kurze Zeit das Theater leitete, zur Aufführung gekommen und hatte keinen rechten Erfolg. Dies Mißgeschick, die Unmöglichkeit, sich geltend zu machen und Anerkennung zu finden, hat viel dazu beigetragen, daß der zur Schwermut neigende Dichter an sich selbst und dem Vaterlande verzweifeln und freiwillig seinem Leben ein Ende machte.

Von Verschwörungen wollte auch Kleist nichts wissen. Mit deutlicher Anspielung auf den Tugendbund läßt er in der Hermannschlacht seinen Helden über die „Schwäger“ spotten:

Die schreiben, Deutschland zu befreien,
Mit Chiffren, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielficht.

Wenn Kleist aber fortfährt: „Es braucht der That, nicht der Verschwörungen,“ so entsprach dies der Gesinnung in Berlin. Auf die That, wenn der rechte Augenblick gekommen wäre, suchte man sich vorzubereiten. Zu diesem Zwecke errichtete Jahn, damals Lehrer am Grauen Kloster und an der Plamannschen Anstalt, 1811 den Turnplatz in der Hasenheide und sammelte die Jünglinge, um sie durch Turnübungen und Turnspiele zu kräftigen, während gleichzeitig viele patriotische Männer unter der Leitung von Friesen eine Fechtboden-Gesellschaft gründeten.

Im Jahre 1811 mehrten sich die Anzeichen des bevorstehenden Bruches zwischen Frankreich und Rußland. Bei einem solchen Kriege war Preußens Lage besonders gefährlich, schlimmer als die aller anderen Staaten. Wenn Preußen auf die Seite Rußlands trat, wie die Patrioten wünschten, hatte es die Hauptlast des Krieges zu tragen und konnte von Napoleons Übermacht völlig erdrückt werden. Dennoch war die preussische Regierung bereit, diese Gefahr auf sich zu nehmen, aber der russische Kaiser erklärte, daß er seine ganze Kraft auf die Verteidigung des eigenen Landes verwenden müsse und keine Verpflichtung für die Beschützung oder Wiederherstellung Preußens übernehmen könne. Preußen mußte also auf die Seite Napoleons treten, da Neutralität in diesem Kampfe nicht möglich war. Napoleon wußte, wie die Gesinnungen in Preußen waren, deshalb wollte er es ihm unmöglich machen, „sich zu erheben, wenn das französische Heer eine Niederlage erlitt oder eine englische Landung stattfände“. Nach dem Vertrage vom 24. Februar 1812 mußte Preußen nicht nur ein Hülfskorps von 20 000 Mann — die Hälfte seines Heeres — stellen, sondern alle Landesteile mit Ausnahme der Stadt Potsdam sowie eines Theiles von Schlesien standen für den Durchmarsch der Franzosen offen und mußten sich den Geboten ihrer Generale fügen. Fünf Jahre lang waren alle Gedanken, alle Maßregeln auf die Vorbereitung, auf die Rüstung zum Kampfe gegen Frankreich gerichtet gewesen, jetzt mußten die zur Befreiung des Vaterlandes geschulten Truppen unter den Befehl Napoleons gestellt werden. Einige von den Offizieren, welche bei der Neubildung des Heeres in erster Linie gestanden, eben noch Pläne für einen Verzweigungskampf ausgearbeitet hatten, konnten unter diesen Umständen nicht in der Nähe des Königs bleiben und mußten zurücktreten. Einige andere folgten ihrem Beispiel, weil sie sich nicht überwinden konnten, für den verhassten Feind, mit ihm zusammen und unter seiner Führung zu kämpfen. Sehr starke, merkwürdigerweise lange Zeit geglaubte Übertreibung hat behauptet, daß ihrer dreihundert an einem Tage den Abschied gefordert hätten. Das wäre allerdings eine seltsame Demonstration gewesen, die dem im preussischen Heere herrschenden Geiste der Pflicht und des Gehorsams nicht entsprochen hätte. Sorgfältige Forschung aber hat aus den Akten nachgewiesen, daß überhaupt vom Februar 1812

bis zum Ende dieses Jahres nur dreißig Offiziere den Abschied erbeten haben und bei vielen besondere, triftige Gründe dazu erkennbar sind. Die meisten von ihnen sind in russischen Dienst, einige in die von England gebildete deutsche Legion getreten.

Berlin erhielt am 28. März wieder französische Besatzung und einen französischen Kommandanten. Dem Befehl desselben unterstand auch die kleine Abtheilung preussischer Truppen, die in Berlin bleiben durfte, um die Wachen im Schloß zu stellen. Napoleon wies den Kommandanten an, daß „zwar die Landesverwaltung den Beamten des Königs verbleibe, daß aber die Aufsicht über die Zeitungen wie alle anderen Druckschriften und alle Polizeimittel in seinen Händen sein müssen, damit jede gefährliche Aufregung vermieden werde und das Land kein Mittel habe, sich zu erheben. . . Jede einem Franzosen zugefügte Beleidigung muß durch ein Kriegsgericht nach unserem Brauch gerichtet werden.“ Eine solche Einmischung in seine amtliche Tätigkeit hätte sich der feurige Gruner nicht gefallen lassen, an seiner Stelle mußte ein den Franzosen genehmer Mann zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt werden.

Im Dezember 1812 tauchten die ersten Gerüchte von dem Untergang des französischen Heeres auf, bald erfuhr man die Wahrheit. „Mit Mann und Roß und Wagen, so hat sie Gott geschlagen,“ sang damals ein Berliner Primaner, der spätere Gymnasialdirektor August, ein eifriger Turner, der bald darauf Feder und Bücher beiseite legte und mit vielen seiner Kameraden, ebenso wie ihr Meister Jahn bei den Litgowern eintrat, um für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen. Nach und nach kamen ganze Züge von Flüchtigen an. „Der Anblick dieser Unglücklichen war grausenregend,“ so berichtet in seinen Erinnerungen Ludwig Kellstab, der spätere berühmte Schriftsteller und Kritiker, der damals dreizehn Jahre alt war und mit offenen Augen die Ereignisse um sich her beobachtete, „selbst die aufatmende Freude mußte in solchen Augenblicken dem Eindrucke weichen, den das namenlose Elend hervorbrachte, das die unschuldigen einzelnen, die Opfer der Unerfättlichkeit des Führers erduldet hatten und noch erduldeten. Öfters habe ich gesehen, wenn die mit Stroh bedeckten Bauernwagen, auf denen die gräßlich entstellten Unglücklichen lagen, irgendwo anhalten mußten, . . . wie die Hausbewohner mit Erquickungen, Kleidungsstücken, wärmenden Getränken herbeieilten, um die halberstarrten Opfer zu beleben.“ Neben dem Mitleid regte sich auch der Spott, und die französischen Soldaten in Berlin ließen ihn sich jetzt gefallen, sahen ruhig mit an, wie überall Parikaturen hingen, welche Soldaten im elendesten Zustande, mit erfrorenen Händen und Nasen darstellten. Sie waren sehr kleinlaut geworden und traten — wenigstens hier in der Stadt — rücksichtsvoll auf, so lange sie noch auf Preußens weitere Unterstützung hofften.

Während die Sammergestalten der Flüchtigen von Osten her durch das Frankfurter und Landsberger Thor kamen, zogen von der anderen Seite durch das Potsdamer und Halle'sche Thor die französischen Reservirten, die Regimenter des Grenierschen Korps mit lustiger Musik herein, so daß im Januar 1813 eine große Zahl französischer Truppen in Berlin war. Die ohnehin schlimme Lage des Königs wurde durch die Nachricht von Yorks Vertrag noch mehr gefährdet. Wenn die Feinde Mißtrauen hegten, hätten sie sich leicht seiner Person bemächtigen können. Um sich ihnen zu entziehen, ging der König zuerst nach Potsdam, am 22. Januar reiste er in aller Stille nach Breslau ab. Die ihm zur Verfügung stehenden Truppen waren unter dem Vorwande von Übungsmärschen in unauffälliger Weise so verteilt worden, daß sie ihn auf der Reise vor einem Handstreich schützen konnten. Der Schein des Bündnisses mit Frankreich wurde sorgfältig bewahrt. Für den Tag der Abreise des Königs hatte der Staatskanzler Hardenberg den französischen Gesandten und die fünf in Berlin anwesenden Marschälle zu einem kleinen Diner eingeladen. Er forderte den Gesandten auf, dem Könige zu folgen, der in Schlesien die Truppen für ein dem Kaiser zu stellendes neues Hülfskorps ausheben wolle. Am folgenden Tage brachten die Zeitungen einen Erlaß des Staatskanzlers, in dem er die Abreise des Königs mittheilte. Seine Majestät, heißt es in dieser Bekanntmachung, ermahnen ihre sämmtlichen getreuen Untertanen und insbesondere die guten Bürger Berlins, sich in allen Stücken gegen das kaiserlich französische Militär so zu betragen, wie es den Verhältnissen gegen Alliierte und dem bestehenden freundschaftlichen Vernehmen mit Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon gemäß sei.

Auf diese Weise gelang es, die Franzosen hinzuhalten und unter ihren Augen die neuen Rüstungen zu betreiben, während man gleichzeitig mit Oesterreich, Rußland und England über ein Bündnis gegen Frankreich unterhandelte. Bis in den Februar ließ Napoleon sich täuschen. Noch am 3. Februar beklagte er sich, daß die Rüstungen in Preußen zu langsam gingen. Am 10. Februar aber schreibt er seinem Stiefsohn, dem Vizekönig Eugen nach Berlin: „Mein Sohn, der Aushebung in Preußen muß Einhalt geschehen.“

Von Breslau aus erließ Hardenberg die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jäger-Detachements“, durch welche die jungen Männer der bisher vom Kriegsdienst befreiten höheren Stände aufgefordert werden, sich selbst auszurüsten und Abteilungen freiwilliger Jäger zu bilden. Es war nicht gesagt, gegen wen die Rüstung dienen sollte, aber das ganze Land verstand, was diese so vorsichtig abgefaßte „Bekanntmachung“ bedeutete. Sie trägt das Datum des 3. Februar, ist aber nicht gleich veröffentlicht, sondern noch einige Tage zurückgehalten worden. In Breslau

wurde sie am 8. bekannt gemacht, die Berliner Zeitungen brachten sie am 9. In beiden Städten übte sie sofort eine gewaltige Wirkung.

Fast alle Primaner der Berliner Gymnasien, ebenso die an Jahren schon vorgeschrittenen Sekundaner und Tertianer, vom Grauen Kloster allein 134 Schüler meldeten sich als Freiwillige. Die Hörsäle der Universität wurden leer, die Lehrer entließen ihre Schüler mit begeisterten Worten, manche von ihnen, ebenso andere Beamte in reifen Jahren sind mit ins Feld gezogen. Von den etwa 10 000 Freiwilligen des Jahres 1813 waren 6390 aus Berlin. 4080 dieser Berliner Freiwilligen haben sich selbst ausgerüstet, während die übrigen hierzu eine Unterstützung annehmen mußten. Denn sofort begannen in Berlin die berühmten, oft geschilderten Sammlungen, um unbemittelte Freiwillige auszurüsten, dann fortgesetzt, um die Familien der ins Feld rückenden Landwehrmänner zu unterstützen, endlich mit dem weiteren Zweck die Verwundeten zu pflegen.

Für diese Sammlungen richteten die Zeitungen eine besondere Rubrik ein, welche „Vaterlandsliebe“ betitelt wurde. Da zeigt z. B. ein Handwerker an, daß er sich verpflichte, drei junge Männer auszurüsten. Ältere Lehrer erklären sich bereit, die Unterrichtsstunden der ins Feld ziehenden jüngeren Kollegen unentgeltlich zu übernehmen, ihnen so ihren Verdienst zu sichern und nachzusenden. Eine besondere Sammelstelle wurde für Trauringe und andere Schmuckfachen eröffnet, man gab denen, die hier ihre teuersten Familienandenken darbrachten, andere in der Eisengießerei angefertigte Ringe oder kleine Schmuckstücke mit der Aufschrift „Gold gab ich für Eisen“. Diese Sammlung ergab über 8000 Taler, eine besondere Sammlung der Dienstmädchen 650 Taler.

Einige Tage lang duldete der Kommandant diese Kundgebungen. Als er nicht mehr zweifeln konnte, gegen wen die Rüstung sich richtete, schritt er ein. Die Sammlungen selbst konnte er nicht verhindern, die sind in der Stille fortgesetzt worden, aber die öffentliche Bekanntmachung mußte unterbleiben. Erst nach dem Abzuge der Franzosen konnte die Rubrik „Vaterlandsliebe“ wieder in den Zeitungen erscheinen. Aus dieser Fortsetzung der Anzeigen sei der Aufruf hervorgehoben, den die preussischen Prinzessinnen unter Führung der geistvollen, lebhaften, von glühendem Patriotismus erfüllten Prinzessin Marianne, Gemahlin des älteren Prinzen Wilhelm erließen, um einen „Frauen-Verein zum Wohle des Vaterlandes“ ins Leben zu rufen, weil dieser Verein großen Umfang gewonnen und eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfaltet hat. Neben diesem Verein bildeten sich noch zahlreiche andere Frauenvereine teils für besondere Zwecke der Wohltätigkeit und Unterstützung, vornehmlich aber für die einzelnen, in den verschiedenen Stadtteilen errichteten Lazarette, um hier die verwundeten und erkrankten Krieger zu pflegen. Nicht wenige derselben wurden auch in

Privatpflege übernommen, namentlich unmittelbar nach der Schlacht bei Großbeeren.

Abgesehen von diesem unschätzbaren Teile hingebender persönlicher Liebeestätigkeit ergaben die Sammlungen in Berlin den Betrag von 1 629 000 Talern. Hiervon wurden zu Ausrüstungen verwendet 883 000 Taler, für Verwundete und Kranke 708 000 Taler, für andere Zwecke, z. B. zur Unterstützung von Witwen und Waisen, ferner nach dem Kriege als Beihilfe für einzelne Freiwillige beim Rücktritt in ihr früheres Verhältnis 38 000 Taler. Die Größe der freiwillig dargebrachten Opfer ist um so bemerkenswerter, als ohnehin die Kriegslasten schon sehr schwer zu tragen waren. Ein hoher Beamter z. B., der kein Vermögen besaß und die Ersparnisse früherer Jahre während der Okkupationszeit verbraucht hatte, berechnet seine „Kriegskosten“ im Jahre 1813 einschließlich der freiwilligen Beiträge auf 1500 Taler, die Hälfte seines Gehaltes; gegen 50 Taler habe er monatlich an dem Kurse der Trepsorscheine verloren, in denen das Gehalt gezahlt wurde, zwischen 40 und 90 Taler habe die Einquartierung gekostet, da er fast in jedem Monat 200 Mann zu verpflegen gehabt habe.

Für die „vielen Beweise echter Vaterlandsliebe“ hat der König am 10. September vom Hauptquartier Teplitz aus „den guten Einwohnern von Berlin“ seinen wärmsten Dank ausgesprochen: „Solche Opfer“, sagt er, „haben einen um so größeren Wert, als sie ganz freiwillig und zu einer Zeit gebracht sind, die deren bereits so große und unfreiwillige auferlegt hat.“

Als der Kommandant die weitere Veröffentlichung der Gaben verbot, wollte er auch den Abzug der Freiwilligen verhindern. Die jungen Männer mußten deshalb allerlei Listen anwenden, um aus den Stadttoren hinauszukommen. Viele sammelten sich in Potsdam und zogen von dort zusammen nach Schlesien. Zu ihnen gehörte auch der Dichter de la Motte Fouqué. Auf dem Marsche nach Breslau dichtete er das bald überall gesungene Lied: „Frisch auf zum fröhlichen Zagen.“

Nachdem die Russen über die Oder gegangen waren, versuchte Oberst von Tettenborn mit einem Pulk Kosaken einen Vorstoß gegen die Hauptstadt. Tettenborn, den Arndt „einen schönen tapferen Reitermann, eine leichte, lustige Husarennatur“ nennt, war hier nicht unbekannt. 1804 war er, damals noch österreichischer Offizier, auf kurze Zeit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Metternich, dem späteren Minister, zugeteilt worden. Er soll bei dieser Gelegenheit eine ihm von preußischen Verwandten zugefallene, 20 000 Taler betragende Erbschaft erhoben, bei seiner Abreise aber, als das gesetzliche Abzugsgeld von ihm verlangt wurde, nachgewiesen haben, daß er die ganze Summe bereits verbraucht habe. Sein Stabschef Major von Pfüel war nach dem Tilsiter Frieden, als

das preußische Heer verkleinert werden mußte, aus diesem geschieden. Er hatte dann zunächst in Verbindung mit seinem Freunde Heinrich von Kleist sich in literarischer Tätigkeit versucht. Als Oesterreich 1809 zu den Waffen griff, war er dorthin, 1812 nach Rußland geeilt.

Am 20. Februar erschienen sie plötzlich vor der Stadt. Während Pfuell mit raschem Angriff durch das Schönhauser Thor eindrang, erstürmte Tattenborn das Königstor. Ein kleines Denkmal bezeichnet die Stelle, wo bei dieser Gelegenheit ein anderer, hochbegabter junger deutscher Kosakenoffizier, Alexander von Blomberg den Tod fand. Er hatte achtzehnjährig als preußischer Fähnrich bei Jena gekämpft, sich an Schills Zug beteiligt, war 1812 in russischen Dienst getreten; seine Gedichte hat später Fouqué herausgegeben. Der Denkstein war früher in die Stadtmauer eingelassen. Als diese abgetragen wurde, ließ man das Stückchen mit dem Denkstein stehen, indem man es durch kleine gotische Thürmchen torartig ausbaute.

Die Zahl der in die Stadt eingedrungenen Kosaken war nicht groß, sie wurden von den Berlinern aufs freudigste empfangen und lebhaft unterstützt. Zu einer einmütigen Erhebung der ganzen Bevölkerung kam es aber nicht und konnte es nicht kommen, da es hierfür an jeder Vorbereitung und an Waffen fehlte. Es gelang den Franzosen, die Bevölkerung in Schranken zu halten und die Russen hinauszudrängen. Einzelne kleine Abteilungen, die sich zu weit vorgewagt hatten, nach den Linden, dem Dönhofsplätze und dem Potsdamer Thore, wurden von den Einwohnern versteckt und gerettet. Seitdem wurde strenge Aufsicht geübt. Die Truppen bivaktierten auf den Plätzen, die Kanonen waren schußbereit aufgefahen, die Thore geschlossen, Patrouillen durchzogen die Stadt. Totenstille herrschte auf den Straßen, aller Verkehr hörte auf.

Am frühen Morgen des 4. März marschierten die Franzosen ab, während gleichzeitig von Osten her etwa 5000 Kosaken und ein Pulk Kaschiren als Vorhut von Wittgensteins Heer in Berlin eindrangen. Sie hatten hier gute Tage, alle wetteiferten, sie so gut als möglich zu verpflegen. Eine eigentümliche Verkettung der Umstände hatte dazu geführt, daß die Hauptstadt diesen aus fernen Steppen gekommenen barbarischen Gästen als ihren Befreiern zujauchzte, daß sie die ersten waren, denen die Berliner ihre Freude, ihren Dank bezeugen konnten. Nachher freilich war man doch froh, als sie weiter zogen, denn auf die Dauer riefen ihre Lebensgewohnheiten allzu große Störungen hervor. Am 11. März wurde Graf Wittgenstein festlich empfangen, noch unendlich viel größer war der Jubel, als am 17. März York mit seinem Armeekorps einrückte und als am 24. der König von Breslau herüber kam, als man wieder die preußischen Feldzeichen und Farben erblickte, als die Wachen wieder von preußischen Truppen besetzt wurden, nachdem fast ein Jahr lang die Franzosen hier zum zweitenmal den Befehl geführt hatten.

Ein Zufall fügte es, daß am Tage vor der Ankunft des Königs, am 23. März die Berliner Zeitungen den Aufruf „An mein Volk“, den Aufruf „An mein Kriegsheer“, das Gesetz über die Errichtung der Landwehr, alle drei vom 17. März und die schon am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise unterzeichnete Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes veröffentlichten. Jetzt hatte die Unsicherheit ein Ende, jeder Zweifel war zerstreut, der Befreiungskrieg hatte begonnen.

Im Januar 1813 war das preußische Heer nicht ganz 40 000 Mann stark, im August zählten Linie und Landwehr zusammen mehr als 270 000 Mann. Zuerst wurde aus den jungen Männern von 17—24 Jahren die Linie gebildet, dann wurden die übrigen waffenfähigen Männer bis zu 40 Jahren, soweit sie nicht bereits freiwillig in die Linie getreten waren, zur Landwehr herangezogen. Als man hiermit fertig war, kam man an die älteren Männer und rief sie zum Landsturm auf. Am 6. Mai wurde das Gesetz über den Landsturm in Berlin veröffentlicht. Schon sechs Tage später, am 12. Mai konnte das Militär-Gouvernement in Berlin erklären, daß der Landsturm formiert, vereidet und mit Offizieren versehen sei. Auch mancher schon betagte Greis, mancher Gelehrte und Künstler, der mehr durch geistige als durch körperliche Kraft zu wirken imstande war, meldete sich zum Landsturm. Der allzeit bereite Berliner Witz spottete in Wort und Bild über einige berühmte Männer wie Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Zffland, die wenig geeignet zum Waffendienst schienen, aber doch ihren Eifer bekunden wollten und durch ihr Beispiel wirkten.

Zu eigentlicher kriegerischer Tätigkeit ist der Berliner Landsturm nicht gekommen, aber zu der Anlegung von Schanzen, die auf der Südseite von Berlin, namentlich bei den Tempelhofer und Rixdorfer Höhen aufgeführt wurden, ist er sehr stark herangezogen worden und hat hierbei, wie Oberst von Boyen, der diese Arbeiten zu leiten hatte, in seinen Erinnerungen bekundet: „rühmlichen Eifer und patriotische Hingebung“ gezeigt. Als Beispiel führt Boyen einen Rattunfabrikanten an, der vor dem Potsdamer Thor einen Garten besaß. Nachdem ihm Boyen gesagt hatte, daß hier eine Schanze gelegt werden müsse: „arbeitete er an der Erbauung derselben unermüdet mit und zerstörte mit freudiger Hingabe die Arbeiten seines Gärtnerfleißes“.

Von den kriegerischen Ereignissen war für Berlin zunächst die Belagerung des nahen Spandau am wichtigsten. In dieser Festung waren beim Beginn des Krieges etwa 3000 Mann französischer und 200 Mann preußischer Truppen. Die letzteren mußten natürlich schnelligst abziehen. Unmittelbar darauf begann die Einschließung, am 9. April das Bombardement, das die Berliner vom Spandauer Berg aus beobachten konnten. Es wurde, um die Stadt zu schonen, vorzugsweise auf die Zitadelle ge-

richtet und hatte glänzenden Erfolg. Am 20. April wurden das Pulver-Laboratorium und der Juliusturm in Brand geschossen, wenige Tage darauf mußte die Festung übergeben werden. An der Stelle, wo die so glücklich schießende Batterie stand, nahe bei Ruhleben, ist vor kurzem ein Granitblock aufgestellt worden. Die 6000 Gewehre, welche bei dieser Kapitulation gewonnen wurden, waren sehr willkommen, da zunächst nur das erste Glied der brandenburgischen Landwehr, ein Drittel der Mannschaft, Gewehre hatte erhalten können, während das zweite und dritte Glied sich mit Piken begnügen mußten.

Napoleon erkannte sehr wohl, welche Gefahr die von Berlin ausgehende begeisterte Stimmung ihm bringen konnte. Viermal hat er im Jahre 1813 versucht, Berlin wieder in seine Gewalt zu bringen und die nationale Erhebung hier in ihrem Mittelpunkte zu unterdrücken. Sobald er nach der Schlacht bei Großgörschen darüber sicher war, daß das preussische Heer sich nach Süden gewendet hatte, gab er seinem Marschall Ney den Auftrag, Berlin zu besetzen. Noch ehe Ney indessen diesen Befehl ausführen konnte, änderte sich die Lage, er mußte schleunigst spreeaufwärts ziehen, um den bei Baugen stehenden Preußen in die Flanke zu fallen, während der Kaiser sie in der Front angriff.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Baugen zog Dubinot gegen Berlin. Bülow trat ihm entgegen, griff ihn am 28. Mai bei Hoyerßwerda an, wurde aber zurückgeschlagen. Jetzt schien dem Feinde der Weg nach Berlin offen zu stehen. Doch gelang es Bülow durch Gewaltmärsche Luckau noch vor dem Feinde zu erreichen und sich ihm vorzulegen. Freilich waren seine ungeübten Truppen solcher Überanstrengung nicht gewachsen. „Trotz des hingebendsten Eifers“ brachen sie, wie der neueste Geschichtsschreiber dieser Kämpfe sagt, „massenhaft zusammen und mußten zurückbleiben, erst am Frühmorgen des 4. Juni langten die letzten Truppen am Marschziele an.“ Doch konnten sie noch an dem harten Kampfe dieses Tages teilnehmen. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten. Nachdem der Kampf bereits sieben Stunden gedauert hatte, traf Bohn mit einer etwa 5000 Mann starken, aus den verschiedenartigsten Mannschaften, zum Teil aus Rekonvaleszenten zusammengesetzten Brigade ein. Sie hatten volle sechs Meilen zurückgelegt, griffen aber trotzdem sofort in den Kampf ein und führten dadurch die Entscheidung herbei. Bülow behauptete seine Stellung bei Luckau, Dubinot trat, als es dunkel wurde, den Rückzug an. Ihn zu verfolgen und dadurch den Sieg noch weiter auszunützen, war freilich nicht möglich. Am demselben Tage war inzwischen der Waffenstillstand abgeschlossen worden. Bülow mußte deshalb hinter die vereinbarte Trennungslinie der Heere zurückgehen. Berlin blieb frei. Seine Wiederbesetzung durch den Feind würde die Fortsetzung der preussischen Rüstung

sehr erschwert haben, der Herbstfeldzug hätte unter ungünstigeren Umständen begonnen werden müssen.

Gleich nach dem Wiederbeginn des Kampfes ging Dubinot von neuem gegen Berlin vor, diesmal nicht nur mit seinem Armeekorps, sondern mit einem größeren Heere, das vier Armeekorps umfaßte. Etwa die Hälfte seiner Truppen waren Deutsche, vornehmlich Sachsen, Westfalen und Bayern. Napoleon hielt es für leicht, mit einem so starken Heere „die Landwehr und die vielen Haufen schlechter Truppen“ auseinander zu jagen. Wenn Berlin Widerstand leistete, sollte es in Brand geschossen werden.

Berlin war jetzt das Hauptquartier der Nordarmee, ihr Oberbefehlshaber, der schwedische Kronprinz Karl Johann, der frühere französische Marschall Bernadotte, hatte im königlichen Schlosse seinen Sitz genommen. Sein Heer umfaßte die preußischen Korps von Bülow und von Tauenzien, ein russisches Korps und eine Abteilung Schweden. Da die Pässe durch das Sumpfsgebiet der Rotte und Ruthe nicht genügend geschützt waren, gelang es dem feindlichen Heere, in das offene Land südlich von Berlin vorzudringen und sich Großbeeren zu bemächtigen. Durch Bülows kühnen Angriff am Abend des 23. August wurde Großbeeren wieder erobert und der Feind in die Sümpfe zurückgeworfen. Großbeeren liegt nur 18 Kilometer südlich von Berlin. Hier war man in höchster Spannung auf den Ausgang der Schlacht, von der das Schicksal der Hauptstadt abhing. Angstvoll horchte man, ob der Kanonendonner sich näherte oder entfernte. Trotz des heftigen Regens wanderten und fuhrten Tausende hinaus, um Lebensmittel zu bringen, den Verwundeten zu helfen und sie nach der Stadt zu bringen. Die Zahl der in dieser Schlacht, bei der Verfolgung und den sich an dieselbe anschließenden weiteren Kämpfen erbeuteten Gewehre war so groß, daß jetzt endlich die ganze brandenburgische Landwehr mit Feuerwaffen ausgestattet werden konnte.

Auf die Kunde von dieser Niederlage befahl Napoleon sofort dem Marschall Ney, er sollte die Reste des Dubinotschen Heeres durch sein Korps verstärken und einen neuen Versuch auf Berlin machen. Indessen sollte er nicht direkt von Wittenberg gegen Berlin vorgehen, sondern sich zunächst nach Osten wenden. Der Kaiser selbst wollte von Dresden mit seiner Garde herankommen und sich in der Gegend von Luckau mit ihm vereinigen. Auch dieser Plan scheiterte, da Ney gleich im Beginn seines Vormarsches nach Osten auf Widerstand stieß. Tauenzien trat ihm bei Jüterbog entgegen und hielt ihn fest, so daß Bülow mit seinem Korps herankommen konnte. Am 6. September fiel er bei Dennewitz dem Feinde in die Flanke und zersprengte sein Heer.

So war Berlin gerettet, die späteren Kämpfe sind in weiterer Ferne geführt worden, die Hauptstadt hat an ihnen keinen unmittelbaren Anteil

mehr gehabt. Da die Gefahr eines feindlichen Angriffs beseitigt war, hatten die Berliner Bürger keine Lust noch weiter zu schanzen. Mitte September schickten sie eine Deputation nach Zerbst, wo der schwedische Kronprinz seit der Dönnawitzer Schlacht sein Hauptquartier hatte. Er erklärte, eine weitere Verstärkung der Schanzen sei nicht nötig, zur Erhaltung der vorhandenen solle man die Kriegsgefangenen heranziehen, die Arbeit der Bürger könne jetzt fortfallen.

Durch die Leipziger Schlacht war Napoleons Macht gebrochen, der deutsche Boden befreit. Fast unmittelbar darauf hatte Berlin die Freude, den König zu begrüßen, der am 24. Oktober zu kurzem Besuch nach seiner Hauptstadt kam. Den Mittelpunkt des Festes bildete diesmal, der religiösen Stimmung dieser Zeit entsprechend ein auf dem Opernplatz abgehaltener feierlicher Gottesdienst für die gesamte Garnison. Am Schluß desselben knieten sämtliche Krieger und die große Masse der Zuschauer zum Dankgebet nieder.

Nach dem Sturz Napoleons und dem Abschluß des Pariser Friedens wurde die Rückkehr der freiwilligen Jäger, die früher als die anderen Truppen mit dem besonderen Dank des Königs entlassen wurden, ebenso später der Einzug jedes zurückkehrenden Regiments zu einem Freudenfeste. Große Vorbereitungen wurden getroffen, um den König festlich zu empfangen. Da erfuhr man, daß er bereits an seinem Geburtstag, dem 3. August, in aller Stille nach Potsdam gekommen sei und von einem feierlichen Einzuge nichts wissen wolle. Das kränkte die Berliner, die ihren Dank und ihre Freude öffentlich bekunden wollten. Auf ihre Bitte willigte der König ein, am 7. August bei der Rückkehr der Garde mit den Prinzen, den kommandierenden Generalen und vor allem mit dem Fürsten Blücher an deren Spitze einzureiten.

Bei dieser Gelegenheit wurde die Quadriga zum zweiten Male enthüllt, die Napoleon 1806 entführt hatte, um sie in Paris auf einem Triumphbogen aufzustellen. Dieser war aber noch nicht vollendet, die sechs riesenhaften Risten, welche die einzelnen Teile des Denkmals enthielten, standen noch unausgepackt da, wie sie aus Berlin gekommen waren und konnten nun auf sechs- und achtpännigen Wagen wieder zurückgebracht werden. In allen deutschen Städten, durch die sie kamen, erregten sie als sichtbare Zeichen des Sieges die größte Aufmerksamkeit und Freude, wurden sie mit Kränzen und Bändern, mit Bildern und Inschrifttafeln geschmückt, in Hannover allein mit mehr als hundert Inschriften in Prosa und in Versen, die fast alle darin übereinstimmen, daß sie Berlin beglückwünschen und „die preussischen Helden, die Retter Deutschlands“ rühmen. Acht Jahre lang war das Brandenburger Tor seines Schmuckes beraubt gewesen. Eine oben über der Mitte in die Höhe ragende kahle Eisenstange,

an der vorher die Siegesgöttin befestigt gewesen war, hatte die Berliner täglich an die ihnen und dem Vaterlande widerfahrene Schmach erinnert. Jetzt stand das Denkmal wieder auf seinem alten Plage, es war in die Stadt hineinfahrend, gleichsam vom siegreichen Kampfe zurückkehrend, aufgestellt.

Unter den mannigfachen sonstigen Siegesfeiern ist außer dem Durchmarsch der russischen Truppen, die Unter den Linden und im Lustgarten festlich bewirtet wurden, Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ am merkwürdigsten. Es war im Frühjahr 1814 auf Fifflands Bitte von Goethe verfaßt, zufällige Umstände hatten aber die Aufführung verzögert, sie sollte nun am 30. März 1815 stattfinden, um den ein Jahr vorher erfolgten Einzug in Paris zu feiern. Damals in der freudigen und ruhigen Stimmung nach dem ruhmvollen Ausgange des langen Kampfes würde das Publikum wohl versucht haben, sich in die ernste und tiefe Schönheit dieser symbolischen Dichtung hineinzudenken, ihren Sinn zu erfassen. Aber in der erregten Zeit, wo Napoleons Rückkehr nach Frankreich und sein rascher Erfolg alle Gedanken beschäftigte, wo bereits die Vorbereitungen zur Erneuerung des Kampfes getroffen wurden, hätte nur eine schwungvolle, volkstümliche Sprache ergreifen und begeistern können. So hat erst eine spätere Zeit die Bedeutung dieses Gedichtes erkannt und hat verstanden, daß Goethe in der Gestalt des Epimenides sich selbst darstellt. Mit dem großartigen Bekenntnis:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit Euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den Ihr empfunden,
Seid Ihr auch größer als ich bin,

erbittet er Verzeihung dafür, daß er in der ernsten und schweren Zeit dem politischen Leben ebenso wie dem Erwachen des deutschen Volkes ferngeblieben war. Die Zeitgenossen achteten kaum auf das kleine, allerdings nicht leicht verständliche Stück und der Berliner Volkswitz betitelte es: Wie meinen Sie des?

Zwei Tage vor der Aufführung dieses Festspiels, am 28. März 1815 brachten die Zeitungen den Befehl, der alle beurlaubten Offiziere der Linie und der Landwehr einberief, am 1. April die Verordnung über die Wiederherstellung der Abteilungen freiwilliger Jäger. Noch einmal strömten die Landwehrmänner und die Freiwilligen zusammen, auch die Liebestätigkeit regte sich von neuem mit dem gleichen Eifer wie zwei Jahre vorher.

Der neue Krieg war nur von kurzer Dauer. Nach dem zwar mit großer Mühe und Aufopferung, aber doch schnell errungenen glänzenden Erfolge wurde diesmal von einer festlichen Einholung der Truppen Ab-

stand genommen, da die von Berlin ausgerückten Truppen kaum zum Kampfe gekommen waren und außerdem ein anderes Fest bevorstand, die 400 jährige Jubelfeier der Hohenzollernherrschaft. Am 22. Oktober 1415 hatte die Mark Brandenburg dem Kurfürsten Friedrich I. als ihrem erblichen Herrscher gehuldigt, am 22. Oktober 1815 wurde die Erinnerung daran durch ein großes Volksfest auf dem Gzerzierplatz gefeiert. Auf diesem waren die mannigfachsten Vorbereitungen zu Volksbelustigungen und zu Wettspielen getroffen, deren Leitung der Berliner Turnerschaft übertragen wurde. Diese ehrenvolle Anerkennung hatten die Turner wohl verdient durch ihren Eifer bei der Erhebung und durch ihre Tüchtigkeit im Felde. Blücher war ihres Lobes voll. Er besuchte den Turnplatz in der Gajenheide und richtete an die jungen Herren in seiner lebhaftesten, schwungvollen, übersprudelnden Weise eine kräftige und herzliche Ansprache. Die Turner waren darüber sehr erfreut, aber einige von ihnen nahmen Anstoß an den Fremdwörtern, die der alte Herr in seiner Rede gebraucht hatte. So großen Einfluß übte bereits die übertriebene Deutschtümelei, die sich damals bei ihnen ausbildete.

Sechstes Kapitel.

Nach dem Befreiungskriege. 1815—1846.

Dem ruhmvollen Kriege und den Friedensschlüssen folgten zunächst einige trübe Jahre. Die Hoffnung auf Herstellung der deutschen Einheit konnte damals nicht erfüllt werden, den gleichfalls während der Fremdherrschaft und der einmütigen Erhebung erwachten freiheitlichen Wünschen stand die preußische Regierung ablehnend gegenüber. Dadurch entstand in weiten Kreisen ein Gefühl der Unzufriedenheit und der Mißstimmung, das sich bei der akademischen Jugend besonders lebhaft äußerte und in Demonstrationen Luft zu machen suchte. An dem Wartburgfeste des 31. Oktober 1817 haben sich indessen die preußischen Universitäten nur in sehr geringem Maße beteiligt. Von Berlin sind etwa 30 Studenten hingezogen. Diese haben nach dem Schlusse des eigentlichen Festes in jugendlichem Überschwang jenes seltsame Autodafé veranstaltet, bei dem sie auf einem Scheiterhaufen eine Anzahl politischer und juristischer Bücher verbrannten, welche die meisten von ihnen wohl kaum gelesen hatten. Die Reaktion behandelte diese jugendliche Demonstration mit sehr übertriebener Strenge. Alle Mitglieder der Burschenschaft wurden zur Verantwortung gezogen, viele in harter Weise bestraft. Die Berliner Hausvogtei erlangte bei diesen Demagogen-Verfolgungen eine traurige Berühmtheit. Universitäten und Schulen wurden strenger Aufsicht unterworfen, das Turnen allenfalls innerhalb einzelner Schulen und Erziehungsanstalten gestattet, sonst unbedingt verboten. Der Turnplatz in der Hasenheide, der auf fiskalischem Gelände lag, wurde geschlossen und später dem Garde-Schützenbataillon zur Vergrößerung seines Schießplatzes überlassen. Erst 1844 erlaubte die Regierung, nahe dabei einen neuen Turnplatz anzulegen.

Einen kleinen Ersatz bot den Berliner Jünglingen die 1817 durch Oberst von Pfuel, der wieder in preußischen Dienst zurückgetreten war, begründete Schwimmanstalt. Pfuel war ein eifriger Freund körperlicher Übungen und bis ins höchste Alter ein rüstiger Schwimmer. Als er von

1809 bis 1812 dem österreichischen Heere angehörte, hat er in allen Garnisonen, nach denen er kommandiert wurde, die Soldaten zu Schwimmübungen angeregt und dazu geeignete Einrichtungen veranlaßt. Auch seine Schwimmanstalt neben der Schützenkaserne in der Köpenickerstraße war zunächst für die Truppen bestimmt, wurde aber weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Sie hat eine stetig wachsende Anziehungskraft auf Jünglinge wie Männer ausgeübt und dadurch die Wiederbelebung dieses uralten aber in Vergessenheit geratenen Sports gefördert.

Während die preußische Regierung den nationalen wie den politischen Wünschen eines großen Teiles der Bevölkerung schroff entgegentrat, hat sie in derselben Zeit die Verwaltung des Staates neu geordnet, die allgemeine Wehrpflicht und die allgemeine Schulpflicht in einem Umfange durchgeführt, wie es noch niemals vorher in einem großen Gemeinwesen geschehen war. Die erheblichen Kosten für diese Reformen wurden trotz der ungünstigen Finanzlage aufgebracht, 1820 wurde durch das Gesetz über das Staatsschuldenwesen die 217 Millionen Taler betragende Staatsschuld als geschlossen erklärt, für ihre Verzinsung und für die regelmäßige Tilgung mit einem Prozent jährlich fast die ganze Einnahme aus den Domänen und Forsten bestimmt. Das gleichzeitige Gesetz über das Abgabewesen führte eine Klassensteuer ein, bestimmte aber, daß in den meisten Städten statt derselben eine umgeänderte Form der Akzise, die Mahl- und Schlachtsteuer erhoben werden sollte. In Berlin hat diese Steuer bis 1875 bestanden. Einen anderen wesentlichen Teil der Abgabenregelung bildete das Zollgesetz von 1818, durch welches Preußen allen übrigen Staaten mit der Ermäßigung und Umbildung des Schutzollsystems voranging. Die Zölle wurden an die Grenzen verlegt, innerhalb des Staates sollte dem Handelsverkehr völlige Freiheit gewährt sein.

Dem Gewerbe hatte schon vorher das Gesetz von 1810 eine größere Beweglichkeit gegeben. Um die unerschwinglich große Last der französischen Kriegskontribution tragen zu können, war eine Gewerbesteuer eingeführt worden und mit ihr zugleich die Gewerbefreiheit als ein Mittel der Reform, der Wiedererhebung des preußischen Staates, sie sollte die Kräfte der einzelnen von den bisherigen wirtschaftlichen Fesseln befreien und dadurch ihre Leistungsfähigkeit erhöhen. Nur für wenige Gewerbe wie Apotheker, Maurer, Zimmerer wurde ein Befähigungsnachweis gefordert. Sonst konnte jeder, der seinen Gewerbeschein löste, sein Gewerbe im ganzen Umfange der Monarchie, sowohl auf dem Lande wie in den Städten betreiben, seine körperliche, geistige, wirtschaftliche Kraft nach eigenem Ermessen verwenden. Wenn jetzt durch die Beseitigung der inneren Zölle auch die bisherigen Beschränkungen des Handelsverkehrs fortfielen, konnten alle Teile Preußens, die alten, die wiedergewonnenen und die neu erworbenen eine große Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft bilden.

Zunächst aber erhob sich, als 1817 der Entwurf des Zollgesetzes bekannt wurde, überall im Lande die Klage der Fabrikanten, welche fürchteten, daß die in Aussicht genommene Freiheit ihrem Gewerbe Schaden bringen werde. In der That schien es gewagt, mit einer so tief eingreifenden Maßregel während der auf den Ausgang des Befreiungskrieges folgenden schweren wirtschaftlichen Krisis vorzugehen. Sie lastete auf Preußen besonders stark, weil dieses Land sich während des Krieges mehr als alle anderen, fast über seine Kräfte angestrengt hatte. Die Lage wurde dadurch noch verschlimmert, daß die englische Industrie die großen Massen ihrer während der Kontinental Sperre aufgestauten Überproduktion auf die deutschen Märkte warf und sie zu den niedrigsten Preisen verkaufte, um Absatz zu gewinnen und sich den deutschen Markt zu erobern. In Berlin zeigte sich diese wirtschaftliche Depression am stärksten in den Jahren 1816 und 1817, wie u. a. auch aus dem Stillstande der Bevölkerungsziffer zu ersehen ist. Die Zivilbevölkerung von Berlin war in der Franzosenzeit um 10 000 bis auf 145 000 im Jahre 1808 zurückgegangen, dann hatte sie sich bis 1811 auf 157 000, bis 1816 auf 182 000 gehoben und blieb während des folgenden Jahres unverändert, erst 1818 zeigte wieder eine kleine Zunahme.

Infolge dieser Klagen unterwarf die Regierung den Entwurf einer nochmaligen, sehr eingehenden Prüfung und legte ihn dem neu gebildeten Staatsrat als ersten Gegenstand seiner Verhandlungen vor. Diese hohe Körperschaft hat den Entwurf in allen Teilen mit sachkundiger Gründlichkeit durchberaten und dann der Regierung empfohlen, an ihm festzuhalten, weil von seiner Durchführung eine dauernde Gesundung der Verhältnisse zu erwarten sei. Die Regierung ist diesem Rat gefolgt. Zugleich bemühte sie sich, das Wirtschaftsgebiet noch weiter auszudehnen und die übrigen deutschen Staaten für den Anschluß an ihr Zollsystem zu gewinnen. Zunächst kamen freilich nur einige kleine thüringische Staaten, es hat 70 Jahre gedauert, bis der Zollverein 1888 durch den Beitritt von Hamburg und Bremen seinen Abschluß fand. In dieser allmählichen Entwicklung nimmt das Jahr 1834 durch den Eintritt von Bayern, Württemberg und Hessen eine besonders wichtige Stelle ein, da nunmehr in einem großen Teile Deutschlands eine bisher unbekannte Freiheit des Handels und Verkehrs herrschte, obgleich die Gewerbegesetzgebung in den einzelnen Ländern des Zollvereins noch lange verschieden blieb und auch in Preußen noch manchen Schwankungen unterworfen war.

Die Erweiterung des Absatzgebietes kam den Berliner Fabrikanten und Handwerkern zu gute, ebenso aber auch ihren Konkurrenten, so daß die neue Berliner Industrie, wie sie sich im Gegensatz zu der früheren staatlichen Bevormundung auf Grund der Gewerbefreiheit und Verkehrsfreiheit entwickelte, einen ganz anderen Charakter annahm. Viele bisher bedeutende

Zweige der Berliner Industrie, die auf dem Lande, in der Provinz, bald auch in anderen Teilen des Zollvereins günstigere Produktionsbedingungen hatten, konnten sich hier nicht mehr halten. Schneller als die schon erwähnte Zuckersiederei sind Kalkbrennerei, Ziegelbrennerei, Branntweimbrennerei aus Berlin verschwunden, sind Schiffbau, Gerberei, Weberei und Spinnerei zurückgegangen, um schließlich auch beinahe ganz zu verschwinden.

Früher war der Schiffbau in Berlin ein ansehnliches Gewerbe gewesen, ganz neuerdings hat er in einigen am Wasser liegenden Vororten von neuem eine Stätte gefunden für die Herstellung eleganter Sportboote. Sonst werden hier seit langem keine Schiffe mehr gebaut, aber die Berliner Industrie steht trotzdem mit dem Schiffbau in enger Verbindung durch die Lieferung von Ausrüstungsgegenständen, von Maschinen, Instrumenten, Signalapparaten, Schiffslampen und durch die Ausstattung von Leuchttürmen.

Länger hat sich die Gerberei gewehrt, doch hat sie sich vor der zunehmenden Bebauung immer weiter und weiter nach Norden, die Panke aufwärts zurückziehen müssen und sich nur in den feineren und feinsten Arten hier erhalten, in diesen jetzt wieder etwas ausgedehnt. Sehr viel stärker aber hat die Verarbeitung des fertigen Leders sowohl in der fabrikmäßigen Herstellung von Schuhen, und noch mehr bei den feineren Arbeiten der Täschner und Sattler zugenommen.

Die Branntweimbrennerei ist im Anfang des 19. Jahrhunderts noch stark gewachsen. 1786 gab es in Berlin nur zwei größere Brennereien, 1819: 130, 1846 nur noch drei, da die Brennerei ein Nebengewerbe der Landwirtschaft geworden war. Statt ihrer entstand hier eine neue Großindustrie in der Spritfabrikation, die den Rohspiritus der ländlichen Brennereien entfuselt und dann als Feinsprit verkauft.

Was die einst so große Textilindustrie betrifft, so ist die Spinnerei fast ganz aus Berlin verschwunden, mit Ausnahme der Garnfabrikation. Die Tuchweberei ist sehr zurückgegangen, meist in der Weise, daß die Berliner Fabrikanten den größeren Teil ihrer Produktion an andere Orte der Provinz verlegten und ihre hiesigen Fabriken immer mehr einschränkten. Nur in einigen besonderen Arten ist hier die Fabrikation von Wollwaren weiter fortgeschritten. Die Berliner Châles haben noch in den fünfziger Jahren und im Anfang der sechziger Jahre den Weltmarkt beherrscht. Plüsch, Astrachan, Krimmer wurden noch vor kurzem hier angefertigt, jetzt werden sie meist in halbfertigem Zustande hierher gebracht.

Auch die Baumwollenweberei ist fast ganz verschwunden, während die Rattendruckerei noch in den vierziger und fünfziger Jahren bedeutend gewachsen ist. Sie machte einige feine und hübsche Sachen für den Verkauf hier am Orte und in anderen Teilen Deutschlands, mehr aber arbeitete

sie für den Absatz nach Polen, Rußland, nach Indien, China, Südamerika und Mexiko. Sie war in der Hauptsache Massenproduktion zu niedrigen Preisen und konnte daher nur so lange gedeihen, wie die Produktionskosten nicht zu hoch stiegen. Sie erlitt schon in den sechziger Jahren einen starken Rückgang, dieser steigerte sich noch als nach 1870 die Konkurrenz der elsfässischen Fabriken freie Bahn gewann, so daß die Großstadt mit ihren hohen Löhnen und noch höheren Grundstückspreisen dagegen nicht aufkommen konnte. Nur in einigen besonders feinen Artikeln, wie Velvet und Baumwollen-Plüsch hat sich die Baumwollen-Weberei und Färberei in Berlin erhalten, in diesen aber zu großer Leistungsfähigkeit weiter entwickelt.

Die Seiden-Industrie war in der Franzosenzeit auf den vierten Teil ihres früheren Betriebes zurückgegangen. Dann hat sie sich trotz der französischen und rheinischen Konkurrenz wieder gehoben und großen Absatz nach Rußland gefunden, vornehmlich für glatte schwarze Seidenstoffe, wie sie die russischen Juden tragen. Die Herstellung dieser Stoffe wurde eine Berliner Spezialität. Als aber in den vierziger Jahren die russische Regierung jede Einfuhr solcher Stoffe verbot, mußte ihre Erzeugung fast ganz eingestellt werden, und die Berliner Seidenfabrikation ist dann auf immer bescheidenere Verhältnisse zusammengeschrumpft.

Während aber die Herstellung der Gewebe sich aus Berlin zurückzog, hat die Verarbeitung der fertigen Gewebe vornehmlich zu Frauenkleidern, Mänteln, Hüten, kurz die Konfektion, wie man zusammenfassend diese Zweige der Bekleidungs-Industrie nennt, sich desto glänzender entwickelt, schon in der Zeit vor dem Bau der Eisenbahnen, sehr viel stärker nachher, so daß sie zu einem Hauptgewerbe von Berlin geworden ist. Denn zu diesen Arbeiten gehört ein feinerer Sinn, gehört Verständnis für Mode und Geschmack, sie erfordern gewandtere, geschultere Werkmeister und Arbeiter. Solche sind am leichtesten in der Großstadt zu finden, wo die Schaufenster der großen Geschäfte, die Toiletten, welche auf der Straße, im Theater und bei vielen anderen Gelegenheiten zu sehen sind, immer neue Anregung geben. Die einfachere Arbeit der Spinnerei und Weberei kann auch von ländlichen Arbeitern verrichtet werden, aber das Talent eines Schneiders, einer Modistin, einer Dame, welche anmutige Kinderkleider und Balltoiletten erfindet, bildet sich besser im belebten großstädtischen Treiben.

Neben der Konfektion, der Rattendruckerei, Lederverarbeitung und Spritfabrikation kommen in der Zeit von 1815 bis 1840 als wichtige Zweige der neuen Berliner Industrie vornehmlich in Betracht: Töpferei Möbelfabrikation, Papierindustrie, Tabakfabrikation und vor allem die Verarbeitung der Metalle. Die älteste Berliner Maschinenfabrik wurde 1799 von Hummel begründet, der aus Kassel stammte, das Schlosserhandwerk

erlernt hatte und auf seiner Wanderung nach Frankreich gekommen war. In einer französischen Fabrik hatte er an der Erbauung einer Kanonenbohrmaschine mitgearbeitet. Er glaubte die Konstruktion verbessern zu können, entwarf ein Modell und schickte es nach Berlin. Die Regierung ließ ihn herkommen und unterstützte ihn bei der Errichtung einer kleinen Werkstatt. Hier hat er zuerst Bohrmaschinen verschiedener Art hergestellt. Dann gelang es ihm, die von dem französischen Ingenieur Perrot erfundene — unter dem Namen der Perrotine bekannte — Druckmaschine zu verbessern. Die Herstellung solcher und ähnlicher Maschinen für Kattundruckereien und Buchdruckereien wurde dann eine Spezialität seiner sich ausdehnenden, sehr angesehenen Fabrik.

Mehr noch als bei der französischen Industrie sind unsere ersten Maschinenbauer bei den Engländern in die Schule gegangen. Schon seit langem unterhielt das Fabriken-Departement einen Agenten in London, um unseren Fabrikanten die Kenntnis der Maschinen zu vermitteln, auf deren Anwendung die große Überlegenheit der englischen Industrie beruhte. Das war freilich nicht leicht und konnte nur in wenigen Ausnahmefällen gelingen, da die englischen Fabrikanten ihre Geheimnisse auf das sorgfältigste hüteten und die englische Regierung nicht gestattete, daß Maschinen oder Modelle ins Ausland abgegeben wurden. Dagegen sind mehrfach englische Ingenieure und Arbeiter in den Dienst deutscher Fabrikanten und Bergwerksverwaltungen getreten. Ein in den ober-schlesischen Bergwerken tätiger schottischer Ingenieur hat die erste Berliner Dampfmaschine gebaut, die 1799 hier in der Porzellan-Manufaktur aufgestellt wurde. Obgleich sie gut arbeitete, fand dies Beispiel keine Nachahmung. Der Anregung halber ließ die Regierung zwei weitere Dampfmaschinen in der königlichen Eisengießerei bauen und schenkte sie hiesigen Fabrikanten. Diese hatten aber keine Freude daran, da die Maschinen zwar viele Mühe machten, sich aber als ganz unzuverlässig erwiesen. 1815 kamen einige englische Dampfmaschinen nach Berlin. Eine davon brachten die Brüder Cockerill mit, die hier eine große Fabrik für Werkzeugmaschinen einrichteten, während gleichzeitig zwei kleinere ähnliche Fabriken gleichfalls von Engländern angelegt wurden, einem Ingenieur und einem Arbeiter, die bisher im Dienst von Kattundruckern gestanden hatten. In demselben Jahre wurde die Fabrik von Freund begründet, dem es hier zuerst gelungen ist, gute leistungsfähige Dampfmaschinen zu bauen. Ebenso gelang dies der einige Jahre später begründeten Fabrik von Egells, der, wie es scheint, ein besonderes Geschick hatte, tüchtige junge Männer heranzuziehen und auszubilden. Aus seiner Fabrik sind mehrere der besten unter den Berliner Maschinenbauern der nächstfolgenden Jahre hervorgegangen, z. B. Wöhlert, Hoppe, Borfig.

August Borfig war 1823 im Alter von 19 Jahren hierher gekommen, nachdem er vorher als Zimmergeselle in Breslau gearbeitet und zugleich auf der dortigen Bauhandwerkerschule sich bemüht hatte, seine Kenntnisse zu vermehren. Hier besuchte er zwei Jahre lang Beuths technische Schule und trat dann in die Fabrik von Egells ein. Er gewann dessen Vertrauen in so hohem Grade, daß er bereits 1826 mit der Aufstellung einer großen Dampfmaschine betraut und ihm nachher die Leitung anderer wichtiger Arbeiten übertragen wurde. 1837, als die erste Berliner Eisenbahn gebaut wurde, machte er sich selbständig und begründete mit seinen Ersparnissen die eigene Werkstatt auf einem Grundstück vor dem Oranienburger Tore, wo damals fast alle Berliner Maschinenfabriken lagen.

Die rasch aufeinander folgende Gründung dieser Fabriken und ihre kräftige Entwicklung zeigen, daß in der Berliner Industrie die Verwendung von Arbeitsmaschinen der verschiedensten Art schnell fortschritt. Etwas langsamer ging es mit dem Benutzen der Dampfkraft, gegen welche die Arbeiter eine ausgesprochene Abneigung hatten. Immerhin waren 1837 hier dreißig Dampfmaschinen in Betrieb.

Für die Bearbeitung anderer Metalle als des Eisens hat damals Hoffauer ein wirksames Beispiel gegeben. Er hatte als Klempnergeselle in Paris gearbeitet und seine Zeit gut ausgenutzt. Neusilberfabrikation, Herstellung von gold- und silberplattierten Waren ist hier zuerst von ihm betrieben worden.

Über die Papierfabrikation wird später eingehender zu reden sein, jetzt sei nur bemerkt, daß 1818 hier die erste in Deutschland tätige Papiermaschine ihre Arbeit begann.

Als das Tabaksmonopol 1786 nach dem Tode König Friedrichs aufgehoben wurde, erhielten nur wenige Fabrikanten eine Konzession, erst durch die Einführung der Gewerbefreiheit entstand eine lebhaftere Tätigkeit. Sie wuchs, je allgemeiner die Gewohnheit des Rauchens wurde, noch mehr in der späteren Zeit, als die Mode aufkam, Zigarren und Zigarretten zu rauchen, deren Herstellung sehr viel mehr Arbeit erfordert als die Herstellung des Pfeifentabaks. Die ersten Zigarren und Zigarretten sollen in Berlin 1806 bei den mit den Franzosen eingerückten spanischen Soldaten gesehen worden sein, sie sind bis in die vierziger Jahre ein Luxusartikel gewesen und dann erst allgemeiner in Gebrauch gekommen. Von 1815 bis 1840 hat die Zahl der hier im Tabaksgewerbe tätigen Personen sich zwischen 120 und 150 bewegt, 1840 betrug sie 128, drei Jahre später beinahe 500, wieder drei Jahre später bereits über 1200, d. h. 1 auf etwa 300 Einwohner. Die verhältnismäßig höchste Zahl erreichte sie 1855 mit 2500, d. h. 1 auf 177 Einwohner. Sie ist dann zwar weiter gestiegen, aber nicht im gleichen Verhältnis wie die Einwohnerzahl, weil die Fabrikanten

einen immer größeren Teil ihres Bedarfs in eigenen auswärtigen Anstalten herstellen lassen. Sie betrug 1890 und ebenso 1900 etwas über 4000, d. h. 1890: 1 auf 390 Einwohner, 1900: 1 auf 470 Einwohner.

Töpferei und Ofenfabrikation haben damals in Berlin eine hohe Blüte erreicht. Der bedeutendste Ofenfabrikant war Feilner. Er stammte aus der Pfalz, kam 1793 als Töpfergeselle hierher, nachdem er bereits in mehreren rheinischen Fayencefabriken gearbeitet hatte. Es gelang ihm, die hier üblichen Kachelöfen brauchbarer und leistungsfähiger zu machen, ihnen auch durch geschmackvolle Formen und einige Verzierungen aus gebranntem Ton ein gefälliges Aussehen zu geben, so daß sie zu einem Schmuck der Zimmer wurden. Sein Verdienst liegt zum Teil in diesem künstlerischen Sinn, den er durch seine Verbindung mit Schinkel weiter entwickelte, mehr noch darin, daß er in eifrigem Studium bei den Berliner Chemikern nach vielen Bemühungen eine neue Methode fand, durch welche seine Kacheln eine haltbare Farbe und eine reinere Glasur erhielten. Länger als ein halbes Jahrhundert hat seine Erfindung der glänzend weißen Kacheln die norddeutsche Ofenfabrikation beherrscht. Seine Ofen erlangten großen Ruf und mußten weithin versendet werden, beispielsweise ließ sich Goethe einen Feilnerschen Kachelofen nach Weimar schicken. Feilners Töpferei lag in der nach ihm benannten Feilnerstraße. Sein dort von Schinkel erbautes Wohnhaus ist dadurch merkwürdig, daß Schinkel hier, um den beschränkten Raum besser auszunutzen, zum erstenmal das sogenannte „Berliner Zimmer“ einschaltete als Verbindung zwischen den Zimmern des Vorderhauses und denen des Seitenflügels.

Schinkel legte großen Wert auf die Ausstattung der Zimmer mit gefälligen Möbeln, er hat nicht nur für Feilner Ofen gezeichnet, er wurde nicht müde, für die Möbeltischler immer neue Muster zu entwerfen. Ihm gebührt ein Hauptanteil daran, daß dieser Industriezweig damals kräftig in die Höhe ging. Zusammen mit Beuth gab Schinkel „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ heraus, um Sinn und Verständnis für die Schönheit der Form wieder zu beleben.

Beuth hat als Rat in der Gewerbe-Abteilung des Finanzministeriums und später als Direktor dieser Abteilung die Bemühungen seiner Vorgänger für bessere Ausbildung der Gewerbetreibenden mit großem Erfolge fortgesetzt. Er begründete 1821 den „Verein zur Förderung des Gewerbefleißes“ und errichtete in demselben Jahre zunächst in sehr bescheidenen Verhältnissen eine technische Schule. Sie zählte bei ihrer Eröffnung 13 Schüler, begabte junge Handwerker, die zum Zweck ihrer höheren Ausbildung eine königliche Unterstützung erhielten. Der auf drei Jahre berechnete Unterricht war durchaus schulmäßig mit strenger Überwachung des Fleißes der Schüler. Am Ende jeden Halbjahrs wurden unnachsichtlich diejenigen ohne Zeugnis

entlassen, deren Fortschritte auch nur in dem einen oder anderen Fache den Anforderungen ihrer Lehrer nicht genügten. Diese einseitige und übertriebene Strenge hat manche tüchtige junge Männer betroffen, die sich nachher sehr hervorgetan haben. Die technische Schule wurde bald erweitert durch Errichtung von mechanischen Werkstätten, z. B. für Kupferstecherei, Kunstgießerei und Ziselierung. Als nachher die Provinzial-Gewerbeschulen begründet wurden, schickte man ihre besten Schüler in die Berliner Anstalt, die 1827 den Namen „Gewerbe-Institut“ annahm, 1866 zur „Gewerbe-Akademie“ erhoben wurde. Je mehr Gewerbeschulen und technische Schulen in allen Theilen des Landes entstanden, desto größere Anforderungen konnte man an die geistige Vorbildung derer stellen, welche in die Gewerbe-Akademie eintreten wollten. Sie entwickelte sich allmählich zur Hochschule und wurde 1879 mit der Bau-Akademie zur technischen Hochschule verbunden.

Der Belehrung und Anregung sollte auch die öffentliche Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse dienen. Bereits im Herbst 1822 hat die Regierung auf Veranlassung Beuths und unter seiner Leitung im Gewerbehause Klosterstraße 38 eine Ausstellung inländischer Fabrikate veranstaltet, sie hat aber große Mühe gehabt, Aussteller zu finden, weil die meisten Fabrikanten ängstlich bedacht waren, ihre Geheimnisse zu wahren, ihre Muster und Preise nicht bekannt machen wollten. Aus dem ganzen preussischen Staate sind noch nicht 1000 Gegenstände von 176 Fabrikanten ausgestellt worden. Berlin war dabei herzlich schwach vertreten, obgleich die Berliner es am bequemsten hatten und keine Transportkosten zu bezahlen brauchten. Aus Berlin zählt der eigentliche Katalog nur 36 Aussteller mit 206 Gegenständen, von denen 118, also mehr als die Hälfte auf die königliche Eisen-gießerei, die königliche Porzellan-Manufaktur und auf die vom Ministerium ausgestellten Zeichnungen und Modelle kamen. Nachher erschienen noch 30 andere Berliner, die nicht zurückbleiben wollten, als sie sahen, daß ihre Konkurrenten mit gutem Erfolge ausgestellt hatten.

Unter den Berliner Ausstellern ist die Wollwaren-Industrie noch durch 6, die Seidenindustrie durch 4 Aussteller vertreten, die neu sich entwickelnde Papier-, Karten- und Papiertapeten-Fabrikation durch 6 Aussteller, am stärksten durch 11 Aussteller die Eisenindustrie, und zwar Maschinen und Kleineisenwaren zusammen, da dieselben Firmen sowohl Maschinen wie Hausgeräte und anderes ausstellten; ferner die Bijouterie mit 7 Ausstellern, obgleich diese einst von den Réfugiés begründete, von Friedrich dem Großen sehr geförderte, dann aber in der Franzosenzeit fast ganz eingegangene Industrie damals geringen Umfang hatte. Sie zählte 190 Selbstständige mit zusammen 124 Arbeitern, wurde also ganz handwerksmäßig betrieben. Zahlreiche Meister arbeiteten ohne Gehülfen, andere nur mit einem oder mit wenigen Gehülfen. Sie müssen aber sehr rührig gewesen

fein und fanden mit ihren Leistungen die verdiente Anerkennung. Ihr Gewerbe hat sich in der Folge sehr bedeutend entwickelt.

Eine zweite, fünf Jahre später an derselben Stelle stattfindende Gewerbe-Ausstellung war nur wenig stärker besichtigt: von 208 Fabrikanten mit 1659 Gegenständen. Man sieht, daß damals — abgesehen von einzelnen Landesteilen — die Industrie Preußens noch recht unbedeutend und die neue Berliner Großindustrie erst im Anfange ihres Entstehens war.

Schon dieser Anfang bewirkte eine Steigerung des Verkehrs. Der Transport auf den Wasserstraßen nahm festere Formen an durch einen Vertrag, den die Berliner Kaufmannschaft 1822 mit 80 Elbschiffen, später auch mit den Oderschiffen abschloß. Diese Verträge waren die erste Frucht davon, daß 1820 die Gilde der deutschen und französischen Kaufleute sich mit der Krämergilde vereinigte. Beide zusammen bildeten nun die Korporation der Kaufmannschaft und konnten so ihre gemeinschaftlichen Interessen einheitlicher vertreten. In demselben Jahre wurde der Wollmarkt auf dem Alexanderplatz eingerichtet, der bald eine große, im Laufe der Zeit wachsende Anziehungskraft auf Produzenten und Händler ausübte.

Der Postverkehr nahm bedeutend zu, nach dem Westen hatte man jetzt sogar täglich ankommende und abgehende Schnellpost, 1826 wurde die Stadtpost eingerichtet. Bei sechzig Kaufleuten in den verschiedenen Teilen der Stadt waren Sammelstellen, wo die Briefe niedergelegt, dann von den Postboten abgeholt und nach dem Postamt in der Königsstraße gebracht wurden, das sie an die Empfänger innerhalb der Stadt oder nach außerhalb zu befördern hatte.

Auch der Chausseebau kam in etwas flotteren, freilich im Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen immer noch recht langsamem Gang. 1806 gab es in Preußen nur 70 Kilometer Chaussee, 1840 beinahe 13 000. Der Bau dieser Straßen wurde von der Regierung meist Privatunternehmern überlassen und diesen die Erhebung von Chausseegeld gestattet. Von Berlin ausgehend wurden außer den schon genannten Straßen nach Potsdam und Charlottenburg 1801 die Chaussee nach Friedrichsfelde und Dahlewig, 1821 nach Dranienburg, 1825 nach Pankow und Französisch-Buchholz, 1841 nach Stralau und Treptow gebaut.

Ein zukunftsreiches Unternehmen war die Erbauung der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, die am 29. Oktober 1838 in feierlicher Weise dem Verkehr übergeben wurde, nachdem schon einige Wochen vorher die Strecke von Berlin bis Zehlendorf in Betrieb genommen war. Sie hatte eine Länge von 26 Kilometern und war somit die größte bis dahin auf deutschem Boden erbaute, mit Dampfmaschinen betriebene Eisenbahn. Die Kosten für die Herstellung der eingleisigen Bahn, für ihre Einrichtungen und Ausstattung betrugen eine Million Taler, diese waren durch Ausgabe von

5000 Aktien zu je 200 Taler aufgebracht. Die sechs Lokomotiven, die Schienen und Schienenstühle waren aus England bezogen, die Wagen (2 Staatswagen, 5 Wagen erster Klasse, 9 zweiter Klasse, 28 zum Teil offene Wagen dritter Klasse, ferner Gepäck- und Viehwagen) waren in Berlin angefertigt, doch hatte man die Federn, Pfannen, Achsen und Räder zu denselben gleichfalls aus England kommen lassen.

Für den Verkehr innerhalb der Stadt stellte 1815 ein Unternehmer 32 Droschken auf, kleine halbverdeckte Wagen, die er mit den Pferden hatte aus Warschau kommen lassen und deshalb mit russisch-polnischem Namen bezeichnete. Die Regierung gab ihm auf sechs Jahre ein Privilegium, nachher mußte er die Konkurrenz anderer Fuhrunternehmer zulassen. 1827 gab es bereits 120 Droschken, außerdem 550 Lohnkutschen und angeblich ebenso viele Torwagen, d. h. Wagen verschiedener Art, die vor den Toren, namentlich vor dem Brandenburger Tore, je nach Jahreszeit und Wetter mehr oder minder zahlreich hielten und auf Fahrgäste nach den Außenorten warteten. Besonders beliebt waren sehr große, mehrsitzige, auf eisernen Achsen ruhende, mit einem Verdeck überspannte halboffene Wagen, wie sie zuerst 1822 der Hofagent Kremser aufgestellt hatte, ein Mann, der dem Fürsten Blücher nahe stand und ihn als Kriegskommissar ins Feld begleitet hatte. Noch jetzt werden derartige Wagen als Kremser bezeichnet. Sie werden gegenwärtig, wo fast alle Vororte durch Straßenbahnen zu erreichen sind, vorzugsweise zu Landpartien von Vereinen, Schulen, Fabriken benutzt. Nur bisweilen an schönen Sommersonntagen oder bei Rennen und ähnlichen Gelegenheiten sieht man noch solche Wagen an einigen öffentlichen Plätzen stehen und auf ihr Publikum warten. Für gewöhnlich sind sie aus dem Stadtbilde verschwunden, doch waren im Frühjahr 1909 noch 60 Torwagen bei der Polizei angemeldet.

Der Torwagen ist ein Mittelglied zwischen Droschke und Omnibus, er nimmt so viele Leute auf, wie Platz haben, aber er fährt nur, wenn er Fahrgäste hat, während der Omnibus sich nach seinem Fahrplan richten muß. Das erste öffentliche Fuhrwerk mit festem Fahrplan war in Berlin der 1839 von einem Unternehmer gestellte Omnibus, der zwischen dem neuen Potsdamer Bahnhof und dem Alexanderplatz hin und her fuhr; 1846 wurden von anderen Unternehmern fünf weitere Linien eingerichtet.

Da es jetzt täglich ankommende Posten gab, konnten seit dem 1. Januar 1824 die beiden Berliner Zeitungen alle Tage ihren Lesern die neuesten Nachrichten bringen. Interessanter aber wurde ihr politischer Teil dadurch nicht, da sie nach wie vor unter dem Drucke der Zensur standen. Auch der neuen, auf Veranlassung der Regierung gleichfalls täglich herausgegebenen „Allgemeinen Preussischen Staatszeitung“ gelang dies nicht, obgleich die Regierung es mit einem sehr febergewandten Schriftsteller ver-

suchte. Der neue Redakteur Heun hat unter dem Namen Claren eine große Zahl von Romanen und Novellen verfaßt, die durch lebhaftere Phantasie, durch pikante Situationen und anschauliche Kleinmalerei die Lesewelt anzogen. In diesen Schriften wußte Heun ganz unterhaltend zu plaudern, aber seine politischen Nachrichten waren trocken und langweilig, weil er nicht frei sprechen durfte, sondern nach allen Seiten Rücksicht zu nehmen hatte. Die Schuld lag nur zum Teil an seiner Oberflächlichkeit, auch als die Regierung nachher andere Redakteure an die Spitze stellte, übte das Blatt keine größere Anziehungskraft aus.

Das Bedürfnis des Publikums, durch ausländische Zeitungen etwas von dem Fortgange der Weltgeschichte zu erfahren, suchte zuerst ein unternehmender junger Buchenbäcker Giovanoli zu befriedigen. Von seiner Heimat hoch oben auf dem Maloja-Passe aus war er viel gewandert, auch nach Wien und Paris. 1818 errichtete er hier eine Konditorei in Verbindung mit einer Kaffee- und Zeitungsstube. Da sie gut besucht wurde, folgten einige Landsleute: Steheli, Josty, Spargnapani, alle gleichfalls aus dem Ober-Engadin, seinem Beispiel. In ihren Konditoreien sammelte sich bald die literarische, Gelehrten- und Beamtenwelt von Berlin, sie wurden die Mittelpunkte des noch schwachen, aber sich entwickelnden politischen Lebens. Eine ähnliche Bedeutung gewann das 1822 von der Kaufmannschaft erbaute Kasino, die „Börsehalle“, in deren Lesezimmer eine große Anzahl von Zeitungen auslag.

Die städtische Verwaltung suchte während dieser Zeit sich in die neuen Verhältnisse einzuleben, wobei freilich die unklare, mehrmals wechselnde Abgrenzung ihrer Zuständigkeit und ihres Verhältnisses zu den Aufsichtsbehörden störend wirkte. Die wichtigste der letzteren, die zur königlichen Regierung umgestaltete bisherige kurmärkische Kammer war 1809 auf den Wunsch ihres neuen Präsidenten, des Freiherrn Ludwig von Winke — des späteren berühmten Oberpräsidenten in Westfalen — nach Potsdam verlegt worden. Winke hielt die großen Städte, namentlich die Residenz nicht für geeignet zum Sitz der Landeskollegien. „Die ganze Lebensweise“, schrieb er, „wirkt dort dahin, die Beamten von den Geschäften abzuführen, sie träge, schlaff, selbstsüchtig zu machen; bei so mancherlei Anlaß zu Zerstreuungen wird die Arbeit sehr leicht Nebensache.“ Auch die größeren Bedürfnisse und die weiten Entfernungen erschwerten den Dienst. „Für Kollegien, welche eine größere Anzahl von jüngeren Leuten haben, deren hauptächliche Bestimmung Ausfuhrung ist,“ sei eine kleine Provinzialstadt „besser für Geschäfte, Besoldung, Moralität geeignet.“ Indessen wurde der Geschäftsgang durch diese Verlegung sehr erschwert. Außer der Regierung hatte auch der Polizei-Präsident Aufsichtsrechte und war befugt, unmittelbare Verfügungen an den Magistrat zu richten. In einigen Fragen stand die Entscheidung beim Oberpräsidenten,

in anderen beim Minister des Innern. 1812 griffen der französische Gouverneur und der von ihm bestellte Inspecteur de l'arrondissement de Berlin vielfach in die Verwaltung ein, während des Befreiungskrieges das vom Könige für die Lande zwischen Elbe und Oder bestellte Gouvernement, dem ein Zivilkommissar beigegeben war. Von 1815 bis 1821 bestand eine besondere Regierung für Berlin und Umgegend, dann wurden das Polizei-Präsidium und die Beziehungen zur Regierung in Potsdam wiederhergestellt, einige Jahre später dem Polizei-Präsidenten größere Aufsichtsbefugnisse eingeräumt.

Auch die Abgrenzung des Stadtgebietes gegen die Nachbargemeinden war unsicher. Nach Einführung der Städteordnung entstanden mancherlei Streitigkeiten darüber, wie einzelne Teile der zur Stadt gehörenden Feldmark in betreff der Steuern, der Einquartierung und anderer Verhältnisse zu behandeln seien. Erst nach langen, unter Mitwirkung der Regierung geführten Verhandlungen ist 1832 für das nördlich, 1841 für das südlich der Stadt gelegene Gebiet eine Einigung erfolgt. Im Süden bildete nunmehr im ganzen der Landwehrgraben die Grenze gegen Rixdorf, die Hafensheide, Schöneberg und Wilmersdorf, jedoch mit Ausschluß des Tiergartens. Von der Ecke der Lenné- und Schulgartenstraße (jetzigen Königgräberstraße) bildete die Stadtmauer über das Brandenburger Tor hinaus bis zum Unterbaum die Grenze. Dann grenzte das Weichbild im Westen an Moabit, im Norden an den Wedding, den Gesundbrunnen, Pankow und Heinersdorf, im Osten an Hohenschönhausen, Lichtenberg, Borschagen, Rummelsburg und Stralau. Das durch diese Verträge anerkannte Weichbild (s. Tafel 4) umfaßte außerhalb der Stadtmauer eine Fläche von 2166 Hektar, innerhalb der Mauer 1345 Hektar.

Über die Sicherheit in der Stadt hatte seit 1806 die Bürgergarde gewacht, daneben gab es in den 19 Polizeiquartieren der Stadt 29 aus der Bürgerschaft entnommene Polizeikommissare, an deren Stelle jetzt berufsmäßige Beamte traten. Die Bürgergarde wünschte der König beizubehalten, er suchte auch in anderen größeren Städten ähnliche Einrichtungen zu schaffen. Sie wurde dem Befehl des Gouverneurs und des Kommandanten unterstellt, sollte auf 6000 Mann gebracht werden, polizeiliche Dienste leisten sowie die Wachen innerhalb der Stadt mit Ausnahme der Torwachen, der Schloß- und Zeughauswache übernehmen. Alle Bürger bis zum sechzigsten Lebensjahre wurden zu diesem Dienst verpflichtet, die körperlich Untauglichen hatten Geldbeiträge zu zahlen, den Beamten, ebenso den über vierzig Jahre alten Bürgern war gestattet, sich durch Söhne oder Neffen vertreten zu lassen. Die Uniform hatten alle selbst zu beschaffen, die berittenen Freiwilligen mußten sich auch die Pferde halten. Den Oberst und seinen Generalstab ernannte der König, die übrigen Offiziere wurden von den

Kompagnien und der Reitereschwadron unter Bestätigung des Generalstabes gewählt.

Die Bürger hatten indessen hier wie anderswo keine Lust, jetzt in der Friedenszeit neben der seit 1814 als dauernde Einrichtung bestehenden allgemeinen Wehrpflicht und den durch diese bedingten Landwehrübungen noch weitere bedeutende militärische Pflichten und Lasten dauernd zu übernehmen. Die Ergänzung und Verstärkung der Bürgergarde ließ sich deshalb nicht vollständig durchführen, immer größere Erleichterungen und Befreiungen mußten gewährt werden. 1825 gestattete der König die Auflösung der Bürgergarde, nur die aus der Schützengilde gebildete Schützenkompagnie blieb als freiwillige Truppe bestehen, auf kurze Zeit auch noch die Schwadron von berittenen Freiwilligen.

Pflasterung und Beleuchtung der Straßen war seit der Zeit des Großen Kurfürsten durch staatliche Behörden und auf Kosten des Staates besorgt worden. Die Beleuchtung war ziemlich mangelhaft gewesen und hatte bisweilen gänzlich gestockt, zum Beispiel in den Jahren 1809 und 1810, wo es der Polizei an Mitteln fehlte, um die Lieferanten zu befriedigen, und diese sich auf weitere Lieferung nicht einlassen wollten. Beleuchtung durch Gas kannte man in England bereits seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Paris hatte sie 1817, von deutschen Städten bisher nur Hannover eingeführt. Berlin erhielt sie 1826 durch eine englische Aktiengesellschaft, der die Regierung — ohne Mitwirkung der städtischen Behörden — ein ausschließliches Privilegium auf 21 Jahre gab.

Über die Unterhaltung des Straßenpflasters wurde durch einen Vertrag zwischen der Stadt und dem Fiskus bestimmt, daß die Stadt für alle vom 1. Januar 1837 an neu entstehenden Straßen innerhalb der Stadtmauer sowie für alle Straßen außerhalb derselben sorgen und für die seit 1820 entstandenen Straßen einen Zuschuß zahlen sollte, während die Unterhaltung der älteren Straßen dem Fiskus verblieb. Die Instandhaltung der Fußwege an beiden Seiten der Fahrstraße, der sogenannten Bürgersteige, lag den Hausbesitzern ob. 1824 ließen die Weinhändler Lutter und Wegener vor ihrem Hause breite Granitbahnen legen und fanden damit vielen Beifall. Der König sprach den Wunsch aus, daß in allen Hauptstraßen die Bürgersteige in dieser Weise angelegt würden, und veranlaßte die königlichen Behörden, dies bei ihren Dienstgebäuden zu tun. Da die Granitbahnen aber teuer waren und viele Besitzer diese Kosten nicht tragen konnten, beschloß der Magistrat, den Besitzern, welche solche Granitbahnen legten, zwei Drittel der Kosten zu erstatten.

Um die Mittel hierfür aufzubringen, zugleich, wie im Verwaltungsberichte des Magistrats gesagt wird: „zur Verminderung der Zahl der Hunde und zur Vorbeugung der dadurch vergrößerten Gefahr der Hundswut“ wurde

1830 eine Steuer auf Zugushunde eingeführt. Sie hat nach beiden Richtungen große Wirkung ausgeübt. 1830 gab es in Berlin 5900 Hunde, einen auf 42 Einwohner, 1835 nur 3300, einen auf 82 Einwohner. Außerdem hat die Steuer bewirkt, daß viele Leute besser auf ihre Hunde achteten. 1827 sind 28 Unglücksfälle durch den Biß toller Hunde entstanden, 1828 sind 45, 1829: 24 wutfranke Hunde in die Tierarzneischule gebracht worden, während der folgenden Jahre sind solche Fälle nur ganz ausnahmsweise vorgekommen. In späterer Zeit hat die Zahl der Hunde wieder zugenommen, die Liebhaberei hat schließlich bei einem großen Teile der Bevölkerung über die Kostenfrage und die Steuer gesiegt. 1907 zählte man im Reichsbilde von Berlin 37 000 steuerpflichtige und beinahe 6000 steuerfreie, zusammen 43 000 Hunde, einen auf 49 Einwohner. Die Zahl der Unglücksfälle ist aber nicht wieder so hoch gestiegen wie früher.

Die Armenpflege war in älterer Zeit Sache der Kirche und der milden Stiftungen, nach der Reformation wurde sie durch die Kirchenvisitationsordnungen fester geregelt und der Aufsicht des Rates unterstellt. Wegen der Mißstände, die sich aus den häufigen Zwistigkeiten der fünf dicht nebeneinander liegenden Residenzstädte ergaben, vereinigte Kurfürst Friedrich III. 1693 dieselben zu einem einheitlichen Armenbezirke unter der Verwaltung einer „Immerwährenden Armen-Kommission“, dem späteren königlichen Armen-Direktorium, also einer staatlichen, vom Landesherrn ernannten Behörde, die ihm allein Rechnung zu legen hatte. Zur Bestreitung der Kosten bildete der Kurfürst eine Armentasse und überwies ihr außer einer regelmäßigen Kirchen-Kollekte die Abgaben der Komödianten und allerlei Strafgelder, namentlich für Akzise-Vergehen und für übermäßigen Begräbnis-aufwand. Außerdem baute er 1699 das große Friedrichs-Hospital in der Stralauerstraße (da wo diese auf die jetzige Neue Friedrichstraße stößt) für Waisen, Kranke und Arbeitsunfähige. Später nach der Gründung der Charitee wurde es nur für Waisen bestimmt. Als Friedrichs-Waisenhaus hat es bis 1859, wo es nach Kummelsburg verlegt wurde, an der alten Stelle bestanden, die dort über die Spree führende Brücke heißt davon die Waisenbrücke.

Neben dem Friedrichs-Waisenhause seien noch vier kleinere, von privaten Wohltätern gestiftete Waisenhäuser genannt: das Kornmessaersche und das Schindlersche Waisenhaus, 1719 und 1730 begründet, ferner das Friedrichs-stift und das Luisenstift, die in der unglücklichen Zeit von 1807 und 1808 entstanden sind.

Nach den Bestimmungen der Städteordnung gehörte die Armenpflege zu den Pflichten der Stadtgemeinde. Das königliche Armen-Direktorium wurde deshalb 1819 aufgelöst, seine Subalternbeamten und Unterbedienten wurden von der neu gebildeten städtischen Armen-Direktion übernommen,

ebenso seine Einnahmen und Anstalten mit Ausnahme der Charitee und des Arbeitshauses.

Erstere war zur praktischen Schulung der jungen Ärzte und zugleich als allgemeines Krankenhaus begründet worden, sie hatte die unbemittelten Kranken der Stadt aufzunehmen. Die Irren wurden anfangs nicht dazu gerechnet, sie befanden sich damals im Dorotheen-Hospital, später wurde für sie eine besondere Anstalt in der Krausenstraße errichtet. Als deren Gebäude 1798 abbrannte, überließ die Stadt das Vermögen dieser Anstalt der Charitee, und diese übernahm die Verpflichtung, für die heilbaren Geisteskranken und für die gemeingefährlichen Irren zu sorgen. Als ärztliche Bildungsanstalt blieb die Charitee in der Verwaltung des Staates, ihr Verhältnis zur Stadt wurde 1835 dahin geregelt, daß dieser jährlich 100 000 freie Verpflegungstage zustehen. Als später Zweifel über die Auslegung dieser Bestimmung entstanden, wurde 1900 durch reichsgerichtliche Entscheidung das Recht der Stadt ausdrücklich anerkannt, doch habe dieselbe darauf Rücksicht zu nehmen, daß „eine Beeinträchtigung des Nebenzweckes der Charitee als medizinischer Bildungsanstalt durch Aufnahme einer unverhältnismäßig großen Zahl von dazu ungeeigneten Kranken“ nicht stattfinden, es seien ihr deshalb vornehmlich heilbare Kranke zu überweisen, möglichst wenig solche, bei denen es sich nur um Aufsicht und Pflege handle.

Das Arbeitshaus ist hervorgegangen aus dem vom Großen Kurfürsten auf der „Insel“ angelegten Spinnhause. Als dieses dem Kaufmann Wegely überlassen wurde, brachte man das Arbeitshaus einstweilen am Rondell im Hause des Schlächtergewerks unter, das nach seinem Wahrzeichen der „Dachskopf“ genannt wurde. Diesen Namen gab dann der Volksmund auch dem neuen 1758 am Alexanderplatz erbauten Arbeitshause, es ist so genannt worden, bis es 1879 nach Rummelsburg verlegt wurde. In diesem Arbeitshause waren die harmlosen Irren und ein Teil der Arbeitsunfähigen untergebracht, soweit sie nicht in die Hospitäler aufgenommen werden konnten, es war außerdem zugleich Zwangsarbeits- und Strafanstalt, die Regierung behielt deshalb die Direktion, überließ aber der Stadt einen Anteil an der Verwaltung.

Von den aus milden Stiftungen hervorgegangenen Hospitälern, welche jetzt zur Aufnahme von Greisen und Greifinnen dienen, waren die ältesten das Heilige Geist- und das Georgs-Hospital, im 15. Jahrhundert war das Gertraudten-Hospital, im 17. Jahrhundert das Jakobs- und das Jerusalems-Hospital dazu gekommen, ebenso das 1674 vom Großen Kurfürsten und seiner zweiten Gemahlin begründete Dorotheen-Hospital. Von anderen, im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingerichteten ähnlichen Anstalten sei das Nikolaus-Bürger-Hospital hervorgehoben.

Es verdankt seine Entstehung der Freigebigkeit des Zaren Nikolaus von Rußland. Er war mit Friedrich Wilhelms III. Tochter Charlotte vermählt, die bei ihrem Übertritt zur griechischen Kirche den Namen Alexandra Feodorowna angenommen hatte. Der Zar gab sich große Mühe, den Einfluß auf die preußischen Verhältnisse, welchen Rußland durch seine Hülfe im Befreiungskriege erlangt hatte, dauernd zu erhalten. Er war viel in Berlin, kaufte ein Grundstück Unter den Linden und ließ auf demselben das schöne Palais der russischen Botschaft erbauen, er erwarb das Bürgerrecht und schenkte bei dieser Gelegenheit der Stadt eine so bedeutende Summe, daß davon 1839 das eben genannte Hospital errichtet werden konnte. Auch seine Gemahlin machte ein ansehnliches Geschenk, aus dem die Alexandra-Stiftung für gemeinnützige Bauten begründet wurde.

Außer den Hospitälern bestand noch eine große Anzahl von milden Stiftungen und Vereinen zur Beschäftigung, Unterstützung und Versorgung von Armen und Gebrechlichen, mehrere davon besonders für invalide Kämpfer des Befreiungskrieges bestimmt.

Um das Armenschulwesen zu verbessern, die zahlreichen Privat- und Parochialschulen besser zu beaufsichtigen und den erhöhten Anforderungen zu entsprechen, welche in dieser Zeit mit der Durchführung der allgemeinen Schulpflicht wie mit der Neuordnung des Gymnasialunterrichts an die städtischen Behörden herantraten, wurde 1826 ein Stadtschulrat in das Magistrats-Kollegium eingefügt, 1829 die Stadtschuldeputation gebildet.

Die Neuordnung des Gymnasialunterrichts erfolgte ganz im Sinne des sogenannten Neuhumanismus. Vielfach aber wurde der Wunsch reg, daß in den höheren Schulen mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens genommen werde. Schon seit vielen Jahren hatte der General-Handelskommissar Geheimrat Kunth im Interesse der Gewerbe und des Handels die Errichtung von „Bürger-Gymnasien“ gefordert. Jetzt hatten seine immer erneuten Anregungen den Erfolg, daß an verschiedenen Orten, meist von den städtischen Behörden solche Schulen begründet wurden. In Berlin sind drei Versuche gemacht worden.

Unter den einst von Hecker ins Leben gerufenen Schulen hatte sich, wie bereits früher ausgeführt ist, die Lateinschule zum Friedrich Wilhelms-Gymnasium entwickelt, die Realschule war ein unbedeutendes Anhängsel desselben geworden, hatte zwar mancherlei Versuche durchgemacht, aber entbehrte noch einer sicheren und klaren Einrichtung. Der 1820 neu eingetretene Direktor Spilleke versuchte ihr eine solche zu geben. Im Schulprogramm von 1822 „über das Wesen der Bürgerschule“ entwickelte er aus der Idee des bürgerlichen Lebens, wie eine Schule beschaffen sein müsse, die in ebenso gründlicher Weise wie die Gymnasien für den gelehrten Beruf, die anderen jungen Leute der gebildeten Stände für die

bürgerlichen Berufsarten vorbereiten wolle. Nach diesen geistvollen Ausführungen hat er die Realschule eingerichtet. Später aber hat er aus mancherlei Rücksichten, vornehmlich um seinen Schülern die Zulassung zum Baufach zu verschaffen, das Lateinische in seinen Lehrplan aufgenommen, ihm eine ansehnliche Stundenzahl eingeräumt und dementsprechend den Unterricht in den anderen Fächern verkürzen müssen.

Die beiden anderen Versuche gingen von den städtischen Behörden aus. Das Köllnische Gymnasium war 1767 mit dem Klostersgymnasium zum Berlin-Köllnischen Gymnasium verschmolzen worden, wurde 1824 von diesem getrennt, wieder als selbständige Anstalt hergestellt und seitdem als Real-Gymnasium bezeichnet. Der Unterricht im Griechischen wurde fakultativ gemacht und dafür den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen etwas mehr Zeit gewidmet als an den anderen Gymnasien. Trotz der Tüchtigkeit des Mathematikers August, der 1827 an die Spitze dieser Schule gestellt wurde, hat sich dieser Versuch nicht recht bewährt und ist 1870 nach Augusts Tode wieder aufgegeben worden, da das Real-Gymnasium in dieser Form eine unglückliche Zwitterstellung einnahm zwischen den humanistischen Gymnasien und den wirklichen im Laufe der Zeit entstandenen Realanstalten.

Von größerer Bedeutung war gleichfalls 1824 die Gründung der Gewerbeschule (jetzigen Friedrichs-Werderschen Oberrealschule), die ganz von den alten Sprachen absah und dadurch in der Lage war, auf eine andere als die bisher übliche Weise die Erzielung einer gründlichen höheren Vorbildung zu versuchen. Sie erhielt einen besonders tüchtigen Leiter in Karl Friedrich von Klöden, der sich vom gänzlich mittellosen, fast ohne Schulbildung aufgewachsenen Handwerksgefellen durch eigene Kraft zu einem vorzüglichen Lehrer und angesehenen Gelehrten emporgearbeitet hatte. Es ist ihm gelungen, die neue Art des Unterrichts erfolgreich durchzuführen. Seine Schule ist die einzige von allen damals eingerichteten ähnlichen Schulen, die an dem neuen Prinzip unverbrüchlich festgehalten hat. Sie ist dadurch das Muster und Vorbild für alle jetzt bestehenden Oberrealschulen geworden. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten hat Klöden zur Erforschung der Naturverhältnisse und der Geschichte Brandenburgs, namentlich Berlins wertvolle Beiträge geliefert, für die sich u. a. Goethe lebhaft interessierte ebenso wie für die Entwicklung seiner Schule. So spricht er 1829 in einem Briefe an Zelter seine Freude aus über Klödens „klare geologische Umsicht“ und fährt dann fort: „Sodann aber ist seine Gewerbeschule bewunderungswürdig.“

Unter den vielen neuen Lehrerseminaren, welche geschaffen werden mußten, um die zur Durchführung der Schulpflicht erforderliche große Zahl von Volksschullehrern heranzubilden, nahm das 1830 in Berlin er-

richtete königliche Seminar für Stadtschulen eine hervorragende Stelle ein. Es sollte Lehrer für den Unterricht an städtischen Schulen und an Seminaren ausbilden, zugleich älteren Volksschullehrern Gelegenheit zur Weiterbildung gewähren. Sein Leiter Adolf Diesterweg hat nicht nur durch pädagogisches Geschick, sondern auch durch Wärme des Herzens und Weite des Blickes einen großen, nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Um die Erinnerung an ihn rege zu erhalten, hat die Berliner Lehrerschaft ihr 1908 erbautes schönes Vereinshaus mit Diesterwegs Bild geschmückt.

Die erhöhten Ausgaben für Schule und Armenpflege waren nach den übergroßen Anstrengungen in der Franzosenzeit und während des Befreiungskrieges eine schwere Last für den städtischen Haushalt, der eine Schuld von beinahe fünf Millionen Talern zu verzinßen hatte. Trotz der größten Sparsamkeit und starker Anspannung der Steuerkraft kam die Stadt erst 1829 dahin, daß die Einnahmen für die Ausgaben hinreichten und eine regelmäßige Tilgung der Schuld einsetzen konnte. Um diese fortsetzen zu können, mußte auch weiter mit großer Vorsicht und Zurückhaltung gewirtschaftet werden. Für die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude konnte nur wenig geschehen, den Wiederaufbau der 1809 abgebrannten Petrikirche wagte man nicht in Angriff zu nehmen.

Im ganzen war die Berliner Bürgerschaft mit den Ergebnissen der Selbstverwaltung zufrieden, sie machte keinen Versuch, die Bestimmungen von 1808 zu ändern, auch nicht als 1831 für die durch den Befreiungskrieg zurückgewonnenen und neu erworbenen Provinzen eine in vielen Punkten umgestaltete Städteordnung eingeführt und deren Annahme den Städten der alten Provinzen freigestellt wurde.

Von dem revolutionären Fieber, das 1830 und in den nächstfolgenden Jahren sich in vielen Teilen Deutschlands zeigte, wurde Berlin nur wenig berührt, auch an den Bewegungen in anderen deutschen Städten sind nur wenige Berliner beteiligt gewesen. Aber die Untersuchung ist in Berlin von einer zu diesem Zwecke eingesetzten Kommission mit großer Härte geführt worden, und die Hausvogtei hat von neuem eine recht häßliche, viel berufene Rolle gespielt. Zu ihren unfreiwilligen Gästen gehörten auch Fritz Reuter und Heinrich Laube.

Berlin selbst wurde stärker beunruhigt von der Cholera, die 1831 ihren ersten Siegeszug durch Europa hielt. Man stand ihr anfangs völlig ratlos gegenüber, da man das Wesen dieser Krankheit und die Art ihrer Übertragung nicht kannte. Im voraus hatte man nur das kleine Pockenhaus draußen vor dem Dranienburger Tore mit 13 Betten bereit gestellt, eine offenbar ganz unzureichende Fürsorge, schon wegen seiner Kleinheit, und weil es von den meisten Teilen der Stadt sehr weit entfernt war. Später wurden vier Choleralazarette eingerichtet und unter die Leitung

sehr tüchtiger jüngerer Ärzte gestellt, zwei von diesen gehörten später zu den Größen unserer Universität: Casper als Reformator der gerichtlichen Medizin, Romberg als Kliniker und Nervenarzt.

Die Hauptwirkung erwartete man anfangs von Absperrungsmaßregeln, die den Verkehr und das Erwerbsleben außerordentlich erschwerten, überdies zum Teil in anderen, früher von der Cholera heimgesuchten Ländern längst als unwirksam erkannt und deshalb wieder aufgegeben waren. Diese Vorschriften gingen aus von dem Präsidenten des Obermedizinalkollegiums. Sein Ansehen war so groß, daß er sie durchsetzen konnte, obgleich viele hohe Staatsbeamte, z. B. der Oberpräsident von Bassenitz dagegen auftraten und auch der König erklärte: „sie drohten, den Wohlstand vieler Familien zu zerrütten und dem Lande verderblicher zu werden als die Krankheit selber.“ Außer den Absperrungsmaßregeln und den „Kontumaz-Anstalten“ seien hier einige besonders in die Augen fallende Vorschriften angeführt. Die Ärzte sollten in langen Wachstuchmänteln und mit Masken ihre Besuche machen, ähnliche Kostüme hatten die Krankenträger und Leichenträger. Die Begleitung der Leichen war den Familienmitgliedern und Freunden verboten. Beim Transport von Kranken und von Leichen wurden die Vorübergehenden durch lautes Klingeln gewarnt, damit sie schnell in die nächsten Häuser flüchten sollten. Ganz ließen sich solche Maßregeln nicht durchführen, weil sie den Spott geradezu herausforderten und die Straßenjugend mit dem Rufe: „Man nich jraulich machen“ laut dagegen protestierte. Weniger kritisiert wurde die vorübergehend gegebene Erlaubnis, auf der Straße Tabak zu rauchen.

Allmählich beruhigte man sich. Hierzu hat wesentlich beigetragen ein im Gegensatz zur amtlichen Cholerazeitung von dem praktischen Arzt Dr. Sachs herausgegebenes Cholera-Tagebuch. In geistreicher Weise, von der Zensur kaum gehindert, die hier ausnahmsweise die Augen zudrückte und dem Kampfe freie Bahn ließ, bekämpfte es mit siegreichem Spotte die mehr aufregenden als nützenden Absperrungsmaßregeln. Als im November Professor Hegel an der Cholera starb, war die Beruhigung soweit vorgeschritten, daß seine Beerdigung in der sonst üblichen Weise, ohne die für Choleraleichen vorgeschriebenen Maßregeln, unter großer Beteiligung erfolgen konnte. Im ganzen sind damals in Berlin 1426 Personen an der Cholera gestorben bei einer Zahl von 250 000 Einwohnern, d. h. 57 auf 10 000 Einwohner, während 1866 bei der zweiten großen Choleraepidemie in Berlin 90 Tote auf 10 000 Einwohner gekommen sind.

Während der kriegerischen Wirren konnte nicht viel gebaut werden, nachher entwickelte sich trotz der beschränkten Mittel eine desto lebhaftere Bautätigkeit. Ihre künstlerische Richtung wurde vornehmlich von Karl Friedrich Schinkel bestimmt, der durch eine große Zahl öffentlicher und

privater Bauten der äußeren Erscheinung Berlins das Gepräge seines Geistes und seiner Kraft gegeben hat, wie einst Schlüter in einer früheren Zeit des Aufschwungs und neuer Entwicklung. Eine Zeitlang folgte er der geltend gewordenen, zum Mittelalter und zur Gotik neigenden romantischen Richtung, später hielt er sich mehr an die Formen der griechischen Kunst und suchte dieselbe unseren Verhältnissen anzupassen. In gotischer Art hat er das Kreuzbergdenkmal hergestellt und die Werderische Kirche umgebaut. Diese macht wenig Eindruck, zum Teil wohl, weil die alten Mauern beibehalten werden mußten und weil die vorgezeichnete äußerste Sparsamkeit hier wie bei den anderen kirchlichen Bauten in Berlin lähmend wirkte. Von den vier Vorstadt-Kirchen, die Schinkel gleichfalls mit sehr bescheidenen Mitteln zu erbauen hatte, sind drei seitdem vergrößert und umgebaut worden, nur die kleine Johanniskirche in Moabit ist erhalten. Weit kräftiger und in die Augen fallender ist die das Stadtbild von Potsdam beherrschende Nikolaikirche. Von den anderen Bauten Schinkels in Potsdam seien Schloß Glienick und Schloß Babelsberg hervorgehoben.

Seine bedeutendsten Bauten in Berlin sind die Neue Wache, die trotz ihrer Kleinheit durch ihre gedrungene, kriegerische, kastellartige Gestalt sich zwischen den großen Massen der Universität und des Zeughauses kräftig zur Geltung bringt, das mächtige Schauspielhaus und das 1830 eröffnete Alte Museum mit der großen, von jonischen Säulen getragenen Vorhalle, zu der eine breite, vornehme Treppe emporführt.

Den Grundstock für die Sammlungen des Museums bildeten die Kunstschätze der königlichen Schlösser und einige neuerdings erworbene gute Privatsammlungen. Die wichtigste derselben war die Giustinianische Sammlung, die der König in Paris kennen gelernt und dann in seinen Besitz gebracht hatte. Sie enthielt 171 Gemälde berühmter Meister, z. B. von Poussin, Tizian, Bordenone. Die Auswahl und Anordnung wurde einer Kommission unter der Leitung Wilhelms von Humboldt übertragen und so der Kraft dieses vielseitigen Mannes, der 1819 beim Siege der Reaktion aus dem Staatsdienst geschieden war, noch einmal Gelegenheit zu bedeutender Tätigkeit gegeben. Ebenso wie bei der Stiftung der Berliner Universität hat auch bei der Einrichtung unseres ersten Museums seine Sicherheit und ruhige Klarheit den entscheidenden Einfluß ausgeübt.

Schon vor dem Bau des Museums war an Stelle der alten Hundebücke die breite Schloßbrücke mit schönem Marmorgeländer gebaut und so ein würdiger Zugang zum Lustgarten geschaffen worden. Leider war die Einweihung der Brücke am 28. November 1823 bei der Hochzeit des Kronprinzen mit der bayerischen Prinzessin Elisabeth von einem schweren Unglück begleitet. Unmittelbar vor der Brücke war eine Ehrenpforte in der Form einer etwa 20 Meter breiten und hohen Säulenhalle mit reichem

bildnerischen und gärtnerischen Schmucke erbaut worden. In ihren den Linden zugekehrten Nischen mit amphitheatralisch erhöhtem Fußboden hatten am Vormittag die zur Begrüßung der Prinzessin ausgewählten dreihundert blau und weiß gekleideten Ehrenjungfrauen ihren Platz. Am Abend soll diese Ehrenpforte „durch die magische Beleuchtung von aufgestellten Opferpfannen noch an Zauber gewonnen“ haben.

Die Polizei hatte bekannt gemacht, daß die Brücke bis zum Einzuge für allen Verkehr, nachher für Wagen und Reiter gesperrt sei. Für diejenigen, welche die festlichen Veranstaltungen und die abendliche Illumination vom Wagen aus ansehen wollten, war eine bestimmte Bahn vorgeschrieben und der ganze Wagenzug auf die bisher benutzte Notbrücke unterhalb der neuen Brücke verwiesen. An beiden Seiten der Schloßbrücke standen Gardékürassiere, um Wagen und Reiter zurückzuweisen, am Abend hatten außerdem Landwehrreiter die Bewachung der Ehrenpforte übernommen. Als gleich beim Beginn der Illumination ein großer Andrang zur Brücke entstand, wurde das eiserne Gitter vor dem Garten des Kommandanturgebäudes zerbrochen und niedergetreten. Man holte eine Anzahl Grenadiere aus der Neuen Wache und stellte diese vor dem Garten auf, um ihn zu schützen. Alle diese Mannschaften von drei verschiedenen Regimentern, ihre Offiziere und Unteroffiziere, ebenso der Offizier du jour, der die Posten revidierte, haben gleichmäßig ausgesagt, daß die Brücke keinen Augenblick für Fußgänger gesperrt worden sei, auch von anderen Zeugen wird bekundet, daß Fußgänger von beiden Seiten ungehindert über die Brücke gegangen sind. Am Abend aber, als der von den Studenten veranstaltete Fackelzug eben mit dem Verbrennen der Fackeln im Lustgarten sein Ende erreicht hatte, entstand plötzlich das Gerücht, die große Brücke sei gesperrt. Von beiden Seiten drängte die Masse der Zuschauer auf die schmale Notbrücke mitten in die Wagenreihe hinein. Die Gendarmen, welche hier die Ordnung im Wagenverkehr aufrecht erhalten sollten, wurden von dem Strome mit fortgerissen. In dem furchtbaren Gedränge sind viele, um nur einen Augenblick atmen zu können, unter die Wagen, die Pferde gefrochen. Einige sind ins Wasser gestürzt und dann gerettet worden, anderen ist es gelungen, auf die unten liegenden Rähne zu klettern. 22 Personen haben den Tod gefunden, sämtlich durch Erstickung oder Schlagfluß.

Das verhängnisvolle Gerücht ist aller Wahrscheinlichkeit nach entstanden durch den immer wiederholten Ruf „Zurück“, den die Posten bei der Ehrenpforte und bei dem zerbrochenen Gitter vor der Kommandantur dem allzu heftigen Andränge entgegensetzten. Die Polizei trifft kein Vorwurf, ihre Anordnungen waren durchaus zweckmäßig, sie konnte nicht voraussehen, daß die ganze Masse der Fußgänger, „denen der Übergang über die hundert Fuß breite, von den glänzendsten Illuminationsstücken zu drei

Seiten unmittelbar umgebene Schloßbrücke offenstand“, sich plötzlich wie durch Suggestion nach der schmalen Notbrücke wenden werde.

Sehr seltsam aber erscheint nach dem Unglück das Verhalten der Zensurbehörde. Die Zeitungen durften keine Mitteilungen über das Unglück bringen, nur einen sehr ungeschickt abgefaßten Erlaß des Königs, der in heftigen Worten „die schrankenlose Zügellosigkeit der Volksmassen“ tadelte. Unmittelbar vorher hatte der König den Berlinern seine „ganz besondere Zufriedenheit mit den Beweisen treuer Liebe“ ausgesprochen: Beide Erlasse kamen an demselben Tage in die Zeitungen. Diese hatten, um den Gegensatz weniger auffällig zu machen, den ersten an der Spitze, den zweiten etwas weiter hinten abgedruckt, erhielten aber dann einen Verweis wegen solcher geringschätzigen Behandlung eines königlichen Erlasses.

Selbst eine Todesanzeige, in der ein Vater mitteilt, daß sein Sohn „das Unglück hatte, auf der Interimsbrücke am Zeughaufe während der Illumination erdrückt zu werden“, wurde vom Zensor beanstandet, weil „Ihre Kön. Hoheit die Kronprinzessin solche lesen und dadurch einen unangenehmen Eindruck bekommen möchten“. Der Vater mußte sich an den Minister wenden, um die Erlaubnis zum Druck seiner Anzeige zu erhalten.

Da keinerlei Aufklärung gegeben wurde, glaubte man in der Berliner Bürgerschaft noch nach Jahrzehnten, daß die Brücke gesperrt und das Unglück durch ein überaus leichtfertiges, willkürliches Verfahren der Polizei veranlaßt worden sei. Spätere Darstellungen, namentlich solche von Augenzeugen wie von Ludwig Kellstab in „Aus meinem Leben“ zeigen, wie groß die dadurch hervorgerufene Erregung und Entrüstung war. Die weite Verbreitung dieser Auffassung wird es rechtfertigen, daß hier die unglückliche Einweihung der Schloßbrücke so ausführlich besprochen ist.

Unter den vielen Künstlern, die in dieser Zeit neben Schinkel und mit ihm für die Verschönerung Berlins wirkten, tritt außer Gottfried Schadow, dem immer noch rüstigen Meister und Lehrer, Christian Daniel Rauch am stärksten hervor. In jungen Jahren war er Kammerdiener der Königin Luise gewesen. Als sein Künstlerberuf sich deutlicher zeigte, erhielt er die Mittel zu weiterer Ausbildung und zu einer längeren Studienreise nach Italien. Seinen Dank und seine Verehrung für die Königin bekundet das 1815 aufgestellte herrliche Grabmal im Charlottenburger Mausoleum, das die seelenvolle Anmut und die Hoheit der schlummernden Königin in gleicher Weise zum Ausdruck bringt. Alle Welt war von diesem Werke entzückt, mit Tränen im Auge dankte der König dem Künstler. Aber dieser war mit seiner Arbeit nicht zufrieden. Er hat sie später (1827) in freier Nachbildung wiederholt und eine noch lebhaftere Wärme des Ausdrucks erreicht. Diese zweite Ausführung des Grabmals war lange Zeit

in einem Gartentempel des Parks von Sanssouci aufgestellt und bildete hier alljährlich für viele Tausende einen Gegenstand andächtiger Betrachtung. Sie befindet sich jetzt im Hohenzollernmuseum, wo sie leider nicht recht zur Geltung kommt.

Besonders glücklich gelungen sind die 1822 aufgestellten Standbilder von Scharnhorst und Bülow zu beiden Seiten der Neuen Wache, auch Blüchers vier Jahre später enthülltes Denkmal gegenüber am Opernplatz macht durch die zugleich ruhige und kraftvolle Haltung des Helden einen bedeutenden Eindruck, hinter dem die dreißig Jahre später am Abend seines Lebens von Rauch geschaffenen Standbilder Yorks und Gneisenaus etwas zurückstehen.

Als das Hauptwerk seines Lebens ist das Friedrichs-Denkmal, das populärste aller öffentlichen Bildwerke Berlins anzusehen, in dem der Künstler nicht nur den großen König, sondern sein ganzes Zeitalter dargestellt und damit sich selbst auf dem schönsten Plage der Hauptstadt ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Der Grundstein zu diesem Reiterstandbild wurde am 1. Juni 1840 kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III. gelegt.

Rauchs eigene, bis in das Greisenalter männlich schöne und würdige Gestalt mit ausdrucksvollem Künstlerkopfe ist von Drake, einem seiner besten Schüler, meisterhaft modelliert in der Vorhalle des Alten Museums aufgestellt, seine Büste steht auch in der Siegesallee beim Denkmal Friedrich Wilhelms IV. Abgüsse seiner Werke enthält das Rauch-Museum in der Klosterstraße, in dem man sein gesamtes Wirken übersehen und seine künstlerische Entwicklung verfolgen kann.

Die obere Leitung des Schauspielhauses und des Opernhauses wurde 1815 nach Ffflands Tode dem Grafen Brühl übertragen, sie ist seitdem ein vornehmer Hofamt geworden. Graf Brühl hatte in Weimar Goethe, Herder und Wieland nahe gestanden, er suchte im Schauspielhause die Überlieferungen der Ffflandschen Zeit aufrecht zu erhalten und wurde dabei durch vorzügliche Kräfte wie Frau Stieh, die spätere Frau Crelinger, Pius Alexander Wolff, den Schüler Goethes, vor allem durch die dämonische Genialität Ludwig Devrients unterstützt. Neben dem klassischen Drama wurde das Lustspiel eifrig gepflegt, von zeitgenössischen Autoren kamen vornehmlich Müllner und Houwald mit ihren Schicksalsdramen, sehr viel häufiger noch Raupach mit seinen historischen Dramen zum Wort. Raupach ist zwanzig Jahre lang der bevorzugte Dramatiker des Schauspielhauses gewesen. Obgleich er weder dichterische Phantasie noch tieferes geschichtliches Verständnis besaß, haben seine Darstellungen aus der Geschichte des Mittelalters, namentlich seine Hohenstaufen-Dramen einen mächtigen Einfluß auf das Publikum ausgeübt, in Berlin, wo sie zuerst und besonders gut aufgeführt wurden, noch mehr als anderswo. Bald darauf sind sie ebenso wie Müllners und Houwalds Dramen vollständiger Vergessenheit anheimgefallen. Dieser große Erfolg

Raupach's ist nur zu verstehen, wenn man erwägt, daß die Geschichte des Mittelalters bis dahin wenig gekannt war. Erst die romantische Dichtung hat Interesse für das Mittelalter erweckt und dadurch seine wissenschaftliche Erforschung veranlaßt. Friedrich von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen, die jetzt durch bessere Erkenntnis jener Zeit längst überholt ist, erregte große Begeisterung. Raupach hat, ohne eigene Studien zu machen, mit lyenischem Geschick und mit sicherem Verständniß für dramatische Wirksamkeit die ganze phantastische Welt des Mittelalters, wie Raumer sie schilderte, wie Arnim und Fouqué sie in epischer Erzählung dargestellt hatten, leibhaftig vor den Augen des Publikums auftreten lassen. Wenn nach einem bekannten Ausspruch Wilhelms von Humboldt an der Geschichtswissenschaft das von ihr erregte Interesse das beste ist, so muß man sowohl Raumer wie Raupach dankbar sein, daß sie das Interesse für Geschichte und Kunst des Mittelalters angeregt und dadurch dessen Erkenntnis gefördert haben.

Für die Oper war 1820 Spontini, den der König in Paris kennen gelernt hatte, zum Generalmusikdirektor ernannt worden, er trat ganz diktatorisch auf sowohl gegenüber dem Generalintendanten wie in seinem Verhältnis zur Kapelle und zu den Darstellern. Dadurch erreichte er eine Einheitlichkeit der Aufführung, wie sie selten gelingt. „Alle Mitwirkenden“, sagt A. B. Marx, „waren zu seinen Organen gemacht, alle zusammen nur ein Körper und er das beseelende Prinzip desselben.“ Die Berliner aber konnten sich mit dem lärmenden Charakter seiner Musik nicht befreunden, sie nahmen ihm übel, daß er auf die Opern von Mozart, Beethoven, Gluck, Cherubini weniger Kraft und Mühe verwendete als auf seine eigenen. Ganz besonders erwärmten sie sich für Karl Maria von Weber, der durch seine Kriegslieder, namentlich durch die Komposition der Körnerschen Lieder zum Liebling der Berliner geworden war. Sein zugleich romantischer und volkstümlicher Freischütz, der in Berlin zuerst auf die Bühne kam, erweckte hier eine Begeisterung, wie sie in unserer kühlen, mehr skeptisch als enthusiastisch angelegten Großstadt nur ausnahmsweise vorkommt. Spontini kümmerte sich nicht viel um die Mißstimmung des Publikums, so lange er die Gunst des Königs besaß und von diesem geschützt wurde. Kurz nach dem Tode Friedrichs Wilhelms III. lief sein Kontrakt ab und bei den Verhandlungen über die Erneuerung sollte seine Macht etwas eingeschränkt werden. Da brauste der heißblütige Mann auf und veröffentlichte in den Zeitungen eine ungeschickt abgefaßte französische Erklärung, welche als Majestätsbeleidigung aufgefaßt wurde und zu einer gerichtlichen Verurteilung führte. Der König schlug zwar die Sache nieder, aber das Publikum wollte von keiner Gnade wissen. Als Spontini wieder am Dirigentenpulte erschien, entstand ein betäubender Lärm, er wurde mit Tätlichkeiten bedroht, mußte sich verstecken und flüchten. So fand seine Herrschaft in unserer Oper, die er zwanzig Jahre hindurch ausgeübt hatte, ein jähes Ende.

Seit 1824 besaß Berlin neben dem königlichen noch ein zweites Theater, das Königsstädtische, in dem Lustspiel, Lokalposse, Singspiele, auch die leichtere Oper gepflegt wurden. Es hatte das Glück, während der ersten Jahre in Henriette Sontag eine Sängerin zu besitzen, die durch ihre Anmut, die Zierlichkeit des Gesanges und die Liebenswürdigkeit des Spiels den größeren Teil des Publikums förmlich bezauberte, wenn es auch einzelne gab, welche ihrem Spiel mehr Tiefe, mehr Leidenschaft gewünscht hätten. Eine Zeitlang lag die künstlerische Leitung in den Händen von Angely, dann von Holtei. Der letztere war vorübergehend — denn bei seinem unsteten Wesen ist er immer nur kurze Zeit hier gewesen — gleichzeitig Direktionssekretär, Theaterdichter und Regisseur. Bei einem späteren Aufenthalt trat er auch in einigen seiner besten und wirkungsvollsten Stücke auf, z. B. in Leonore, in Lorbeerbaum und Bettelstab. Angelys Singspiele und Lustspiele fanden damals vielen Beifall, am meisten das neuerdings wieder hervorgesuchte, aber sehr veränderte, mit allerlei Pointen ausgestattete Fest der Handwerker. Manche der ursprünglichen gefälligen Refrains konnte man noch nach Jahrzehnten überall singen hören, z. B. „Ei, was braucht man, um glücklich zu sein?“ oder „Es ist doch ein Glück, ein Berliner zu sein“, oder „Abends ruht der Hobel, dann mach ich mich nobel“. Es ist im Berliner Dialekt geschrieben, und dieser so glücklich wiedergegeben, daß eine ganze Anzahl von Wendungen populär geworden sind und sich erhalten haben, z. B. „Allema! derjenige welcher“, „Kein Pläster ohne Damen“. Auch bei Holtei haben die eingelegten volkstümlichen Lieder, welche er bekannnt und beliebten Melodien anpaßte, lange Zeit im Volksmunde gelebt, z. B. „Schier dreißig Jahre bist du alt“, „Fordere niemand mein Schicksal zu hören“. Eine sehr große Anziehungskraft übte zwanzig Jahre lang, 1824—1844, der Komiker Beckmann aus durch die Fülle drolliger Einfälle und die sonnige Heiterkeit seines Wesens. Am populärsten wurde sein „Eckensteher Nante“, dessen Rolle er sich selbst zurecht gemacht hatte. Merkwürdigerweise hat dieser hervorragende Vertreter des Berlinertums nachher ebenso lange in Wien, wenn auch nicht gerade in der Lokalposse, als ein sehr beliebter und volkstümlicher Komiker gewirkt.

Der Eckensteher Nante rief eine ganze Literatur hervor. Am besten wurde seine Persönlichkeit weiter ausgebildet durch Adolf Glasbrenner oder Brennglas, wie er sich in seinen humoristischen Schriften nannte. Bereits als siebzehnjähriger junger Kaufmann begann er seine literarische Tätigkeit in dem damals von dem Wiener Saphir herausgegebenen „Berliner Courier“. Saphir, der von 1825—1829 hier als Schriftsteller tätig war, hatte wenig Interesse an den Gegenständen, über die er schrieb. Es kam ihm immer nur darauf an, die Personen zu verspotten und lächerlich zu machen, seine Hauptmittel dabei waren Wortwitzeleien und Wortverdrehungen.

Durch seine Bosheiten hatte er bald die ganze Schriftsteller- und Künstlerwelt gegen sich aufgebracht. Aus ihren heftigen Angriffen machte er sich wenig, er antwortete mit noch derberem Spotte. Als ihn aber der Schriftsteller Robert, Rahels Bruder, in einem Hauffs Erzählung „Der junge Engländer“ nachgebildeten Melodrama als Affen Joko auf die Bühne brachte, verfiel er dem allgemeinen Gelächter und konnte sich nicht länger in Berlin halten. Glasbrenners Satire war zwar auch scharf, aber doch bei weitem nicht so boshaft, meist hielt er sich in den Grenzen eines kräftigen, bisweilen derben Humors, zugleich spricht aus manchen seiner Dichtungen ein warmes poetisches Empfinden. Eine ganze Reihe seiner humoristischen Schriften beschäftigt sich mit dem Berliner Leben, so „Berlin, wie es ist und trinkt“, „Buntes Berlin“, „Berliner Volksleben“. Außerdem sei an seine hübschen Kinderlieder erinnert.

Zu dem großen Erfolge von Glasbrenners Schriften haben nicht wenig beigetragen die charakteristischen Illustrationen von Theodor Hofmann, der von 1828 bis 1875 in Berlin lebte. Mit sicherem Griff und gutem Humor hat er namentlich das kleinstädtische Spießbürgertum des vormärzlichen Berlin in einer großen Zahl lebenswahrer Figuren wiedergegeben, wie sie in solcher Behäbigkeit und Selbstzufriedenheit kaum noch zu sehen sind. Auch Hundefuhrwerke, wie er sie zeichnet, sind jetzt selten, während bis in die sechziger Jahre ein großer Teil der Milchzufuhr in solchen Wagen aus den benachbarten Dörfern hierher gebracht wurde und das „Milchmädchen aus Schöneberg“ eine beliebte Lustspielfigur war. Ebenso sind die Sandwagen mit den abgemagerten, müden Säulen und den „Sand, Sand“ schreienden Jungen nahezu verschwunden, weil die mit Sand zu bestreunenden frisch geschauerten Dielen in den meisten Wohnungen durch andere Fußbodenarten verdrängt sind.

Berlin spielt auch eine bedeutende Rolle in den vaterländischen Romanen von Wilhelm Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis schrieb. Als sein bedeutendstes Werk wird der zur Zeit Joachims I. spielende Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“ betrachtet, für die mittelalterliche Geschichte unserer Stadt ist „Der Roland von Berlin“ am wertvollsten. Zusammen mit dem Kriminalrat Hitzig gab Häring als „Neuen Pitaval“ eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder heraus. Hitzig war nicht nur ein hervorragender Jurist, sondern auch ein feinsinniger, musikalisch und dichterisch begabter Schriftsteller. Von besonderem Wert sind die mit künstlerischem Verständnis und warmer Empfindung geschriebenen Biographien seiner Freunde Zacharias Werner, E. T. A. Hoffmann und Chamisso.

Von Werners kurzem Aufenthalt in Berlin ist schon vorher gesprochen worden. Hoffmann (geb. 1776, gest. 1822) hatte 1807 feint Amt als Re-

gierungsrat in polnischen Preußen verloren, suchte als Musiker und Schriftsteller seine Familie zu ernähren und war vorübergehend Musikdirektor, kurze Zeit auch Leiter des Theaters in Bamberg. 1814 kam er als Kammergerichtsrat nach Berlin, einige Jahre später mußte er als Untersuchungsrichter bei den Demagogen=Verfolgungen mitwirken. Freimütig trat er hierbei dem Fanatismus seiner Vorgesetzten entgegen. Nachher geißelte er ihre Leidenschaft in einem viel böses Blut machenden satirischen Roman „Meister Floh und seine Gesellen“, der ihm selbst einen Prozeß zuzog. Er war von ungewöhnlicher Vielseitigkeit der Begabung, eine dämonische Natur wie sein Freund Devrient, mit dem er oft ganze Nächte in der Weinstube von Lutter und Wegener zusammen war. Beider Bilder bezeichnen noch jetzt den Tisch, an dem ihre geistprühende Tafelrunde sich zu versammeln pflegte. Von seinen zahlreichen Schriften, in denen neben tiefer Empfindung oft seltsame Geister und Phantasien ihr Wesen treiben, sind einige neuerdings wieder in Aufnahme gekommen.

Chamisso, früher als Mitbegründer der Romantik genannt, hatte seitdem manche bittere Erfahrung machen müssen. 1818 kehrte er von seiner Weltreise zurück. Jetzt ganz zum Deutschen geworden, begrüßte er Berlin als seine „liebe deutsche Heimat“. Es gelang ihm, eine sichere Stellung als Kustos am botanischen Garten zu finden und das eigene Haus zu begründen. In dem behaglichen Frieden desselben, den er so lange entbehrt hatte, erwachte seine dichterische Schaffenskraft von neuem, kräftiger und inniger als vorher. Seine reifsten und gemütvollsten Dichtungen gehören diesen seinen letzten zwanzig Jahren an.

Heinrich Heine hat nur drei Jahre als Student in Berlin gelebt, doch ist Berlin die Wiege seines Ruhmes. Hier hat er als Student seine Erstlingsgedichte zuerst in Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter“, dann 1822 als besonderes Büchlein veröffentlicht, ein Jahr darauf das „Lyrische Intermezzo“ sowie die Tragödien „Katkliß“ und „Almanzor“. Die beiden letzteren machten wenig Eindruck, desto größeren die Lieder durch ihren kecken Übermut, die Frische der Empfindung und den Reiz der Sprache.

Das an Heine sich anschließende, durch die Juli=Revolution angeregte „Junge Deutschland“ hat in Berlin weniger Anhang gehabt als im Süden und Westen Deutschlands. Von seinen Hauptvertretern ist Gutzkow geborener Berliner, er hat hier seine Bildung erhalten, dann aber Berlin verlassen. Theodor Mundt hat von 1839 bis 1861 fast immer hier gelebt. Seine hier verfaßten Schriften haben nichts Revolutionäres an sich, das Weltstürmerische hatte er abgestreift, ehe er nach Berlin kam. Sein Haus bildete lange Zeit einen Mittelpunkt des geistigen Lebens, vornehmlich durch die gastlichen Tugenden seiner Frau, der bekannten Romanschriftstellerin Luise

Mühlbach, die im Laufe der Jahre eine große Anzahl historischer Romane veröffentlicht hat.

In ähnlicher Weise sammelten sich schöngeistige und gelehrte Kreise um Amalie von Helvig, geborene von Imhof aus Weimar, die einst das lebhafteste Interesse unserer Dichterheroen erregt hatte, so daß sie sich in ihrem Briefwechsel wiederholt über die anmutige Begabung der jungen Dichterin unterhielten und sich bemühten, sie zu fördern. Ebenso um Bettina von Arnim (geboren 1785, gestorben 1859), die Gattin Achims von Arnim und die Schwester von Clemens Brentano. Erst nach dem Tode ihres Mannes (1831) ist sie selbst als Schriftstellerin aufgetreten. Sie hat sich bis in ihre alten Tage ein jugendliches Herz und kindliche Unbefangenheit erhalten. In ihrer übersprudelnden Weise konnte sie manches freimütig sagen, was sonst niemand auszusprechen gewagt hätte.

In diesen schöngeistig-geselligen Kreisen ist die Bewirtung meist sehr anspruchslos gewesen. Manche Briefe und Gedichte spotten über die ästhetischen Abende, bei denen man mit Tee und Butterbrot vorliebnehmen müsse. In dem kürzlich bekannt gewordenen Reisejournal Magdalenas von Silberstolpe, einer schwedischen Schriftstellerin, die 1825 in Berlin war und allerlei Interessantes über den Kreis ihrer Freundin Amalie von Helvig und über Bettina erzählt, heißt es von einer Abendgesellschaft in Savignys Garten: „Das Souper bestand aus einem deliziosen Kuchen und Obst. Es sah schön aus und schmeckte gut, aber für schwedische Mägen doch wohl eine zu ästhetische Nahrung.“ Zum Sattessen war es allerdings nicht eingerichtet und sollte wohl nur als eine Erfrischung angesehen werden. Im ganzen ging es bei den Künstlern, Gelehrten, Beamten einfach zu. Bei reichen Kaufleuten war die Bewirtung üppiger. Von solchen werden zwei wegen ihrer gastlichen Geselligkeit und ihres geistig bedeutenden Kreises viel genannt: der Bankier Mendelssohn und der Zuckerfieder Beer.

Mendelssohn war ein hervorragender Kaufmann, er hat mit seinem Bruder die Größe des ihren Namen tragenden Bankhauses begründet; er scherzte manchmal, daß man immer nur von seinem Vater Moses Mendelssohn und von seinem Sohne Felix, niemals aber von ihm selbst rede. Zu den Berühmtheiten seiner Familie konnte er später auch seinen Schwiegerjohn, den Porträtmaler Wilhelm Henjel zählen, der ein halbes Jahrhundert in Berlin gelebt hat, zum echten Berliner geworden und in allen Kreisen der Stadt, am Hofe wie in der Bürgerschaft, bei den Gelehrten und bei den Künstlern beliebt war. Ein großer Verlust für das musikalische Leben in Berlin war der Fortgang von Felix Mendelssohn. Er hatte schon mehrmals von solcher Absicht gesprochen, wohl weil der allzu ausgedehnte Freundeskreis ihn in seiner Wirksamkeit hemmte. Den Ausschlag gab 1832 nach dem Tode Zelters die Singakademie mit der Wahl ihres neuen Di-

rektors. Felix Mendelssohn hatte dieses Amt nicht gesucht, erst auf die Bitte der Vorsteher seine Bereitwilligkeit zur Annahme erklärt, wurde dann aber nicht gewählt. Er ging zuerst nach Düsseldorf, bald darauf nach Leipzig, dessen Musikleben sich unter seiner Leitung zu hoher Blüte entwickelte.

Beer hatte drei berühmte Söhne: den Komponisten Meyerbeer, den jung verstorbenen Dichter Michael Beer und Wilhelm, der sich dem kaufmännischen Beruf gewidmet hatte aber seine Mußestunden gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem jungen Seminar- und Schreiblehrer Maedler astronomischen Studien widmete. Auf seines Vaters Hause am Exercierplatz richtete er eine Sternwarte ein, die bis in die achtziger Jahre als ein allen Berlinern bekanntes Wahrzeichen dieser Gegend dastand und mit einem gewissen Stolze gezeigt wurde. Denn jedermann wußte, daß dort, nicht von eigentlichen Gelehrten, sondern von begeisterten Dilettanten in mühevoller Arbeit und unzähligen Nachtwachen die bekannte große Mondkarte hergestellt war. Auch andere Studien der beiden Freunde, namentlich die über den Planeten Mars fanden Beachtung. Maedler öffnete sich damit den Weg zu einer wissenschaftlichen Laufbahn.

Von noch größerer Bedeutung waren die Beobachtungen des Kometenentdeckers Encke. Für ihn wurde 1835 an Stelle der längst nicht mehr ausreichenden kleinen Sternwarte der Akademie die neue große Sternwarte im ruhigen Süden an dem nach ihm benannten Enckepplatz erbaut.

Für die Naturwissenschaften zeigte sich lebhaftes Interesse, so daß man von einem naturwissenschaftlichen Zeitalter in Berlin spricht. Als dessen Begründer wird Alexander von Humboldt betrachtet, der 1827 nach seiner Heimat zurückkehrte und von da an bis zu seinem Tode 1859 seinen eigentlichen Wohnsitz hier gehabt hat. Im Winter 1827 auf 1828 hielt er an der Universität weltphysikalische Vorlesungen, die großes Aufsehen erregten. Auf vielfachen Wunsch behandelte er dasselbe Thema gleichzeitig noch einmal kürzer zusammengefaßt und gemeinschaftlicher dargestellt in der Singakademie vor einer sehr zahlreichen, aufmerksamen Zuhörerschaft aus allen Kreisen der Bevölkerung. Er versuchte, die gesamte Welt in allen ihren Erscheinungen als ein Ganzes zu erfassen. Die hier vorgetragenen Gedanken waren die Grundlinien des großen, von ihm Kosmos genannten Werkes, dessen Ausarbeitung seitdem die Hauptaufgabe seines Alters wurde.

Von den anderen Berliner Naturforschern dieser Zeit sei zunächst der Geologe Leopold von Buch genannt, der einst mit Alexander von Humboldt zusammen in Freiberg Bergwissenschaft studiert hatte. Wie dieser ein märkischer Edelmann, widmete er gleichfalls Kraft und Vermögen dem Studium der Natur. Ein unermüdblicher Gebirgswanderer, mehr auf Reisen als zu Hause, kehrte er doch immer von Zeit zu Zeit nach Berlin als seinem

Hauptquartier zurück. Einen großen Teil seiner Forschungen hat er in den Sitzungsberichten der Akademie niedergelegt, deren Mitglied er von 1806 bis 1853 war.

Neben Humboldt und Buch sind hervorzuheben die Chemiker Mitscherlich und Rose, die Mathematiker Dirichlet und Steiner, der Physiologe Johannes Müller, der schon genannte Mineraloge Weiß, jeder ein Meister in seinem Fache und in der Geschichte desselben unter die Ersten gerechnet, ferner Dove, den man den Wettermacher nannte, weil er zuerst die Beobachtung des Wetters auf wissenschaftliche Grundlage gestellt hat. Er war einer der populärsten unter den Berliner Gelehrten, zum Teil durch seinen gesunden Humor und schlagfertigen Witz. Sehr bekannt war auch der Name des bescheidenen, zurückhaltenden Ehrenberg, der sich mit den kleinsten Lebewesen beschäftigte und die „Infusorien als vollkommene Organismen“ erkannt hat. Seine Untersuchungen der Gewässer und des Bodens von Berlin sind noch wichtiger geworden als seine Forschungen in Afrika und Asien.

Von den Berliner Naturforschern dieser Zeit sind sechs durch Denkmale geehrt worden. Neben dem Haupteingange des 1883 bis 1889 erbauten naturwissenschaftlichen Museums in der Invalidenstraße stehen die Standbilder Johannes Müllers und Leopolds von Buch, oben am Giebel dieses Hauses sieht man die Reliefbilder von Ehrenberg, Alexander Humboldt und Weiß. Humboldts Büste steht außerdem in der Siegesallee bei dem Denkmal Friedrich Wilhelms IV., ein größeres Denkmal ist ihm vor der Universität gesetzt worden neben dem seines Bruders, des Begründers der Universität. Hinter derselben im Kastanienwalde steht das Denkmal Mitscherlichs.

Den Naturforschern nahe steht Karl Ritter, der die Erdkunde als selbständige Wissenschaft ausgebaut und klar gestellt hat, wie großen Einfluß die Natur des Bodens auf die geschichtliche Entwicklung der Völker ausübt.

Neben der Naturwissenschaft haben auch Geschichte, Sprachwissenschaft, Theologie und Philosophie ihre Stellung im geistigen Leben Berlins behauptet, ja der Philosoph Hegel, von 1818 bis 1831 in Berlin, hat eine Art Herrschaftsstellung eingenommen und eine große, sehr einflußreiche Schule begründet. Unter den Philologen ragen neben Boeckh, der schon genannt ist, Bopp als Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, Immanuel Bekker und Lachmann hervor. Bekker hat mit unvergleichlichem Scharfsinn zahlreiche in zweifelhafter Form überlieferte Texte des Altertums richtig gestellt; man pflegte von dem stillen Gelehrten zu sagen, daß er in sieben Sprachen schweige. Lachmann, gleich bewandert in der griechischen wie in der deutschen Literatur, hat die Methode der philologischen Forschung

auf unsere mittelalterliche Dichtung angewendet und dadurch für deren bessere Kenntnis und tieferes Verständnis die Bahn gebrochen.

In ähnlicher Weise hat Leopold Ranke durch seine kritische Methode die neue deutsche Geschichtsforschung begründet. Er hat von 1824 an 62 Jahre in Berlin gewirkt, eine große Zahl unserer bedeutendsten Geschichtsforscher ist aus seiner Schule hervorgegangen. Als Ranke in seinem neunzigsten Lebensjahre zum Ehrenbürger von Berlin ernannt wurde und eine Abordnung der städtischen Behörden ihm die Urkunde überbrachte, führte er die Herren an das Fenster seines Arbeitszimmers in der Luisenstraße, das nach dem Garten hinaus sah und einen weiten Blick gewährte. Hier schilderte er, wie diese Gegend vor sechzig Jahren ausgesehen habe und wie ein Teil der mächtigen Entwicklung Berlins vor seinen Augen aufgewachsen sei: drei Bahnhöfe, die dem Weltverkehr dienen, Kasernen, Krankenhäuser, Zellengefängnis, stattliche Brücken, die prächtigen Gebäude für das Studium der Naturwissenschaften, der Reichstagspalast.

Mehrmals ist Ranke auch politisch tätig gewesen. Von 1832 bis 1836 gab er eine „Historisch-Politische Zeitschrift“ heraus, die durchaus den konservativen Standpunkt vertrat, aber unter Betonung der geschichtlichen Entwicklung sowohl im Recht wie im politischen Leben. Sie stand dadurch im Gegensatz zu dem ein Jahr vorher ins Leben getretenen „Berliner Politischen Wochenblatt“, das begründet war von Professor Jarcke, einem geistvollen Juristen und glänzenden Schriftsteller, in Verbindung mit dem damaligen Major von Radowig, der später als Vertrauter Friedrich Wilhelms IV. eine große politische Rolle spielte und den Brüdern von Gerlach, welche nachher die Häupter der reaktionären Partei in Preußen waren. Ihre Vereinigung war herbeigeführt worden durch die Aufregung, welche die Pariser Julirevolution hervorgerufen hatte, sie stritten für die Ideen der Restauration und der Legitimität. Jarcke war bereits einige Jahre vorher zum Katholizismus übergetreten, 1832 wurde er von Metternich nach Wien berufen, um den eben verstorbenen großen Publizisten Friedrich Geng in der österreichischen Staatskanzlei zu ersetzen. Ebenso wie dieser wurde er bald ein leidenschaftlicher Gegner Preußens und des preussischen Staatsgedankens, er ist trotzdem noch fünf Jahre lang in naher Verbindung mit dem Wochenblatt geblieben. Diese beiden bedeutenden und einflussreichen politischen Zeitschriften, welche damals in Berlin erschienen, sind dem großen Publikum kaum bekannt geworden, sie hatten ihre Leser nur in den höheren, den führenden Kreisen. Sie zeigen bereits den Gegensatz, der diese Kreise bald noch tiefer spalten sollte.

Unter den Theologen der Universität ist neben Schleiermacher vornehmlich der milde, allem Streit abgeneigte Kirchenhistoriker Neander zu nennen. Er genoß in besonders hohem Grade die Liebe und Verehrung der

Studentenschaft, die dadurch nicht berührt wurde, daß man überall in der Stadt die seltsamsten Dinge von seiner gelehrten Zerstretheit erzählte. Eine ganz andere, kampfeifrige Natur war Hengstenberg, das Haupt der orthodoxen Partei. Er hat sich um die Förderung der Liebestätigkeit, der Mission, der Bibelgesellschaft verdienstlich gemacht, aber er führte, sowohl in seinen Vorlesungen wie in seiner 1827 begründeten „Evangelischen Kirchenzeitung“ einen erbitterten Kampf gegen die liberalen Geistlichen und ihre Anschauungen. So heftig er indessen gegen Andersdenkende auftrat, im Verkehr mit den Studenten war er umgänglich und freundlich. Er sah es gern, wenn ihn einer oder der andere auf seinem täglichen Spaziergang im Tiergarten begleitete. Bei kleineren Prüfungen hat er die Studenten bisweilen geradezu zum Spazierengehen bestellt, um die Sache peripathetisch und dadurch zwangloser abzumachen.

Das kirchliche Leben und das religiöse Empfinden hatten während der Zeit des Unglückes und des Befreiungskrieges einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, der in Berlin bereits vorher durch Schleiermachers begeistertes Auftreten gegen den Rationalismus eingeleitet war. Diese Bewegung ist dann weit über Schleiermachers Wünsche und Bestrebungen hinausgegangen. Neben der eifernden Orthodoxie und vielfach in Verbindung mit ihr trat eine pietistische Richtung kräftig hervor. Ihr tätigster Führer war Gossner, früher katholischer Priester in Bayern, dann in Rußland, der in reifen Jahren zur evangelischen Kirche übergetreten war. Er sammelte hier eine sehr große Gemeinde um sich und regte sie zu christlicher Liebestätigkeit an. Die Kinderbewahranstalten und der Missionsverein sind von ihm begründet und lange Zeit geleitet worden.

Die vom Könige, wie schon früher von seinen Vorgängern, lebhaft gewünschte Union des lutherischen und des reformierten Bekenntnisses wurde von den Berliner Gemeinden bereitwillig angenommen und am 31. Oktober 1817 zum Jubelfeste der Reformation durchgeführt, nur die Kirchen der französischen Gemeinde und die Bethlehemskirche der beiden böhmischen Gemeinden schlossen sich ihr nicht an. Sie wurde am Abend vorher eingeleitet durch eine Abendmahlsfeier in der Nikolaikirche, an der fast alle Geistlichen der Berliner Gemeinden, die meisten Stadträte und Stadtverordneten, die Mitglieder des Konsistoriums, viele andere Staatsbeamte, Professoren, Lehrer und andere Mitglieder der Gemeinden teilnahmen.

Dagegen fand die vom Könige kraft seines bischöflichen Rechtes 1822 befohlene, zuerst in der Garnisonkirche und im Dom eingeführte neue Liturgie in Berlin wie anderswo lebhaften Widerspruch bei einem großen Teile der Gemeinden und ihrer Geistlichen. Der Streit nahm heftige Formen an, schließlich aber einigte man sich 1830 dahin, daß die Liturgie nicht unwesentlich verändert und in der Art ihrer Anwendung den Gemeinden eine gewisse Freiheit gelassen wurde.

Ebenso einigte man sich über die Umgestaltung des Gesangbuches. Das 1780 von der rationalistischen Partei ausgearbeitete Gesangbuch hatte damals viel Anstoß erregt und nur bei einem Teil der Gemeinden Eingang gefunden. Jetzt wurde diese Aufgabe einer aus Männern verschiedener Richtungen bestehenden Kommission übertragen und von dieser mit Takt und Geschick gelöst. Das neue Gesangbuch wurde 1829 und 1830 von allen unierten Gemeinden Berlins angenommen, ebenso von vielen Gemeinden der Provinz Brandenburg, während etwa die Hälfte der Provinzgemeinden es vorzog, ihre alten, untereinander sehr verschiedenen Gesangbücher beizubehalten.

Die Opposition gegen das neue Gesangbuch ruhte indessen nicht und hat später, wie gleich hier angefügt sei, in der Zeit politischer und kirchlicher Reaktion größeren Einfluß gewonnen. Sie konnte darauf hinweisen, daß vielleicht noch ein oder das andere gute Lied hätte aufgenommen werden können und daß die im ganzen sehr wohl gelungene Verbesserung sprachlicher Härten und veralteter Ausdrücke hier und da über das Maß des unbedingt Notwendigen hinausgegangen sei. Nach langjährigen Bemühungen erreichte sie 1859, daß dem vor dreißig Jahren eingeführten Gesangbuch ein ihren Wünschen entsprechender „Anhang“ hinzugefügt wurde. Eine zehn Jahre später veranstaltete Ausgabe eines neuen Gesangbuches lehnten die Berliner Gemeinden nahezu einmütig ab. In den achtziger Jahren versuchte man ein Gesangbuch herzustellen, das Aussicht habe, von allen Gemeinden der Provinz angenommen zu werden. Deshalb hielt es sich auf einer mittleren Linie zwischen dem Forst'schen Gesangbuch und dem von 1829. Es war so geschickt abgefaßt, daß es zunächst neben dem alten beim Gottesdienst gebraucht werden konnte. In Berlin erklärten sich zuerst nur wenige Gemeinden dafür, es hat sich aber allmählich eingebürgert und das ältere verdrängt. Jetzt ist es schon lange bei allen Gemeinden von Berlin und auch in der Provinz fast allgemein eingeführt.

Die letzten Zeiten Friedrich Wilhelms III. waren verhältnismäßig ruhig. Wenn auch die Bevölkerung Preußens in ihrer Mehrheit darüber unzufrieden war, daß ihr alle politischen Rechte vorenthalten wurden, wenn sie den Druck der Zensur, manche Härte der Polizei-Verwaltung beklagte, so drängte sie doch den alternden König nicht, sondern setzte ihre Hoffnung auf den reichbegabten Kronprinzen. Sein Regierungsantritt wurde mit lebhafter Freude begrüßt, und die hoffnungsvolle Erwartung steigerte sich noch durch die kraftvollen Reden, die der neue König bei der Erbhuldigung in Königsberg und in Berlin hielt.

Sie wirkten weit über die Grenzen Preußens hinaus. überall in Deutschland erwachten die nationalen Bestrebungen von neuem, regte sich ein frischeres und kräftigeres Leben. Dies zeigte sich auch bei der Studenten-

schaft der Universitäten. Seitdem die Burschenschaften unterdrückt waren, hatten die Corps den Anspruch erhoben, die alleinigen Vertreter der Studentenschaft und ihre Richter in Ehrensachen zu sein. Bisher hatten die übrigen Studenten sich dieser Forderung gefügt, jetzt begannen sie, sich gegen dieselbe aufzulehnen. An verschiedenen Universitäten bildeten sich unabhängige studentische Verbindungen. Diese Reform- oder Progreß-Bewegung nahm einen ziemlichen Umfang an, als aber später wieder burschenschaftliche Verbände gestattet wurden, haben die meisten im Anfang der vierziger Jahre begründeten neuen studentischen Verbindungen sich ihnen angeschlossen. Nur eine, die 1842 in Berlin entstandene Landsmannschaft Normannia hat sich bis jetzt in ihrer Unabhängigkeit behauptet.

In Berlin fand die Erbhuldigung am 15. Oktober statt, dem Geburtstag des Königs, der eben sein 45. Lebensjahr vollendete. Umfassende Vorbereitungen wurden zu dieser Feier getroffen. Die Stände der Provinz, die Vertreter ihrer Städte und Landgemeinden, im ganzen etwa 1500 Deputierte kamen herbei, dazu viele Zuschauer von nah und fern, so daß an den Festtagen mehr als 30 000 Fremde in Berlin waren. Der König wünschte, daß die ganze Bürgerschaft seiner Hauptstadt an der Huldigung teilnehme, sie sollte deshalb nicht im Schlosse, sondern vor demselben im Lustgarten stattfinden, eine Art der Feier, die freilich durch Kälte und Regen arg beeinträchtigt wurde. Vor dem Schlosse war in der ganzen Ausdehnung der Lustgartenfront ein mächtiger Altan errichtet worden, zu dem breite Treppen hinaufführten. In der Mitte, über dem Portal erhob sich ein Thronbalkon für den König. Schon um sechs Uhr morgens begann sich der Lustgarten zu füllen. Die Mitglieder der Gewerke, die übrige Bürgerschaft nach Bezirken geordnet zogen mit ihren Abzeichen und Fahnen heran, um die für sie bestimmten Plätze einzunehmen. Dahinter sammelten sich die Zuschauer, deren Zahl auf 40—50 000 geschätzt wurde. Um 8 Uhr begannen der Kanonendonner und das Läuten der Glocken. Der König ging mit großem Gefolge in den Dom zum Gottesdienst und dann wieder zum Schlosse. Im Rittersaale huldigten die katholischen Bischöfe, die früher reichsunmittelbaren Herren, die Fürsten und Standesherrn. Dann begab sich der König in den weißen Saal, um die Huldigung der Ritterschaft entgegenzunehmen. Hierauf kehrte er in den Rittersaal zurück, wo sich inzwischen die Vertreter der preussischen Universitäten aufgestellt hatten, um ihren Eid zu leisten. Jetzt endlich erschien der König auf seinem Balkon und nahm auf dem Thronessel Platz. Minister von Rochow, an den Stufen des Thrones stehend, hielt eine längere Ansprache. Oberbürgermeister Krausnick hatte darauf als Vertreter der Städte zu reden. Auf den untersten Stufen der Treppe stehend mußte er nach oben hin zum Könige sprechen. Dann erhob sich der König zu einer längeren, gedanken-

vollen und begeisterten Rede, die leider, bei Wind und Regen, trotz seiner kräftigen Stimme nur von einem kleinen Teile der Versammlung gehört wurde. In herzlicher Weise fragte der König die Ritter, Bürger, Landleute und alle hier Gescharten, ob sie ihn in seinem Streben unterstützen und treu bei ihm ausharren wollten. Die, welche ihn verstanden, antworteten „Ja!“. Die Menge stimmte mit lauten Hochrufen ein. Als der Jubelruf endlich verstummt war, fuhr der König fort, dies „Ja“ sei sein eigen, das werde er in seiner Sterbestunde nicht vergessen. Zum Zeugnisse, daß er seine Versprechungen halten werde, hob er die Rechte zum Himmel empor. Dann wurde der Huldigungsseid abgenommen, etwa 20 000 Männer sprachen ihn nach. Hierauf sang die ganze Menge unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken das Lied: „Nun danket alle Gott“. Der Schluß machte einen bedeutenden Eindruck, so unglücklich auch die Form der Feier durch die allzu scharfe Betonung der überlebten ständischen Unterscheidungen gewesen war. Ebenso verfehlte die Rede ihre Wirkung nicht, als sie von den Beteiligten und von den weitesten Kreisen gelesen wurde. Der König selbst war in hohem Grade befriedigt. Auf einem großen Gemälde, das jetzt im Hohenzollernmuseum zu sehen ist, ließ er den Augenblick darstellen, wo die Menge ihm zujubelte, und ließ darunter die Worte setzen: „Dies Ja ist mein.“

Von den vielen Festlichkeiten bei Gelegenheit der Huldigungsfeier sei nur das große Festmahl erwähnt, das die Stadt Berlin dem Könige und den fremden Deputierten gab. Da es an einem geeigneten Raume fehlte, war zu diesem Zwecke auf dem Opernplatz zwischen Bibliothek und Opernhaus ein großer Festsaal gebaut und prächtig ausgeschmückt worden. Er wurde am folgenden Tage noch einmal zu einem Fest der Stände und der Ritterschaft benutzt. Dann wurde eine Art Gewerbe-Ausstellung in diesem Saale veranstaltet und so auch der übrigen Bevölkerung Gelegenheit gegeben, ihn gegen ein für wohltätige Zwecke bestimmtes Eintrittsgeld zu besichtigen. Etwa 10 000 Gegenstände waren zu sehen. Aber Prüfung und Vergleichung war nicht gestattet, die ganze Masse der Beschauer mußte sich in einer Richtung bewegen und wurde durch die fünf Gänge, in denen die Sehenswürdigkeiten aufgestellt waren, hindurchgeführt.

Die phantastische und romantische Anschauung des Königs fand ihren Ausdruck zunächst nicht in politischen Taten, sondern in Bauten, in anderen künstlerischen Maßnahmen und darin, daß er einige Veteranen der romantischen Richtung nach Berlin berief. Ludwig Tieck, der hier einst die romantische Schule begründet hatte, kehrte jetzt in ehrenvoller Stellung nach seiner Heimat zurück, die er vor mehr als vierzig Jahren verlassen hatte. Seine alten Stücke kamen ihm zu Ehren von neuem auf die Bühne, fanden aber keine Beachtung mehr. Doch fehlte es ihm nicht an Bewunderern, seine stets

mit Meisterschaft geübte Kunst des Vorlesens, namentlich dramatischer Werke sammelte auch hier einen erlesenen Kreis von Freunden um ihn. Felix Mendelssohn stand der romantischen Richtung nahe. Der König wünschte ihn für Berlin zu gewinnen und ernannte ihn zum Generaldirektor der Kirchenmusik. Mendelssohn ist aber diesem Rufe nur für kurze Zeit gefolgt, er wollte seine Beziehungen zu dem in Leipzig von ihm begründeten Konservatorium nicht aufgeben. Hier hat er mitgewirkt, dem von Friedrich Wilhelm III. begründeten Domchor eine andere Einrichtung und künstlerische Grundlage zu geben. Seiner damaligen Verbindung mit dem Könige und mit Tieck verdankt die Musik zu Antigone und zum Sommernachts Traum ihre Entstehung. Friedrich Rückert erhielt einen Lehrstuhl der orientalischen Sprachen an der Universität, fühlte sich aber in Berlin nicht wohl und ging bald nach dem südlichen Deutschland zurück, er hat seine Abneigung gegen Berlin mehrmals öffentlich ausgesprochen. Von größerer und dauernder Bedeutung war, daß 1841 die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm (geboren 1785 und 1786), die 1837 zu den Göttinger Sieben gehört hatten, als Mitglieder der Akademie nach Berlin kamen, wo sie noch zwei Jahrzehnte — Wilhelm bis 1859, Jakob bis 1863 — ihre fruchtbare Arbeit für die Erkenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Wesens fortsetzten. Es kann in einer großen Stadt nur ausnahmsweise geschehen, daß die Persönlichkeit still für sich lebender, nicht in die Öffentlichkeit tretender Gelehrter allgemein bekannt und verehrt wird. Aber Grimms Märchen hatte jeder gelesen, von den gelehrten Arbeiten, namentlich von dem großen Wörterbuche hatte jeder gehört. So kannte sie Jung und Alt. Jakob Grimm konnte in seinen alten Tagen als ein Wahrzeichen des Westens von Berlin betrachtet werden. Man machte ihm ehrerbietig Platz, sah freundlich seiner hohen Gestalt nach, wenn er etwas vornüber geneigt, einsam, offenbar in tiefem Nachdenken durch die Straßen oder die Gänge seines lieben Tiergartens schritt und — wie er selbst in der köstlichen Rede über das Alter erzählt — sogar an nahen Freunden oder dem Bruder, wenn sie ihm zufällig begegneten, „nickend und schweigend“ vorüberging. Durch die Freude über solches Begegnen ließ er sich in seinem Denken nicht unterbrechen. Denn für ihn war der Spaziergang im Tiergarten nicht nur Erholung, sondern Arbeit anderer Art. In der freien Luft schwanden die Zweifel, die ihn unter seinen Büchern manchmal überkamen, die Phantasie hatte freieren Spielraum und erschloß ihm den inneren Zusammenhang der Dinge.

Weniger Ansehen gewann in Berlin der mystische Philosoph Schelling trotz des großen Ruhmes, der ihm aus seinen jüngeren Jahren vorhing. Bei seiner Antrittsvorlesung erwies sich das größte Auditorium der Universität als zu klein, um die Zuströmenden aufzunehmen. Er verhieß „eine das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtige Grenze erweiternde

Philosophie“. Die hierdurch erregte Erwartung konnte er indessen nicht erfüllen. Das Gefühl der Enttäuschung machte sich geltend, mit jedem Semester wurde die Zahl der Zuhörer kleiner. Andere Verstimmungen kamen hinzu, und Schelling zog sich bald ganz zurück.

Auch der große Maler Cornelius war über die Höhezeit seines Schaffens bereits hinaus, als er 1841 nach Berlin kam. Er hatte sich jetzt einer symbolisierenden mystischen Richtung zugewendet, die zwar der Anschauung des Königs entsprach, aber sonst in Berlin wenig Verständnis fand. Das Größte, was er hier geschaffen hat, die tief sinnigen Entwürfe für die Ausschmückung des geplanten Campo santo sind trotz vieler Schönheiten im einzelnen nicht ausgeführt worden und werden für alle Zeit Entwürfe bleiben.

Von Cornelius' zahlreichen Schülern hat Wilhelm Kaulbach, der eine andere Richtung einschlug und mehr Verständnis für das geistige Empfinden seiner Zeit besaß, in Berlin großen Eindruck gemacht, am meisten mit den Freskogemälden im Treppenhause des Neuen Museums.

Schinkel war schwer erkrankt und dem Tode nahe. Der König hatte sich stets lebhaft für seine Pläne interessiert und erfüllte einige Lieblingswünsche des Künstlers, für die sein Vater die Mittel nicht bewilligt hatte. So erhielt die Neue Wache das von Schinkel bestimmte Giebelrelief: Kampf und Flucht, Sieg und Klage darstellend; tüchtige Bildhauer bekamen den Auftrag, Entwürfe vorzulegen für die Bronzegruppen auf den Treppentwängen des Schauspielhauses, für die Marmorfiguren der Schloßbrücke; die Freskogemälde in der Vorhalle des Alten Museums wurden nach Schinkels Entwürfen ausgeführt, leider in wenig geschickter Weise, so daß sie hinter der Schönheit und Vornehmheit ihrer Vorbilder weit zurückbleiben; der Nikolaikirche in Potsdam fehlte noch die mächtige von Schinkel geplante Kuppel, sie wurde jetzt von seinem Schüler Perzius gebaut, der schon nach wenigen Jahren weiterem bedeutenden Wirken durch den Tod entrißen wurde.

Ein anderer Schüler Schinkels, Stüler, dem der König seine besondere Gunst zuwendete, baute die große Schloßkuppel über dem Gosanderschen Portale an der Schloßfreiheit und gab so dieser Seite des Schloßes einen bedeutenden Abschluß. Der nahe dabei gelegene größte Raum des Schloßes, der weiße Saal befand sich annähernd noch immer in dem halbfertigen Zustande, wie ihn Gosander einst hatte stehen lassen müssen und machte trotz der Marmoramine und Marmorstatuen, der Ölgemälde und großen Kristallglaskronen einen recht fahlen Eindruck. Jetzt wurde er durch Stüler und Albert Schadow, den Sohn des großen Bildhauers, in stattlicher, dem Barockstil des Schloßes entsprechender Weise ausgebaut.

Die Nordseite des Schloßes war früher unmittelbar nach dem Lust-

garten gegangen. Im Laufe der Zeit hatte sich hier ein lebhafter Straßenverkehr von den Linden und der Schloßbrücke her nach der Börse und der Geschäftsgegend in der Spandauerstraße entwickelt, der den Lustgarten in zwei Teile zerschnitt, so daß er einen wenig freundlichen Eindruck machte. Unter Freilassung eines breiten Straßenraumes wurde der vor dem Museum gelegene Teil in gefälliger Weise umgestaltet und vor dem Schlosse die schöne breite Terrasse angelegt. In ihrer Mitte, vor dem Haupteingange erhielten die prächtigen, von de Clodt modellierten Figuren der Koffelhändiger, ein Geschenk des Zaren Nikolaus, ihren Platz, die der Volkswitz in dieser Zeit der beginnenden politischen Gärung als gehemmten Fortschritt und beförderten Rückschritt bezeichnete.

Unmittelbar darauf begann 1843, wieder unter Stülers Oberleitung der Bau des Neuen Museums. Es war als Teil einer größeren Anlage gedacht, wie sie jetzt verwirklicht wird. Die sogenannte Museumsinsel — also der Raum, in dem das Neue Museum, die National-Galerie und das Kaiser Friedrichs-Museum stehen, das Museum der deutschen Kunst gebaut wird — sollte ein großes, der Kunst geweihtes Forum bilden mit verschiedenen, durch Höfe und Gartenanlagen voneinander getrennten Gebäuden, nach außen hin durch Säulengänge von dem lauten Treiben der Straße geschieden.

1843 brannte das Opernhaus ab, bei der Wiederherstellung durch den jüngeren Langhans, dessen Vater einst das Brandenburger Tor gebaut hatte, wurden im Inneren einige Änderungen vorgenommen, die äußere Form aber wurde ihrer geschichtlichen Bedeutung halber im wesentlichen beibehalten.

Eine wertvolle Bereicherung Berlins war 1841 die Anlegung des Zoologischen Gartens durch Professor Lichtenstein. Der König überließ zu diesem Zweck — unter Vorbehalt seines Obereigentumsrechtes — das 22 Hektar große Gelände der Fasanerie westlich vom Tiergarten. Später ist der Garten noch um etwa zwei Hektar vergrößert worden. Dazu schenkte der König eine kleine Menagerie, die bisher auf der Pfaueninsel gehalten wurde und außer den schönen Pfauen, von denen die Insel, der frühere Kaninchenwerder, den Namen hat, allerlei Raubvögel, Büffel, Affen und einige Bären enthielt. Die auf 100 000 Taler geschätzten Kosten der Einrichtung und des Betriebes wurden in der Weise aufgebracht, daß sich ein Aktien-Verein bildete, der 1000 Aktien zu je 100 Taler ausgab. Sie sollten weder Zinsen noch Dividende geben, aber den Inhaber und seine Familie zu freiem Eintritt berechtigen. Das bedeutete damals nicht viel, da der Garten wegen seiner weiten Entfernung von der Stadt und der fast gänzlich fehlenden Verbindungen schwer zu erreichen war. Trotzdem kam die erforderliche Summe zusammen, die Erwerbung einer Aktie würde als eine vornehme

Pflicht der Besizenden angesehen. Jetzt wo der Garten rings umbaut ist, wo Tausende von Familien ihn als Konzertgarten, als Spielplatz der Kinder benutzen, hat der freie Eintritt sehr viel größeren Wert. Im Laufe der letzten Jahre sind mehr als 2000 neue Aktien ausgegeben worden zum Preise von 1000, dann von 1200 Mark, ihr Erlös ist zu Neubauten wie zur Verschönerung des Gartens benutzt und dadurch seine Anziehungskraft noch gesteigert worden. Jeder Besitzer einer Aktie hat jetzt das Recht auf freien Eintritt für sieben Mitglieder seiner Familie. Von anderen Besuchern wurden 1908 gezahlt an gewöhnlichen Eintrittsgeldern 607 000 Mark, für Dauerkarten von Abonnenten 115 000 Mark (1907: 651 000 und 132 000 Mark). Eine solche Einnahme reicht gerade aus, um dem Garten die Bedeutung zu erhalten, die er als wissenschaftliche und belehrende volkstümliche Anstalt erlangt hat.

Aus der Geschichte Berlins während der nächsten Jahre ist zunächst ein Attentat auf das Leben des Königs anzuführen, der erste Versuch eines solchen Verbrechens gegen einen unserer Könige. Der König war am 26. Juni 1844 eben im Begriff mit seiner Gemahlin nach Erdmannsdorf abzureisen, als sich auf dem Schloßhofe ein Mann an den Wagen herandrängte und zweimal in denselben hineinschoß. Der erste Schuß traf den König, die Kugel wurde aber durch Mantel und Rock aufgehalten, so daß sie nur eine leichte Quetschung hervorbrachte, der zweite Schuß ging durch den Hut der Königin und zerriß dessen Futter. Der Verbrecher, ein aus seinem Amte entlassener früherer Bürgermeister Tschsch, war darüber erbittert, daß er keine neue Stelle finden konnte, außerdem trieb ihn eitle Sucht, von sich reden zu machen, sich als Märtyrer hinzustellen. Nur sehr schwer konnte der König bewogen werden, die Todesstrafe vollziehen zu lassen. Bis zum letzten Augenblick hoffte er, Tschsch werde eine Umwandlung von Reue zeigen. Für diesen Fall hatte der Gerichtspräsident die Vollziehung aufzuschieben und sofort an den König zu berichten.

Während derselben Zeit fand im Zeughaufe eine Gewerbe-Ausstellung statt, die erste, bei welcher die Gewerbetreibenden von ganz Deutschland zum Wettbewerb eingeladen waren. Sie wurde von der preußischen Regierung auf Beschluß der Zollvereinsstaaten veranstaltet, jeder derselben versprach seinen Untertanen Erstattung der Frachtkosten für Hin- und Rücksendung. Zugelassen aber waren nicht nur die Erzeugnisse der Zollvereinsstaaten, sondern ebenso die aller anderen deutschen Bundesstaaten. Die letzteren haben freilich nur wenig Gebrauch davon gemacht. Unter den 3040 Ausstellern waren nur 249 aus den nicht zum Zollverein gehörenden Teilen Deutschlands, fast 2800 aus dem Zollverein. Berlin war durch beinahe 700 Aussteller vertreten, es hatte die wertvollsten und ebenso die größten und schwersten Gegenstände beigesteuert. Das Gewicht aller ein-

gesendeten Waren wurde auf 7800 Zentner angegeben, davon aus Berlin 4800 Zentner, also erheblich mehr als die Hälfte, der Wert betrug eine Million Taler, wovon wieder mehr als die Hälfte auf Berlin kam. Die Ausstellung machte auf die Zeitgenossen einen sehr großen Eindruck, namentlich waren die Deutschen selbst erstaunt über den ihnen bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommenen Reichtum ihres gewerblichen Lebens.

Noch hatten mehrere Berliner Seidenweber und Tuchweber ausgestellt, doch war der größere Teil ihrer Arbeiten an anderen Orten der Provinz hergestellt. Für Kattundruckerei war Berlin jetzt der Hauptort Deutschlands, einige Fabriken konnten sich den besten und größten Englands an die Seite stellen, eine hatte über 800 Arbeiter. Auch in Tapissiererei, Buntstickerei, Gold- und Silberstickerei war Berlin der erste Platz in Deutschland. Eine besondere Spezialität war die Herausgabe von Stickmustern für Kreuzstich, der im Anfang des Jahrhunderts von einer Berliner Dame erfunden war. 1844 gab es in Berlin achtzehn Verleger für Stickmuster, die außer anderen Arbeitern etwa 800 Koloristen beschäftigten. Ihre Muster gingen nach allen Ländern Europas, ebenso nach Amerika, Indien, China, nirgends in der Welt gab es eine nennenswerte Konkurrenz.

Die fabrikmäßige Herstellung von Wäsche hatte in Berlin erst vor kurzem begonnen. Im Anfange des 19. Jahrhunderts war zwar Spinnen und Weben aus der städtischen Hauswirtschaft so ziemlich verschwunden, aber das Nähen der im Hause gebrauchten Wäsche noch ganz allgemein. In den zwanziger Jahren gab es hier nur wenige Geschäfte, in denen fertige Wäsche zu kaufen war, die Ausstellungen von 1822 und 1827 nennen nur Decken und Servietten. 1844 haben vier Firmen fertige Leibwäsche aller Art ausgestellt, eine dieser Firmen beschäftigte über 400 Personen in sieben Nähanstalten. Die Preise waren ziemlich hoch, einfache leinene Männerhemden wurden mit zwei bis fünf Talern für das Stück, Oberhemden mit zehn bis zwölf Talern bezahlt.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die neue Entwicklung des Kunstgusses. Gottfried Schadow war mit der Art, wie seine Quadriga hergestellt wurde, nicht recht zufrieden gewesen, er hatte inzwischen die berühmtesten Stätten des Kunstgusses besucht und dessen Technik studiert. Auf seine Veranlassung hat die Regierung nach dem Befreiungskriege das Schlüter'sche Gießhaus wieder für Kunstguß eingerichtet und einen berühmten Pariser Gießer hierher berufen, so daß Schadows spätere Arbeiten, Rauchs und anderer große Bildwerke wieder hier gegossen werden konnten. Auch im Gewerbe-Institut wurden bald Gießerei und Ziselierung mit großem Erfolge geübt. In dieser Gießerei sind — allerdings in etwas späterer Zeit, in den sechziger Jahren — die sechs Standbilder auf dem Wilhelmsplatz gegossen worden, die ursprünglich in Marmor gearbeitet aber sehr stark

verwittert waren. Den Eisenguß hatte man schon seit dem Anfang des Jahrhunderts in der königlichen Eisengießerei kunstmäßig betrieben. So bestanden nunmehr drei Schulen des Kunstgusses nebeneinander, aus ihnen sind viele tüchtige Privatunternehmer hervorgegangen. Der Kunstguß war bereits 1844 in hervorragender Weise durch 30 Aussteller vertreten, 18 für Bronze, 6 für Eisen, je 3 für Zinn und für Zink. Im Laufe der Zeit ist diese Entwicklung weiter fortgeschritten, so daß Berlin schon seit geraumer Zeit zu den hervorragendsten Stätten des Kunstgusses gehört.

Große Anerkennung fanden die Berliner Arbeiten in getriebenem Silber, ferner die lackierten Waren und die Lampen. Den letzteren suchte man damals immer neue und gefälligere Formen zu geben, seitdem es in den zwanziger Jahren gelungen war, das Rüböl besser und brauchbarer herzustellen. In den dreißiger Jahren fing es an, dem Talglicht und auf dem Lande dem Kienspan Konkurrenz zu machen, in Berlin entwickelte sich deshalb bald ein ausgedehnter Rübölhandel. Indessen waren gut brennende Lampen sehr teuer, und im allgemeinen stand man noch im Zeichen des Wachslichtes und des Talglichtes, über deren Flackern und Unbequemlichkeit die Schriftsteller unserer klassischen Zeit so oft geklagt haben. Es sei nur an Jean Pauls mit behaglichem Humor ausgeführte Schilderung im Siebenkäs erinnert und an Goethes Stoßfeuerz:

Wüßte nicht, was sie Bess'res erfinden könnten,

Als wenn die Lichter ohne Fugen brennten.

Seinem Wunsche ist bald entsprochen worden, durch stärkere Drehung und durch Imprägnierung der Dochte wurde das Flackern fast ganz beseitigt. Außerdem aber gelang es, aus Palmöl, Walrat, Stearin und anderen Fetten Lichte herzustellen, die wenig teurer waren als gut gearbeitete Talglichte und an Leistungsfähigkeit dem kostspieligen Wachslicht nicht nachstanden. Die Fabrikation solcher Stearinlichte wurde in Berlin sehr lebhaft betrieben, es bestanden hier mehrere große Unternehmungen. Am bedeutendsten war die von Motard, der 1839 aus Paris hierher übersiedelt war und später seine Fabrik nach Spandau verlegte.

Die Produktion von Stearinkerzen ist auch jetzt noch in Berlin sehr bedeutend, sie ist bisher von den vielfachen Neuerungen auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens nur wenig beeinflusst worden, da diese das Lichtbedürfnis in hohem Grade gesteigert haben und es — auf der Reise wie zu Hause — sehr viele Fälle und Gelegenheiten gibt, in denen ein leicht transportables Licht gebraucht wird. Im Sommer 1897 war die Nachfrage hier so groß, daß die Produktion ihr nicht genügen konnte.

Ebenso gehörten die Berliner Seifen zu den besten der Ausstellung. Noch bedeutender war die Herstellung von Farben und Säuren in verschiedenen chemischen Fabriken, unter denen die 1828 unter Mitwirkung des

Professor Hermbstaedt begründete Kunheim'sche Fabrik und die einige Jahre später begründete Farbenfabrik von Heyl hervorragten.

Wachstuchfabrikation war früher in Berlin ganz unbedeutend, in den zwanziger Jahren hatte sie zu steigen angefangen, im Ausstellungsbericht wird sie als die größte des Zollvereins bezeichnet. Sie hat sich seitdem in so günstiger Weise weiter entwickelt, daß gegenwärtig bessere Ware zu wesentlich niedrigeren Preisen hergestellt wird, als früher für geringere Ware zu zahlen war. Ihre Erzeugnisse finden infolgedessen stets guten Absatz, der Bedarf ist manchmal so groß, beispielsweise im Jahre 1898, daß er kaum befriedigt werden kann.

Besonders gerühmt werden in dem Ausstellungsbericht die von zahlreichen Berliner Fabrikanten ausgestellten Möbel, ebenso die Korbwaren, ferner die künstlichen Blumen und Federn, ein Industriezweig, der schon damals recht ansehnlich war und 800 Arbeiterinnen beschäftigte.

Für bequeme und solide gebaute Reisewagen hatte Berlin schon früher guten Ruf, jetzt, sagt der Ausstellungsbericht, streben die Berliner Wagenbauer auch nach gefälligen Formen und Eleganz.

Neu war der Bau von Eisenbahnwagen. Die Fabrik von Zoller und Pflug hatte bereits über 400 Eisenbahnwagen geliefert. Die vor sieben Jahren mit 50 Arbeitern begründete Vorsig'sche Fabrik zählte 1844 über 1100 Arbeiter. 1841 hatte sie die erste Lokomotive geliefert, welche von der Anhalter Bahn probeweise neben den anderen aus England bezogenen bestellt war, 1844 waren bereits 90 im Betrieb, 30 weitere in Arbeit.

So kräftig schritt der vor wenigen Jahren begonnene Bau von Eisenbahnen vorwärts, durch den Berlin die Vorteile seiner Lage in der Mitte von Norddeutschland besser als bisher ausnutzen konnte. 1844 waren die Anhalter Bahn, die Bahnen nach Stettin und nach Frankfurt a. D. im Betriebe, die 1838 als erste eröffnete Potsdamer Bahn bis Magdeburg fortgeführt, die Hamburger Bahn im Bau. Für alle fünf Bahnen hatten private Unternehmer Aktien-Gesellschaften begründet und das erforderliche Kapital zusammengebracht. In so raschem Tempo ist der Bahnbau nachher nicht fortgeschritten. Erst zwanzig Jahre nach Vollendung der Hamburger Bahn im Jahre 1846 sind weitere von Berlin ausgehende Bahnen gebaut worden.

Immerhin hatte Berlin durch die Hamburger und Stettiner Bahn Verbindung mit der Nord- und Ostsee, durch die Magdeburger, Anhalter und Frankfurter Bahn Anschluß an weitere nach Westen und nach Süden führende Bahnen. Nur nach dem Nordosten gab es noch keine Bahnverbindung, weil der Bau nach dieser Richtung nicht einträglich genug schien, um die Unternehmungslust des Kapitals zu reizen. Nach allen anderen Seiten konnte Berlin seine Arme weiter ausstrecken, mit den meisten

Provinzen und mit anderen Teilen Deutschlands in engeren Verkehr treten, in noch stärkerem Grade als vorher die erste Bearbeitung der rohen Naturprodukte an kleinere Orte abgeben, in ihnen Filialanstalten errichten oder die halbfertige Ware von den dortigen Fabrikanten beziehen. Diese Bewegung hatte schon vorher mit der Gewerbefreiheit, der Verkehrsfreiheit und dem Zollverein begonnen, sie ist durch die Eisenbahnen bedeutend gesteigert worden, mit ihrer Vermehrung und Ausdehnung weiter gewachsen.

Aus den Anregungen der Ausstellung sind zwei Vereine von bedeutender Wirksamkeit erwachsen: der Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen und der Berliner Handwerkerverein. Der letztere ist einer der ältesten unter den jetzt so zahlreichen Bildungsvereinen. Mit seinen Unterrichts-Einrichtungen, seinen Stiftungen und Vortragskursen kann er wohl als eine Volkshochschule bezeichnet werden. Freilich ist ihm nicht gestattet worden, sich in ununterbrochenem Fortgange zu entwickeln. 1849 wurde er als Opfer der Reaktion aufgelöst, erst zehn Jahre später konnte er von neuem begründet werden.

Welch ein Unterschied zwischen den bescheidenen Ausstellungsversuchen in den zwanziger Jahren und dem bedeutenden Anteil Berlins an dem großen Erfolge der Ausstellung von 1844, Welch eine Entwicklung in den drei Jahrzehnten seit dem Ausgange des Befreiungskrieges. Die opferbereite Vaterlandsliebe, die selbstlose Hingabe an ein hohes, ideales Ziel hatte Kraft und Zuversicht gehoben. Ein tüchtiges, selbstbewusstes Bürgertum war herangewachsen, eine neue Industrie war entstanden. Sie wußte sich den Verhältnissen anzupassen und aus den Verlegenheiten der Hauptstadt Nutzen zu ziehen, sie schuf sich neue Verkehrswege und knüpfte Verbindungen in allen Weltteilen an. Im Verhältnis zur Bevölkerung hatte sie noch nicht den Umfang erlangt wie vor 1806. Die Einwohnerzahl hatte sich von 1816 bis 1846 verdoppelt, sie war von 198 000 auf 398 000 gestiegen, darunter waren 78 000 Gewerbetreibende, einer auf 5,1 Einwohner. Die Zahl der Selbständigen unter den Gewerbetreibenden betrug 27 000, im Durchschnitt kamen auf einen von ihnen nicht ganz zwei Abhängige, das Handwerk der allein oder mit wenigen Gehülften und Lehrlingen arbeitenden Meister hatte also noch einen überwiegenden Anteil an der gewerblichen Tätigkeit. Doch zählte man bereits 350 Fabriken und fabrikmäßige Betriebe, darunter einige große und sehr große mit 800 und mehr Arbeitern.

Wie in der gewerblichen hatte Berlin auch in der wissenschaftlichen Arbeit eine hohe Bedeutung gewonnen. Das allgemeine Interesse der Gebildeten war wissenschaftlichen und literarischen Fragen, bei vielen noch lebhafter dem Theater zugewendet. Politisches Interesse und politisches Leben zeigten sich erst in schwachen Anfängen, fingen aber bereits an, sich kräftiger zu regen. Berlin war im Begriff, aus seinem gewerblichen und literarischen Stillleben in ein politisches Zeitalter überzutreten.

Siebentes Kapitel.

Revolution und Reaktion. 1846—1858.

Das wachsende politische Interesse wurde genährt durch die parlamentarische Entwicklung der westeuropäischen Länder und durch die mit großer Spannung verfolgten lebhaften Debatten in den süddeutschen Landtagen. In Berlin zeigte es sich zunächst in der lebhafteren Teilnahme an den städtischen Angelegenheiten und dem Erscheinen einer neuen Zeitung, die zwar nur zwei Jahre bestand, aber während dieser Zeit größeren Einfluß ausübte als die älteren Zeitungen, der 1847 begründeten „Zeitungshalle“. Diesem Namen entsprechend war sie mit einer Lesehalle verbunden, in welcher die bei der Redaktion einlaufenden in- und ausländischen Zeitungen auslagen. Sie wurde bald ein Sammelpunkt derer, die sich für politische Reformen interessierten. Man las hier nicht nur die Zeitungen, sondern tauschte auch die Ansichten über ihre Nachrichten aus, so daß sich eine Art politischen Klubs bildete.

Die Stadtverordneten von Berlin tagten wie überall im Lande hinter verschlossenen Türen, nur dann und wann wendeten sie sich an ihre Mitbürger und gaben ihnen Kunde von ihrer Tätigkeit, so 1817, 1819, 1822, 1836. Eine ausführlichere Darstellung der städtischen Verhältnisse gab 1842 der Magistrat, indem er zum erstenmal einen Bericht über die Verwaltung der Stadt (für die Jahre 1829—1840) veröffentlichte, wie seitdem fast regelmäßig meist in zehnjährigen, jetzt fünfjährigen Zwischenräumen geschehen ist. Um dem Wunsche ihrer Wähler zu entsprechen, beschloß 1845 die Stadtverordneten-Versammlung ihre Sitzungen künftig öffentlich zu halten und ersuchte den Magistrat, hierzu die königliche Genehmigung zu erbitten. Der Magistrat war gern dazu bereit, wenn ihm die Möglichkeit gegeben werde, sich in den Sitzungen durch Kommissare vertreten zu lassen. Dies unzweifelhaft wohlbegründete, eigentlich selbstverständliche Recht wollten

die Stadtverordneten aber dem Magistrat nicht zugestehen. Sie fürchteten, die Kommissare des Magistrats würden durch ihre größere Sachkenntnis einen übermäßigen Einfluß ausüben, das Vertrauen der Bürgerschaft könne sich von der Versammlung ab- und dem Magistrat zuwenden. Eine Einigung kam damals nicht zustande. Zwei Jahre später sprach der Vereinigte Landtag, von dem gleich zu sprechen sein wird, den Wunsch aus, daß überall im Lande die Stadtverordneten öffentlich tagen möchten. Der König gestattete dies unter der Voraussetzung, daß die Vertretung des Magistrats in angemessener Weise geordnet werde. So konnte hier am Ende des Jahres 1847, am 19. November, die erste öffentliche Sitzung stattfinden.

Dies Jahr hatte in trauriger Weise begonnen, da infolge zweier mißratener Ernten ein schwerer Notstand eingetreten war. Namentlich am Ende des Winters, im Beginn des Frühjahrs, als die Vorräte immer knapper wurden, stiegen die Preise der Lebensmittel zu übermäßiger Höhe, für die Meße Kartoffeln von einem Groschen auf vier Groschen. Die Frauen der Arbeiterfamilien, der kleinen Handwerker waren gänzlich außerstande, solche Preise zu bezahlen und doch mußten sie die Vorräte für ihre Kinder und für die Lehrlinge beschaffen. Da schnitten am 21. April auf dem Gendarmenmarkt einige Frauen die Kartoffelsäcke auf, und alle stürzten sich dann auf die über das Pflaster rollenden Vorräte. Dieser Anfang des Aufstands ist begreiflich und entschuldbar. Bald aber rottete sich Gesindel zusammen und plünderte die Läden; erst am dritten Tage konnte durch energisches Einschreiten der Truppen die Ordnung hergestellt werden.

Kurz vorher, am 11. April, war der Vereinigte Landtag zusammengetreten. Um nach dem nordöstlichen Teile Preußens eine Eisenbahnverbindung herzustellen, wollte die Regierung eine große Ostbahn von Berlin nach Königsberg bauen und zu diesem Zwecke eine Anleihe aufnehmen. Hierzu war nach der ausdrücklichen Bestimmung des Staatsschuldengesetzes von 1820 die Zustimmung einer Volksvertretung notwendig. Friedrich Wilhelm III., der sonst von einer solchen nichts wissen wollte, hatte für diesen einen Fall ihre Befragung vorgeschrieben und dies Gesetz mit besonderer Feierlichkeit wie ein Staatsgrundgesetz bekannt gemacht, alle Prinzen seines Hauses hatten es unterschreiben müssen. So konnte der König sich füglich nicht über das Versprechen seines Vaters hinwegsetzen. Um trotzdem die ihm äußerst unsympathische Berufung einer wirklichen, aus freien Wahlen hervorgehenden Volksvertretung zu vermeiden, ließ er die seit 1823 als beratende und begutachtende Körperschaften der einzelnen Provinzen bestehenden ständischen Landtage in Berlin zusammentreten. Dieser Vereinigte Landtag lehnte indessen nach längerer und lebhafter Beratung die Anleihe ab. Er erklärte, daß er sich nicht als eine Volksvertretung ansehen könne, da ihm das Recht der Kontrolle und die dazu unentbehrliche

Sicherheit regelmäßiger Wiederkehr fehle. So peinlich dem Könige diese Ablehnung auch war, setzte er doch die Verhandlung mit den vom Landtage erwählten Ausschüssen fort und hoffte noch eine Einigung zu erzielen. Am 6. März 1848 schloß er die Sitzungen der Ausschüsse in feierlicher Form mit einer Thronrede, in der er einen Teil der gewünschten Rechte und die baldige Wiederberufung des Vereinigten Landtags zusagte.

Inzwischen aber war fast überall ein politischer Fieberzustand eingetreten, nach ihrem Februarsiege in Paris brauste die Revolution wie ein Sturmwind durch Europa. In Deutschland richtete sich die Bewegung sogleich auf zwei Ziele: auf die Erlangung größerer politischer Rechte und auf die Einigung Deutschlands. Mit diesem zweiten Wunsche war der König einverstanden. In Wien und am Bundestage machten seine Gesandten Vorschläge für dem nationalen Gedanken entsprechende Reformen. Er erkannte, daß er eine führende Stellung in Deutschland nur gewinnen könne, wenn er seinen Untertanen größere politische Freiheit gewähre. In dessen entschloß er sich hierzu nur sehr langsam und zögerte mit der Ausföhrung, so daß seine Entschlüsse immer wieder von den Ereignissen überholt wurden.

Die Bevölkerung wußte nicht, daß der König sich mit solchen Gedanken trug und schon halb und halb zur Erfüllung ihrer Wünsche bereit war. Bei der allgemeinen Erregung entstanden überall Versammlungen, in denen die Wünsche und Hoffnungen, die Nachrichten von den Unruhen, von den sich überstürzenden Ereignissen an anderen Orten eifrig besprochen wurden, wie schon früher in der Zeitungshalle, so jetzt auch in den Kaffeehäusern. An solchen Orten ruhig die Zeitungen zu lesen, war bei der Unruhe, die alle ergriffen hatte, kaum noch möglich. Die neuesten Nachrichten wurden mit Ungeduld erwartet. Wer ein solches Blatt erlangte, konnte es nicht für sich behalten, er mußte den Inhalt mittheilen. Um besser verstanden zu werden, stiegen die Vorleser, die Redner auf Stühle oder Tische. Größere Versammlungen wurden nach den Tanzsälen berufen, noch viel zahlreicher besuchte fanden unter freiem Himmel statt, meist auf dem Plage bei den Zelten. Der Musik-Pavillon war zur Plattform geworden, auf welcher die Vorsteher und die Redner ihren Platz hatten, von Tausenden aufmerkamer Zuhörer umdrängt. Etwas später wurden auch im Norden „an der einsamen Pappel“ auf dem Exercierplatz vor dem Schönhauser Tore viel besuchte, berühmte Volksversammlungen gehalten.

Bald kam es zu Unruhen in den Straßen. Angesehene Bürger wurden aufgefordert, die Polizei in ihren Bemühungen zur Aufrechthaltung der Ordnung zu unterstützen. Diese Schutzkommissare mit weißer Armbinde — Friedensengel genannt — haben in den ersten Tagen, namentlich in den Straßen und Stadtteilen, wo sie persönlich bekannt waren, beruhigend

gewirkt, nachher aber, als sie in größerer Zahl zusammengezogen wurden, gar keinen Einfluß ausgeübt. Am Abend des 13. bei der Rückkehr von einer sehr erregten Zelten-Versammlung kam es Unter den Linden und an der Stechbahn zu größeren Unruhen, Ulanen und Dragoner schritten ein, zahlreiche Leute, zum Teil unbeteiligte Zuschauer wurden verwundet. An den nächstfolgenden Tagen mußten die Umgebungen des Schlosses, Schloßplatz, Brüderstraße und Breite Straße durch Vorgehen von Truppen freigemacht werden. Mehrfach wurde ihnen Widerstand entgegengesetzt, das Pflaster aufgerissen, mit Steinen geworfen, am 14. auch der Bau von Barrikaden versucht. Aber die Pallasche der Kürassiere, heißt es in einer Aufzeichnung, „machten kurzen Prozeß, und es gab blutige Köpfe“. Am 16. sah eine zum Schloß marschierende Truppe sich genötigt, von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen.

Die Schloßwache war in diesen Tagen stärker als sonst besetzt, auf den Schloßhöfen und in der Nähe standen weitere Truppen bereit, die meist erst nach Mitternacht abrücken konnten. Zur Verstärkung der Garnison waren einige Truppen aus Spandau und Potsdam nach Berlin gezogen, andere aus Halle, Stettin und Frankfurt herbeordert.

Noch höher stieg die Aufregung am 17. März, als die Nachricht von dem Siege der Revolution in Wien bekannt wurde. Eine große Volksversammlung beschloß, dem Könige am folgenden Tage eine ihre Wünsche aussprechende Adresse überreichen zu lassen. Die ganze Bevölkerung wurde aufgefordert, zur Unterstützung der hiermit beauftragten Deputation um zwei Uhr nachmittags auf dem Schloßplatze zu erscheinen.

Um dieser Demonstration die Spitze abzubreaken, entschloß sich der König mit seinen Plänen hervorzutreten. Am Morgen des 18. erschien ein Gesetz über die Aufhebung der Zensur und gleichzeitig ein Patent, durch welches der Vereinigte Landtag auf den 2. April einberufen wurde, damit der König mit ihm die Maßregeln für die Neugestaltung Deutschlands beraten könne. Als seine Hauptforderungen bezeichnete der König: Umwandlung Deutschlands in einen Bundesstaat, konstitutionelle Verfassungen in allen deutschen Bundesstaaten, Preßfreiheit für das ganze deutsche Vaterland.

Von den am Nachmittage zum Schloßplatz eilenden Massen hatte nur ein Teil bereits Kenntnis von diesem Patent, das einen großen Teil der Volkswünsche erfüllte. Ihre Haltung war im Anfang eine durchaus friedliche und freundliche, der König wurde, als er sich auf dem Balkon (über Portal I, an der südöstlichen Ecke des Schlosses, wo die Wohngemächer des Königs lagen) zeigte, auf das herzlichste begrüßt. Aber immer neue Massen kamen nach, sie wurden lauter und drängten gegen die Gittertüren. Der König entschloß sich deshalb, den Platz räumen zu lassen. Kavallerie

ging langsam, mit eingesteckten Säbeln auf der Seite der Schloßfreiheit vor und suchte die Massen zurückzudrängen, während Infanterie vom Schloßthore durch das Menschengedränge nach der Kurfürstenbrücke zog. Aus dieser Kolonne fielen plötzlich zwei Schüsse. Niemand wurde getroffen, die Kugeln gingen über die Köpfe hinweg. Trotzdem hatten die Schüsse eine gewaltige Wirkung. Die Massen wurden zugleich von Schrecken und Wut ergriffen, mit lautem Geschrei über Verrat, zu den Waffen rufend stürmten sie davon, und nun begann rasch der Straßenkampf und der Bau von Barrikaden.

Es ist oft behauptet worden, daß die eigentliche Berliner Bevölkerung nur einen kleinen Teil der Barrikadenkämpfer gestellt habe, daß Revolutionäre aus anderen Gegenden, namentlich Franzosen und Polen einen Hauptanteil gehabt hätten. Das ist aber längst vollständig widerlegt. Ausländische Heerführer sind allerdings dabei gewesen, wie dies bei Revolutionen zu allen Zeiten und in allen Ländern der Fall ist, aber den Kern der Kämpfer bildeten Berliner aus allen Schichten der Bevölkerung, aus der leidenschaftlichen Jugend natürlich in besonders starkem Maße.

Am heftigsten war der Kampf in der Königstraße und in der Breiten Straße; nach der Erstürmung des Köllnischen Rathauses wurden in demselben 18 Leichen gefunden. Hier und an einigen anderen Stellen begann der eigentliche Kampf erst am späten Abend und dauerte fast die ganze Nacht hindurch. Überall mußten brennende Lichte an den Fenstern stehen, die Haustüren durften nicht geschlossen werden. Das Sturmläuten von den Kirchtürmen hörte nicht auf, an verschiedenen Punkten sah man Feuerfäulen emporlodern, namentlich vor dem Dranienburger Tore, wo die königliche Eisengießerei und die Vorrathshäuser der Garde-Artillerie in Brand gesteckt waren. Bei Tagesanbruch waren Königstraße, Breite Straße, die ganze Umgebung des Schloßplatzes, die Verbindung von dort nach dem Brandenburger und Potsdamer Tore, sowie der Potsdamer Bahnhof und die Eisenbahn nach Potsdam in der Gewalt der Truppen.

Ein bemerkenswertes Urteil über diese Kämpfe findet sich in den kürzlich veröffentlichten Erinnerungen Adolfs von Circourt, eines französischen Legitimisten, den die provisorische Regierung in Paris wegen seiner vielfachen Beziehungen zu den geistigen Größen Berlins als Geschäftsträger hierher geschickt hatte, um eine freundschaftliche Verbindung mit der preußischen Regierung anzubahnen. Als er am Abend des 18. nach seiner Wohnung zurückkehrte, schrieb er durch einen Kurier nach Paris, er habe die Barrikaden von Paris im Juli 1830 und im letzten Februar gesehen, aber noch kein so schreckliches Schauspiel wie am heutigen Tage. Auch zehn Jahre später beim Niederschreiben seiner Erinnerungen stand er noch unter diesem Eindruck. Er rühmt die „wahrhaft große Leidenschaft, das hohe Streben“ der Barrikadenkämpfer trotz ihrer Verirrung und

ihres auf ein falsches Ziel gerichteten Fanatismus. Das Volk von Berlin verdiene eine achtungsvolle Teilnahme.

Um eine Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, ließ der König noch in der Nacht eine herzliche Ansprache „An meine lieben Berliner“ drucken und verteilen. Er verwies auf seine Zugeständnisse und versprach, die Truppen zurückzuziehen, wenn die Barrikaden geräumt würden. Diese Ansprache machte wenig Eindruck. In der Breiten Straße hatte man sie derart über eine in einem Brunnen stecken gebliebene Kanonenkugel geklebt, daß die Worte: „An meine lieben Berliner“ unmittelbar über der Kugel standen und es so aussah, als sei diese das den lieben Berlinern gemachte Geschenk.

Mancherlei Einflüsse machten während der Nacht und am Vormittage des 19. sich im Schlosse geltend. Außer den Ministern, den Prinzen, verschiedenen Generalen empfing der König viele Beamte und angesehenen Männer der Bürgerschaft. Die einen forderten energische Fortsetzung des Kampfes. General von Bittow, dem am Tage vorher beim Beginn des Kampfes der Oberbefehl über die in Berlin stehenden Truppen übertragen war, riet dagegen, daß der König mit den Truppen die Stadt verlasse und diese von außen eingeschlossen werde. Denn lange konnte die im Kampfe eingetretene Pause nicht dauern, die Truppen mußten entweder von neuem zum Angriff vorgehen oder sich zurückziehen. Sie waren ermüdet, bedurften der Ruhe und in noch viel höherem Maße der Verpflegung. Diese aber war kaum zu beschaffen, am wenigsten für die Pferde der Kavallerie und der Artillerie, da man an die Vorrathshäuser nicht herankommen konnte. Mehrfach sah man, wie die Leute das spärliche ihnen gereichte Brot mit den Pferden teilten. Fast noch schlimmer war die Gefährdung der Disziplin. Bei dem heiteren Wetter des Sonntag-Vormittags zog trotz der Barrikaden fast die ganze Bevölkerung von Berlin durch die Straßen, Frauen und Kinder bewegten sich zahlreich und neugierig zwischen den lebhaft erregten Männern. An einigen Stellen suchten die Massen Einfluß auf die Mannschaften zu gewinnen, sich mit ihnen zu verbrüdern. An anderen Stellen wurden die Truppen verhöhnt, während ihnen jede Art der Verteidigung verboten war. Zu einem raschen und energischen Vorstoß würde die Kraft noch ausgereicht haben, bei längerem, müßigem Zuschauen mußte sie erlahmen.

Zu den verschiedenen Maßregeln, die dem Könige geraten wurden, um die Ordnung wiederherzustellen, gehörte auch der schon seit dem 9. März wiederholt bei den Stadtverordneten aufgetauchte Vorschlag, von neuem eine Bürgerwehr zu errichten. Von wem damals in dem entscheidenden Augenblick dieser Vorschlag zuerst vor dem Könige vertreten wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es der Färbereibesitzer Nobiling, ein kluger, umsichtiger, bei seinen Mitbürgern

in hohem Ansehen stehender Mann, Stadtrat und Hauptmann, später Major der Landwehr, ein rechter Vertreter des wohlhabenden, gebildeten, zugleich loyalen und freisinnigen Bürgertums. Jedenfalls hat der König unmittelbar nach seiner Unterredung mit Nobiling die Erlaubnis zur Bewaffnung der Bürger gegeben und Nobiling hat das meiste getan, um sie so rasch als möglich durchzuführen. Gleichzeitig ließ der König dem General von Brittwitz sagen, er solle die Truppen zurückziehen, aber Schloß und Zeughaus mit starker Hand besetzt halten. Brittwitz scheint diesen ihm in sehr unbestimmter Fassung überbrachten Befehl anders aufgefaßt zu haben, als ihn der König gemeint hatte. Er nahm an, daß seinem Vorschlage entsprechend die Stadt geräumt werden solle. Deshalb ließ er die von auswärts gekommenen Truppen nach und nach abmarschieren, während die in Berlin garnisonierenden Truppen zunächst in ihre Kasernen zurückkehrten, um am folgenden Tage die Stadt zu verlassen. Der König hat die Ausföhrung dieser Anordnungen nicht gehindert, obgleich er zuerst wohl nur an ein vorläufiges Zurückziehen der Truppen von den Straßen und Plätzen gedacht hatte. Im Schloß blieben einstweilen sechs Kompagnien, im Zeughaus und an anderen Stellen kleinere Abteilungen.

Inzwischen drängten am Nachmittage neue große Massen nach dem Schlosse. Aus allen Teilen der Stadt brachte man hierher auf Karren und Möbelwagen die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer. Sie waren meist mit Blumen bedeckt, zum Teil in schauriger Weise ausgestattet. Da der König neues Blutvergießen vermeiden und die Eintracht wiederherstellen wollte, ließ er die Truppen aus den Schloßhöfen in die Eingänge und Korridore zurücktreten, so daß ein Eindringen der Menge in die Räume des Schlosses nicht möglich war, die beiden großen Höfe ihr aber offen standen. Man fuhr die Leichen auf den inneren Hof, nach der Ecke zu, an der die Wohnung des Königs lag. Tausende folgten entblößtem Haupte, auch die Soldaten an den Eingängen und Treppen nahmen die Helme ab, wie beim Gebet. Stürmisch forderte die Menge das Erscheinen des Königs. Da trat er mit der Königin auf die Galerie. Auf Zuruf aus der Menge nahm er die Mütze ab. Das Lied „Jesus meine Zuversicht“ wurde angestimmt. Als die Töne verklangen, führte der König seine sich kaum noch aufrecht haltende Gemahlin zurück, die Menge ging dann allmählich auseinander. Trotz seines grotesken Charakters hatte das seltsame Schauspiel etwas Feierliches. General von Brittwitz z. B., obgleich ihn „die Scheußlichkeit des Zuges“ anwiderte und er das Singen dieser Menge als eine Entweihung des schönen Liedes betrachtete, erklärte doch: „daß die Tausende der Menschen, die mit entblößtem Haupte folgten, geeignet waren, einen überwältigenden Eindruck auszuüben“.

Fast unmittelbar darauf traf im Schlosse die Schützengilde ein, die

man als die einzige organisierte und bewaffnete Bürgertruppe am schnellsten zusammengebracht hatte. Bald erschienen auch die ersten Abteilungen der Bürgerwehr. Sie wurde in zehn Bataillone gegliedert und aus den Beständen des Zeughauses bewaffnet, soweit die Leute nicht eigene geeignete Waffen besaßen. In kurzer Zeit erlangte sie eine Stärke von 26 000 Mann, mit Einschluß einiger „fliegenden Korps“: der Künstler, der Studenten, der jungen Kaufleute, des Handwerkervereins und einer „polnischen Legion“ von etwa 130 polnischen Studenten. Die letzteren gingen bald von Berlin fort, um sich an dem in ihrer Heimat ausgebrochenen Aufstande zu beteiligen.

Auf den Abzug der Truppen folgte zunächst die Bestrafung angeblicher Verräter. Der Laden eines Handschuhmachers Wernicke Unter den Linden, von dem man erzählte, er habe zu ihm geflüchtete Barrikadenkämpfer den Soldaten verraten, wurde verwüstet. Der gleichen Verräterei beschuldigte man fälschlich einen Major Preuß in der Heiligen Geiststraße. Man drang in seine Wohnung, die Möbel wurden aus den Fenstern auf die Straße gestürzt, daß sie unten krachend zersplitterten, dann die Trümmer zu Scheiterhaufen getürmt und verbrannt. Auch gegen den Prinzen von Preußen richtete sich die revolutionäre Leidenschaft. Seit Jahren war er als angeblicher Erz-Reaktionär verlästert worden. Schon bei den Unruhen im April 1847 hatten lärmende Massen ihm die Fenster eingeworfen. Jetzt mußte er flüchten, er ging nach Spandau und nach der Pfaueninsel, dann erhielt er vom Könige den Befehl, sich nach England zu begeben. Sein Palais wurde nach Pariser Vorbild durch große Plakate als „Bürgergut“, als „National-Eigentum“ bezeichnet und so unter den Schutz des Volkes gestellt, ein Schutzmittel, das auch an einigen anderen Stellen, z. B. beim Stadtgericht und bei den wertvollen Sammlungen in Schloß Monbijou Erfolg hatte. Nachher übernahm ein Teil des Studentenkorps die Bewachung der prinzlichen Wohnung. In dem später berühmt gewordenen Eckfenster lagen damals muntere junge Herren mit bunten Mützen und mit langen, fast bis auf die Kante reichenden Pfeifen.

Am Abend des 19. fand eine zwar sehr einfache, aber fast allgemeine Illumination statt, und statt des Donners der Kanonen konnte man jetzt an vielen Stellen Freudenschüsse hören. Die Freude wurde am folgenden Tage noch erhöht durch zwei mit großem Dank aufgenommene Verfügungen des Königs: Amnestie für alle, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt waren, ferner unentgeltliche Herausgabe der bei den Leihhäusern verpfändeten Gegenstände bis zum Werte von fünf Talern.

Die Amnestie erstreckte sich auch auf die im Dezember 1847 wegen Verschwörung und Vorbereitung eines Aufstandes verurteilten Polen. Bei

ihrer sofortigen Entlassung aus dem neuen Zellengefängnis in Moabit wurden sie von der zusammengeströmten Menge mit Jubel empfangen. Die Pferde des Wagens, in dem die Führer Platz genommen hatten, Mirosławski mit einer schwarzrotgoldenen Fahne in der Hand, wurden ausgespannt, er wurde von begeisterten Freiheitsfreunden gezogen. Paarweise folgten die anderen Polen, mit dem Hute in der Hand. So ging es im Triumphzuge durch das Neue Tor, die Luisenstraße, Karlstraße, Friedrichstraße, Linden, während überall Blumenkränze den Gefeierten zugeworfen wurden, aus allen Fenstern Tücher und Fahnen wehten, zur Universität, wo der Zug von den Studenten begrüßt wurde, und dann zum Schlosse. Grüßend trat der König auf den Balkon. Durch seine Minister ließ er die Hoffnung aussprechen, daß die Polen sich jetzt fester an Preußen und sein Königshaus anschließen würden. „Das polnische Banner“, erklärte Mirosławski unter jubelndem Beifallsruf, „wird nun in Eintracht neben dem deutschen wehen!“ Fast unmittelbar darauf trat er an die Spitze des neuen Aufstandes.

Große Wirkung erhoffte der König von kräftiger Betonung seiner deutschen Gesinnung. Begleitet von seinen neuen Ministern und mehreren Generalen, alle ebenso wie der König mit großen schwarzrotgoldenen Binden um den Arm — diesen Farben, die seit den Zeiten der Burschenschaft als das Symbol der deutschen Einheit angesehen wurden — zog er am 21. März unter Borantragung ebensolcher Fahnen durch die Hauptstraßen zunächst mit einem großen Gefolge von Studenten, die er dazu in der Universität hatte auffordern lassen, und einer immer mehr anwachsenden Zahl von Bürgern. Hier und da hielt der Zug, und der König erklärte unter dem lauten Beifall der Zuhörer, daß er für die Tage der Gefahr an die Spitze Deutschlands trete. Gleichzeitig wurde der Aufruf „An mein Volk und die deutsche Nation“ bekannt gemacht, in dem es heißt, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe. Dem Heere wurde befohlen, neben der preußischen die schwarzrotgoldene Kokarde anzustecken.

Die 183 Särge der bürgerlichen Opfer des Kampfes waren nach dem Gendarmenmarkt gebracht und auf der großen Freitreppe der Neuen Kirche aufgebahrt worden. Zu dem reichen Pflanzenschmuck hatten auf Befehl des Königs die königlichen Gärten freigebig beige-steuert. Am 22. wurden sie in feierlicher Weise nach dem Friedrichshain gebracht und dort beerdigt. Mehr als 60 000 Personen sollen sich an dem Zuge beteiligt haben. Zwischen den Abteilungen der Särge gingen die Musikkapellen, die Behörden, Deputationen und Korporationen. Als der Zug über den Schloßplatz kam, trat der König in voller Uniform mit seinen Adjutanten und den Ministern auf den Balkon. Grüßend nahm er den Helm ab, während gleichzeitig zwei Trauerfahnen und in der Mitte eine schwarzrotgoldene Fahne gesenkt

wurden. „Auch die Bürger in dem Zuge“, berichtet Oberst Graf Waldersee, dessen damalige Aufzeichnungen jetzt veröffentlicht worden sind, „nahmen die Hüte ab und grüßten ehrerbietig. Es war eine merkwürdige Ruhe und Ordnung bei diesem Leichenbegängnis, selbst auf dem Platze fand gar kein Drängen der Zuschauer statt, wozu sonst der neugierige Berliner so sehr geneigt ist. Ich befand mich mit den Umgebungen des Königs an den Fenstern des Sternsaals. Wenn eine Abteilung Särge vorüber war, so trat der König wieder in den Saal vom Balkon hinein und stellte sich dann öfters hinter uns, um zu sehen und nicht gesehen zu werden.“ Bei jeder neuen Abteilung trat er wieder grüßend heraus.

Zwei Tage später wurden 15 gefallene Soldaten im Park des Invalidenhauses bestattet, nachdem vier Leichen schon vorher einzeln beerdigt waren, ein weiteres Opfer ist nachher seinen Wunden erlegen. Die soviel geringere Zahl erklärt sich zum Teil aus der besseren Bewaffnung, Schulung und Führung der Soldaten, vornehmlich aber daher, daß die meisten der bürgerlichen Kämpfer nicht bei der Erstürmung der Barrikaden, sondern bei der Verfolgung getötet und daß in der furchtbaren Leidenschaft solchen Straßenkampfes viele von denen, welche aus den Fenstern und von den Dächern auf die Soldaten schossen, bei der Erstürmung dieser Häuser sofort niedergestoßen oder erschossen wurden.

Bald regte sich bei einem Teile der Bürgerwehr Unzufriedenheit mit dem häufigen Wachtdienst, der allerdings damals viele Kräfte in Anspruch nahm, da an allen Stadttoren und vor allen öffentlichen Gebäuden Wachtposten standen. Noch lebhafter war die Unzufriedenheit in den Kreisen derjenigen Gastwirte und Kleinhändler, die ihren Lebensunterhalt vorzugsweise aus dem Verkehr mit den Soldaten gewannen. So wurde am 27. März in einer großen Volksversammlung eine Petition an den König beschloffen, daß er wieder Truppen nach Berlin schicken möchte, eine Bitte, der sich der Magistrat, die Stadtverordneten und die Bürgerwehr anschlossen. Nur bat man, der König möchte nicht dieselben Regimente schicken, die am 18. gegen die Bürger gekämpft hatten, sondern solche, in denen vorzugsweise die Berliner Jugend ihrer Dienstpflicht genüge. Infolge dieser Bitte ließ der König zwei brandenburgische Truppenteile, das 24. Infanterieregiment und das 3. Ulanenregiment, außerdem zwei Bataillone des pommerischen 9. Infanterieregiments nach Berlin kommen. Die Vierundzwanziger marschierten am 30. auf der Potsdamer Chaussee heran, schon in Schöneberg von der Bürgerwehr, von Vereinen empfangen, herzlich begrüßt, mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt. Ihr Zug nahm lange Zeit in Anspruch, da sie oft Halt machen mußten, um festliche Ansprachen anzuhören. Die am folgenden Tage auf dem Stettiner Bahnhofe ankommenden Pommern nahmen die ihnen dargebrachten Kränze und Blumen nur sehr widerwillig an. Am

1. April wurden die Mannen am Frankfurter Tore in ähnlicher Weise begrüßt. Diese Truppen übernahmen vornehmlich die Wachen in den Gefängnissen und in den militärischen Gebäuden, während die übrigen Wachen der Bürgerwehr verblieben, die im Schlosse den Studenten (Schweizerzaal), den Künstlern (Garde du Korps-Saal) und der Schützengilde (eigentliche Schloßwache auf dem vorderen Hofe). Die Posten unmittelbar vor den Zimmern des Königs wurden abwechselnd von diesen drei Korps gestellt.

Den König selbst hatten sie nur kurze Zeit zu bewachen, er war schon vor dem Wiedereinmarsch der Truppen nach Potsdam übergesiedelt. Am 25. März war er dahin gefahren, um dem Gerüchte entgegenzutreten, daß er in Berlin nicht frei sei. Er hatte das Offizierkorps versammelt und ihm in jener vielberufenen, von den Offizieren mit großem Unwillen angehörten Rede erklärt, er sei niemals freier und sicherer gewesen als unter dem Schutze seiner Bürger. Das war unzweifelhaft von ihm in diesem Augenblicke aufrichtig gemeint. Aber er änderte sehr bald seine Ansicht. Zunächst gestattete er seiner Gemahlin in Potsdam zu bleiben. Am 28. besuchte er sie, ebenso am Abend des 29., unmittelbar nachdem er ein neues Ministerium ernannt hatte, da das zehn Tage vorher, am 19. März gebildete Ministerium des Grafen Arnim-Borghenburg zurückgetreten war. Unter den neuen Ministern spielten zwei rheinische Kaufleute eine Hauptrolle, Rudolf Camphausen und Hansemann, die im Vereinigten Landtage als Führer der gemäßigten Liberalen hervorgetreten waren. Aus Entsetzen über ihre Ernennung vereinigte sich des Königs Adjutant Leopold von Gerlach, wie er selbst erzählt, mit einigen gleichgesinnten Freunden, um ein „ministère occulte“, oder wie sie es später nannten, eine „Amarilla“ zu bilden und im geheimen den König gegen seine Minister zu unterstützen. Am Morgen des 30. erlangten sie eine Audienz beim Könige und baten ihn dringend, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern in Potsdam zu bleiben. Sie scheinen sehr großen Eindruck auf den König gemacht zu haben, er erfüllte ihren Wunsch, er hat während der nächsten Monate Berlin nur gelegentlich zu kurzem Besuche betreten, auch dies soviel als möglich vermieden. „In Berlin blickt mir immer die scheußliche Frage des illegalen Zustandes der Stadt über die Schulter“ schrieb er im Mai an Camphausen. Wiederholt ist er, wenn es nicht möglich war, die Minister nach Potsdam kommen zu lassen, zum Schloß Bellevue gefahren, um dort mit ihnen zu verhandeln. Auch in den späteren Jahren, als die Revolution längst unterdrückt war, hat er nicht mehr dauernd sondern immer nur für kurze Zeit in Berlin residirt, er hat während des Sommers wie früher in Potsdam, während des Winters meist in Charlottenburg gewohnt.

Allerdings machte das Straßenbild in Berlin einen anderen Eindruck als vorher. überall sah man schwarzrotgoldene Fahnen, große Plakate,

fliegende Buchhändler. Von den neuen Freiheiten traten zunächst Rauchfreiheit, Pressfreiheit und Versammlungsfreiheit am augenfälligsten in die Erscheinung. Rauchen war bisher auf den Straßen und im Tiergarten „bei fünf Taler Geld= oder verhältnismäßiger Leibesstrafe“ verboten und wurde nur jedesmal, wenn Cholerafahrdrohte oder vorhanden war, vorübergehend gestattet. Abgesehen von solchen Ausnahmezzeiten mußte jeder, der beim Rauchen von einem Gendarmen betroffen wurde, diesem zur Wache folgen, wenn er sich nicht durch als genügend anerkannte Papiere über seine Person ausweisen konnte. Im Tiergarten bei solchem Frevel ertappte unvorsichtige Leute wurden bisweilen mit einem Strick an das Pferd des Gendarmen gebunden und mußten neben demselben herlaufen. Um so häufiger wurde jetzt auf den Straßen geraucht. Selbst auf Posten stehende Bürgerwehrmänner konnte man mit der Pfeife oder der Zigarre im Munde sehen.

Auch von der Pressfreiheit wurde, nachdem die Zensur und die Verpflichtung, eine Kautions hinterlegen, aufgehoben waren, reichlicher Gebrauch gemacht. Broschüren, Flugblätter, Gedichte, Karikaturen wurden überall feilgeboten, manchmal unentgeltlich verteilt. Zahlreiche neue Zeitungen erschienen, zwei derselben: die im April begründete „National-Zeitung“ und die im Juli begründete „Neue Preussische (oder Kreuz-) Zeitung“ haben sich erhalten, während andere wie: „Reform“, „Lokomotive“, „Volksstimme“, „Volksfreund“, „Volk“, „Arwähler“ und andere bald wieder eingegangen sind, meist in der schwierigen Zeit des Belagerungszustandes. Das gleiche Schicksal hatten die meisten der neuen Witzblätter wie „Ewige Lampe“, „Berliner Krakeler“, nur der „Kladderadatsch“ hat dauernd Bestand gehabt.

Seine erste Nummer erschien am 7. Mai und wurde in 4000 Exemplaren verkauft. Der eigentliche Begründer war David Kalisch, der seinen schlagfertigen Witz vorher wie nachher in zahlreichen Lustspielen und Possen bekundet hat. Tiefere Naturen waren seine Bettern Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein, der erstere ein Meister geistreicher Satire, von sicherem politischen Takt und Verständnis, während Löwenstein, bereits durch das erste Bändchen seiner Kinderlieder berühmt, mehr den goldenen Humor einer zugleich ernsten und sonnig=heiteren Dichternatur vertrat. Sie hatten das Glück in Wilhelm Scholz einen ihnen an Witz und Laune ebenbürtigen Zeichenkünstler zu finden. Sehr bald fing der Kladderadatsch an, weit über Berlin hinaus bekannt zu werden, einen Weltruf zu gewinnen.

Wie stets bei Unruhen trat bald Geschäftsstörung und Arbeitslosigkeit ein. Sammlungen wurden veranstaltet, um die Verwundeten, die Familien der gefallenen Barrikadenkämpfer, um andere Bedürftige zu unterstützen, Brotverteilung wurde in großem Maßstabe eingeleitet. Das Hauptbemühen war auf Beschaffung von Arbeitsgelegenheit gerichtet. Bei dem im Bau

begriffenen Schiffahrtskanal auf der Südseite Berlins, von der Oberspree nach Charlottenburg an der Stelle des sumpfigen Landwehr- oder Schafgrabens, wurde die Arbeit beschleunigt, ebenso die Herstellung der Böschungen, der Uferstraßen und Brücken, die Anpflanzung von Bäumen. Ein neuer Kanal von Moabit nach Spandau wurde in Angriff genommen. Die Stadtverwaltung ließ einen Teil der Rehberge vor dem Dranienburger Tore abtragen und die Erde an anderen, tiefer gelegenen Stellen aufschütten, ebenso in dem kurz vorher angelegten, hügeligen Friedrichshain große Erdarbeiten ausführen. Auch die Eisenbahnverwaltungen nahmen große Planierungsarbeiten vor, um den für sie besonders lästigen Höhenunterschied zwischen dem Spreetal und den daselbe umschließenden Hochflächen auszugleichen.

Ein großer Teil der Arbeiter war willig und zur Arbeit bereit. Andere, namentlich die in den Rehbergen beschäftigten waren desto ungeduldiger. Sie ertrögen eine Erhöhung des Arbeitslohnes von 12 $\frac{1}{2}$ Groschen auf 15 Groschen, wollten aber nicht ordentlich arbeiten. So kam es schon im April zu Arbeiter-Unruhen, zuerst bei den Rattendruckern in der Köpenickerstraße, welche die Dampfmaschinen zerstören wollten, um ihre Arbeitskonkurrenz zu beseitigen. Ähnliche Versuche haben später die Kanalarbeiter gemacht.

Fast noch mehr als durch diese Unruhen wurde die öffentliche Meinung aufgeregt durch Gerüchte über reaktionäre Pläne der Hofpartei, durch die Furcht vor einem militärischen Handstreich. Diese Besorgnisse waren damals völlig unbegründet. In Berlin standen nur 5000 Mann, in Potsdam und Umgegend nur 7000 Mann regelmäßiger Truppen, da ein großer Teil der Garde und des dritten Armeekorps nach Schleswig und Holstein geschickt war, um gegen die Dänen zu kämpfen. Ein Handstreich wäre also nicht ohne weiteres auszuführen gewesen. Trotzdem wollten die Besorgnisse nicht weichen, die Bürgerwehr wurde oft während der Nacht alarmiert, meist ohne rechten Grund. In das Parolebuch des Schweizerjaales hat der die Wache befehligende Student einmal nach der Rückkehr von einer unnützen Alarmierung eingetragen: „In der Stadt alles ruhig, mit Ausnahme der Bürgerwehr.“

Am 1. Mai fanden die Wahlen der Wahlmänner statt, zuerst derer, welche die Mitglieder der preussischen Volksvertretung und ihre vielleicht erforderlichen Stellvertreter, gleich darauf derer, welche die Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung und ihre Stellvertreter wählen sollten. Da man weder die Polizeibeamten noch die Bürgerwehrmänner in der Ausübung ihres Wahlrechtes behindern wollte, andererseits aber die Stadt während der Wahlzeit nicht ohne Aufsicht bleiben konnte, schon mit Rücksicht darauf, daß die bestrafte Verbrecher vom Wahlrechte ausgeschlossen waren, wurde für diese Stunden aus den minderjährigen Studenten und

den Schülern der oberen Gymnasialklassen eine besondere Polizei eingerichtet. Diese übereifrige Jugend übte ihr Amt mit großer Energie aus und betrachtete jeden als verdächtig, der außerhalb der Wahllokale zu sehen war.

Am 22. Mai trat in der Singakademie die Volksvertretung zusammen, welche die Verfassung mit der Regierung vereinbaren sollte und meist als Preussische oder Berliner Nationalversammlung bezeichnet wird. Während der nächsten Monate kam man indessen noch nicht zur Verfassungsberatung, da der von dem Ministerium Camphausen vorgelegte Entwurf wenig Beifall fand und die Nationalversammlung ihn durch eine Kommission umarbeiten ließ. Der von dieser Verfassungskommission bearbeitete Entwurf wurde dann nochmals einer anderen Kommission überwiesen, so daß die eigentliche Beratung im Plenum der Versammlung erst im Oktober begann. Andere Vorlagen der Regierung, Anträge, Wünsche, Interpellationen, Petitionen, Besprechung von Tagesereignissen gaben Anlaß zu lebhaften, oft leidenschaftlichen Debatten, welche große Aufregung hervorriefen und wiederholt zu stürmischen Szenen nicht nur innerhalb der Versammlung, sondern auch draußen vor der Singakademie führten. Mehrmals sind hierbei einzelne Minister, Abgeordnete, welche den Forderungen der Radikalen entgegentraten, verhöhnt, beschimpft, angegriffen und nur mit Mühe vor schweren Mißhandlungen geschützt worden.

Besonders große Aufregung erregte die Rückkehr des Prinzen von Preußen, die von seinen Anhängern und von den Gemäßigten ebenso eifrig gewünscht, wie von den Radikalen bekämpft wurde. Der Prinz war zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt worden. Am 8. Juni erschien er in derselben und ergriff das Wort, um zu erklären, daß er der konstitutionellen Regierungsform, die der König vorgezeichnet habe, mit Treue und Gewissenhaftigkeit seine Kräfte weihen werde. Da er aber nicht regelmäßig an den Sitzungen teilnehmen könne, bitte er statt seiner einen Stellvertreter einzuberufen.

Bald brachen neue Unruhen aus. Am Abend des 14. Juni gelang es aufrührerischen Massen in das Zeughaus einzudringen, obgleich dasselbe von einem Teil der Bürgerwehr und einer Kompagnie des 24. Regiments tapfer verteidigt wurde. Als stärkere Abteilungen der Bürgerwehr herandrückten, suchten die Plünderer zu entfliehen, einigen ist es auch gelungen, mit ihrer Beute zu entkommen, den meisten wurde sie wieder abgenommen. Sogleich am folgenden Tage teilte Ministerpräsident Camphausen der Nationalversammlung mit, daß die Regierung zwei wichtige Maßregeln zum Schutz des öffentlichen Eigentums und der Sicherheit getroffen habe. Um die Bürgerwehr erforderlichenfalls zu unterstützen, wurden die drei Berliner Landwehrbataillone (zwei Bataillone des 20. Landwehr-Regiments und das zweite Bataillon des Garde-Landwehr-Regiments) einberufen und außerdem

eine Schutzmannschaft errichtet zur Ausübung der Straßenpolizei. Diesen beschwerlichen, äußerst lästigen Dienst hatte bisher die Bürgerwehr versehen müssen, da man die unbeliebten Gendarmen, um Konflikte zu vermeiden, fast ganz aus den Straßen zurückgezogen hatte. Die neue Schutzmannschaft sollte nur aus unbescholtenen Bürgern und seit längerer Zeit in Berlin wohnenden „Schutzverwandten“ bestehen, sie erhielt bürgerliche Kleidung: blauen Rock mit Stehkragen und schwarzen Knöpfen, schwarzen Hut, als Abzeichen außer der Nummer des Beamten eine Armbinde in den preußischen und deutschen Farben.

Auch nachher gab es viele unruhige und bewegte Tage. So zogen am Abend des 21. August aus einer aufgeregten Volksversammlung kommende lärmende Massen nach der Wilhelmstraße, um den Ministern ihre Unzufriedenheit zu bekunden. Bei dem Ministerpräsidenten von Auerswald war gerade eine große Gesellschaft beisammen: die fremden Gesandten, die Spitzen der Behörden, zahlreiche Volksvertreter. Weiter bewegte man sich in den glänzend erleuchteten Vorderzimmern, als plötzlich Steine klirrend durch die Scheiben flogen, so daß Damen und Herren schleunigst nach den Hinterzimmern und dem Garten flüchten mußten.

Wenn man diese Berliner Bewegungen im Frühjahr und Sommer 1848 mit den gleichzeitigen Volksereignissen in anderen großen Städten, namentlich mit den wilden Kämpfen in Wien am 25. Mai und in Paris vom 23. bis 26. Juni vergleicht, so sieht man, daß die Berliner Bevölkerung sich sehr viel ruhiger und maßvoller verhielt. Ihre große Mehrheit widerstrebt jeder neuen Gewalttat, sie setzte ihre Hoffnungen auf die Vereinbarung zwischen ihren Vertretern und dem Könige. Freilich gab es unter den Radikalen wie unter den Reaktionären manche Nixköpfe, welche das Volk aufzuheizen versuchten, die einen, weil sie von neuen Erhebungen den Sieg ihrer Partei erhofften, die anderen, weil sie glaubten, daß größere Ausschreitungen den König veranlassen würden, durch energisches Eingreifen die Revolution zu unterdrücken. Der Kreuzzeitungsredakteur Wagener sagt in einer späteren Schrift: „größere Volksausläufe in Szene zu setzen . . . war, wie wir uns damals persönlich überzeugten, ein billiges Vergnügen und kostete genau hundert Taler und drei Fässer Schnaps“. Nach diesem Rezept ist mehrmals auch von Anhängern seiner Partei verfahren worden. Schon bei dem Zeughaussturm sollen vornehme Männer mitgewirkt haben, in stärkerem Grade ist dies bei den Unruhen der Kanalarbeiter im Oktober und bei den anderen stürmischen Auftritten dieses Monats geschehen. Nur in einem Falle gelang es, den Hezer auf frischer Tat zu fassen, so daß er vor den Richter gestellt werden konnte.

Sozialistische Ideen fanden wenig Anklang, mehrere ihrer Apostel, die zum Zwecke der Agitation hierher kamen, mußten bald erkennen, daß

sie nichts ausrichten konnten. Die Führer der Berliner Arbeiter waren, wie der einflußreichste von ihnen, der jugendliche Schriftsetzer und Schriftsteller Stefan Born sich ausdrückt, der Meinung: „daß der Sieg des dritten Standes erst dem vierten die Wege bahnen“ und „daß die Organisation der Arbeiter der Organisation der Arbeit“ vorangehen müsse. Deshalb wollten sie alle kommunistischen und sozialistischen Gedanken einer späteren Zeit überlassen, zunächst die Bourgeoisie bei ihrem Kampfe um politische Freiheit unterstützen und zugleich die Organisation der Arbeiter durchführen. Diese Gedanken errangen den Sieg auf dem am 23. August hier eröffneten ersten deutschen Arbeiterkongresse. Zum Zwecke der Organisation wurde ein Zentralkomitee eingesetzt, das seinen Sitz in Leipzig haben sollte.

Ebenso wie die Liberalen der verschiedenen Richtungen sich in Vereinen mannigfachster Art zusammentaten, suchten auch die Gegner ihre Anhänger zu sammeln: durch den großen „Preußenverein“, durch zahlreiche „Patriotische Vereine“, durch den „Treubund für König und Vaterland“, in der Umgebung durch „Bauernvereine“. Von besonderer Wichtigkeit für ihre Organisation war die vom 18. bis zum 20. August hier tagende, gewöhnlich als „Junfer-Parlament“ bezeichnete „Generalversammlung zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen“.

Von dieser Seite und von seiner Umgebung wurde der König zu Gewaltmaßregeln gedrängt. Er wollte zwar noch nicht auf solche Wünsche eingehen, doch setzte er sich in die Lage, es erforderlichenfalls zu können. Die Anfang September nach dem Abschluß des Waffenstillstandes aus Holstein zurückkehrenden Truppen wurden so verteilt, daß sie Berlin „wie ein eherner Keil“ umgaben. Zum Befehlshaber der beiden in der Provinz Brandenburg stehenden Armeekorps — Garde und drittes Korps — wurde General von Wrangel ernannt und für ihn der neue, noch jetzt bestehende Posten des Oberbefehlshabers in den Marken geschaffen. Am 17. September übernahm er das Kommando mit einem Armeebefehl, in dem er sagte, er habe den Auftrag, die Ordnung in diesen Landen wiederherzustellen. Wenige Tage darauf hielt er in demonstrativer Weise eine Parade der Berliner Garnison ab, die erste seit den Märztagen. Gegen die Behörden, die ihn begrüßten, sprach er bei dieser Gelegenheit sein Bedauern aus, Berlin in so trauriger Weise verändert zu finden, Gras wachse auf den Straßen.

Das Letztere wird nicht wörtlich zu nehmen sein, da die Straßen durch unruhige Massen, Aufzüge und Aufläufe stark belebt waren. Aber das Aussehen der Stadt hatte sich seit dem Frühjahr noch mehr verändert, namentlich in den vornehmeren Stadtteilen, wo die Läden und ein großer Teil der Wohnungen leer standen. Der Hof war in Potsdam, die Familien

der Edelleute und der Wohlhabenden befanden sich meist auf ihren Landsitzen und in Sommerfrischen, Wagen waren nur spärlich auf den Straßen zu sehen, der Fremdenbesuch und der sonst so rege geschäftliche Verkehr hatten beinahe ganz aufgehört.

Das Ende Juni nach dem Rücktritt Camphausens gebildete Ministerium Muerzwald-Hansemann hatte einen sehr schweren Stand auf der einen Seite gegen die Kamarilla, die das Ohr des Königs gewonnen hatte, auf der anderen Seite gegen die Radikalen, deren wachsender Anhang in immer stärkerem Maße die Straßen von Berlin beherrschte. Es gelang ihm nicht, diese scharffen Gegensätze auszugleichen und einen dauernden Zustand neuer Ordnung zu begründen. Unter diesen Umständen entschloß sich der König, ein nicht aus Parlamentariern, sondern überwiegend aus Beamten bestehendes Ministerium zu ernennen. Die Führung desselben übernahm am 29. September der greise, volkstümliche General von Pfuel, der wiederholt — 1831 in Neuenburg, während des Frühjahrs 1848 in Posen — bei der Unterdrückung von Aufständen und der Herstellung geordneter Zustände eine glückliche Hand gehabt, Festigkeit in Verbindung mit maßvoller Besonnenheit gezeigt hatte. Jetzt war ihm ein solcher Erfolg nicht beschieden. Zwar kam die Verfassungsberatung endlich in Gang, aber die Verhandlungen der Nationalversammlung, die seit kurzem im Schauspielhause stattfanden, wurden immer stürmischer und die Aufregung der Massen nahm in bedenklicher Weise zu.

Der König wendete sich deshalb bereits Mitte Oktober an seinen Oheim, den Grafen Brandenburg, der als kommandierender General in Breslau stand, einen tatkräftigen Mann von vornehmer Gesinnung und ruhiger Sicherheit. Nach längeren Verhandlungen willigte er schließlich ein, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu treten, wenn ihm freie Hand gelassen und alle im Frühjahr vom König gegebenen Versprechungen erfüllt würden. Zunächst sollte die Versammlung in Berlin geschlossen werden und nachher in der Stadt Brandenburg wieder zusammentreten. Zur Durchführung dieser Maßregel sollte Wrangel in Berlin einrücken und seine Streitkräfte bereit halten, um etwaigen Widerstand unterdrücken zu können. Diese Einigung zwischen dem Könige, dem Grafen Brandenburg und den in Aussicht genommenen neuen Ministern kam am 31. Oktober zustande, einem Tage, der auch noch in anderen Beziehungen eine große Bedeutung gewann.

Die gesteigerte Aufregung in Berlin war zum Teil hervorgerufen durch den neuen Aufstand in Wien am 6. Oktober, durch die Wünsche und Befürchtungen, die sich an ihn knüpften. Am 16. Oktober entstanden Unruhen bei den Arbeitern, die quer durch die Luisenstadt einen Stichkanal von der oberen Spree bei der jetzigen Schillingsbrücke nach dem Schiffahrtskanale graben sollten. Zur Ausbaggerung eines Hafens, des jetzigen Engelbeckens,

war eine Dampfmaschine aufgestellt worden. Die Arbeiter zerstörten sie und gerieten dann mit einer Abteilung der Bürgerwehr in Streit. Diese griff hastiger, als nötig gewesen wäre, zur Feuerwaffe. Drei Arbeiter wurden getötet. Die anderen stürmten davon und riefen ihre Freunde zusammen. In der Köpenicker, Dresdener, Alten Jakobstraße wurden Barrikaden gebaut. Die Bürgerwehr nahm und zerstörte sie nach kurzem Kampfe, bei dem elf Arbeiter und ein Bürgerwehrmann fielen. Eine weitere Fortsetzung des Kampfes wurde durch die besonnenen Teile der Arbeiterschaft, namentlich durch die mit großer Entschiedenheit auftretenden Maschinenbauer verhindert. Unter ihrer Vermittlung wurde den aufgeregten Arbeitern feierliche Beerdigung der Gefallenen und Unterstützung der Hinterbliebenen zugesagt.

In der letzten Woche des Oktobers tagten in Berlin zwei Versammlungen der demokratischen Partei, deren eine von der äußersten Linken des Parlaments in der Paulskirche veranlaßt war. Sie richtete ihre Blicke auf Berlin, als der am 18. September in Frankfurt am Main von ihren Anhängern versuchte Aufstand unterdrückt war und weitere ähnliche Versuche bei den dort getroffenen energischen Maßregeln aussichtslos erschienen. In Verbindung mit dem radikalen Flügel der Preussischen Nationalversammlung hoffte sie, einen neuen, erfolgreicheren Aufstand hervorrufen zu können. Zu einer Besprechung hierüber wurden die demokratischen Mitglieder aller deutschen Volksvertretungen auf den 27. Oktober nach Berlin eingeladen. Diese meist als „Gegenparlament“ bezeichnete Versammlung entsprach aber in keiner Weise den Erwartungen. Von den auswärtigen Volksvertretern kamen nur sehr wenige, bei der Eröffnung waren nicht mehr als acht anwesend. Die Berliner wiesen den Gedanken eines Aufstandes unbedingt zurück, auch von der Organisation eines bewaffneten Hülfszuges nach Wien wollten sie nichts wissen, sondern sich auf den parlamentarischen Kampf beschränken. Sie hofften in ihrer Nationalversammlung die Mehrheit zu gewinnen und eine ihren Wünschen entsprechende Verfassung durchzusetzen. Indessen versprachen sie, in der Nationalversammlung energisch für die Unterstützung Wiens zu wirken. Dies Zugeständnis der Berliner demokratischen Abgeordneten an ihre Frankfurter Kollegen war das einzige Ergebnis der zweitägigen Verhandlung am 27. und 28. Oktober.

Gleichzeitig mit dieser parlamentarischen Versammlung fand in Berlin ein Kongreß der demokratischen Vereine statt. Ein erster Kongreß dieser Art hatte während des Juni in Frankfurt a. M. getagt, er war von 234 Vertretern aus 66 meist süd- und mitteldeutschen Städten besetzt worden. Zum Zweck weiterer Agitation, vornehmlich im Norden von Deutschland, hatte er ein Zentralkomitee mit dem Sitz in Berlin eingesetzt und dieses beauftragt, im Oktober einen zweiten Kongreß zu berufen. Daß dies jetzt für denselben Ort und dieselben Tage geschah, welche die Parlamentarier für ihre Beratung

gewählt hatten, läßt darauf schließen, daß man von einem Zusammenwirken der beiden Versammlungen einen um so größeren Erfolg erwartete. Dieser zweite demokratische Kongreß zählte 230 Vertreter aus 140 meist norddeutschen Städten. Unter seinen Mitgliedern waren einige hervorragende, geistvolle Männer wie Corvin, Kinkel, Arnold Ruge, Rudolf Virchow, Ludwig Bamberger. Der Letztere wurde zum Vorsitzenden gewählt, schied aber bald aus, als er erkannte, daß hier die Phrasen und die Selbstgefälligkeit unbedeutender Volksredner den Ausschlag gaben. Der Kongreß zerplitterte völlig. Als er am 30. geschlossen wurde, waren die meisten Mitglieder schon abgereist.

Einige Mitglieder, die als Parlamentarier und Vereinsvertreter beiden, in ihren Bestrebungen einander nahestehenden Versammlungen zugleich angehörten, machten den Versuch, eine Einigung zwischen ihnen zu erzielen, fanden aber damit keinen Anklang. Ebenso scheiterten Stefan Borns Bemühungen, sie mit der von ihm geleiteten Arbeiter-Organisation in Verbindung zu setzen.

Nur in einem Punkte stimmten beide Versammlungen überein, daß sie jetzt ihre Hoffnung auf den Erfolg des Wiener Aufstandes setzten und ihre Berliner Freunde drängten, die Unterstützung desselben durch die preussische Regierung herbeizuführen, um dadurch zu verhindern, daß er von den Truppen des Fürsten Windischgrätz unterdrückt werde. Ihrem Wunsche entsprechend stellte der Abgeordnete Waldeck in der Nationalversammlung den Antrag: „daß das Staatsministerium aufgefordert werde, zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit alle dem Staate zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte schleunigst aufzubieten“. Die Beratung hierüber fand am 31. Oktober statt, als Wien bereits erstürmt und dem Aufstand dort ein blutiges Ende bereitet wurde.

Um Stimmung für diesen Antrag zu machen, berief der demokratische Kongreß, noch ehe er auseinander ging, auf den 29. Oktober eine große Volksversammlung. In leidenschaftlicher Rede forderte Arnold Ruge, daß am 31. die ganze Bevölkerung von Berlin mit einer Sturmpetition vor die Nationalversammlung trete und auf ihre Entscheidung einwirke. Die wüsten Szenen, die sich am 31. während der Beratung des Waldeck'schen Antrages vor dem Schauspielhause abspielten, die Gewalttätigkeiten, durch welche die Abgeordneten eingeschüchtert und eine Abstimmung im Sinne der radikalen Partei erzwungen werden sollte, sind vornehmlich eine Folge dieser Agitation gewesen.

Unmittelbar darauf trat das Ministerium Pfuel zurück, Graf Brandenburg übernahm die Regierung. Am 9. November wurde der Nationalversammlung ihre Vertagung angekündigt und sie für den 27. November nach Brandenburg berufen. Sie bestritt indessen der Regierung das Recht,

sie ohne ihre Zustimmung zu vertagen. Die Regierung ließ nun die Bürgerwehr auffordern, den Sitzungsfaal zu besetzen und den Abgeordneten zu verschließen. Die Führer der Bürgerwehr lehnten dies ab, ihre Aufgabe sei, die verfassungsmäßige Freiheit und die gesetzliche Ordnung zu schützen, nicht die Freiheit der Beratung zu hindern. Sie hatten aber nicht die Absicht, dem nun zu erwartenden Einmarsch der Truppen, die bereits bis an das Potsdamer und das Brandenburger Tor herangerückt waren, mit offener Gewalt entgegen zu treten, sie beschloffen vielmehr, dem von dem Präsidenten der Nationalversammlung gegebenen Räte zu folgen und nur passiven Widerstand zu leisten.

Am 10. rückten die Truppen ein, einige schwache Versuche des Widerstandes wurden leicht unterdrückt, ein ernstlicher Aufruhr konnte nicht gewagt werden, da die Regierung ihre Maßregeln in vorsichtiger Weise getroffen hatte, und da die Bevölkerung unter dem Eindrucke der Vorgänge in Wien stand.

Ein Teil der Abgeordneten versuchte, an verschiedenen anderen Stellen der Stadt zusammenzutreten und die Sitzungen fortzusetzen. Es gelang ihnen, einen Protest zu beschließen und das Land zur Steuerverweigerung aufzufordern. Gerade dieser Beschluß hat am meisten dazu beigetragen, einen Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung herbeizuführen und den Abgeordneten die Sympathien der Gemäßigten zu entziehen. Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hatte bis dahin zur Nationalversammlung gehalten und sie gegen die Regierung unterstützt, sie hatte ihr, als sie aus dem Schauspielhause vertrieben wurde, den eigenen Sitzungsfaal zur Verfügung gestellt. Sobald aber bekannt wurde, daß die Abgeordneten beabsichtigten, einen Beschluß über die Verweigerung der Steuern zu fassen, änderte sich ihre Auffassung. Sogleich am 15. November beschloffen die Stadtverordneten eine Adresse an die Nationalversammlung zu richten mit der Bitte, sie möge „nicht solche Schritte tun, welche das Vaterland in das Verderben stürzen. Darum bitten und beschwören wir Sie, den Antrag auf Steuerverweigerung einmütig zurückzuweisen“. Die Bitte war vergeblich. Am folgenden Tage wurde die Steuerverweigerung von der Nationalversammlung beschlossen.

Der stark zusammengeschmolzene Rest der Abgeordneten wendete sich außerdem klagend an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt. Diese aber trat auf die Seite der preussischen Regierung und erklärte den Steuerverweigerungsbeschluß für null und nichtig. Sie stützte sich dabei auf den Bericht ihrer nach Berlin geschickten Kommissare, welche die Art, wie die Ordnung in Berlin hergestellt worden war, für berechtigt und notwendig erklärten. Einer dieser Reichskommissare, der Unterstaatssekretär Bassermann war bereits am 31. Oktober in Berlin gewesen und hatte von dem

Treiben auf den Straßen, namentlich in der Nähe des Schauspielhauses einen sehr ungünstigen Eindruck erhalten. Er habe hier, so berichtete er nachher in der Paulskirche, Gestalten gesehen, die er nicht schildern wolle. Diese zu einem geflügelten Worte gewordene Äußerung erregte in Berlin große Entzündung. Auf vielfache Bitten aus der Bürgerschaft wurde in der Stadtverordneten-Versammlung der Antrag gestellt, durch eine öffentliche Erklärung gegen den Bassermannschen Bericht zu protestieren. Noch wenige Tage vorher hätte ein solcher Antrag allgemeine Zustimmung gefunden. Durch den Steuerverweigerungsbeschluß hatte sich aber die Stimmung verändert, man schalt jetzt mehr über die Gewalttätigkeit und den Terrorismus der Massen als über die Maßregeln der Regierung. Die beantragte Erklärung wurde mit 50 gegen 40 Stimmen abgelehnt und damit Bassermanns Bericht als richtig anerkannt.

Am 12. November war in Berlin der Belagerungszustand erklärt und die Bürgerwehr aufgelöst worden. Ihre Entwaffnung wurde in geschickter Weise durchgeführt und vollzog sich ohne Widerstand. Man fing mit der Friedrichstadt an, bei deren Bewohnern man am sichersten auf friedliche Gesinnung und Willfährigkeit rechnen konnte, dann kam ein Stadtteil nach dem anderen an die Reihe, zuletzt erst, als sie bereits ganz vereinzelt waren, die, welche als zweifelhaft und unruhig betrachtet wurden. Überall trat man mit starker, den Erfolg sichernder Truppenmacht auf. Die Straßenausgänge — auch die der benachbarten Straßen, bei denen ein Ausweichen durch Hinterhäuser oder durchgehende Höfe hätte stattfinden können — waren besetzt, vor den Truppen standen die zur Aufnahme der Gewehre bestimmten Wagen. Soweit die Waffen nicht freiwillig gebracht wurden, gingen Unteroffiziere, die Liste in der Hand, mit Begleitungsmannschaft in die Häuser, sie zu holen. Durch dies langsame Vorgehen haben zwar einzelne Gelegenheit gefunden, die Waffen zu verstecken, sie sind nachher zur Rechenschaft gezogen worden. 20 000 von den an die Bürgerwehr ausgegebenen 23 000 Gewehren sind ohne weiteres zurückgegeben worden. Dieser große Erfolg wurde in erster Linie dem sicheren Auftreten der Regierung verdankt, aber auch der durch die Wiener Ereignisse hervorgebrachte Schrecken hat dabei mitgewirkt. Nicht ganz mit Unrecht sagte man, daß Windischgrätz den Berlinern die Gewehre abgenommen habe.

Nach einem so vollständigen Siege der Regierung tauchte bei den Ministern der Gedanke auf, die Verfassungsstreitigkeiten kurzer Hand zu beendigen, die Beruhigung des Landes mit einem Schläge dadurch zu erreichen, daß eine den Volkswünschen entsprechende Verfassung kraft königlicher Macht verkündet und erst nachträglich einer neugewählten Volksvertretung zur Genehmigung vorgelegt würde. In aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen, und als dann gleich bei der Wiedereröffnung der

Nationalversammlung in Brandenburg Streitigkeiten über die Art der Konstituierung und die Präsidentenwahl entstanden, wurde die Versammlung geschlossen und am 5. Dezember die neue Verfassung nebst Wahlgesetzen und einigen Ergänzungen bekannt gemacht. Diese neue, oktroyierte Verfassung war mit großer Sorgfalt nach dem von den Kommissionen der Nationalversammlung aufgestellten Entwurf ausgearbeitet worden, sie gewährte ein weites Maß politischer Freiheit und der Beteiligung an den Aufgaben der Regierung, die im Frühjahr erbetenen, vom Könige zugesagten Wünsche waren sämtlich berücksichtigt. Zunächst waren alle Parteien durch dies unerwartete Ereignis vollständig überrascht. Die Reaktionäre waren entrüstet, daß die Regierung den Liberalen so große Zugeständnisse gemacht hatte, diese aber, wenigstens die Gemäßigten unter ihnen, konnten zufrieden sein. Von allen Seiten kamen Dankadressen. Die Berliner städtischen Behörden vereinigten sich, dem Könige ihren Dank auszusprechen. In der Stadtverordneten-Versammlung wurde vier Tage lang über diese Frage verhandelt, auch die Gegner der Dankadresse gaben zu, daß die neue Verfassung einen wesentlichen Fortschritt bedeute. Ihr bedeutendster Wortführer, Professor Gneist, erklärte: „Wir glauben, daß nun auch Ruhe im Lande, Vertrauen und Sicherheit in Handel und Gewerbe wiederkehren wird. Unser Gefühl sagt uns, daß der König, indem er diese Verfassung verlieh, als Sieger großmütiger war, als seine Gegner gewesen sein würden.“

In der Tat begann fast überall im Lande das wirtschaftliche Leben sich wieder kräftiger zu regen, in Berlin aber war davon wenig zu spüren, die nächste Folge der großen politischen Bewegung schien Stillstand, ja Rückgang zu sein. Diese traurigen Verhältnisse haben einen großen Anteil daran, daß ein erheblicher Teil der Berliner Bevölkerung sich von dem politischen Leben abwendete und mehr als alles andere die Möglichkeit ruhiger, ungestörter Arbeit wünschte. Die Bevölkerung von Berlin hatte 1847 das vierte Hunderttausend überschritten, seit einer Reihe von Jahren sich in ziemlich regelmäßigem Fortschreiten um etwa vier Prozent jährlich vermehrt, selbst in dem Teuerungsjahr 1847 noch um drei Prozent. 1848 ist der Fortzug größer gewesen als der Zuzug, nur durch den überschuß der Geburten über die Todesfälle ist eine kleine Erhöhung der Gesamtziffer bewirkt worden. In den nächstfolgenden Jahren wächst sie um etwa ein halbes Prozent jährlich, von 1851 auf 1852 geht sie zurück, um dann wieder langsam um ein, zwei, drei, 1860 um vier Prozent zu wachsen. Sehr stark war der Rückgang in der gewerblichen Tätigkeit. Allein im Maschinenbau ist die Zahl der beschäftigten Arbeiter 1848 von 11 000 auf 7000 gefallen. Wenn für die brotlosen Arbeiter noch einigermaßen durch Veranstaltung öffentlicher Arbeiten gesorgt werden und ein Teil von ihnen fortziehen, anderswo Arbeit suchen konnte, so war die Lage der Haus-

besitzer desto schlimmer, da viele Wohnungen leer standen, 1848: 4400 gegen 1600 im Jahre 1846. Hypothekengelder waren kaum zu erhalten, freihändiger Verkauf nicht leicht zu ermöglichen, so daß viele Häuser unter den Hammer kamen. Gebaut wurde beinahe gar nicht, wer hätte unter solchen Verhältnissen Lust haben können, neue Häuser zu bauen.

Der Belagerungszustand wurde im ganzen milde und rücksichtsvoll gehandhabt, soweit es sich nicht um politische Betätigung handelte, solche aber wollte die Polizei nicht gestatten. Die Presse mußte sich aufs neue eine strenge Zensur gefallen lassen, zahlreiche Schriften wurden mit Beschlagnahme belegt, einzelne Druckereien geschlossen. Der Fremdenbesuch unterlag sorgfältiger Aufsicht, Ausweisungen erfolgten in großer Zahl, alle demokratischen Abgeordneten, die nicht ihren festen Wohnsitz in Berlin hatten, mußten die Stadt verlassen. Das Schloß war stark besetzt, die Gittertore, welche früher stets offen gestanden und jedermann freien Durchgang gewährt hatten, blieben dauernd geschlossen.

Im ganzen war die Regierung bemüht, sich die ihr günstiger gewordene Stimmung zu erhalten und namentlich die Unterstützung des Mittelstandes zu gewinnen. Aus den Kreisen der Handwerker war mehrfach in Berlin wie in vielen anderen Städten Beschränkung der Gewerbefreiheit verlangt worden, die Regierung beeilte sich, diese Forderung zu befriedigen. Noch kurz vor dem Ausgang des unruhigen Jahres, am 18. Dezember 1848 empfing der König eine Deputation von Handwerkern und nahm freundlich ihre Bitte entgegen, die seiner eigenen Gedankenrichtung und seinen auf ständische Gliederung gerichteten Wünschen so gut entsprach. Zugleich benutzte er diese Gelegenheit, auf die Bedeutung der bevorstehenden Wahlen hinzuweisen. Er ermahnte die Handwerker dafür zu sorgen: „daß Leute in die Kammer kommen, die das Wohl des Handwerkerstandes ernstlich wollen“. Unmittelbar darauf wurde für den Januar ein Handwerkerkongress nach Berlin berufen und dann in aller Eile ein neues Gewerbegesetz ausgearbeitet. Die Regierung nahm sich nicht einmal die Zeit, den Zusammentritt der neuen Volksvertretung abzuwarten, sondern oktroyierte auch dies Gesetz am 9. Februar 1849 unter dem Vorbehalt seiner nachträglichen Genehmigung. Die selbständige Ausübung eines Handwerksbetriebs sollte wieder nur den Mitgliedern der Innungen und den von ihnen geprüften Meistern gestattet sein, auch die Verhältnisse der Gesellen und der Lehrlinge wurden neu geregelt.

Am 22. und 29. Januar fanden die Wahlen der Wahlmänner statt, welche die Mitglieder der aus zwei Kammern bestehenden neuen Volksvertretung zu wählen hatten. In beiden Kammern überwog die gemäßigte Partei. Trotzdem ist die Regierung bald in heftigen Zwist mit ihnen geraten über die Handhabung des Belagerungszustandes, die willkürlichen

Verhaftungen und Beschlagnahmen, über die Schließung des Berliner Handwerkervereins, vor allem über die Haltung der Regierung in der deutschen Frage.

Denn trotz der Abneigung gegen weitere Ruhestörungen war die große Mehrheit der preußischen Bevölkerung durchaus der Meinung, an ihren politischen und vor allem an ihren nationalen Idealen festzuhalten. Wie die Berliner in dieser Beziehung dachten, zeigte deutlich die Freude, mit der am 2. April 1849 die aus Frankfurt a. M. gekommene Kaiserdeputation von der Bevölkerung und den städtischen Behörden begrüßt wurde, obgleich unter der Herrschaft des Belagerungszustandes jede öffentliche Kundgebung unterbleiben mußte. Die auffchiebende, halb ablehnende Antwort des Königs, der seine Entscheidung noch von weiteren Beratungen und Erwägungen abhängig machte, hat bekanntlich in allen Teilen Deutschlands große Erregung und an vielen Orten neue Aufstände hervorgerufen. In Berlin hielt man sich ruhiger, nur in der Volksversammlung kam es zu lebhaften Debatten. Im Laufe derselben sagte der Ministerpräsident Graf Brandenburg, daß die Regierung sich niemals, niemals, niemals vom Strome der öffentlichen Meinung dürfe fortreißen lassen. Sein Denkmal auf dem Leipziger Plage will ihn in dem Augenblicke darstellen, wo er in so feierlicher Weise seine feste Haltung bekundete. Die zweite Kammer aber nahm einen Antrag an, in dem sie erklärte, daß sie ihrerseits die von der Deutschen Nationalversammlung beschlossene Verfassung als rechtsgültig anerkenne. Wenige Tage später forderte sie die Aufhebung des Belagerungszustandes in Berlin. Unmittelbar darauf, am 27. April, wurde sie aufgelöst. Sie war erst seit zwei Monaten versammelt und hatte zwar dem Könige ihren Dank für die Otkroyierung der Verfassung ausgesprochen, die Durchberatung derselben aber nicht vollenden können.

Ihre Auflösung führte zu einigen kleinen, ohne viele Mühe unterdrückten Tumulten, namentlich auf dem Dönhofsplatze, wo die Volksvertretung damals tagte. Im ganzen blieb Berlin ruhig, während um dieselbe Zeit in der Rheinprovinz, in der Pfalz, in Sachsen und Baden die preußischen Truppen gegen heftige Ausbrüche der Leidenschaft zu kämpfen hatten. Die Mehrheit der Berliner Bevölkerung setzte ihre Hoffnungen auf die neuen Verhandlungen, welche der König mit den deutschen Bundesfürsten angeknüpft hatte, wie er in einer schwungvollen Proklamation am 15. Mai bekannt machte. Der Magistrat und die Stadtverordneten beschloßen, die Bemühungen des Königs zu unterstützen. Der erstere richtete eine Dankadresse an den König, die Stadtverordneten wendeten sich in einer öffentlichen Erklärung an ihre Mitbürger. Man ersieht aus derselben, daß damals, im Mai 1849, die Nationalgesinnten und die gemäßigten Liberalen die Mehrheit in der Stadtverordneten-Versammlung

befahren. Bald aber hat sich diese Mehrheit geändert und die Versammlung ist ganz in das Fahrwasser der Reaktion geraten.

Ein merkwürdiges Zwischenpiel bot vom Februar 1849 an mehrere Monate hindurch die schwärmerische Begeisterung weiter Kreise für ein elfjähriges Wunderkind, Luise Braun, die mit dem Himmel in Verbindung zu stehen behauptete und Heilung aller Krankheiten durch Vertrauen auf Gottes Hilfe versprach. Tausende wanderten täglich zu dem kleinen Häuschen, das ihr Vater als Aufseher eines Holzplatzes in der Schifferstraße am Unterbaum bewohnte. Ein ganzes Aufgebot von Schulheuten war erforderlich, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, Händler mit Lebensmitteln machten gute Geschäfte, zahlreiche Equipagen der vornehmen Welt warteten in den benachbarten Straßen. Da nur einer nach dem anderen empfangen werden konnte, wurden Nummern ausgegeben und diejenigen bevorzugt, die sich vorher unter Angabe ihrer Verhältnisse und der Krankheit angemeldet hatten. Erst später wurde Luise Braun als Betrügerin entlarvt und bestraft. In treffender Weise geißelte der Kladderatsch den Aberglauben, der solchen Unfug ermöglicht und der Schwindlerin getraut hatte, bis: „Der Heil'genschein von Ohr zu Ohr zerfloß in lauter Friedrichsdor.“

Da die demokratische Partei sich während des Belagerungszustandes nicht öffentlich betätigen konnte, versuchte ein Teil ihrer Mitglieder durch eine geheime Organisation eine festere Verbindung herzustellen. Die Polizei war durch ihre Spione von diesem Bemühen unterrichtet, sie überraschte eine dieser geheimen Versammlungen, verhaftete die Teilnehmer und stellte sie vor das Kriegsgericht. Von diesem wurden einige der Beteiligten, obgleich ihnen keine Verletzung der Gesetze nachgewiesen werden konnte, zu Freiheitsstrafen verurteilt.

Gleichzeitig verhaftete die Polizei am 15. Mai 1849 den Obertribunalsrat Waldeck, den bedeutendsten Führer der demokratischen Partei, der in keinem Zusammenhange mit den geheimen Verhandlungen stand, unter dem Vorwande einer Verschwörung. Bei dem hohen Ansehen, das Waldeck nicht nur durch Klarheit und Festigkeit, durch schwingvolle, aus poetischer Begabung und der Begeisterung des Idealismus stammende Beredsamkeit, sondern fast mehr noch durch seine Offenheit und die Lauterkeit seines Charakters genoß, erregte diese Anklage das größte Aufsehen. Sie stützte sich lediglich auf erdichtete, gefälschte Briefe, trotzdem hat es länger als fünf Monate gedauert, bis am 3. Dezember in der öffentlichen Gerichtsverhandlung die völlige Richtigkeit der Anklage zutage trat, so daß der Staatsanwalt die Freisprechung beantragte mit der Erklärung: „daß diese Briefe ein Dubsenstück sind, daß sie angefertigt sind, um einen Mann zu verderben“.

Inzwischen war am 28. Juli der Belagerungszustand aufgehoben worden, nachdem die Regierung im Mai ein neues Wahlgesetz — das noch jetzt bestehende, viel angefochtene Gesetz der Dreiklassenwahl — oktroyiert und auf Grund desselben ihr günstige Wahlen zustande gebracht hatte. Trotz der Aufhebung kam es aber nicht zu rechter Beruhigung, weil die Gemüter durch die genannten Prozesse und durch viele andere willkürliche Maßregeln der Polizei fortdauernd in Aufregung gehalten wurden.

Um die Gedanken von der Politik abzulenken und wieder mehr auf gewerbliche Fragen zu richten, veranstaltete die polytechnische Gesellschaft während des August und September im Kroll'schen Lokale eine Gewerbe-Ausstellung, zu der nur Berliner Erzeugnisse zugelassen wurden. Sie sollte, wie es in der Ankündigung heißt: „ein Zeichen des wiederkehrenden Vertrauens zu unserer eigenen Kraft“ sein, zugleich sollte sie die Kauflust des Publikums reizen und dadurch in dieser Zeit des gewerblichen Stillstandes dem leidenden Handwerkerstande einigen Verdienst zuführen. Zu diesem Zwecke war Angabe der Preise, war Verkauf während der Ausstellung ausdrücklich gestattet. Die Ausstellung hatte also den Charakter eines großen Verkaufsbasars, ihren Zweck scheint sie einigermaßen erfüllt zu haben.

Eine weitere Beruhigung, die leider nicht lange währte, bewirkte dann die Durchführung der Verfassungsberatung. Sie wurde im Januar 1850 beendet, und die neue Verfassung wurde am 6. Februar vom Könige feierlich beschworen. Die große Bedeutung dieses Tages sollte durch Gottesdienst in allen Kirchen, durch Schulfeiern und durch eine festliche Illumination gekennzeichnet werden. Die letztere machte indessen, da ein sehr großer Teil der Einwohner sich nicht daran beteiligte, einen traurigen Eindruck, obgleich die Paläste der Prinzen, der fremden Gesandten, die öffentlichen Gebäude, die Gasthöfe und größeren Geschäftshäuser in prächtigem Lichterschmuck erstrahlten. Durch besonders glänzende und geschmackvolle Beleuchtung zeichnete sich das erst vor einem Jahre erbaute Geschäftshaus von Gerson am Werderschen Markt aus, das erste in Berlin entstandene, aus kleinen Anfängen allmählich erwachsene große Kaufhaus.

Der Magistrat wollte seinen Eifer dadurch bekunden, daß er bei der Stadtverordneten-Versammlung den Antrag stellte, dem Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg und dem Minister des Innern Freiherrn von Mantuffel das Ehrenbürgerrecht zu verleihen. Ein Teil der Stadtverordneten trat auf das lebhafteste dagegen auf und wollte unter keinen Umständen dazu mitwirken, daß die Stadt diesen Ministern ihren höchsten Ehrentitel gebe. Da sie sahen, daß sie in der Minderheit waren, verließen 31 Stadtverordnete den Sitzungssaal. Von den zurückbleibenden 68 Stadtverordneten wurde hierauf die Verleihung mit großer Mehrheit beschlossen.

Am wenigsten zufrieden mit der Verfassung war die in der näheren

Umgebung des Königs durch mehrere sehr einflußreiche Männer vertretene reaktionäre Partei. Sie strebte danach, die Verfassung noch weiter, als es bereits bei der Beratung in der ersten und zweiten Kammer geschehen war, rückwärts zu revidieren. Den äußeren Anlaß hierzu bot ein Attentat, das ein geisteskranker früherer Feuerwerker der Artillerie Sefeloge am 22. Mai 1850 gegen den König versuchte. Auf dem Bahnsteig des Potsdamer Bahnhofes, als der König eben mit seiner Gemahlin den Zug besteigen wollte, näherte sich ihm Sefeloge und verwundete ihn durch einen Schuß in den Arm. Obgleich sich bald herausstellte, daß der Verbrecher wahnsinnig war und dem Irrenhaus übergeben werden mußte, wurde seine Tat doch zu einem leidenschaftlichen Vorstoß gegen die liberalen Ideen benutzt. Die erste Frucht desselben war die Aufhebung einer neuen Verordnung, welche die bescheidenen Freiheiten des erst vor einem Jahre erlassenen Preßgesetzes sehr stark beschneidete. Sie wurde rücksichtslos durchgeführt, so daß eine ganze Anzahl der kleineren Blätter eingehen mußte, weil sie die hohe Kaution nicht aufbringen oder, wenn sie nach dreimaliger Verurteilung verfallen war, nicht erneuern konnten.

Außerdem wurden, um sowohl auf den König wie auf die öffentliche Meinung zu wirken, die kleinen Anfänge geheimer Verbindungen und Verschwörungen, die man aufspüren konnte, aufgebauscht und schlimmer, namentlich größer und ausgedehnter dargestellt als sie waren. Den Fremdenverkehr beaufsichtigte man noch schärfer als vorher. Auf den Bahnhöfen standen Polizeibeamte sowohl neben den Fahrkarten-Schaltern wie an den Ausgängen. Der Abreisende und der Ankommende mußte seine Papiere vorweisen und hatte mancherlei Umständlichkeiten, wenn sie nicht völlig in Ordnung waren. Der Reiseverkehr und der geschäftliche Verkehr hatten schwer darunter zu leiden, ob diese Maßregeln sonst irgendwelchen Nutzen gebracht haben, kann zweifelhaft erscheinen. Wirkliche Verschwörer pflegen in solchen Dingen vorsichtig zu sein, sie brauchen ja auch nicht gerade mit der Eisenbahn anzukommen oder abzureisen. Unaufhörlich war die Polizei auf der Jagd nach neuen Verschwörungen. Durch Hausdurchsuchungen, willkürliche Verhaftungen suchte man auf ihre Spur zu kommen. Diese Leidenschaft steigerte sich noch, als die Unionsbestrebungen gescheitert, als im November 1850 durch den Münchener Vertrag die nationalen Hoffnungen begraben waren, als eben damals Graf Brandenburg starb, die national gesinnten Minister zurücktreten mußten und die Reaktion einen vollständigen Sieg errang. Die Polizei hatte eine große Zahl von Spionen in ihren Dienst genommen, zum Teil frühere Demokraten und Aufwiegler, die sich jetzt bei der Regierung in Gunst setzen wollten und ihre ehemaligen Kameraden verrieten. Auch die Lohndiener brachte man in Beziehung zur Polizei, sie mußten berichten, wenn sie in dieser oder jener Gesellschaft

ein freies Wort gehört hatten. Den bürgerlichen Kreisen war freilich mit solcher Spionage nicht beizukommen. Als sie merkten, wie es mit den Lohndienern bestellt war, suchten sie ohne dieselben auszukommen und halfen sich gegenseitig aus mit zuverlässigen Hausdienern und Dienstmädchen. Aber die Herren vom Hofe und die hohen Beamten brauchten mehr Bedienung, sie konnten sich weniger schützen, gerade unter ihren Dienern suchten die Gegner und Nebenbuhler Spione zu gewinnen. Nicht nur die Polizei spionierte. Der große Einfluß, den der Polizeipräsident von Hindeldey beim Könige gewonnen hatte, war dem Ministerpräsidenten von Manteuffel und manchem anderen unbequem, sie suchten auch hinter seine geheimen Absichten zu kommen. Ebenso ließ Manteuffel die Umgebung des Königs beobachten, diese wieder ihn und sogar den Prinzen von Preußen sowie seine Gemahlin, die in dem Verdacht nationaler Gesinnung standen. Diese seltsamen Auswüchse des reaktionären Argwohns sind ziemlich genau zu verfolgen in den Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten Manteuffels, Leopolds von Gerlach, des Polizeidirektors Stieber und anderer, namentlich aber sind sie aufgedeckt worden durch den Prozeß gegen den früheren Leutnant Tschen, der zugleich dem französischen Gesandten, Manteuffel und Hindeldey als Spion diente. Bei Gelegenheit dieses Prozesses kam zutage, daß ein mit der Überwachung des Prinzen und der Prinzessin von Preußen beauftragter Agent der Hofpartei dieselben verleumdet hatte. Er wurde vor Gericht gestellt und verurteilt. Seine Freunde am Hofe erwirkten seine Begnadigung, sie hatten ihm auch eine Verforgung durch Übertragung eines kleinen Amtes versprochen. Die Sache zog sich aber etwas in die Länge, und so geschah es, daß die Ernennung dieses Mannes erst erfolgen konnte, als der Prinz von Preußen bereits die Vertretung des erkrankten Königs übernommen hatte. Die Bestallungsurkunde gehörte zu den ersten Schriftstücken, die dem Prinzen als Vertreter des Königs zur Unterzeichnung vorgelegt wurden. Als er den Namen des Mannes las, der ihm und seiner Frau so schweres Leid zugefügt hatte, stutzte er einen Augenblick, dann las er die Urkunde aufmerksam durch und unterzeichnete sie, ohne ein Wort zu sagen. In seiner vornehmen Art dachte er nicht daran, jetzt, wo er die Macht in Händen hatte, sich an seinen bisherigen Gegnern zu rächen, weder an diesem, tief unter ihm stehenden Manne, noch an anderen höher Gestellten, deren Werkzeug jener gewesen war.

Wie der preußische Staat hat auch die Stadt Berlin in dieser Zeit eine neue Verfassung erhalten. Minister von Manteuffel, der damals von der Hoffnung erfüllt war, sich den Namen eines reformatorischen Staatmannes zu erwerben, wollte das Werk Steins fortsetzen, die Selbstverwaltung, die sich in den Städten so gut bewährt hatte, auf das ganze Land ausdehnen, wie 1848 von verschiedenen Seiten gewünscht war.

Deshalb nahm er im August 1849 mit starken Abänderungen den Entwurf einer Gemeindeordnung wieder auf, den ein Jahr vorher Minister von Muerzwald kurz vor seinem Rücktritt der Nationalversammlung vorgelegt, aber nicht mehr zur Verabschiedung gebracht hatte. An die revidierte Städteordnung von 1831 anknüpfend wollte die neue Ordnung für alle Gemeinden, die ländlichen wie die Städte eine gleichmäßige Form der Selbstverwaltung vorschreiben. Die Rechte der ersteren wurden bedeutend erweitert, während diejenigen Städte, die noch nach der alten Städteordnung von 1808 verwaltet wurden, sich im Interesse der Gleichmäßigkeit eine erhebliche Einschränkung ihrer Freiheit gefallen lassen mußten, da die staatliche Aufsicht verstärkt wurde, ebenso die Machtstellung des Bürgermeisters und des von ihm geleiteten Gemeindevorstandes. Außerdem forderte das neue Gesetz noch manche wichtige und tief eingreifende Änderungen. Die bisherige Unterscheidung zwischen Bürgern und Schutzverwandten hörte auf. Sie hatte längst ihre frühere Bedeutung verloren, namentlich durch die Einführung der Gewerbefreiheit, da seitdem der selbständige Gewerbebetrieb und die Erlangung des Meisterrechtes nicht mehr von dem Erwerb des Bürgerrechtes abhängig war. Dagegen wurde die Ausübung des Wahlrechts von einem für die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit sehr hohen Zensus abhängig gemacht, in Städten mit mehr als 50 000 Einwohnern von dem Nachweis eines mindestens 300 Taler betragenden reinen jährlichen Einkommens. Für die stimmberechtigten Bürger hatte bisher ein allgemeines gleiches Wahlrecht gegolten, jetzt wurde ebenso wie bei den Wahlen zur zweiten Kammer das Dreiklassensystem eingeführt. Früher mußten zwei Drittel der Stadtverordneten mit einem Hause angefassen sein, nach der neuen Ordnung sollte die Hälfte der Mitglieder des Gemeinderates aus Grundbesitzern bestehen. Die Stadtverordneten waren auf drei Jahre gewählt worden, die Amtsdauer der Gemeinderäte betrug sechs Jahre, alljährlich sollte ein Drittel ausscheiden und durch Neuwahlen ersetzt werden, die Wahl von Stellvertretern fiel fort.

Die meisten Städte hätten lieber die alte Städteordnung behalten, viele von ihnen, auch Berlin, haben durch ihre Behörden dahingehende Bitten an die Kammern gerichtet. Die Mehrheit der Liberalen bedauerte gleichfalls die Verminderung der städtischen Rechte, glaubte aber dies Opfer bringen zu müssen für eine so bedeutende Sache wie die Ausdehnung der Selbstverwaltung auf die Landgemeinden. Viel heftigeren Widerstand fand das Gesetz bei den Konservativen, namentlich bei den Rittergutsbesitzern. Mantuffel aber, der sonst als eine trockene, nüchterne Natur erscheint — selbst die Scherze und Witze, mit denen er seine Reden auszustatten liebte, machen meist einen steifen, gezwungenen Eindruck — zeigte hier eine bei ihm ungewöhnliche Wärme und Kraft. Er hat den Konservativen die Zustimmung

zu diesem Gesetze geradezu abgerungen. Am 11. März 1850 konnte die Gemeinde=Ordnung verkündet werden.

Berlin gehörte zu den ersten Städten, die das neue Gesetz zur Ausführung brachten. Einige leitende Persönlichkeiten, zu denen namentlich der Stadtverordneten=Vorsitzer gehörte, wollten die Gelegenheit einer vollständigen Neuwahl nach dem neuen Dreiklassenrecht benutzen, um die Liberalen aus der städtischen Vertretung zu verdrängen. Deshalb betrieben sie mit großem Eifer die mühsame, zeitraubende Abschätzung und neue Einteilung der Wahlberechtigten. Dann wurde am 15. August den Stadtverordneten eine Wahlordnung, welche den Vorstehern der einzelnen Wahl=abteilungen fast diktatorische Rechte gab, mit dem Verlangen vorgelegt, sie ohne nähere Prüfung und Einzelberatung im ganzen anzunehmen. Hiergegen protestierten 24 Stadtverordnete, da aber der Vorsitzer darauf keine Rücksicht nahm, gingen sie hinaus und machten hierdurch die nur schwach besuchte Versammlung beschlußunfähig. Achtzehn von ihnen hatten bereits am 5. Februar bei der Frage des Ehrenbürgerrechts ähnlich gehandelt. Der Vorsitzer berief nun eine geheime Sitzung, zu der er statt der 24 ihre Stellvertreter einlud. In dieser geheimen Sitzung wurde die Wahlvorlage angenommen und zugleich beschlossen, jene achtzehn Mitglieder aus der Versammlung auszuschließen. Sie beschwerten sich hierüber bei der vorgesetzten Behörde. Diese erkannte an, daß der Vorsitzer ungesetzlich gehandelt habe, hielt aber die Ausschließung aufrecht. Gegen diese Verfügung, so seltsam sie auch erscheint, war nach dem Stande der Gesetzgebung kein weiteres Rechtsmittel möglich. Die Ausgeschlossenen mußten das ihnen angetane Unrecht dulden, ihre sechs Genossen legten freiwillig ihre Mandate nieder.

Die Wahlen wurden alsbald vollzogen. Wie früher waren 102 Vertreter zu wählen, in jeder Abteilung 34. Die Zahl der Bürger hatte 1848: 26 884 betragen, $6\frac{1}{2}$ Prozent der Bevölkerung. Nach dem neuen Gesetz waren nur 21 000 Einwohner, fünf Prozent der Bevölkerung zur Teilnahme an der Wahl berechtigt: 1600 in der ersten, 5400 in der zweiten, 14 000 in der dritten Abteilung. Nicht alle kamen zur Wahl, von den Wahlberechtigten der ersten Abteilung hielt sich ein Drittel, von denen der zweiten und der dritten Abteilung ein Viertel zurück, meist wohl in der Befürchtung, daß sie durch die öffentliche Abgabe ihrer Stimmen Unannehmlichkeiten haben könnten. Mit sehr großen Mehrheiten — in der ersten Abteilung beinahe einstimmig, in der zweiten mit acht Neunteln, in der dritten mit drei Vierteln der abgegebenen Stimmen — wurden ausschließlich Anhänger der konservativen Partei gewählt. Keiner der protestierenden Vierundzwanzig war wiedergewählt worden, die Bürgererschaft hatte sie im Stich gelassen. Die Liberalen waren aus der städtischen Vertretung verschwunden, erst nach acht Jahren haben sie wieder angefangen, sich in ihr zu regen.

Die konservative Partei hatte einen glänzenden Sieg errungen, sie hoffte, daß jetzt der König in die vom Liberalismus befreite Stadt zurückkehren, seine Residenz wieder hierher verlegen würde. Am 14. September ging eine Deputation des konservativen Wahlvereins nach Potsdam, um dem Könige diese Bitte vorzutragen. Der König dankte dem Verein für seine erfolgreichen Bemühungen bei den Wahlen und erklärte, daß er nach Berlin zurückkehren wolle, doch müsse bei dem Gesundheitszustande der Königin ein längerer Aufenthalt dem Ermessen der Ärzte anheimgegeben werden. Er hat auch weiterhin sich nicht mehr zu dauerndem Wohnen in Berlin entschließen mögen.

Der Magistrat hatte zuletzt aus 14 besoldeten und 16 unbesoldeten Mitgliedern bestanden, der neue Gemeindevorstand sollte ebenso zusammengesetzt werden. Die früheren Mitglieder wurden zum größeren Teile wiedergewählt. Auch der im März 1848 von den aufgeregten Massen zum Rücktritt gezwungene Oberbürgermeister Krausnick wurde im Dezember 1850 von neuem mit dem Amte des Gemeindevorstehers bekleidet.

Außer in Berlin ist die Gemeindeordnung von 1850 nur in wenigen Städten durchgeführt worden, auf dem Lande nirgends. Die Konservativen suchten in der Hoffnung auf die wachsende Macht der Reaktion die Sache hinzuziehen. Sie setzten es schließlich durch, daß die Gemeindeordnung 1852 suspendiert, 1853 aufgehoben und durch eine neue Städteordnung ersetzt wurde. Die Selbstverwaltung der Landgemeinden fiel fort, Mantuffel ließ das von ihm vorgelegte und so lebhaft verteidigte Gesetz fallen, um sich in seiner neuen Stellung als Ministerpräsident zu behaupten. Die Städteordnung von 1853 behielt für die Städte fast alle Bestimmungen des Gesetzes von 1850 bei, nur wurden die Aufsichtsrechte der Regierung und die Befugnisse des Gemeindevorstandes noch weiter verstärkt, auch sollte dieser wieder Magistrat, der Gemeinderat wieder Stadtverordnetenversammlung heißen. Ausdrücklich wurde festgesetzt, daß in den Städten, welche das Gesetz von 1850 durchgeführt hatten, keine Neuwahl stattfinden sollte, eine Bestimmung, die wohl vornehmlich mit bezug auf Berlin getroffen wurde, um das der Reaktion so günstige Ergebnis der letzten Wahl nicht der Gefahr einer Neuwahl auszusetzen.

Durch die Ausschließung der Liberalen war die Gemeindeverwaltung von Berlin ein gefügiges Werkzeug der Regierung geworden, ohne Kraft und Selbständigkeit. Unter den Verwaltungsberichten des Magistrats ist der für die Zeit von 1851 bis 1860 bei weitem der dürftigste, er steht namentlich in auffallendem Gegensatz zu seinem Nachfolger, der über die von energischem Vorwärtstreben, von Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit erfüllte Zeit der Jahre 1861 bis 1876 zu berichten hat. Abgesehen vom Anfange, wo einige Anregungen von 1848 und 1849 zur Ausführung

kommen und vom Ende der fünfziger Jahre, wo bereits wieder ein frischeres Leben begonnen hatte, ist beinahe nichts von selbständiger Tätigkeit der Gemeindeorgane zu spüren, obgleich sehr viel zu tun gewesen wäre, um die kleinstädtischen Verhältnisse der Hauptstadt zu verbessern.

Die Anfänge des Fortbildungs=Unterrichts im Jahre 1849 und seine weitere Ausdehnung werden freiwilligen Kräften verdankt, ebenso die Begründung der ersten Volksbibliothek im Juni 1850. Um die Mittel für ihre Einrichtung und Unterhaltung aufzubringen, hatte Friedrich von Raumer seit 1842 mit Unterstützung von anderen Gelehrten populärwissenschaftliche Vorlesungen in der Singakademie veranstaltet.

Im Frühjahr 1849 hatte der Kultusminister von Ladenberg eine Art Schulparlament nach Berlin berufen, dessen Mitglieder in allen Provinzen von den Lehrer=Kollegien der höheren Schulen gewählt waren. Es sollte Vorschläge zu einer Reform des höheren Schulwesens machen. Das Hauptergebnis seiner Beratung war der Vorschlag, den realen und humanistischen Unterricht innerhalb größerer Anstalten mit gemeinsamem Unterbau und geteilten Oberklassen enger zu verbinden, um hierdurch die realistische und idealistische Weltanschauung einander zu nähern und ihre Versöhnung einzuleiten. So warm dieser Gedanke auch empfohlen wurde, hat damals doch nur Berlin eine solche Schule eingerichtet, die am 1. April 1850 eröffnete Friedrich=Wilhelmstädtische höhere Lehranstalt. Als dieses Prinzip später aufgegeben wurde, weil bei der Gleichmacherei der fortschreitenden Reaktion alle öffentlichen Schulen denselben Normalplänen folgen mußten und selbständige Versuche nicht mehr gestattet wurden, sind aus ihr das Friedrichsgymnasium und die Friedrichs=Realschule (jetzt Friedrichs=Realgymnasium) hervorgegangen. Dem zum Leiter der neuen Schule gewählten Direktor Kreck gestattete das Schulkollegium der Provinz, die Schule einzurichten, nachher aber erklärte der neue Kultusminister, daß er dem Könige die Bestätigung Krecks nicht empfehlen könne, da er ihn nicht für geeignet halte, hauptsächlich wohl deshalb, was freilich nicht ausgesprochen wurde, weil Kreck zu den Liberalen gehörte. Hier aber blieb der Magistrat fest, er hat sich mehrmals an den König gewendet und schließlich 1856 erlangt, daß Kreck als Direktor bestätigt wurde, nachdem er die Anstalt bereits sechs Jahre lang geleitet und sie zu hoher Blüte gebracht hatte.

Auch daß die Pflege der unheilbaren harmlosen Irren verbessert wurde, geht auf eine frühere Anregung zurück. Der Arzt des Arbeitshauses Dr. Leubuscher hatte 1848 in der damals von ihm und dem jungen Professor R. Virchow begründeten „Medizinischen Reform“ einen Bericht veröffentlicht, in dem es u. a. heißt: „Die unheilbaren Irren befinden sich jetzt im Arbeitshause in einem Zustande, wie man ihn in den Schilderungen mittelalterlicher Irrenhäuser antrifft, wie ihn uns Kaulbachs Gemälde in ergreifender Weise vor die Seele führt.

„Das Arbeitshaus ist das große Reservoir des Verbrechens und des tiefsten unschuldigen Glends. Fleißige aber arme Arbeiter, die kein Unterkommen finden; Kinder, die verwaist, weil ihre Eltern Verbrecher sind; Diebe und Gauner von jeder Sorte, alles in einem Gebäude zusammen, und zwischen ihnen, zwar auf einem besonderen Hofe, aber doch in vielfachem Verkehr mit den anderen Bewohnern die unheilbaren Verrückten, ohne Trennung der Geschlechter, zusammengeschichtet mit anderen Hospitaliten (in einem Saale 91 Betten) und derselben Zucht und Lebensart unterworfen wie die anderen Bewohner.“

Diese wahrheitsgetreue Darstellung machte tiefen Eindruck. Sie hatte den Erfolg, daß Vorbereitungen getroffen wurden, um die weiblichen Irren und die geistesgesunden Hospitaliten anderweitig unterzubringen. 1851 wurde diese Trennung durchgeführt. Die männlichen Irren blieben im Arbeitshause, aber sie hatten jetzt mehr Raum und es konnte besser für sie gesorgt werden.

Die Zahl der unbemittelten Kranken war allmählich so gestiegen, daß die Charitee und die Universitäts-Klinik nicht mehr alle aufnehmen konnten. Die Stadt schloß deshalb mit dem 1847 von Friedrich Wilhelm IV. als kirchliche Stiftung begründeten Diaconissenhause Bethanien einen Vertrag, nach welchem ein Teil der unbemittelten Kranken in dem mit dem Diaconissenhause verbundenen Krankenhause auf Kosten der Stadt behandelt und verpflegt werden konnte. Ähnliche Verträge wurden bald darauf mit dem 1846 gestifteten katholischen St. Hedwigs-Krankenhause, in späterer Zeit auch mit anderen auf Stiftungen beruhenden Krankenhäusern und ebenso mit mehreren Privatanstalten geschlossen.

Das Friedrich-Wilhelms-Hospital wurde aus Stiftungsmitteln umgebaut und erweitert, das große Friedrichs-Waisenhaus 1859 nach Rummelsburg verlegt, nachdem dort ein ansehnlicher Neubau aufgeführt war. Damit wäre in der Hauptsache erschöpft, was die städtische Selbstverwaltung in jener Zeit aus eigener Kraft getan hat. Über die dringend erforderliche Umgestaltung des Feuerlöschwesens, der Wasserversorgung und der Straßenreinigung wurde zwar schon lange beraten, aber die städtischen Behörden glaubten die dazu nötigen Geldmittel nicht aufbringen zu können. Als dann die Polizei diese Dinge ordnete und von der Stadt die Zahlung der Kosten verlangte, blieb dieser nichts übrig, als sich zu fügen, und jetzt, wo sie es mußte, hat sie auch das Geld aufzubringen gewußt.

Für die Straßenreinigung waren im ganzen noch die Bestimmungen maßgebend, die der Große Kurfürst einst in seiner Brunnen- und Gassen-Ordnung für Berlin und Köln getroffen hatte. Die Durchführung des Grundsatzes: „Jeder sege vor seiner Türe“ war noch verschärft worden. Die Hausbesitzer hatten nicht nur wie früher für die Reinhaltung der Straße

vor ihren Häusern bis zur Mitte des Fahrdamms, sondern seit 1806 auch für die Abfuhr des Straßenkehrichts zu sorgen. Auf öffentliche Kosten wurden nur die Plätze und Straßenkreuzungen gereinigt. Am schlimmsten stand es mit den Rinnsteinen, da sie kein Gefälle hatten und nicht ordentlich gespült werden konnten, so daß sich in ihnen der Schmutz ansammelte und sie einen üblen Geruch verbreiteten. Schon seit Jahrzehnten spottete man: Die Berliner Rinnen stinken.

An Wasser war in der älteren Zeit bei den früher so zahlreichen Wasserläufen kein Mangel gewesen, auch Brunnen mit gutem Trinkwasser waren zahlreich. Am meisten gerühmt wurde das Wasser des Brunnens auf dem vorderen Schloßhofe. Von allen Seiten kamen die Leute hierher, um Wasser zu holen. Besonders die schräg gegenüber an der Stechbahn gelegene Konditorei von Josty ließ hier sehr oft frisches Wasser holen, da fast jeder Gast dieses viel besuchten Kaffee- und Zeitungshauses ein Glas davon trinken wollte. Das Berliner Brunnenwasser galt im allgemeinen für klar und rein, aber für etwas hart, so daß die Hausfrauen es nicht gern zur Wäsche benutzten. Es war ein eigener Erwerbszweig kleiner Unternehmer, mit einigen Fässern Spreewasser durch die Straßen zu fahren und den Haushaltungen, in denen große Wäsche bevorstand, ihren Bedarf zu liefern. Bei dem raschen Wachstum der Stadt genügten die Brunnen schließlich nicht mehr, schon seit längerer Zeit machte sich der Mangel an Wasser in empfindlicher Weise fühlbar, am stärksten bei Feuergefahr. Die Brunnen und die großen Wassertonnen — sogenannte Tienen —, die in gewissen Abständen auf den Straßen standen, reichten bei weitem nicht aus, um so weniger, da die Tienen nicht immer vorchriftsmäßig gefüllt und verdeckt waren. Die Knaben auf der Straße machten sich oft das Vergnügen, aus diesen Tienen einander, auch wohl die Vorübergehenden zu bespritzen.

Die Fürsorge gegen Feuergefahr war überhaupt noch ganz altväterisch und kleinstädtisch. Für die Spritzen waren eine Anzahl Rohr- und Druckmeister angestellt, die übrigen Dienste mußten von den Einwohnern geleistet werden, die bei größeren Bränden von den Truppen unterstützt wurden. Seit alter Zeit war die Stadt in zwei Teile, nördlich und südlich der Spree geteilt, deren Feuerwachen verschiedene gestimmte Signale hatten, um die Hülfe herbeizurufen. Solche Verpflichtung der Nachbarn zur Hülfe kann in kleinen Orten und bei einfachen Verhältnissen vielleicht ausreichen. In großen Städten aber, wo die Gefahr durch das enge Zusammenwohnen vermehrt ist, genügt es nicht, die Helfer erst im Augenblick der Gefahr zusammenzurufen oder bei Nacht aus den Betten zu holen. Da müssen sachverständige, erprobte Führer und zuverlässige Mannschaften bereit sein, die mit den besten Hilfsmitteln ausgestattet und mit ihrer Handhabung völlig vertraut sind.

Solche Einrichtungen wurden damals durch den Polizeipräsidenten von Hinkeldey geschaffen, der in der Ordnung dieser Angelegenheiten dieselbe rücksichtslose Energie zeigte wie bei der Verfolgung seiner politischen Gegner. 1851 errichtete er auf Kosten der Stadt eine Berufsfeuerwehr. Er wußte die geeigneten Männer zu finden, so daß die Berliner Feuerwehr bald großes Ansehen erlangte und als mustergültiges, nachahmungswertes Vorbild angesehen wurde. Gleichzeitig forderte er eine bessere Reinigung der Straßen. Die städtischen Behörden erklärten sich bereit, die Kosten zu tragen, baten aber den Polizei-Präsidenten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und die Straßenreinigung so weit als möglich durch die Mannschaften der Feuerwehr ausführen zu lassen. Sie glaubten billiger fortzukommen, wenn die Feuerwehrleute, da es doch nicht immerfort Feuer zu löschen gab, auch die Straßenreinigung besorgten. Dadurch könne die Feuerwehr ein größeres Personal halten als sonst möglich wäre. In den Stunden großer Gefahr könne die Straßenreinigung ausgefetzt und die ganze Mannschaft zum Feuerdienst verwendet werden. So ist es dann von 1851 bis 1875 gehalten worden. Nachher hat man Feuerwehr und Straßenreinigung wieder getrennt und es für zweckmäßiger erachtet, für jede ein besonders eingeschultes Personal zu unterhalten.

Besprennung der Straßen hatte bis dahin nur ausnahmsweise und in sehr geringem Maße stattgefunden, in größerem Umfange wurde sie erst durch die Wasserleitung ermöglicht. Auf Anregung Hinkeldeys bildete sich ein Verein, der die Mittel zur Besprennung durch Sammlung von Beiträgen aufbrachte.

Entwürfe zu einer Wasserleitung waren in den vierziger Jahren mehrmals ausgearbeitet worden, vornehmlich durch den Major, späteren General Baeyer, der sich durch seine geodätischen Arbeiten einen Namen erworben hatte und nachher die mitteleuropäische Gradmessung begründet hat. Nach seinem Plane sollten öffentliche Brunnen geschaffen, außerdem Röhren in die Häuser gelegt werden als „lebendige Pulsadern der Keimlichkeit“. Der Magistrat war indessen damit beschäftigt, eine eigene Gasanstalt zu bauen, da die Leistungen der englischen Gasgesellschaft, deren Privilegium 1847 ablief, den Ansprüchen nicht genügten, er scheute davor zurück, gleichzeitig die Kosten für eine Wasserleitung zu übernehmen. Seitdem hatte diese Frage einige Jahre geruht. Im Oktober 1852 nahm sie Hinkeldey wieder auf und teilte dem Magistrat mit, er habe einen Entwurf ausarbeiten lassen, dessen Ausführung ungefähr eine Million Taler, vielleicht auch mehr kosten werde. Er fragte, ob der Magistrat die Kosten bewilligen wolle, weigerte sich aber, seinen Entwurf vorzulegen, und verlangte eine rasche, bündige Antwort. Als der Magistrat nicht ohne weiteres auf seine Forderung einging, brach er die Verhandlung ab und schloß unter Zustimmung

des Königs einen Vertrag mit englischen Ingenieuren, denen er ein Privilegium auf 25 Jahre von der Betriebseröffnung an zugestand. Das für die Feuerwehr und für die Spülung der Kinnsteine erforderliche Wasser hatten sie unentgeltlich zu liefern.

Die englische Gesellschaft erbaute ihr Wasserwerk vor dem Stralauer Tore. Hier wurde das aus der Spree geschöpfte Wasser durch Sandfilter gereinigt und dann in die Stadt geführt. Sie eröffnete ihren Betrieb im Frühjahr 1856. Die Einwohner entschlossen sich aber nur sehr allmählich, ihre Häuser an das Röhrennetz anschließen zu lassen, so daß die Gesellschaft anfangs mit Verlust arbeitete, erst 1859 erreichten die Einnahmen die Höhe der Betriebskosten, im folgenden Jahre konnte zum erstenmal eine kleine Dividende von 1% Zinsen des aufgewendeten Kapitals verteilt werden, acht Jahre später betrug sie bereits 9%. Mit Hilfe der Wasserleitung wurden von einem auf Hincfeldens Veranlassung begründeten Verein öffentliche Wasch- und Badeanstalten eingerichtet, welche den Unbemittelten die Gelegenheit zu größerer Reinlichkeit gewährten.

Bekanntmachungen, Plakate, Anzeigen aller Art wurden bis dahin an die Mauern der Häuser, an Zäune und Bäume geklebt. Das Übermaß der Aufrufe im Jahre 1848, namentlich an den Bäumen der Straße Unter den Linden ließ diese Verunzierung des Straßenbildes noch augenfälliger erscheinen. Jetzt wurde sie ohne weiteres verboten. 1854 gab Hincfelden dem Buchdruckereibesitzer Vittas auf fünfzehn Jahre ein ausschließliches Privilegium für öffentlich anzuschlagende Anzeigen, er mußte sich verpflichten, 150 Anschlagsäulen aufzustellen und die obrigkeitlichen Bekanntmachungen unentgeltlich anzuschlagen. Dies 1870 ablaufende Privilegium wurde dann trotz des Protestes der Stadtverwaltung nochmals um zehn Jahre verlängert. Erst 1880 konnte der Magistrat das Anschlagwesen in seine Verwaltung übernehmen. Er vereinbarte mit einem anderen Unternehmer die Aufstellung von 350 Säulen statt der 200 bis dahin errichteten. Ihre Zahl ist seitdem dem Bedürfnis entsprechend ansehnlich vermehrt worden, bis zum Frühjahr 1909 war sie im Reichbild von Berlin, abgesehen von den Vororten, auf 1120 gestiegen.

Als Hincfelden am 18. November 1848, wenige Tage nach der Verhängung des Belagerungszustandes, in sein Amt berufen wurde, fand er eine seltsame Ordnung der Polizei vor. Die neue Schutzmannschaft hatte ausschließlich für Ordnung auf den Straßen zu sorgen, aller übrige polizeiliche Dienst lag den bisherigen Revierbeamten und den Gendarmen ob, die teils den Revieren überwiesen, teils zu Patrouillen und zu anderen Geschäften verwendet wurden. Dies Nebeneinander dreier Arten von Polizeibeamten führte zu fortdauernden Reibungen und Unzuträglichkeiten. Hincfelden hat deshalb die Polizei-Verwaltung umgestaltet und einheitlich geordnet,

außerdem hat er der Schutzmannschaft ein durchaus militärisches Gepräge gegeben. Sie erhielt Uniform, statt des Hutes einen widerstandsfähigen Helm, sie wurde fortan aus Unteroffizieren der Armee ergänzt, auch zu ihren Offizieren wurden ausschließlich Offiziere des aktiven Heeres und des Beurlaubtenstandes ernannt. 1850 gab es 1200 Schutzleute außer den Beamten der Revierpolizei und den Gendarmen. Die letzteren sind allmählich entfernt, die Revierpolizei ist in die Schutzmannschaft eingegliedert und diese dementsprechend vermehrt worden. Ebenso bedingte die Vergrößerung der Stadt eine fortschreitende Verstärkung der Schutzmannschaft. Im Frühjahr 1909 bestand sie aus einem Polizeioberst, 3 Majoren, 20 Hauptleuten, 153 Leutnants, 15 Oberwachtmeistern, 445 Wachtmeistern und 5559 Schutzmännern, mit Einrechnung von 20 Wachtmeistern und 242 Schutzmännern, die beritten waren.

Von anderen Werken Hincfeldes sei noch erwähnt die Umgestaltung des Stadtvogtei-Gefängnisses, der willkürlich durchgeführte Bau der Strafanstalt in Rummelsburg, der Bau einer Chaussee dorthin allein durch die Arbeitskräfte der Gefangenen, endlich seine Sorge für die Verbesserung der Armenpflege, namentlich die Sammlung freiwilliger Beiträge zur Einrichtung öffentlicher Suppenanstalten.

Die energische Handhabung der Polizei brachte ihren Feind häufig in Konflikt nicht nur mit Demokraten und anderen politischen Gegnern, sondern auch mit der vornehmen Jugend, und diese suchte sich durch mannigfache Kränkungen, die sich sogar auf seine Frau und seine Töchter ausdehnten, zu rächen. Als er einen adeligen Spielerklub aufhob, kam es zu einem Duell, das am 10. März 1856 in der Jungfernheide stattfand. Die Stelle, an der Hincfeldes fiel, ist durch ein einfaches Denkmal gekennzeichnet. Bei seinem plötzlichen Tode dachte die Berliner Bürgerschaft weniger an seine Willkür und politische Leidenschaft als an die Wohltaten, welche die Stadt seiner schöpferischen Tatkraft verdankte. Da bekannt wurde, daß er bei seinen großen Unternehmungen nicht für sich selbst und die Zukunft seiner Familie gesorgt hatte, daß diese in bescheidenen Verhältnissen zurückblieb, wurde sofort eine Sammlung veranstaltet und ein hübsches Kapital zusammengebracht.

Freundlichere Bilder bot während der Reaktionszeit die Enthüllung der Denkmale für Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1849 und für Friedrich den Großen am 31. Mai 1851. Das erstere wurde im Tiergarten aufgestellt, den der König fast täglich zu seinem Spaziergange aufgesucht, für dessen Verschönerung er durch seinen Gartendirektor Lenné viel getan hatte. Die Mittel waren durch eine Sammlung aufgebracht worden, da trotz mancher politischen Spannung weite Kreise der Bevölkerung noch aus der Zeit der gemeinsamen Not und der Erhebung die lebhafteste

persönliche Sympathie für diesen König hatten. In dieser Frage gab es — abgesehen von den Radikalen — keinen Parteiunterschied. Denn die ältere Generation der Liberalen hatte noch im Befreiungskriege mitgekämpft, die jüngere war unter dem Einflusse der während dieses Krieges erwachten Ideale aufgewachsen. Das Denkmal war von Drake geschaffen. In lebenswahrer Weise hatte er den König schlicht und einfach dargestellt, so wie ihn die Mehrzahl der Berliner gekannt und oft gesehen hatte. Noch größeren Beifall fand das Relief, das in anmutigen Bildern die Segnungen des Friedens darstellt.

Die Enthüllung des Friedrichsdenkmals gestaltete sich zu einer großen vaterländischen Feier, zu einem wahren Volksfeste. Gerade in dieser Zeit der Schwäche und der Erniedrigung, wo die nationalen Hoffnungen gescheitert waren und man zweifeln konnte, ob Preußen überhaupt noch als eine Großmacht anzusehen sei, richteten sich die Gedanken um so lebhafter auf den großen König, der das kleine Preußen zu Macht und Ansehen erhoben hatte.

Dem Theater hatte das Revolutionsjahr größere Freiheit gebracht. Vorher war seit dem Bestehen der königlichen Theater die Errichtung einer anderen Bühne in Berlin nicht gestattet worden, mit alleiniger Ausnahme des Königsstädtischen Theaters, von dem an früherer Stelle gesprochen ist. In der Umgegend, zuerst 1840 in Steglitz, nachher im Schwarzen Adler zu Schöneberg hatten sich zeitweise Sommertheater aufgetan. Anfang 1848, noch vor den Märztagen erlangte der Erfurter Callenbach eine Konzession, durfte aber sein Theater nicht innerhalb der Stadt errichten. Er baute es deshalb vor dem Drantienburger Tore in der Chausseestraße, wo es zu Pfingsten eröffnet wurde. Unmittelbar darauf schlug Deichmann, da die früheren Beschränkungen jetzt fortfielen, seine Bühne in der Schumannstraße auf. Beide spielten vornehmlich Lokalpossen und volkstümliche Opern. Im Deichmannschen Theater fand Lorzing, der bis dahin zu unstetem Wanderleben genötigt war, als Kapellmeister jetzt endlich die verdiente Anerkennung. Noch größere Triumphe feierte er auf der neuen Sommerbühne im Krollschen Garten, wo er im Herbst 1850 einige seiner Werke unter großem Beifall zur Aufführung bringen konnte. Nachdem er Jahrzehntelang mit der Not gekämpft hatte, schien ihm jetzt das Glück zu lächeln, ihm zugleich Ruhm und ein sorgenfreies Leben zu gewähren. Doch seine Kräfte waren erschöpft. Der Tod raffte den Achtundvierzigjährigen dahin und entriß ihn weiterem Schaffen in dem Augenblick, wo er sich durchgerungen, auch die Möglichkeit volleren und freieren Wirkens gewonnen hatte.

Eine andere neue Bühne, das Vorstädtische Theater, entstand 1849 am Weinbergsweg. Indem es sowohl ernste wie heitere Schauspiele zur Darstellung brachte und bei ganz tüchtigen Leistungen nur einen mäßigen

Eintrittspreis erhob, fand es bald ein zahlreiches und sehr dankbares Publikum, vornehmlich aus den unteren Volksschichten.

Das Kroll'sche Lokal verdankt seine Entstehung einer Anregung Friedrich Wilhelms IV. Krolls Wintergarten in Breslau gefiel dem Könige, als ihm dort 1841 bei Gelegenheit der Guldigungsfeier ein Fest gegeben wurde, so gut, daß er dem Besitzer zuredete, etwas Ähnliches in Berlin zu begründen, wo ein geeigneter Raum für größere Festlichkeiten fehle. Er überließ ihm zu diesem Zwecke unentgeltlich die Nutzung eines Geländes am westlichen Rande des Exercierplatzes. Hier erbaute Kroll nach einem Plane des Königs ein großes Gebäude mit fein abgemessener Gliederung der einzelnen Teile in den einfachen, vornehmen Formen, die Schinkel in Berlin zur Herrschaft gebracht hatte.

Gegenüber auf der anderen Seite des sonst öden Platzes erhob sich, gleichfalls nach vom König entworfenem Plan, das gefällige, im Stil der italienischen Renaissance gehaltene Palais des Grafen Kaczynski, dem der König in gleicher Weise unter Vorbehalt seines Eigentumsrechtes den Bauplatz gegeben hatte. Dafür sollte Graf Kaczynski hier seine schöne Gemäldesammlung aufstellen und dem Publikum zugänglich machen. Im nördlichen Flügel wurden außerdem Werkstätten für Maler und Bildhauer eingerichtet. Das Kaczynskische Palais mußte 1884 abgebrochen werden, um dem Reichstagsbau Platz zu machen, die Gemäldesammlung kam damals nach der Nationalgalerie, sie ist später dem neuen Museum in Posen zugeteilt worden.

Krolls Wintergarten und Festfäle wurden bald berühmt, seine Konzerte, Bälle, namentlich die Maskenbälle gut besucht, die Säle auch zu anderen Festlichkeiten gern benutzt. Doch waren sie für das damalige Berlin zu groß angelegt, auch etwas abgelegen und unbequem zu erreichen. Ihr Besitzer hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte auf immer neue Veranstaltungen sinnen, um das Publikum anzulocken. Bei seinem Tode im April 1848 hinterließ er eine kranke Frau und vier Töchter. Eine davon, im Alter von 27 Jahren hatte die Energie, das Geschäft zu übernehmen und fortzuführen. Während des Sommers 1850 machte sie den eben erwähnten, wohl gelungenen Versuch mit der Errichtung eines Theaters in ihrem Garten. Im folgenden Winter, am 1. Februar mittags, als eben eine Mädchenschule in das Haus zog, um das Mississippi-Panorama zu betrachten, brach eine Feuersbrunst aus, die das ganze Gebäude vollständig vernichtete. Den gewaltigen Anblick, wie er sich in solcher Größe und Übersichtlichkeit nur selten darbietet, haben einige der Künstler in den gegenüber liegenden Werkstätten festzuhalten und auf die Leinwand zu bannen gesucht. Der Wiederaufbau wurde sofort in Angriff genommen und nach dem alten Plane, aber im Innern mit noch größerer Pracht

ausgeführt. Bei der Wiedereröffnung im Juni trat der ungarische Musiker Engel, der sich später mit der Besitzerin verheiratete, als Leiter der Konzerte ein, bald nahm er auch die Oper wieder auf.

Die guten Erfolge dieser neuen Theater reizten zur Nachahmung. Aus anderen Städten kamen viele durch die Not der Zeit brotlos gewordene Schauspieler nach Berlin, um hier ihr Glück zu versuchen. Aber die Zahl der Neugründungen war zu groß, so daß sich die meisten nicht lange halten konnten und bald wieder eingingen. Diesem Schicksal verfiel auch das Königsstädtische Theater. Schon seit dem 1845 erfolgten Tode seines Begründers Cersf, der trotz geringer Bildung mit großem Geschick den Geschmack des Publikums zu treffen gewußt hatte, siechte es dahin. Der Konkurrenz neuer, frischerer Kräfte war es nicht gewachsen.

Zu den erfreulichen Ereignissen dieser Zeit ist das Jubelfest zu rechnen, welches Borsig 1854 mit seinen Werkmeistern und Arbeitern feiern konnte, als die fünfhundertste Lokomotive von ihnen fertig gestellt war. Ganz Berlin nahm freudig und stolz daran teil. Große Scharen pilgerten am Abend durch die mit Girlanden geschmückte, festlich beleuchtete Straße von Moabit, wo Borsig sich ein stattliches Heim erbaut hatte auf dem Gelände seiner zweiten Fabrik, der einige Jahre vorher von ihm übernommenen und erweiterten Maschinenbauanstalt der Seehandlung.

Neue von Berlin ausgehende Eisenbahnen waren seit 1846 noch nicht gebaut worden, doch hatte Berlin mit der seit 1849 von Kreuz aus erbauten, 1857 bis Königsberg fortgeführten Ostbahn indirekte Verbindung erhalten, zuerst 1851 von Stettin über Stargard, 1856 von Frankfurt a. O. aus über Küstrin. Ebenso hatte sich an die Frankfurter Bahn eine Weiterführung nach Breslau angeschlossen. Außerdem war eine Verbindungsbahn zwischen den Berliner Bahnhöfen gebaut worden, vom Frankfurter Bahnhof ausgehend über den Anhalter, Potsdamer und Hamburger zum Stettiner Bahnhofe. Schon 1848 hatte man zur Beschäftigung brotloser Arbeiter mit den Vorarbeiten begonnen, sie aber dann wieder eingestellt. Als indessen die Mobilmachung im Herbst 1850 zeigte, in wie hohem Grade die Truppenbeförderung aufgehalten wurde, wenn die hier im Mittelpunkte des Eisenbahnverkehrs von verschiedenen Richtungen her ankommenden Truppen mit allem zugehörigen Gepäck und Material auf der einen Seite der Stadt die Bahn verlassen und auf der anderen Seite in neuen Zügen untergebracht werden mußten, hatte man die Arbeiten wieder aufgenommen und so energisch betrieben, daß die Verbindungsbahn schon 1851 benutzt werden konnte. Sie war, abgesehen von dem besonderen Fall der Truppenbeförderung, nur für den Güterverkehr bestimmt. Ihre Geleise lagen in Straßenhöhe und gingen fast ganz an der Stadtmauer entlang. An den Toren, wo Straßen und Plätze zu überschreiten waren, verursachte der Betrieb schon damals

große Störungen. Später als die Stadt und ihr Verkehr noch weiter gewachsen waren, mußte sie verlegt werden und wurde dann durch die Ringbahn ersetzt, von der nachher zu reden ist.

Die Telegraphie ist deutschen Ursprungs, aus den Versuchen von deutschen Gelehrten erwachsen, in ihrer praktischen Anwendung waren aber England und Nordamerika uns vorangegangen. Von großer Bedeutung nicht nur für die Berliner, sondern für die gesamte deutsche Industrie wurde die 1847 von Werner Siemens zusammen mit dem Mechaniker Halske begründete Telegraphenbau-Anstalt. 1848 erhielt sie den Auftrag, eine telegraphische Verbindung von Berlin nach Frankfurt a. M. herzustellen. Trotz der vielfachen Schwierigkeiten, welche die weite Entfernung und andere Umstände bereiteten, gelang es die Arbeit so schnell auszuführen, daß die neue Linie am 28. März 1849, dem Tage der Kaiserwahl, ihren Betrieb beginnen und das Resultat der Wahl noch in derselben Stunde nach Berlin melden konnte.

Welche Höhe die Berliner Zigarrenfabrikation in den fünfziger Jahren erreichte, ist früher angeführt worden, auch die Mattendruckerei dehnte damals ihren überseeischen Absatz ansehnlich aus. Stählerne Federn kannte man noch in den vierziger Jahren hier nur zum Zeichnen auf Lithographiesteinen. Sie wurden in Berlin hergestellt und kosteten 15 Silbergroschen das Stück. Dann kamen allmählich aus England eingeführte Stahlfedern zum Schreiben in Gebrauch. 1856 errichteten Heinze und Blandertz hier die erste deutsche Stahlfederfabrik und begründeten damit einen neuen Zweig der Berliner Industrie, der rasch große Ausdehnung und Bedeutung gewann. Die Wäsche-Industrie fing damals an, in stärkerem Maße als bisher für die Ausfuhr zu arbeiten. Sie erhielt eine große Förderung durch die Anwendung der Nähmaschinen, die zuerst 1854 nach Deutschland kamen. In den Berichten der Ältesten wird der Absatz von Wäsche nach dem Auslande, namentlich von Frauenwäsche nach dem Orient 1855 zum erstenmal erwähnt. In dem Bericht von 1857 heißt es: „Nicht allein am Plage ist das Geschäft von Bedeutung, da selbst die unteren Klassen jetzt mehr als sonst auf gute Wäsche geben, sondern dasselbe versammelt Einkäufer aus ganz Preußen, aus Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Braunschweig und macht Versendungen nach dem Orient und nach Amerika.“ Seine Ausdehnung war so bedeutend, daß es trotz der in diesem Jahre wieder stärkeren Zuwanderung über Mangel an Arbeitskräften klagte.

Daß solcher Aufschwung gerade 1857 so kräftig bemerkbar wurde, ist eine beachtenswerte Erscheinung, da in diesem Jahre ganz Europa unter einer von New-York ausgehenden wirtschaftlichen Depression zu leiden hatte, der ersten Welthandelskrisis, die zugleich den alten und den neuen Kontinent erschütterte. Berlin hat diese schwierige Zeit besser überstanden als

viele andere Städte, da man hier unter dem Eindrucke der vorhergegangenen ungünstigen Jahre vorsichtiger gewesen war und sich von dem Spekulationsfieber nicht hatte fortreißen lassen. Die Zahl der Opfer war deshalb verhältnismäßig gering, einige Firmen, die nur vorübergehend in Schwierigkeiten gerieten, konnten durch Darlehen der Seehandlung über Wasser gehalten werden.

Bank und Seehandlung, die beiden großen Bankinstitute des damaligen Berlin, sind in dieser Zeit umgestaltet worden. Die königliche Bank hatte ursprünglich die Aufgabe gehabt, durch Aufrechthaltung des Wechselkurses und Belebung des Wechselhandels dem Handelsverkehr und dem Staate zu nützen. Dieser Gesichtspunkt war aber sehr bald in den Hintergrund getreten, ihr Hauptbemühen war darauf gerichtet gewesen, zersplitterte Geldsummen zu sammeln und diese Kapitalien nutzbringend zu verwerten. Ein Teil davon wurde dem Staate geliehen, das meiste in den am Ende des 18. Jahrhunderts neu erworbenen polnischen Provinzen hypothekarisch angelegt, um die Kultur dieser Länder zu fördern. Durch den Krieg von 1806 und 1807 gingen diese Summen beinahe ganz verloren, die Bank konnte ihre Zinsen nicht auszahlen, nur dann und wann den unglücklichen Gläubigern einen Teil davon zukommen lassen, erst 1816 war sie imstande, die regelmäßigen Zinszahlungen wieder aufzunehmen. Ihre Schulden betragen damals 27 Millionen Taler, die Aktiva nominell ebensoviel, aber nur zwei Drittel davon waren gute Forderungen. Dennoch liquidierte sie nicht, ihr Präsident Frieße sprach die Hoffnung aus, daß die Bank, wenn sie sich in vorsichtiger Weise wieder ihrem ursprünglichen Zweck zuwende, reichen Gewinn erwerben, allmählich ihr Defizit amortisieren und den Ansprüchen aller derer gerecht werden könne, deren Vermögen ihr anvertraut worden war. In dreißigjähriger Arbeit ist dies ihm und seinem Nachfolger Kother gelungen. Unmittelbar darauf erhielt die Bank 1846 eine andere Verfassung. Sie wurde unter Beteiligung des Privatkapitals mit zunächst zehn Millionen Taler als Preussische Bank neu eingerichtet. Die Versammlung der Meistbeteiligten und der von ihnen gewählte Zentral-Ausschuß hatten seitdem Anteil an der Leitung und Aufsichtigung der Verwaltung. In dieser neuen Form, die auch später bei der Umwandlung zur Reichsbank und bei der bedeutenden Vergrößerung des Stammkapitals im wesentlichen maßgebend geblieben ist, hat die Bank ihre große Bedeutung gewonnen.

Die Seehandlung war begründet worden für den Salz- und Wachs-handel, zur Betreibung der Reederei und zur Förderung der Industrie. Sie war gleichfalls 1806 in große Not geraten. 1820 wurde sie durch den Präsidenten Kother, der zugleich Leiter der Bank und der Seehandlung war, reorganisiert als „Geld- und Bankinstitut zur Besorgung der Geld-

geschäfte des Staates im Auslande, und auch im Inlande, soweit hierzu eine kaufmännische Mitwirkung erforderlich ist“. Rother ist aber über diesen von ihm selbst formulierten Zweck weit hinausgegangen. Um die Industrie zu fördern und dadurch die Landeswohlfahrt zu heben, hat er mit den Mitteln der Seehandlung eine große Zahl kaufmännischer und industrieller Unternehmungen unterstützt, andere selbst ins Leben gerufen. Für Berlin sind davon am wichtigsten die 1836 begründete Maschinenbau-Anstalt, die 1850 von Borfig angekauft wurde, und die noch jetzt bestehenden, 1834 eingerichteten drei königlichen Leihämter. Außerdem seien die mit überseeischem Warenhandel verbundene Reederei, die Dampfschiffahrt auf Spree, Havel, Oder und Elbe, die Ohlauer, Bromberger, Potsdamer Mühlen, die Spinnereien in Erdmannsdorf und Landeshut, die chemische Fabrik in Oranienburg und das Zinnwalzwerk in Ohlau erwähnt. So war die Seehandlung während der vierziger Jahre in ein Netz von Unternehmungen verstrickt, teils von ihr selbst gegründeter, teils solcher, die sie hatte übernehmen müssen, um das hineingesteckte Kapital zu retten. Durch die Not des Jahres 1847, durch die Stockung aller Geschäfte im Frühjahr 1848 kam sie an den Rand des Bankerotts. Der damalige Ministerpräsident Camphausen und der Finanzminister Hansemann, beide aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen, hielten es für notwendig, einen erfahrenen Kaufmann an die Spitze der Seehandlung zu stellen, und ersahen dazu den früheren Hofagenten Bloch, obgleich derselbe seines Alters wegen bereits sein Geschäft aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt hatte. Bloch unterrichtete sich zunächst über die Verhältnisse der Seehandlung und erklärte dann, um als Staatsbankinstitut im In- und Auslande zu wirken, bedürfe sie stets bereiter Mittel und müsse sich deshalb in vorsichtiger Weise aus ihren industriellen Unternehmungen zurückziehen. Je flüssiger dadurch ihre Kapitalien würden, um so größeren Nutzen könne sie der Industrie bringen, doch dürfe dies in der Regel nur durch kurzfristige Darlehen geschehen. Dies Programm hat Bloch in sehr umsichtiger und geschickter Weise durchgeführt. Trotzdem wurde er nach dem Siege der Reaktion in maßloser Weise angegriffen und persönlich verdächtigt, am heftigsten von der Kreuzzeitung. Da die Regierung ihn nicht in Schutz nahm, wendete Bloch sich an das Gericht. Von diesem wurde der schuldige Chefredakteur wegen öffentlicher, verleumderischer Beleidigung zu zehnmonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt, die er freilich nicht zu verbüßen brauchte. Trotz solcher Schwierigkeiten führte Bloch die Reorganisation der Seehandlung weiter, wie er sie begonnen hatte, und setzte schließlich durch, daß ihm in dem jüngeren Camphausen, dem späteren Finanzminister, ein Nachfolger gegeben wurde, der von ihm selbst in die Geschäfte der Seehandlung eingeführt und gewillt war, sie in derselben Weise fortzuführen. Bei seinem

Rücktritt konnte er mit Stolz auf die in sechszähriger Verwaltung erreichten Erfolge hinweisen. In seinem Berichte heißt es: „Die Zurückziehung der Kapitalien aus den industriellen Unternehmungen und dem Grundbesitz hat eine viel intensivere Tätigkeit auf dem Geld-, Wechsel- und Effektenmarkt ermöglicht, den früheren Einfluß wiederhergestellt und zugleich bedeutenden Gewinn gebracht. Das Vermögen der Seehandlung ist um drei Millionen Taler gewachsen, ihr zum großen Teil imaginäres Vermögen in ein reelles verwandelt. Außerdem hat sie durch ihre vermehrten Mittel dem Eisenbahnbau, großen Meliorations-Unternehmungen, dem Chauffeebau, vielen durch die Ungunst der Zeit ins Schwanken geratenen industriellen Unternehmungen helfen können, ohne doch dabei ihre Mittel dauernd festzulegen.“

So waren Bank und Seehandlung auf neue und gesunde Grundlagen gestellt in einer Zeit, wo der Eisenbahnbau und die durch ihn geförderte Industrie sehr viel höhere Ansprüche an das Bankkapital stellten als früher. Das Risiko wurde für die Mittel einzelner zu groß, deshalb bildeten sich Bank-Gesellschaften, private Bankinstitute, um durch die Vereinigung der Kräfte größeres leisten zu können. Die erste derartige Gesellschaft in Berlin war die 1851 von Hansemann begründete Diskonto-Gesellschaft. Hansemanns Absicht war ursprünglich auf einen Darlehensverein gerichtet, dessen Mitglieder sich gegenseitig unterstützen sollten. Da die Regierung aber ihre Genehmigung versagte, entschloß er sich, diesen Verein als ein kaufmännisches Geschäft einzurichten. Er wählte hierfür die Form einer Kommanditgesellschaft auf Aktien, weil eine solche nach dem geltenden Recht ohne weitere Umstände begründet werden konnte, während bis zum Gesetz vom 11. Juni 1870 für jede andere Art der Aktiengesellschaft eine besondere Konzession der Regierung erforderlich und nicht leicht zu erhalten war. Die Gesellschaft entwickelte sich in sehr günstiger Weise und nahm größere Verhältnisse an. 1855 beschloß sie, mit Rücksicht auf die glänzenden Erfolge des 1852 in Paris begründeten *Crédit Mobilier* und der nach diesem Vorbild 1853 in Darmstadt errichteten Bank für Handel und Industrie, zum eigentlichen Bankgeschäft überzugehen. Zu diesem Zwecke wurde sie umgestaltet und bedeutend erweitert, ihr Kapital wurde auf zehn, dann auf zwanzig Millionen Taler erhöht. Sie zählte bald zu den angesehensten Bankhäusern Deutschlands. 1856 und 1857 traten in Berlin noch mehrere Bankgesellschaften ins Leben, alle gleichfalls als Kommanditgesellschaften auf Aktien. Sie hatten zunächst unter den ungünstigen Verhältnissen dieser Zeit zu leiden, nur eine von ihnen, die Berliner Handelsgesellschaft, hat diese Schwierigkeiten völlig überwunden und dann gleichfalls eine große, führende Stellung erlangt.

Der frischere Luftzug, der am Ende der Reaktionszeit sich in Berlin regte, tritt in dem wirtschaftlichen Leben deutlich hervor. Berlin schickte sich an, mit gesammelter Kraft in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung einzutreten.

Achtes Kapitel.

Die Zeit der Erfüllung. 1858—1888.

Durch Hindeldehs Tod und die sich anschließenden Enthüllungen hatte die Reaktion einen schweren Schlag erlitten, sie konnte nicht mehr mit derselben Schärfe auftreten und erlahmte völlig, als im Herbst 1857 der Prinz von Preußen, zunächst allerdings mit sehr beschränkten Rechten, als Stellvertreter des erkrankten Königs die Regierung übernahm. Er war früher in hohem Grade unpopulär gewesen, weil er für den schärfsten Gegner der liberalen Anschauungen gehalten wurde. Seitdem aber hatte man erfahren, daß er ein Freund der nationalen Bestrebungen war und das Aufgeben derselben energisch widerraten, auch während des Krimkrieges eine kräftigere Politik Preußens gefordert hatte. Man wußte ferner, daß er sehr entschieden die zur Schau getragene äußere Kirchlichkeit mißbilligte, welche damals in den dem Hofe und der Regierung nahestehenden Kreisen Berlins herrschte, daß er in gespanntem Verhältnis zu der reaktionären Umgebung des Königs stand, sich deshalb vom Hofe zurückgezogen und seinen Wohnsitz in Koblenz genommen hatte, daß er dort nahe Beziehungen zu einigen Führern des gemäßigten Liberalismus unterhielt. Auch sein freundschaftlicher Verkehr mit dem englischen Königshause wurde in diesem Sinne gedeutet und deshalb die Vermählung seines Sohnes und Erben mit einer englischen Prinzessin freudig begrüßt. Ihr Einzug in Berlin am 8. Februar 1858 erschien weiten Kreisen als ein bedeutungsvolles Vorzeichen einer neuen Zeit. Zur Erinnerung daran erhielt die Viktoriastraße ihren Namen, die selbst als das Vorzeichen einer neuen Entwicklung Berlins betrachtet werden kann.

Die Abwanderung der wohlhabenden Bevölkerung nach dem Westen, zunächst nach der Potsdamerstraße, dem angrenzenden Teile des Kanalarfers und dem Südrande des Tiergartens hatte begonnen, jetzt wurden diese Straßen durch eine neue, quer durch den Vergnügungsgarten Kemperhof gelegte Straße verbunden und so zum erstenmale ein großes, zusammenhängendes Villenviertel geschaffen. Von den schönen alten Bäumen des Vergnügungsgartens mußte ein Teil fallen, so viele als möglich suchte

man in den Gartenanlagen bei den neu erbauten Häusern zu erhalten, außerdem ließ man in der Mitte der Straße eine prächtige Platane stehen und versah sie mit einer Gedächtnistafel, die das Datum des Einzugs-tages trägt.

Als der Prinz im Herbst 1858 die volle Regentschaft mit allen königlichen Rechten übernommen hatte, entließ er das Ministerium Manteuffel. Die Ansprache, welche er an seine neuen Minister richtete, machte so tiefen Eindruck, daß man sagte, ein neues Zeitalter sei angebrochen und deshalb diese Zeit und das neue Ministerium mit dem Namen der Neuen Ära bezeichnete. Vor allem regte sich von neuem die vor zehn Jahren gescheiterte Hoffnung auf die Einigung Deutschlands. Unter dem Zeichen dieser Hoffnung stand zunächst die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag. Überall in Deutschland wurde sie mit gleicher Wärme begangen. So einmütig hatte man die deutschen Stämme noch niemals gesehen, die Unterschiede schienen vergessen, Norden und Süden, Osten und Westen begegneten sich in dem gleichen Gedanken. Diese Begeisterung führte zu weiteren nationalen Festen, den allgemeinen deutschen Schützen-, Sänger- und Turnfesten, die damals aufkamen und viel dazu beigetragen haben, den Gedanken der Einheit zu fördern, sie in den Gemütern vorzubereiten. Für Berlin kommt besonders das zweite deutsche Turnfest 1861 in Betracht.

Das einst während der Franzosenzeit in Berlin durch Jahn begründete deutsche Turnen war nachher von der Regierung beinahe ganz verboten und erst seit 1840 wieder kräftiger betrieben worden. Die Aufregung des Revolutionsjahres hatte störend in seine Entwicklung eingegriffen, da auch innerhalb der Turnvereine heftige Parteikämpfe stattfanden. Mit der neuen Reaktion war dann eine Erschlaffung eingetreten, bis am Ende der fünfziger Jahre ein lebhafter Zug in das Turnen kam. Unter dem Eindruck der nationalen Strömung und der Schillerbegeisterung entstand Ende 1859 der Gedanke, die Turner aller deutschen Stämme festlich zu vereinen. Dies erste allgemeine deutsche Turnfest fand im Juli 1860 zu Koburg statt, es wurde von etwa 1000 Turnern, überwiegend aus den Städten des mittleren Deutschland besucht, Berlin war nur durch 22 Turner, meist Männer von hervorragendem Namen vertreten.

Der glänzende Verlauf dieses Festes veranlaßte die Berliner Turnerschaft, alle deutschen Turner für das folgende Jahr nach Berlin einzuladen, die Veranstaltung eines Turnfestes zu verbinden mit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Errichtung des ersten deutschen Turnplatzes und mit der Grundsteinlegung zu einem Jahndenkmal neben dem Turnplatz in der Hasenheide. Alle deutschen Turnvereine sowohl in der Heimat wie in der Fremde wurden gebeten, Denksteine, Felsenstücke mitzubringen oder herzusenden, um aus ihnen den Unterbau herzustellen, auf dem die Statue des Turnvaters stehen sollte.

Der Aufruf des Festausschusses, an dessen Spitze der trotz seines Alters immer noch jugendfrische General von Pfuel stand, übte in Berlin eine zündende Wirkung. Namhafte Geldbeiträge gingen ein, freie Quartiere wurden in so großer Zahl angeboten, daß trotz des zahlreichen Besuches nicht alle benutzt werden konnten. Bei dem großen Festzuge durch die Friedrichstraße nach dem Halleschen Tore und dann weiter zur Hasenheide war die ganze Strecke festlich geschmückt, wie man es in solcher Weise in Berlin noch nicht gesehen hatte. Die sonst so ruhige Berliner Bevölkerung war wie elektrifiziert. Eine besonders lebhafte und begeisterte Schilderung gab in der Nationalzeitung Lothar Bucher, der eben damals aus seinem Exil nach Deutschland zurückgekehrt war. In seinem Berichte sagt er: „Wir haben in den Hauptstädten Europas viele Feste gesehen, nie ein ähnliches; nie haben wir von einem ähnlichen in diesen Zeiten gehört oder gelesen, nie ist ein ähnliches Fest gefeiert worden, seit Griechenland unterging.“

Den Glanzpunkt des Festes bildete das Schauturnen, zu dem in Moabit ein mächtiger Turnplatz hergerichtet und mit 200 von den Berliner Schulen entliehenen Turngeräten versehen war. Auf den festlichen Einmarsch folgten zunächst gemeinschaftliche Freiübungen von 4000 in 200 Riegen aufgestellten Turnern, dann gingen die Riegen auseinander, um an den Geräten die Kraft und die Kunst ihrer Mitglieder zu zeigen.

Mit der allgemeinen Teilnahme an diesem Feste stand in auffallendem Gegensatz anderthalb Jahre später, am 17. März 1863 die kühle Zurückhaltung der Berliner bei der offiziellen Feier der Erhebung von 1813, obgleich dies Jubelfest noch ganz andere, viel tiefer im Herzen der Berliner wurzelnde Stimmungen weckte. Die schweren Mißverständnisse zwischen der Regierung und der Volksvertretung über die Verstärkung des Heeres und die Umgestaltung der Landwehr warfen einen Schatten auf dieses Fest und veranlaßten einen Teil der Veteranen mit tiefem Schmerz und bekümmertem Herzen ihm fernzubleiben. Trotzdem war der Festzug der greisen Krieger recht stattlich. Von nah und fern hatten sich etwa 4000 in und vor dem Exerzierhause in der Karlsstraße versammelt. Von hier aus marschierten sie, nach den Truppenteilen geordnet, denen sie einst angehört hatten, unter der Führung des Feldmarschalls von Wrangel durch Friedrichstraße und Linden nach dem Lustgarten, um an der Grundsteinlegung zu dem Denkmale Friedrich Wilhelms III. teilzunehmen. Viele waren in bauerlicher Tracht, manche trugen die alte Uniform ihrer Kriegszeit. Auch einige Marketenderinnen aus jener Zeit, jetzt meist auf Stöcke und Krücken gestützt, hatten sich angeschlossen. Dieser Zug machte großen Eindruck und wurde überall auf das herzlichste begrüßt. Sonst war von der Teilnahme des Publikums nicht viel zu bemerken. Die Gewerke hatten es abgelehnt,

auf dem für sie bestimmten Teile des Festplatzes zu erscheinen, die Tribünen waren schwach besetzt, nur wenige Privathäuser waren mit Fahnen geschmückt und beteiligten sich an der abendlichen Illumination.

Als im Herbst desselben Jahres der Kampf Schleswig-Holsteins gegen Dänemark begann, nahm die Berliner Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit eifrig Partei für das Recht des deutschen Bruderstammes. Bedeutende Geldmittel wurden gesammelt, unter den Studenten der Berliner Universität bildete sich ein Freikorps, das dann freilich keine Gelegenheit hatte, sich an dem Kampfe zu beteiligen, da dieser von den österreichischen und preussischen Truppen, und zwar vornehmlich von Berliner und Brandenburger Truppenteilen geführt wurde.

Der einzige beim Düppelsturm gefallene Offizier (Leutnant Kommaßsch, ein Enkel Schleichermachers) stammte aus Berlin, er wurde hier unter allgemeinsten Teilnahme bestattet. Als nicht lange danach die bei Düppel eroberten Kanonen nach Berlin gebracht wurden, erregte dies große Freude und Begeisterung, seit einem halben Jahrhundert hatte die Hauptstadt des kriegerischen Preußen keinen solchen Triumphzug gesehen. Erst im Dezember kehrten die Truppen zurück. Auf dem Exerzierplatz begrüßte sie der König, um sie in die Stadt zu führen. Den von den Ehrenjungfrauen ihm gereichten Kranz nahm er freundlich entgegen, winkte den Feldmarschall von Wrangel, als den Oberbefehlshaber der siegreichen Truppen heran und bekränzte seinen Helm unter dem donnernden Jubel der Truppen und der Zuschauer.

Nicht wenige erkannten oder ahnten doch bereits damals, daß Preußen mit diesem Kriege in eine neue Großzeit eingetreten war. Beispielsweise erwiderte Professor J. G. Droysen im Dezember 1863 einigen Studenten, die ihm von der Bildung eines studentischen Freikorps erzählten und Zweifel äußerten, ob Bismarck es mit seiner schleswig-holsteinischen Politik ehrlich meine: „Dies ist ein Zug fredericianischer Politik, wir stehen am Anfange einer neuen Epoche der preussischen Geschichte, ähnlich wie unter König Friedrich.“ Bei der Mehrheit der Berliner Bevölkerung aber überwog noch das Mißtrauen gegen die Regierung und namentlich gegen ihren Leiter, den Ministerpräsidenten von Bismarck, der von den Deutschen außerhalb Preußens in noch stärkerem Maße verkannt und vielfach leidenschaftlich gehaßt wurde.

Dieser Haß verleitete einen unklaren, fanatischen jungen Mann zu einem Attentat auf das Leben Bismarcks. Julius Cohen, ein Stiefsohn des in London lebenden Schriftstellers und politischen Flüchtlings Karl Blind, Student der Landwirtschaft auf der Akademie Hohenheim, kam nach Berlin, wie er nachher offen eingestand, mit der Absicht, Bismarck zu ermorden, weil er ihn als den Urheber des bevorstehenden Krieges zwischen Preußen und

Osterreich, als den schlimmsten Feind der deutschen Freiheit ansah. Am 7. Mai 1866 schoß er Unter den Linden rasch hintereinander zweimal auf Bismarck. Dieser drehte sich um, warf sich auf den Angreifer, packte ihn an der Kehle und am rechten Arm, konnte aber nicht verhindern, daß Cohen den Revolver in die linke Hand nahm und schnell noch zwei weitere Schüsse abfeuerte, ehe ihm der Atem ausging und der Revolver aus seiner Hand fiel. Wunderbarer- und glücklicherweise wurde Bismarck durch die aus unmittelbarer Nähe abgegebenen Schüsse nur leicht verletzt. Die Vorübergehenden sprangen hinzu, eine zufällig vorbeimarschierende Truppe übernahm den Verbrecher und brachte ihn nach dem Polizeigefängnisse. Dort gelang es ihm, bald nach dem ersten Verhör, sich mit einem Taschenmesser den Hals zu durchschneiden und sich so der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen.

Der Mordanfall erregte in Berlin tiefe Entrüstung. Große Massen zogen nach der Wilhelmstraße vor das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, um dem Minister eine Huldigung darzubringen. Bismarck trat auf den Balkon und dankte mit kräftigen, würdevollen, veröhnlichen Worten.

In seiner Politik fuhr er unbeirrt fort. Wenige Tage nach dem Attentat wurde das Abgeordnetenhaus aufgelöst, in dem seine Gegner die Mehrheit hatten, weil er der sicheren Überzeugung war, daß eine Neuwahl unter den jetzigen Umständen, unmittelbar vor dem Beginn eines großen nationalen Krieges ein anderes Resultat ergeben werde. Zunächst indessen hat diese Auflösung den Kampf der Parteien noch leidenschaftlicher gemacht. In Berlin war, wie damals an vielen Orten in Preußen, bei einem Teile der Bevölkerung die Abneigung gegen die Regierung, das Mißtrauen in ihre Absichten und die Tüchtigkeit der Heerführer so groß, daß manche Leute dem Kriege ängstlich entgegen sahen und eine Niederlage erwarteten. Mit Recht wurde solch unpatriotischer Kleinmut kräftig verspottet, besonders drastisch vom Kladderadatsch. In einem „Tagesbefehl“ ermahnte er die Berliner Philister:

Erwach, Berlin aus Deinem Traum,
 Vom Ober- bis zum Unterbaum!
 Ihr Bürger, schließt die Silbertruh,
 Ihr Wechseln Euren Arnheim zu!
 Bring, Kiefe, schnell die Böffel weg —
 Es naht Feldmarschall Benedek!

Schon wenige Wochen später konnte er die Ängstlichen beruhigen:

Berlin, kannst wieder ruhig sein
 Von Kroll bis an den Friedrichshain!
 Die Stadt wird nicht sobald verbrannt,

Das Geld ist sicher vorhanden.

Bring, Kieke, nur die Böffel her —

Der Benedek kommt nun nicht mehr!

Ein großer, für die Zukunft Deutschlands entscheidender Sieg war errungen. Bereits am 4. August konnte König Wilhelm nach Berlin zurückkehren. Auf die Nachricht von seiner bevorstehenden Ankunft drängten Tausende zum Bahnhofe, ihn zu begrüßen, ohne daß irgendwelche Vorbereitungen für festlichen Empfang hatten getroffen werden können. Andere Tausende erfüllten die Straßen, durch welche er fahren mußte. Überall auf seinem Wege vom Bahnhofe bis zum königlichen Palais wurde er mit Jubelrufen empfangen, am Abend waren fast alle Häuser bis zu den äußersten Vorstädten hinaus in einfacher Weise erleuchtet, so allgemein war die Freude, jeder einzelne fühlte das Bedürfnis ihr Ausdruck zu geben.

Ebenso herzlich, nur feierlicher und in festlichen Formen war der Empfang, als der König am 20. und 21. September die Garde und Abordnungen aller am Kampfe beteiligten preussischen und verbündeten Truppen in die Stadt führte. Die Begrüßung von seiten der städtischen Behörden fand am ersten Tage statt, der Einzug des zweiten Tages hatte durch das Tebeum im Lustgarten einen feierlichen Abschluß. Auf dem Pariser Platz traten — noch vor der Ansprache des Oberbürgermeisters — die Ehrenjungfrauen an den König heran, dem unmittelbar der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, die Feldherren der beiden großen Heere folgten. Die Sprecherin überreichte mit poetischer Begrüßung einen Kranz. Dankend steckte ihn der König an seinen Degen, indem er scherzend bemerkte, die Prinzen seien noch zu jung, um von so schönen Damen bekränzt zu werden, er wolle ihnen die für sie bestimmten Kränze lieber selbst übergeben. Er nahm sie und reichte sie den Prinzen, die sich tief verneigend seine Hand küßten. Am Opernplatz hielt der König an, mit freudiger Rührung überblickte er den Schmuck des schönen Platzes und der ihn an seine Jugend erinnernden Feldherrnbilder, er drückte Bismarck die Hand, dann führte er die Truppen an der Königin vorüber, die zu Wagen mit der Kronprinzessin und deren Kindern neben der Blücherstatue Aufstellung genommen hatte.

Für das Tebeum hatte die Stadt im Lustgarten einen mächtigen, mit Friedens- und Siegesengeln geschmückten Altar errichten lassen, hinter dem sich die große Figur der Borussia erhob. Die Geistlichen Berlins, 1000 Mitglieder der Gesangsvereine, 400 Militärmusiker waren hier versammelt, um nach erfolgter Aufstellung der Truppen die große kirchliche Siegesfeier zu beginnen.

Am Abend des 21. waren das Friedrichsdenkmal, das Kurfürstendenkmal und die Feldherrnbilder am Opernplatz teils durch Gas-Flande-

lauer, teils noch wirksamer durch Hohlspiegel beleuchtet. Sehr groß war die Zahl von Transparentbildern. So sah man bei dem Kontor des Droschkensvereins an der Fischerbrücke einen Berliner Droschkenkutscher inmitten der Truppen Brode austeilend, als Erinnerung an den vom Verein gestellten Fuhrpark, der mit 900 Kutschern, 1800 Pferden und 637 Wagen das Heer bis Wien begleitet hatte. Am Molkenmarkt zeigte ein großes Bild, wie König Wilhelm Friedrich dem Großen eine Landkarte überreicht:

Vom siebentäg'gen Kriege Rapport bring ich Dir her
Und Preußens neue Karte vom Maine bis zum Meer.

Die nächste Frucht des Sieges war außer der Vergrößerung Preußens die Gründung des norddeutschen Bundes. Im Februar 1867 wurde der konstituierende Reichstag des Bundes von König Wilhelm eröffnet und in herzlicher Weise begrüßt: „Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden“, eine Hoffnung, die noch rascher und glänzender zur Wirklichkeit wurde, als man damals voraussehen konnte.

Ein anderer großer Erfolg lag in der Erneuerung und festeren Sicherung des Zollvereins. Bei seiner Gründung waren die Verträge zuerst nur für einen kurzen Zeitraum abgeschlossen, 1842 für weitere zwölf Jahre erneuert worden. Noch vor dem Ablauf dieser Zeit war eine schwere Krisis entstanden. Die preussische Regierung hatte 1851 durch mühevollte Verhandlungen mit einigen Zugeständnissen den Eintritt von Hannover und Oldenburg, also eine bedeutende Erweiterung des Vereins erlangt. Die süddeutschen Staaten wollten aber diese Verträge nicht anerkennen, stellten Gegenforderungen, auf die Preußen nicht eingehen konnte, und drohten mit ihrem Austritt. Bei diesen Verhandlungen hat Manteuffel, der sonst in der auswärtigen Politik nicht glücklich war, mit Geschick wie mit Festigkeit gehandelt, er hat die Annahme der bestrittenen Verträge und die Verlängerung des Zollvereins um weitere zwölf Jahre bis 1866 durchgesetzt. Jetzt war die Absicht, den Zollverein zu einer dauernden, nicht mehr der Kündigung ausgelegten, unauflösblichen Verbindung der deutschen Stämme umzugestalten. Zu diesem Zwecke sollten Vertreter der süddeutschen Staaten sich mit dem Bundesrate und dem Reichstage des norddeutschen Bundes zu gemeinsamer Beratung vereinigen. Bevor dies aber geschehen konnte, mußte erst der norddeutsche Bund unter Dach gebracht werden, die vom Reichstage festgestellte Verfassung mußte noch von sämtlichen Landtagen der im Bunde vereinigten 22 Staaten genehmigt werden. Dann erst konnten im April 1868 der Zollbundesrat und das Zollparlament in Berlin zusammentreten. Sie haben den Zweck erfüllt, zu dem sie berufen waren, sie haben die wirtschaftliche Einigung Deutschlands auf eine feste, zukunftssichere Weise begründet. Zu volkstümlichem Ansehen sind diese Vorläufer der

im Werden begriffenen neuen deutschen Einheit trotzdem nicht gelangt, die öffentliche Aufmerksamkeit war nur in geringem Maße auf ihre Arbeiten gerichtet, weil die Gemüter bereits durch andere Gedanken, durch Befürchtungen und Hoffnungen in Anspruch genommen waren.

Denn die kaum errungene, noch nicht vollendete Einheit wurde durch die Eifersucht Frankreichs bedroht. Im Juli 1870 stieg dort die Leidenschaft so rasch, daß der Krieg nicht länger zu vermeiden war. Als der König deshalb seine Brunnenkur in Ems unterbrach und am Abend des 15. Juli nach Berlin zurückkehrte, wurde er hier in lebhaftester und begeistertester Weise begrüßt von den vielen Tausenden, die zum Bahnhofe, die nach den Linden geeilt waren, von den immer neuen Tausenden, die dazu kamen. Eine feierliche, entschlossene Stimmung beherrschte die Massen, alle waren sich des Ernstes der Lage bewußt und verstanden, welche folgenschwere Bedeutung unter diesen Umständen die Rückkehr des Königs hatte. Eine ähnliche, noch ernstere Stimmung erfüllte die Gemüter, als der greise König am 31. Juli durch die fahngeschmückten Straßen zum Bahnhofe fuhr, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Am Tage vorher hatte er die Grabstätte seiner Eltern im Charlottenburger Mausoleum besucht, jetzt saß er in sichtlich erregter Bewegung, doch fest und aufrecht neben seiner Gemahlin, die ihre Erregung kaum zu unterdrücken vermochte. In einem prächtigen Gemälde der Nationalgalerie hat Adolf Menzel diese Stimmung der Stadt wie des Königspaares wiedergegeben.

Mit atemloser Spannung wurden dann die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erwartet, immer höher stieg, trotz der furchtbaren Verluste in den großen Schlachten, die Freude, als Siegesnachricht auf Siegesnachricht eintraf, als eine nach der anderen die kurzen, inhaltreichen Depeschen über die raschen Fortschritte der deutschen Heere angeschlagen wurden. Den Gipfelpunkt erreichte der Jubel, als am Morgen des 3. September die „Vor Sedan, 2. September, halb drei Uhr nachmittags“ datierte 39. Depesche bekannt wurde, welche die Kapitulation von Sedan, die Gefangennahme des Kaisers und seines Heeres meldete. Alles stürzte auf die Straßen: Hurra, hurra rufend, und dann zum Opernplatz, vor das königliche Palais, wo Hochrufe auf Hochrufe ausgebracht, die Wacht am Rhein und andere Lieder angestimmt wurden, immer übertönt von dem Hurra-rufen, in dem sich die freudige Erregung Luft machen mußte. Der Jubel wurde fast noch lauter, als ein kühner Schuhmachergehilfe zur Statue des Alten Fritz hinaufkletterte und oben eine deutsche Fahne befestigte. Rasch wurde eine Blumengirlande beschafft und ihm hinaufgereicht, so daß er Kopf und Reiter damit bekränzen konnte. Die Königin war auf den Balkon getreten, stürmisch begrüßt, nach allen Seiten grüßend, dankend, mit dem Tuche wehend. Sie ließ den jungen Mann zu sich rufen, belobte und beschenkte

ihn. Als sie ihm aber die Hand reichen wollte, hielt er beide Hände auf den Rücken und meinte, dazu seien sie bei seiner Kletterei zu schmutzig geworden. Inzwischen zogen die Maschinenbauer aus den Fabriken vor dem Oranienburger Tore heran, schwarz und ruffig, wie sie von der Arbeit kamen, die Wacht am Rhein singend, um der Königin eine Huldigung darzubringen. Vom Opernplatz zogen sie, und andere Tausende mit ihnen, über den Schloßhof, auf dem die bei Wörth und vor Metz eroberten Kanonen standen, zum Rathause. Oben auf dem neuen Turme desselben blies ein Musikcorps vaterländische Lieder, die von der Menge unten mitgesungen wurden, während in den Pausen zwischen den einzelnen Liedern immer neue Hurra-rufe und Hochrufe ertönten. Mit dem Choral: „Nun danket alle Gott!“ schloß um 1 Uhr diese Feier. Unausgesetzt wogten aufgeregte jubelnde Massen durch die Straßen, während viele nach Hause eilten, um in aller Eile die Häuser zu schmücken und die Illumination vorzubereiten.

Nicht nur in freudigem Jubel, der an diesem Tage mit elementarer Gewalt hervorbrach, bekundete die Berliner Bevölkerung ihre Vaterlandsliebe, sie hat auch mit hingebendem Eifer die Pflichten erfüllt, welche ein großer Krieg den zu Hause, in der Heimat Zurückgebliebenen auferlegt: in der Fürsorge für die Familien der ausgezogenen Wehrmänner, in der Begründung großer Stiftungen für die Unterstützung der Invaliden und vor allem in der Pflege der verwundet und krank in die Heimat Zurückgebrachten.

Schon während des Krieges von 1864 hatte die Privattätigkeit Gelegenheit zum Helfen und zur Linderung schwerer Leiden gefunden. Nächsten in unmittelbarer Nähe des Kriegsschauplatzes liegenden Städten, wie Hamburg und Kiel, hatte Berlin sich besonders hervorgetan. Hier war im Februar 1864 auf Anregung und unter sehr lebhafter Teilnahme der Königin Augusta das Preußische Central-Komitee zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger begründet worden. Nach dem Kriege hatte man diesen Verband weiter ausgedehnt und ihm im April 1866, noch vor dem Beginn des neuen Krieges eine festere Grundlage gegeben. Von den anderen 1866 tätigen Orden und Vereinen waren in Berlin die bedeutendsten der Berliner Hilfsverein für die Armee im Felde, der König Wilhelms-Verein und der Frauen-Verein für die Lazarette in Berlin.

Unmittelbar nach dem Kriege, bereits im Oktober 1866 begannen im Schoß des Central-Komitees Beratungen, um die im Kriege gesammelten Erfahrungen zu benutzen und in einem künftigen Kriege eine noch fruchtbarere Wirksamkeit ausüben zu können. Es trat mit den auf ähnlicher Grundlage beruhenden Landesvereinen der anderen deutschen Staaten in Verbindung und erweiterte sich so zum Deutschen Central-Komitee. Von den vielen anderen Vereinen, die in Berlin neben ihm tätig gewesen sind, haben

1870 und 1871 eine besonders große, umfassende Wirksamkeit ausgeübt der von neuem begründete Berliner Hülfverein und der Vaterländische Frauenverein mit seinen 364 Zweigvereinen. Beide Vereine haben mit großen Geldmitteln und noch größerem Eifer sich bemüht, die vor dem Feinde stehenden Truppen mit Erfrischungen und Stärkungsmitteln, mit warmen Kleidungsstücken, mit wollener Wäsche und anderen Schutzmitteln gegen die Kälte zu versehen, sie haben diese Gegenstände zum Teil angekauft, zu einem erheblichen Teile haben die Damen sie selbst angefertigt oder zurecht gemacht.

Die Hauptforge war zunächst auf die Pflege der Verwundeten und Kranken gerichtet, die bei den großen Verhältnissen und der längeren Dauer dieses Krieges viel weiter gehende Vorkehrungen erforderte als in den vorhergehenden Jahren. Namentlich war es notwendig, die auf dem Kriegsschauplatz und in seiner Nähe gelegenen Lazarette so rasch als möglich zu entleeren, ihre Pflinglinge in die Heimat zu schaffen und dort für sie zu sorgen.

Da die Berliner Krankenhäuser voraussichtlich nur einen Teil der hierher gebrachten Verwundeten und Kranken aufnehmen konnten, bestimmte die Regierung den vier Quadratkilometer großen Truppen-Übungsplatz auf dem Tempelhofer Felde zur Anlegung eines Barackenlazarets, weil er hoch und frei gelegen, allen Winden zugänglich, auch von Fabriken, Kirchhöfen und anderen Anstalten, die Luftverderbnis erzeugen könnten, entfernt ist. Der Magistrat sorgte für die Zuleitung von Gas und Wasser. Er war durch Zufall in der Lage, auch eine vollständige Entwässerung bewirken zu können im Anschluß an die eben damals in jener Gegend als Probe für die Berliner Kanalisation versuchsweise gemachte Anlage. Ebenso wurde die im Bau begriffene Ringbahn, deren Weiterführung während der Kriegszeit aus Mangel an Arbeitern zeitweise ausgesetzt werden mußte, in aller Eile so weit fertig gestellt, daß Anhalter und Potsdamer Bahn Verbindung mit dem Tempelhofer Felde erhielten. Seit dem 20. August führte hierher ein ununterbrochener Schienenstrang von den verschiedenen Teilen des Kriegsschauplatzes, und die mit Verwundeten belegten Eisenbahnwagen konnten bis vor die Baracken fahren. Viele Schwerverwundete konnten ohne Umbettung von dem Feldlazarett, in dem sie die erste Pflege erhalten hatten, hierher gebracht und unmittelbar aus dem Eisenbahnwagen zu ihrem neuen Krankenlager getragen werden. Auf dem so vorbereiteten weiten Plage erhoben sich 50 Baracken, jede mit 30 Betten in drei großen, keilförmig angeordneten Gruppen, 20 wurden von der Stadt Berlin, je 15 von der Regierung und von dem Berliner Hülfverein hergestellt, ausgestattet und verwaltet.

Auch die meisten Krankenhäuser trafen ihre Vorbereitungen, einige,

z. B. die Charitee, errichteten in ihren Gärten Baracken, ebenso wurden leerstehende Kasernen, die Exerzierhäuser, die Zentral-Turnanstalt als Reserve-Lazarette eingerichtet, die Kaiser Franz-Kaserne in der Hasenheide mit 600 Betten. Andere Lazarette wurden von Bezirksvereinen, dem Veteranen-Verein, von einzelnen Privaten auf ihre Kosten hergestellt und unterhalten, eins der größten und besten von dem Berliner Hilfsverein in der Moabiter Anlagen-Kaserne. So standen für die verwundeten und kranken Krieger in 37 Lazaretten 5000 Betten bereit. Im Durchschnitt waren täglich 2900 belegt, nur an einigen Tagen des November und des Dezember ist die Zahl von 4000 überschritten worden. Im ganzen sind hier 18 000 längere Zeit behandelt worden, außer anderen 32 000, die nach kürzerer Frist an die Provinz-Lazarette abgegeben werden konnten, während 50 000 auf den Bahnhöfen von den Ärzten besichtigt, verbunden und von freundlichen Helfern erfrischt wurden. Außerdem sind hier noch etwa 400 Offiziere und Militärärzte in Privatpflege gewesen.

Unter den an der furchtbaren Einschließung von Metz beteiligten Mannschaften waren viele an Typhus erkrankt. Durch die sorgsame Aufsicht und die guten Einrichtungen wurde die weitere Verbreitung verhindert, ebenso bei Brand und anderen im Gefolge großer Kriege oft so gefährlich auftretenden Lazarettkrankheiten. Leider gelang dies nicht bei den Pocken, die ein Teil der französischen Gefangenen mitgebracht hatte. Sie blieben nicht auf die Lazarette beschränkt, sondern traten außerhalb derselben in verschiedenen Teilen der Stadt sehr stark auf.

In allen Lazaretten übernahmen erfahrene Hausfrauen als freiwillige Helferinnen die Beaufsichtigung der Küche, der Ordnung und der peinlichsten Sauberkeit, namentlich auch in betreff der Reinigung und Desinfektion aller Arten von Wäsche. Überall war in Folge solcher Fürsorge die Kost gut und reichlich, genau nach den Vorschriften der Ärzte. In den kleineren Lazaretten ging die Sorge noch darüber hinaus, da die Vereinsmitglieder wetteiferten, ihren Pfleglingen freundliche Aufmerksamkeiten zu erweisen, sie auch bei der Entlassung noch mit Wäsche-Ausrüstung und mit Geld beschenkten. Zahlreiche Helferinnen beaufsichtigten und unterstützten das dienende Personal, suchten die Lage der Patienten zu erleichtern, sie zu unterhalten, zu erheitern, ihre Korrespondenz zu vermitteln. Bei einzelnen Damen mag Eitelkeit hierbei mitgewirkt haben, einige mögen auch, wie damals vielfach behauptet wurde, in der pflichtmäßigen Freundlichkeit gegenüber den unglücklichen verwundeten und gefangenen Franzosen zu weit gegangen sein. Abgesehen von wenigen solchen Ausnahmen verdiente die große Zahl der helfenden Damen mit vollem Recht den Dank, den ihnen Kaiser Wilhelm für ihre Bemühungen, „die Wunden der Krieger zu heilen und ihre Schmerzen zu lindern“, durch seine Gemahlin aussprechen ließ, als er ihr am 1. Februar

1871 von Versailles aus schrieb: „Mit besonderer Befriedigung habe ich vernommen, daß in Berlin Damen aus allen Kreisen der Gesellschaft sich der Erfüllung dieser Aufgabe mit ganzer Hingebung gewidmet haben. Es ist mir daher ein Bedürfnis, ihnen allen für ihre opferfreudige, ausdauernde und uneigennütige Tätigkeit meine volle Anerkennung auszusprechen.“

Besonders hervorzuheben sind noch die vom Berliner Hilfsverein unter Virchow's Leitung ausgerüsteten und hinausgeschickten Sanitätszüge, die man wohl als fahrende Lazarette bezeichnen kann, ferner das unter den Linden in der Artillerieschule eingerichtete Zentral-Nachweisedureau. Es erbat von den Truppenteilen wie von allen Lazaretten Nachrichten über die Gestorbenen, Verwundeten und Vermißten, im ganzen hat es über 500 000 Meldungen erhalten. Diese wurden von einer großen Zahl freiwilliger Arbeitskräfte geprüft, verglichen und übersichtlich geordnet, um danach den Hunderten Auskunft zu geben, welche solche zu erbitten alle Tage kamen und die noch zahlreicheren schriftlichen Anfragen zu beantworten.

Die Zurückgebliebenen haben also weder Mühe noch Kosten gescheut, um zu helfen, soweit sie konnten. Neben den freiwilligen Gaben mußten sie auch eine erhöhte Steuer zahlen, da der Magistrat in dieser Zeit mit den regelmäßigen Einnahmen nicht auskommen konnte und deshalb während zweier Vierteljahre einen Zuschlag zur Einkommensteuer von einem Drittel ihres Betrages erhob.

Auf die ernste Arbeit folgte eine Reihe festlicher Tage. Zunächst am 17. März 1871 die Ankunft des Königs, der vor mehr als sieben Monaten Berlin verlassen hatte, jetzt mit neuem, vielfachem Lorbeer geschmückt, als Deutscher Kaiser, als Begründer und Schirmherr der so lange ersehnten nationalen Einheit zurückkehrte. Am 21. März wurde der erste Reichstag des neuen Deutschen Reiches eröffnet. Kaisers Geburtstag am folgenden Tage wurde eingeleitet durch die Heimkehr des Berliner Bataillons vom zweiten Garde-Landwehr-Regiment, das fast ganz aus Berliner Familienvätern bestand. Schon von drei Uhr morgens an füllte sich der Potsdamer Bahnhof mit feiertäglich geputzten Frauen und Kindern, die ganze Berge von Kränzen, Girlanden, Blumensträußen hineinbrachten. Sie mußten ziemlich lange warten, da der Zug sich verspätet hatte und erst um 8 Uhr eintraf. Auch dann konnte er nicht gleich in den Bahnhof hineinfahren und mußte draußen halten. Fast in demselben Augenblick, noch ehe die Beamten es hindern konnten, waren die Wagen von den Frauen erstürmt, und nun begann das Jubilieren, Herzen und Küßen. Die Krieger und ihre Waffen wurden mit Lorbeerkränzen, Blumen und Tannenreisern geschmückt. Dann ging's durch Linkstraße und Königgräberstraße nach den Linden. Viele Wehrleute gaben die Flinte an Verwandte oder Freunde

ab und nahmen dafür ihre Frauen an den Arm, die Kinder auf den Arm. Kurz vor dem Palais wurde Halt gemacht und der Zug wieder geordnet. Der Kaiser kam heraus, um das Bataillon zu begrüßen. Dann trat er auf die Kampe, der Kronprinz übernahm das Kommando und führte das Bataillon an seinem Vater vorüber. Vorn an der Spitze, neben dem Tambourmajor stolzierten zwei Hunde, beide mit großen Kränzen geschmückt.

Über die abendliche Erleuchtung sowohl am 17. wie am 22. kann hinweggegangen werden, so glänzend sie auch an beiden Tagen mit mannigfachen neuen Versuchen sich zeigte, denn sie war gewissermaßen nur Vorübung und Studie zu der noch viel großartigeren Feier des 16. Juni, an dem der Kaiser die Garde und Abteilungen aller am Kampfe beteiligten deutschen Truppen in die Stadt führte.

Für diesen Empfang waren umfassende Vorbereitungen getroffen. Kolossale Statuen: Deutschland, Preußen, Elsaß und Lothringen, die Siegesgöttin, Sedan, Straßburg, Metz, die Stadt Berlin darstellend, eroberte Kanonen und Mitrailleusen schmückten die Siegesstraße vom Halleschen Tore bis zum Schloß. Besonders prächtig waren die Linden geschmückt. Vor den Straßenübergängen hingen an hohen, mit Fahnen und Standarten geschmückten Säulen riesige Gemälde, die in großen symbolischen Zügen an die Entwicklung der letzten Monate erinnerten. Am meisten Eindruck machte durch seine schwungvolle, packende Kraft das Kampf und Sieg darstellende Bild Anton von Werners, der damals von Karlsruhe nach Berlin übersiedelte. Die Akademie war von ihren Künstlern mit Bildnissen und Statuen der Feldherren geziert. Vor dem Schlosse stand die von Albert Wolff geschaffene mächtige Figur der Germania mit den wiedergewonnenen Kindern: Elsaß und Lothringen. Das von Siemering modellierte Relief dieser Statue: Auszug zum Kampfe fand sehr großen Beifall, es ist unzählige Male nachgebildet und vervielfältigt worden.

Auf dem Tempelhofer Felde wurde der Zug geordnet. An seiner Spitze ritten Kron, Moltke, zwischen ihnen Bismarck. Dann kam der Kaiser, hinter ihm die Oberbefehlshaber der drei großen Armeen: der deutsche Kronprinz, der Kronprinz von Sachsen, Prinz Friedrich Karl, dahinter eine große Zahl anderer deutscher Fürsten und Prinzen. Durch das Brandenburger Tor, über den Pariser Platz, auf dem feierliche Begrüßung durch die städtischen Behörden und zahlreiche Ehrenjungfrauen stattfand, dann die Linden entlang, ging es nach dem Lustgarten zur Statue Friedrich Wilhelms III. Ihre Enthüllung hatte im vorigen Jahre am 3. August, dem hundertjährigen Geburtstage des Königs stattfinden sollen, war aber des Krieges wegen aufgeschoben worden und wurde nun mit der Einzugsfeier verbunden. Wie beim Beginn des Krieges die erneuerte Stiftung des eisernen Kreuzes, wies auch dieser Schlußakt auf den Befreiungskrieg hin,

dessen sehnſüchtig erſtrebten Ziele jetzt erreicht waren. Dem Andenken des einſt von den Franzoſen gedemüthigten Vaters, mit dem er als Jüngling in den heiligen Kampf gezogen war, brachte der Kaiſer die Ehren des neuen Sieges dar. Als alle Truppen ihre Stellungen eingenommen hatten, ſchlugen die Trommeln zum Gebet. Nach deſſen Beendigung wurden die eroberten Fahnen am Sockel des Denkmals niedergelegt. Choralgeſang des Domchors und Predigt des Feldpropſtes folgten, die Hülle fiel, der Kaiſer umritt unter dem Donner der Kanonen das Denkmal, es mit dem Degen grüßend, dann ritt er hinüber zu der Stelle, wo die Veteranen des Befreiungskrieges ſtanden, um ſie mit herzlichen Worten als die letzten Kameraden aus dem Heere ſeines Vaters zu begrüßen und ſie auf das Denkmal hinzuweißen, das beſonders für ſie beſtimmt ſei zur Erinnerung an ihre Kämpfe.

Die Illumination am Abend zeichnete ſich aus durch reiche Anwendung farbigen Lichtes und durch eine große Zahl von transparenten Gemälden, ferner dadurch, daß nicht nur die Häuser, ſondern auch die Plätze, namentlich die Denkmale beleuchtet waren. Der Dönhofsplatz war in einen Tanzplatz verwandelt, rings von Zelten zur Bewirtung der Mannſchaften umgeben.

Als Hauptſtadt des Deutſchen Reiches und Mittelpunkt ſeiner Politik nahm die Kaiſerſtadt Berlin eine größere Stellung ein als vorher. Von den vielen fürſtlichen Beſuchen der nächſten Zeit iſt die Dreikaiſerzuſammenkunft im September 1872 geſchichtlich am merkwürdigſten. Die Herrſcher von Rußland und von Oſterreich-Ungarn, die ſeit langer Zeit in geſpanntem Verhältnis ſtanden, hatten ſich durch deutſche Vermittlung verſtändigt und trafen zu gleichzeitigem Beſuche in Berlin ein, um der Welt zu zeigen, daß ſie untereinander und mit dem Deutſchen Reiche auf gutem Fuße ſtanden, die vollendeten Thatſachen anerkannten und entſchloſſen waren, mit gemeinſamer Kraft den Frieden aufrecht zu erhalten.

Noch lebhafter begrüßte Berlin ein Jahr darauf, im September 1873, den Herrſcher des nach langer Zerſpitterung geeinigten Italiens. In Frankreich war die republikaniſche Regierung des Präſidenten Thiers geſtürzt worden, die ultramontane Partei hatte die Herrſchaft erlangt, ſie bedrohte in erſter Linie die Einheit Italiens, nicht minder die gleichfalls neu geſchaffene Einheit Deutſchlands. Unter dieſen Umſtänden war Viktor Emanuels Beſuch erſt in Wien bei ſeinem früheren Gegner, dann in Berlin bei ſeinem Verbündeten von 1866, war die begeiſterte Aufnahme, die er hier fand, ein deutliches Zeichen, daß die großen Mächte Mitteleuropas zuſammenhielten, daß ein Verſuch, die Ergebniſſe der letzten Kriege in Frage zu ſtellen, keine Ausſicht auf Erfolg habe.

Wenige Wochen vorher war am 2. September 1873 mit ſchlichter

Feier die Siegessäule enthüllt worden zur Erinnerung an die drei Kriege, welche die Einigung Deutschlands vorbereitet und begründet hatten. Die in Erz gegossenen großen Seitenbilder zeigen von der Erstürmung der Düppeler Schanzen bis zum Einzug in Paris und zur feierlichen Rückkehr nach Berlin einige Hauptereignisse der siegreichen Kämpfe, während das Rundbild der Säulenhalle in symbolischer und doch markiger, packender Art die einmütige Erhebung des deutschen Volkes veranschaulicht.

Auf den Herrscher aber, der die so lange erstrebte Einheit verwirklicht hatte, wurden kurz hintereinander zwei Attentate versucht. Am Nachmittage des 11. Mai 1878 schoß Unter den Linden der einundzwanzigjährige Klemnergeselle Hödel aus Leipzig, ein verkommener, verlotterter Mensch, auf den mit seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden im offenen Wagen überfahrenden Kaiser, ohne ihn zu treffen. Man fand in seinen Taschen und in seiner Wohnung sozialdemokratische und anarchistische Schriften, auch eine Mitgliedskarte der christlich-sozialen Partei, doch ist über seine wirkliche Zugehörigkeit oder nähere Beziehungen zu irgend einer Partei nichts zu ermitteln gewesen. Er bestritt die Tat und behauptete, daß er sich selbst aus Not und Verzweiflung habe erschießen wollen. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich die Schreckensnachricht in Berlin. Von allen Seiten strömte die Bevölkerung zum Palais, um ihre Teilnahme, ihre Freude über die Erhaltung des Kaisers auszusprechen. Diese in maßvoller Ruhe sich vollziehenden Kundgebungen dauerten bis in die Nacht hinein und erneuerten sich am folgenden Tage, einem Sonntage, namentlich nach dem Schluß des Dankgottesdienstes in den Kirchen, die sämtlich überfüllt waren. Auch in den meisten öffentlichen Lokalen, in allen Theatern fanden Kundgebungen statt, am lebhaftesten im Opernhause und im Schauspielhause, als der Kaiser mit der Tochter, die seine Gefahr geteilt hatte, noch an demselben Abend hier erschien, um zu zeigen, daß beide unverlezt geblieben waren. In dem Erlaß, mit dem der Kaiser für die Kundgebungen seinen Dank ausdrückte, hob er besonders hervor die „würdige und erhebende Art, in welcher die Bevölkerung Berlins mir ihr Mitgefühl gezeigt hat“.

Während der Kaiser in diesem Erlaß von der „Tat eines auf Irrwege geratenen Menschen“ sprach, glaubte Fürst Bismarck die Gelegenheit der allgemeinen Entrüstung benutzen zu können, um gegen die sozialdemokratische Partei, deren Anwachsen er schon lange bekämpfte, ein Ausnahmegesetz durchzubringen. Der Entwurf dieses Gesetzes wurde mit solcher Schnelligkeit bearbeitet, daß er schon am 20. Mai, neun Tage nach dem Attentat sowohl vom preußischen Staatsministerium wie vom Bundesrat genehmigt war und dem Reichstage zugestellt werden konnte. Dieser war aber nicht geneigt, auf ein Ausnahmegesetz einzugehen. Nach zweitägiger, lebhafter Debatte am 23. und 24. Mai lehnte er den ersten Paragraphen

mit so großer Mehrheit ab, daß die Regierung auf weitere Beratung verzichtete.

Acht Tage später, am Nachmittage des 2. Juni wurden auf den allein im offenen Wagen ausfahrenden Kaiser aus einem Fenster des Hauses Unter den Linden 18 zwei Schüsse abgegeben, er wurde durch etwa dreißig Schrotkörner verwundet, die in das Gesicht, den Hinterkopf, den Rücken und beide Arme eindringen. Während der Kaiser blutüberströmt in den Armen des Leibjägers nach seinem Palais gefahren wurde, stürmten die Zeugen der entsetzlichen Tat in das Haus, in das Zimmer, aus dem die Schüsse gefallen waren. Der erste, der in das Zimmer drang, wurde durch einen Revolverchuß schwer verwundet. Dann gelang es dem Verbrecher, noch ehe man ihn ergreifen konnte, die Waffe gegen sich selbst zu richten und sich eine Kugel in den Kopf zu jagen. Es war ein Mann aus guter Familie, Dr. Karl Nobiling, dreißig Jahre alt, der Landwirtschaft und Volkswirtschaft studiert, einige Aufsätze veröffentlicht hatte und eine Anstellung im Staatsdienste suchte. Um ihn fortzubringen, war der Polizeiwagen geholt worden. Bei der allgemeinen Aufregung, die in und vor dem Hause herrschte, fuhr der Kutscher so hastig in den Torweg hinein, daß er mit dem Kopf gegen den Tragbalken stieß und schwer verletzt hinunterstürzte.

Von den vielen Verwundungen des Kaisers war glücklicherweise keine lebensgefährlich. Dennoch war bei seinem Alter der Zustand in hohem Grade bedenklich, erforderte die größte Sorgsamkeit, die äußerste Ruhe und Schonung. Er betraute deshalb den Kronprinzen mit seiner Vertretung. Erst nach fast zwei Monaten war er soweit gekräftigt, daß er zu seiner weiteren Wiederherstellung nach Teplitz reisen konnte.

Von den beiden Verbrechern war Nobiling so schwer verwundet, daß er nur vorübergehend einige Male zu klarem Bewußtsein kam und vernommen werden konnte; er ist im Gefängnis gestorben. Die Beweggründe seines Verbrechens sind bei ihm ebensowenig wie bei Hödel völlig klar gestellt worden. In beiden Fällen scheint krankhafte Eitelkeit einen großen Anteil gehabt zu haben. Hödel wurde natürlich zum Tode verurteilt. Denn die Todesstrafe bestand zu Recht, da Kaiser Wilhelm aber seit vielen Jahren immer von seinem Recht der Gnade Gebrauch gemacht und kein Todesurteil hatte vollstrecken lassen, war sie beinahe in Vergessenheit geraten. Selbst das früher in Berlin bei ihrer Vollziehung gebrauchte Beil wurde bereits in der Schreckenskammer des Panoptikums als Sehenswürdigkeit gezeigt. Jetzt holte man es wieder hervor. Der Kronprinz bestätigte das Urteil des Gerichtshofes und gab so dem Verbrechen die Sühne, welche das Gesetz vorschrieb und das öffentliche Rechtsbewußtsein forderte.

Zu derselben Zeit, in der Berlin durch die Attentate und das schwere Leiden des Kaisers in Trauer versetzt war, tagte hier vom 13. Juni bis

zum 13. Juli der Berliner Kongreß, neben dem Wiener Kongreß am Schlusse des Befreiungskrieges und dem Pariser Kongreß von 1856 der bedeutendste unter den vielen Kongressen des 19. Jahrhunderts. Seine Beratungen fanden in den vornehmen Räumen des Reichskanzlerpalastes unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck statt. Ein lebensvolles Bild in unserem Rathause, das Anton von Werner im Auftrage der Stadt Berlin gemalt hat, zeigt die Vertreter der großen Staaten Europas in dem Hauptsaale des Palastes versammelt, theils auf ihren Plätzen an dem Beratungstisch, theils in zwanglosen Gruppen sich besprechend. In der äußeren Erscheinung Berlins machte sich der Kongreß bemerkbar durch die große Zahl vornehmer Fremder, durch die vom Augenblick der Eröffnung bis zum Schluß auf dem Palaste des Reichskanzlers wehende Reichsfahne und durch die militärischen Ehrenposten vor den Wohnungen der Kongreßmitglieder. Die meisten derselben hatten einen ganzen Stab von Beamten und Offizieren mitgebracht, die englische Kongreßgesandtschaft z. B. bestand aus achtzehn Herren mit ebenso vielen Dienern und hatte im Hotel Kaiserhof etwa 50 Schlafzimmer, Dienerzimmer und Salons in Besitz genommen.

Da das nach dem Hödel'schen Attentat vorgelegte Sozialistengesetz nicht die Zustimmung des Reichstages gefunden hatte, wurde der Reichstag am 11. Juni aufgelöst. Am 26. Juni wurde für Berlin zur Überwachung des Fremdenverkehrs die Paßpflichtigkeit eingeführt mit Berufung auf Paragraph 67 des Gesetzes über das Paßwesen, der den Behörden das Recht zu solcher Maßregel gibt, wenn die öffentliche Ordnung durch Krieg, Unruhen oder sonstige Ereignisse bedroht ist. Die Neuwahl zum Reichstag sollte am 30. Juli stattfinden. Die preußische Regierung wünschte, daß alle Beamten ohne Ausnahme an der Wahl teilnehmen möchten, ihr Sommerurlaub wurde deshalb so bemessen, daß die einen schon vor dem Wahltag zurückkehren mußten, die anderen erst nachher ihre Reise antreten konnten. Die Schulferien wurden verändert und so gelegt, daß die Lehrer schon vor dem Wahltag ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen hatten.

Der unter dem Eindruck der Attentate gewählte Reichstag zeigte ein wesentlich anderes Aussehen als vorher. Er genehmigte — allerdings nach heftigem Parteikampf und nur auf kurze Zeit — das Gesetz gegen die Ausschreitungen der Sozialdemokratie. Seine Dauer ist dann später mehrmals verlängert worden, so daß es bis zum Oktober 1890, zwölf Jahre lang, in Geltung gewesen ist. Es verbot Vereine, Versammlungen und Druckschriften, die sozialdemokratischen, sozialistischen oder kommunistischen Bestrebungen dienten. Außerdem konnten für einzelne Orte oder Bezirke weitere Ausnahmemassregeln angeordnet werden: Ausweisung von Personen, Beschränkung der Versammlungsfreiheit, Verbot des Besitzes und des Tragens von Waffen. Diese Ausnahmemassregeln — der sogenannte kleine Be-

lagerungszustand — wurden zuerst über Berlin verhängt, in den folgenden Jahren auch über einige andere Städte: Hamburg, Altona, Leipzig, Frankfurt a. M., Hanau und Stettin. Das Gesetz wurde mit großer Strenge angewendet, namentlich waren die zahlreichen Ausweisungen eine Maßregel von furchtbarer Härte. Diejenigen allerdings, welche weder sozialdemokratische, noch sozialistische oder kommunistische Neigungen bekundeten, wurden nicht davon betroffen und merkten kaum die Beschränkungen des kleinen Belagerungszustandes. Nur machte die genaue Befolgung der polizeilichen Vorschriften einige Unbequemlichkeiten, wenn man die Ankunft auswärtigen Besuches oder den Zuzug von auswärts kommender Dienstboten anzumelden hatte, auch wenn man Waffen besaß und diese zu irgend einem Zwecke über die Straße getragen werden mußten.

Als der Kaiser durch seine Kur in Teplitz und Gastein, dann durch weiteren Erholungsaufenthalt am Bodensee und in Wilhelmshöhe gesundet war und wieder die Regierung übernehmen konnte, kehrte er am 5. Dezember nach Berlin zurück. Hier hatte man große Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen. Die Ausschmückung der Straßen trug diesmal einen anderen Charakter als bei früheren Einzügen, wo kriegerische Taten verherrlicht wurden, während es sich jetzt darum handelte, Freude, Mitgefühl, Dank gegen Gott zu bekunden. Das prächtigste Stück der Ausschmückung war gleich an der ersten Stelle des Empfangs, am Potsdamer Platz, der von den Baumeistern Schllmann und Heyden aufgeführte Obelisk. Durch glückliche Wahl der Stellung, durch Schönheit der Form, reichen Schmuck und durch die Verbindung mit laufenden Brunnen, die bis dahin in Berlin beinahe ganz fehlten, fand er allgemeinen Beifall. Der Wunsch wurde laut, daß er in festem Material hergestellt als ein Zeichen der Erinnerung und als Schmuck erhalten werde. Leider ließ sich dieser Plan nicht ausführen, weil ein großes Denkmal an dieser Stelle den Verkehr allzu sehr behindert. Die Linden waren wieder mit großen Belarien, die Akademie mit Bildwerken und Transparent-Gemälden geschmückt, unter denen Paul Meyerheims: Berlin mit dem Kreuzbergdenkmal besondere Aufmerksamkeit erregte.

Auf dem Potsdamer Platz war eine Parade-Abteilung der Feuerwehr aufgestellt. Vom Pariser Platz bis zum Palais standen auf beiden Seiten der Linden die Studierenden der Hochschulen, die Turner, die Mitglieder der Kriegervereine und die Invaliden des Berliner Invalidenhauses.

Der Kaiser, wieder in Uniform mit Helm und Mantel, sah frisch und rüstig aus, freundlich grüßte er nach allen Seiten, aber mit der linken Hand, denn der rechte Arm ruhte noch in der Binde. Vieltausendstimmiger Jubelruf erscholl überall, als man ihn erblickte. Auf dem Pariser Plage klangen auch die Schläger der Chargierten gegeneinander, die Musikkorps schmetterten darein, Fahnen, Banner, Tücher wehten, Tauben mit flattern=

den Bändern schwebten darüber hin. Hinter dem Kaiser folgten das Kronprinzenpaar, die anderen Prinzen, das Gefolge, von dem namentlich Moltke stürmisch begrüßt wurde.

Vor dem Palais stieg der Kaiser aus und trat mit seinem glänzenden Gefolge auf den linken Flügel der Ehrenwache, um den Vorbeimarsch der Studenten und der Vereine, welche die lange, lebendige Kette gebildet hatten, abzunehmen. Nachher trat er wieder und wieder an sein Fenster, um sich der immer neu zufließenden Menge zu zeigen, die ihn sehen, ihm zujubeln wollte.

Die Illumination, nach Verabredung überall gleichzeitig Punkt 5 Uhr beginnend, übertraf an Großartigkeit alles, was man bisher in Berlin bei festlichen Gelegenheiten gesehen hatte. Das Rathhaus erstrahlte in wirkungsvoller Gasdecoration, über dem Hauptportal glänzte ein mächtiges Transparent-Gemälde von Konrad Diebig: Berlin dem Kaiser huldigend. Das Schloß wurde durch eine bei den Werderschen Mühlen aufgestellte elektrische Batterie von Zeit zu Zeit mit Licht übergossen, so daß die ganze Westseite von der Stoppel bis zum Fußboden erhellt war und sich zum Teil in dem dunklen Wasser der Spree wieder spiegelte. Auch der Lustgarten hatte mit dem neuen elektrischen Licht geschmückt werden sollen, doch war es nicht möglich gewesen, die dazu erforderlichen Maschinen so schnell zu beschaffen. Er sah trotzdem vortrefflich aus mit den großen Pechpfannen auf dem Dach des Museums und der alten Börse, während das Reiterstandbild und die Springbrunnen bengalisch beleuchtet waren. Auch die Schloßbrücke, die Statue Friedrichs des Großen, der Schillerplatz und der Belle-Alliance-Platz machten einen bedeutenden Eindruck.

Am nächsten Sonntag fand in allen Kirchen Dankgottesdienst statt mit besonderer Feierlichkeit in der Nikolai-Kirche, die von neuem eingeweiht wurde. Sie war vollständig erneuert und unter Beseitigung der störenden Zutaten, welche eine spätere Zeit hineingebaut hatte, in ihren ursprünglichen, reinen und feierlichen Formen wiederhergestellt worden. Zum dauernden Gedächtnis an die Errettung des Kaisers wurde aus Geldmitteln, die durch eine Sammlung aufgebracht waren, die Dankeskirche auf dem Weddingplatz erbaut.

Noch zehn weitere Jahre war es dem greisen Herrscher vergönnt, sich des Ansehens und der Machtstellung zu erfreuen, die Deutschland errungen hatte und in friedlicher Entwicklung durch kräftigen wirtschaftlichen Aufschwung noch vermehrte. Nach seinen kriegerischen und politischen Erfolgen hat er durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 die bessere Fürsorge für alte und gebrechliche Arbeiter in Gang gebracht und damit die neue soziale Gesetzgebung eingeleitet, in der Deutschland allen Völkern vorangegangen ist.

Wie große Verehrung er genoß, zeigte sich bei dem Fest der goldenen Hochzeit am 11. Juni 1879. Ungewöhnlich groß war die Zahl der Fürstlichkeiten, welche ihre Glückwünsche persönlich darbringen wollten, ebenso der Deputationen, welche von Provinzen, Städten, den großen Korporationen, den Hochschulen, Akademien und von Vereinen entsendet waren, namentlich von Frauen-Vereinen und von der Mildtätigkeit, der Krankenpflege gewidmeten Genossenschaften, die in der Kaiserin Augusta ihre Leiterin oder Beschützerin verehrten, von ihr vielfache Anregung und Förderung erfahren hatten, wie die Vereine vom Roten Kreuz, der Vaterländische Frauen-Verein, der Hausfrauen-Verein, der Frauen-Lazarettverein und viele andere. Die dargebrachten Gaben bestanden vorwiegend in für mildtätige Zwecke gesammelten Geldsummen und in der Begründung neuer Stiftungen, wie das Herrscherpaar gewünscht hatte, damit noch ferne Geschlechter seiner gedenken möchten. Die Stadt Berlin begründete mit einem Kapital von 300 000 Mark die Altersversorgungsanstalt der Kaiser Wilhelm und Augusta-Stiftung. Außerdem hatte die Stadt ihre Straßen und die Plätze des Tiergartens, namentlich die Luisen-Platz und nahe dabei das Denkmal Friedrich Wilhelms III. prächtig geschmückt. Die öffentlichen Festlichkeiten waren — abgesehen von den kirchlichen Feiern — überwiegend musikalischer Art. Von den vielen Konzerten der Singakademie, der Gesangsvereine, im Zoologischen Garten — unter Beteiligung fast der ganzen Hofgesellschaft, der Gesandten, der fremden Militärs — und an anderen Stellen übte die mächtigste Wirkung das von dem Märkischen Zentralsängerbund mit Unterstützung von fünf Regimentskapellen auf dem Dönhofsplatz veranstaltete Gesangsfest.

Zwei Jahre später, im Februar 1881, konnte der Kaiser seinem ältesten Enkel die Hochzeit ausrichten. Prinz Wilhelm war damals Hauptmann der zweiten Kompanie des ersten Garde-Regiments zu Fuß. Beim Einzuge der Prinzessin Auguste Viktoria war seine Kompanie zur Ehrenwache bestimmt. In ihrer prächtigen Uniform mit den historischen Blechmützen kam sie von Potsdam herüber, der Prinz führte sie durch das Brandenburger Tor und die Linden nach dem Schlosse, um mit ihr im inneren Schloßhofe die Braut zu empfangen.

Wenn in der Mittagsstunde die Schloßwache vorüberzog, pflegte Kaiser Wilhelm, wie einst sein Vater, für einen Augenblick an das Fenster seines Arbeitszimmers zu treten. Diese Gelegenheit, den Kaiser zu sehen, wurde im Laufe der Zeit von immer größeren Scharen Einheimischer wie Fremder benutzt, so daß zuletzt alltäglich Tausende auf diesen Augenblick warteten und dann mit lebhaftem Zuruf den Kaiser begrüßten. Während der letzten Jahre stand bisweilen neben dem Greise der Urenkel, ein weit in die Zukunft hinaus weisender Anblick, der vielfach bildlich dargestellt wurde.

Fast noch größer als bei der goldenen Hochzeit war die öffentliche Teilnahme, namentlich des Auslandes bei der Feier des neunzigsten Geburtstages am 22. März 1887. Allmählich erlahmten dann die Kräfte. Trotzdem war der Kaiser fast bis zum Augenblick des Todes bemüht, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen, noch in den letzten Tagen hat er auf die Bitte, sich mehr zu schonen, die Antwort gegeben, daß er keine Zeit habe, müde zu sein. Selten nur ist es einem Menschen gegeben, sich so voll auszuleben, noch seltener geschieht es, daß erst das Alter die volle Anerkennung, die großen Erfolge bringt. Sie haben ihn nicht stolz gemacht, sondern seine Bescheidenheit und seine schönen menschlichen Eigenschaften nur um so klarer hervortreten lassen.

Nach dem am 9. März 1888 erfolgten Tode wurde der Dom, in dem die Leiche aufgebahrt war, von vielen, vielen Tausenden aufgesucht. Am 16. März bei ungewöhnlich starker Kälte ging der Begräbniszug zwischen dem von der Studentenschaft, von Schulen, Vereinen, Gewerken, Turnern gebildeten Spalier zum Mausoleum in Charlottenburg, wo der Kaiser seinem Wunsche gemäß neben seinen Eltern bestattet wurde. Architektonische und bildnerische Kunst hatten in feinsinniger Weise der allgemeinen Trauer den angemessensten Ausdruck gegeben. Das tiefe Schwarz der Sandelaber, Baldachine, Pyramiden, Obelisken war gemildert durch Fahnen, Palmen, Girlanden, durch das Licht der florumhüllten Laternen und durch von hohen Postamenten in die Höhe lodernde Pechflammen. Die Akademie zierte ein schönes Relief von Eberlein: Deutschland huldigt dem Kaiser. Am Brandenburger Tor waren Säulen, Giebel, Sims, die zur Attika hinaufführenden Stufen schwarz umhüllt, so daß nur der bildnerische Schmuck frei blieb, am Giebel leuchteten die Worte: *Vale senex imperator!*

Neuntes Kapitel.

Die Entwicklung zur Weltstadt.

Erster Abschnitt.

Stadterweiterung, Bevölkerungszunahme, Bauten, Verkehr.

Die Äcker und Wiesen innerhalb der Stadtmauer waren im Laufe der Zeit allmählich bebaut worden. Am raschesten hatte sich die Friedrichstadt entwickelt, die von Friedrich I. angelegt, von seinem Sohne bis zum Potsdamer und Halleschen Tore ausgedehnt wurde. Langsamer ging es mit der gleichfalls unter Friedrich I. angefangenen Sophienstadt oder Spandauer Vorstadt, deren Bebauung erst recht in Gang kam, als die alten Festungswerke fielen. Hier sind unter Friedrich dem Großen namentlich die Münzstraße und die Neue Friedrichstraße entstanden. Geradliniger als diese konnte in etwas weiterer Entfernung von den alten Festungsgräben die Oranienburgerstraße gebaut werden und ebenso die im Anfange des 19. Jahrhunderts sich anschließende Friedrich Wilhelmstadt, die sich in der Zeit nach dem Befreiungskriege rasch entwickelte, 1828 ihren Namen und durch das Neue Tor einen Zugang von außen her erhielt. Das Köpenickerfeld, östlich von der Lindenstraße bis zur Spree und bis zu der am Schlesiſchen Tore beginnenden Köpenicker Landstraße, war damals zum größten Teil noch Wiesen- und Ackerland. An seinem westlichen Teile hatte sich mit der Neuen Roßstraße, Neuen Grünstraße, Alten und Neuen Jakobstraße sowie einigen Querstraßen die Köpenicker Vorstadt ansehnlich ausgedehnt. Sie zählte 1803 bereits 590 Häuser mit 13 000 Bewohnern und hatte ein Jahr vorher auf ihre Bitte den Namen Luisenstadt erhalten. Auch die Köpenickerstraße (von Neu-Kölln bis zum Schlesiſchen Tore) fing langsam an sich zu bebauen. Auf ihrer Spreeſeite ſiedelten sich die meisten Rattundruckereien an, die am Wasser liegen mußten und die Oberspree bevorzugten, weil hier das Wasser reiner war als beim Austritt des Fluſſes aus dem Stadtgebiet, denn, wie Rückert sich drastisch ausdrückt, trat die Spree zwar als ein Schwan in die Stadt ein, verlief

sie aber als ein Schwein. Die Grundstücke waren meist sehr tief. Vorn an der Straße lagen die Gärten und Wohnhäuser der Fabrikherren, bei breiteren Grundstücken auch ein Teil der Fabrikgebäude, die meisten derselben weiter zurück, hinten am Wasser die Waschbänke und Bleichen. Außerdem sah man einige Kasernen, das große Magazinhaus, Exerzierhäuser, hier und da Arbeiter-Wohnhäuser, vornehmlich aber Gärtnereien und, wie im übrigen Köpenicker Felde, Äcker und Wiesen, die zum größeren Teil im Gemenge lagen und deshalb nicht ohne weiteres bebaut werden konnten. Um dies Gelände der Bebauung zu erschließen, mußten erst die Hütungs-gerechtigkeiten abgelöst und die Teilung des Besitzes durchgeführt werden. Nachdem dies geschehen war, wurden 1845 von Neu-Kölln und der Lindenstraße aus drei große Linien quer durch das Köpenicker Feld gezogen: Dresdenerstraße, Dranienstraße und Ritterstraße. Ihre Bebauung erfolgte zuerst nur langsam und zögernd, nachher aber in den sechziger Jahren außerordentlich schnell, so daß sich bald das ganze Gelände mit Straßen und Häusern bedeckte, in denen sich eine sehr lebhaft gewerbliche Tätigkeit entwickelte, namentlich auf dem Gebiete der Lampen-, Galanteriewaren- und keramischen Industrie.

Schon lange vorher hatten einzelne Straßen mit anfangs spärlicher und vereinzelter, dann stärker zunehmender Bebauung die Stadtmauer überschritten, zuerst im Norden und Nordosten strahlenförmig vom Dranienburger, Hamburger, Rosentaler, Schönhauser, Prenzlauer, Landsberger und Königs-tor ausgehend in der Richtung auf die fruchtbaren Dörfer dieser Seite. Auch Moabit hatte sich ausgedehnt, nachher hatte die Bebauung des Westens noch raschere Fortschritte gemacht. Zwischen dem Potsdamer und dem Anhalter Bahnhofe entstand ein ganzer Stadtteil, der einen zweiten Zugang in die Stadt erhielt, indem nahe beim Anhalter Bahnhof die Stadtmauer durchbrochen und ein Tor gebaut wurde. Hier ging die Erbauung städtischer Wohn- und Geschäftshäuser bald über den die Grenze des städtischen Gebietes bildenden Landwehrgraben hinaus, die Bewohner baten dringend um Aufnahme in das Stadtgebiet. Ähnlich lagen die Verhältnisse im Norden und Nordwesten. Der Magistrat wünschte die Eingemeindung des der Stadt gehörenden Weddinggebietes, dessen Bebauung im Fortschreiten war, die Regierung betrieb die Einbeziehung des zu einem erheblichen Teile dem Staate gehörenden Moabiter Geländes. Sie war eben im Begriff, es durch den Bau der Misenbrücke, von breiten Ladestraßen an beiden Ufern des Flusses und des Humboldthafens, von höher gelegenen Kais und Verkehrsstraßen weiterer Bebauung zu erschließen und hatte damit eine Straßenanlage in großem Stile unternommen, wie sie in Berlin seit der Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht ausgeführt worden war. Die Stadtverordneten waren zwar bereit, im Süden einen Teil von Tempelhof und Schöneberg

zu nehmen, weil hier meist wohlhabende, steuerkräftige Leute sich ansiedelten, aber sie sträubten sich gegen jede weitere Vergrößerung des Stadtgebietes, weil sie davon eine bedeutende Steigerung der Kosten für Armenpflege, Straßenbeleuchtung und andere Zweige der städtischen Verwaltung befürchteten. Schließlich mußten sie sich fügen. Durch ein von der Regierung vorgelegtes und von beiden Häusern des Landtags angenommenes Gesetz wurden 1861 an das Stadtgebiet angeschlossen auf dem rechten Spreeufer: Gesundbrunnen, Wedding, Alt- und Neu-Moabit mit dem Kleinen Tiergarten; auf dem linken Spreeufer: ein Teil von Schöneberg zwischen dem Kanal und dem botanischen Garten mit Einschluß desselben, ein Teil von Tempelhof zwischen dem Halleischen Tore und dem Kreuzberg, gleichfalls mit dessen Einschluß, der nördliche Teil der Hasenheide, ein kleines Stück von Rixdorf, ein zu Charlottenburg gehörender Teil der alten Lützower Feldmark zwischen Lützower Weg (jetzt Lützowstraße), Kanal und Zoologischem Garten, der bereits bebauter Teil des Tiergartens am Exerzierplatz und die Tiergartenstraße, so daß eine Fläche von 2412 Hektar mit 35 000 Einwohnern zu dem bisherigen Stadtgebiet von 3511 Hektar hinzukam. In späterer Zeit sind seitdem nur 1878 das Gelände des Viehhofs mit 132 Hektar, 1881 der übrige Tiergarten, der Zoologische Garten und der Bellevuepark mit zusammen 255 Hektar einverleibt worden, gegenwärtig umfaßt das Stadtgebiet 6310 Hektar oder 63,10 Quadratkilometer.

Eine notwendige Folge dieser Erweiterung und des zunehmenden Ausbaus über die Mauer hinaus war, daß die Erhebung der Mahl- und Schlachtsteuer an die Grenze des neuen Stadtgebietes verlegt werden mußte. Die Stadtmauer war überflüssig geworden, sie hinderte nur den wachsenden Verkehr und erschwerte die Bebauung, namentlich die Anlegung neuer Straßen. Gegen ihren Abbruch erhob indessen das Kriegsministerium Einspruch, weil sie für den Fall eines etwaigen neuen Aufbruchs in der Stadt deren Einschließung und Absperrung erleichtert hätte. Erst 1867 wurde dieser Widerspruch zurückgezogen, in den nächstfolgenden Jahren ist dann die Stadtmauer gefallen. Die auf beiden Seiten, innerhalb und außerhalb der Mauer liegenden Straßen bilden seitdem eine den größeren Teil der alten Stadt umziehende breite Gürtelstraße, die auf der Südseite: Königgräßer, Gitschiner und Skalitzer Straße, auf der Nordseite: Elsfasser, Lothringer und Friedenstraße heißt. Von den Toren blieb nur das Brandenburger Tor stehen wegen seiner künstlerischen und geschichtlichen Bedeutung. Die Namen der meisten Tore aber haben sich erhalten und werden noch jetzt ganz allgemein gebraucht.

Für die wachsenden Bedürfnisse der städtischen Verwaltung hatte das alte Rathaus schon lange nicht mehr genügt. Es wurde deshalb beschlossen, dasselbe abzubauen und ein neues in sehr viel größerem Umfange zu er-

bauen. Die ganze Fläche zwischen Spandauerstraße, Königstraße, Südenstraße und Nagelgasse (jetzt Rathausstraße), auf der außer dem bisherigen Rathaus noch 25 andere, meist kleinere Häuser standen, wurde zu diesem Zwecke frei gemacht, etwa der vierte Teil davon zur Erweiterung dieser Straßen, namentlich der Königstraße bestimmt. 1861 legte König Wilhelm den Grundstein zu dem neuen Gebäude, 1865 konnte der östliche Flügel in Benutzung genommen werden, der westliche Flügel und der Turm wurden erst 1870 fertig gestellt. In dem fast zehnjährigen Zeitraum der Erbauung hatten mit der rasch wachsenden Bevölkerung auch die Bedürfnisse ihrer Verwaltung so zugenommen, daß der große Neubau nicht ausreichte, um alle städtischen Behörden aufzunehmen und für einen Teil derselben an anderen Stellen Räume eingerichtet werden mußten. Der Bau eines zweiten Stadthauses ist deshalb nötig geworden, es erhebt sich an dem entgegengesetzten Ende der Südenstraße und sieht jetzt seiner Vollendung entgegen.

Nachdem die Zunahme von 1848 bis 1856 beinahe ganz gestockt hatte, wuchs die Bevölkerung von 1857 bis 1860 im jährlichen Durchschnitt um $3\frac{1}{2}$ Prozent auf 493 000, so daß sie 1861 die halbe Million überschritt, von 1860 bis 1870 auf 760 000, also um 267 000, um mehr als die Hälfte, um 54 Prozent, in den folgenden zehn Jahren auf 1 223 000, um 61 Prozent, allein im Jahre 1871 um 66 000, d. h. beinahe um 9 Prozent, und wenn man die beiden nächsten Jahre dazu nimmt, in denen der Zuzug etwa halb so stark war, so stieg die Bevölkerung in den drei Jahren von 1870 auf 1873 um 140 000, d. h. um die Einwohnerzahl einer ansehnlichen Großstadt.

Eine solche Zahl konnte in den vorhandenen Straßen und Gebäuden nicht Platz finden, es entstand eine wirkliche Wohnungsnot, die ihren höchsten Punkt 1872 erreichte, wo über 600 Familien, die kein Obdach fanden, in öffentlichen Anstalten untergebracht wurden und 163 andere Familien mit ihrem Hausrat auf der sogenannten Schlächterwiese vor dem Kottbusser Tore unter freiem Himmel in Zelten, Lauben und austrangierten Eisenbahnwagen lagerten.

Dem so rasch wachsenden Wohnbedürfnis suchte eine sehr lebhaftere Bautätigkeit zu genügen, überall entstanden neue Straßen, neue Stadtteile in den noch unbebauten Teilen des Reichbildes, selbst in bisher wenig vom Verkehr berührten Gegenden stieg der Grundstückswert und ebenso der Mietzwert zu bedeutender Höhe. Ein Teil der neuen Bevölkerung suchte deshalb Zuflucht in den nächstgelegenen kleinen Orten und in neu entstehenden Kolonien. Diesem Zuge in die Vororte folgte auch eine ganze Zahl alter Berliner. Nicht wenige Familien des Mittelstandes, des Gelehrten- und Beamtenstandes zogen trotz der noch sehr primitiven Verhältnisse und der mangelhaften Verbindungen aus der Stadt hinaus, verzichteten auf deren Annehmlichkeiten, sogar auf Wasserleitung und nächtliche Straßenbeleuchtung, sie suchten,

wenn sie spät nach Hause kamen, ihren Weg mit der Laterne in der Hand, um zu einem erschwinglichen Preise eine gesunde und geräumige Wohnung zu haben.

Ebenso sahen sich viele große und kleine Fabriken durch die hohen Grundstückspreise genötigt, das Stadtgebiet zu verlassen und sich in der Umgegend anzusiedeln. Namentlich ist in den siebziger Jahren beinahe die ganze Eisenindustrie ausgewandert, meist in der Weise, daß die Besitzer den hüttenmäßigen Teil ihres Betriebes in die Produktionsgebiete des Eisens verlegten, mit dem anderen Teil in der Nähe von Berlin blieben und ihn auf umfangreichen Geländen in neu erbauten Fabrikgebäuden besser und zweckmäßiger als vorher einrichteten. Die Mittel hierzu gewährte der hohe Gewinn beim Verkauf ihrer Grundstücke. Einige begnügten sich mit diesem Gewinn und stellten ihren Betrieb ein, so namentlich die königliche Eisengießerei in der Invalidenstraße und die früher Pflugische Fabrik für Wagenbau vor dem Dranienburger Tore. Durch die Auflösung und Verlegung so großer Fabriken wurden ihre ausgedehnten Grundstücke frei für die Bebauung mit Wohngebäuden. Andererseits aber ging in den älteren Stadtteilen ein sehr großer Raum, der früher dem Wohnbedürfnis diente, für dieses verloren durch die Verbreiterung der Straßen, wie sie der wachsende Verkehr erforderte, ebenso durch den Bau von sehr umfangreichen Gebäuden für die Zentralbehörden des Staates und des Reiches, ferner für mancherlei Arten von Geschäftshäusern, Kaufhäusern, Warenhäusern, die ganze Straßenviertel ankauften und niederlegten, so daß dadurch ein immer wachsender Teil des Zuwachses der Bevölkerung nach außen gedrängt wurde.

Von den neu begründeten Kolonien gehört Westend mit seinen ersten kleinen Anfängen schon der Zeit vor 1870 an, Friedenau ist 1873 entstanden, Halensee, Grunewald, Plözensee, Schönholz und Neu-Weißensee haben sich erst später entwickelt. Die übrigen schon früher bestehenden jetzigen Vororte waren in den fünfziger Jahren und im Anfang der sechziger Jahre noch sehr unbedeutend, sie haben erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre angefangen, sich etwas zu erweitern. Ihrer 29, die sich bei der Volkszählung von 1905 mit der Stadt Berlin zu gleichmäßigem Vorgehen vereinigt haben und jetzt mehr als eine Million Einwohner zählen, hatten 1871, soweit sie damals bereits bestanden, zusammen 52 000 Einwohner (davon Charlottenburg 19 000, Rixdorf 8000), 1885 aber 163 000 und 1905 952 000. Von 1871 bis 1885 haben sie ihre Einwohnerzahl mehr als verdreifacht, in den nächsten zwanzig Jahren bis zur Volkszählung von 1905 beinahe versechsfacht. Im eigentlichen Berlin dagegen ist seit dem Anfang der achtziger Jahre das Wachstum der Stadt langsamer geworden, die Einwohnerzahl hat in den 25 Jahren von 1880 bis 1905 um 800 000, etwa 2½ Prozent jährlich zugenommen. Wenn man Berlin und die Vororte zusammenfaßt,

so hat die Vermehrung der Bevölkerung von 1871 bis 1885 betragen 766 000, davon sind auf Berlin 655 000 oder 83 Prozent, auf die Vororte 111 000 oder 17 Prozent gekommen, von 1885 bis 1905: 1 527 000, davon sind auf Berlin 738 000, wenig über 48 Prozent, auf die Vororte 789 000, beinahe 52 Prozent gekommen. Mit jedem weiteren Jahre verschiebt sich dies Verhältnis immer mehr zu gunsten der Vororte, da das eigentliche Berlin, seitdem sein Weichbild nahezu vollständig bebaut ist, einen so großen Zustrom neuer Bevölkerung wie in den sechziger und siebziger Jahren nicht mehr aufnehmen kann.

Die Bebauung erfolgte in den siebziger und achtziger Jahren zu einem großen Teile durch Baugesellschaften, welche große Gelände in ihren Besitz brachten, Straßen anlegten, die Bauplätze abteilten und diese dann teils verkauften, teils selbst bebauten. 1872 bestanden vierzig solcher Baugesellschaften, von denen einige große Anlagen geschaffen haben. Der Bauverein Königsstadt und der Deutsch-Holländische Bauverein nahmen die Gegend vor dem Schönhauser und Prenzlauer Tor in Angriff, wo sie die Straßburger, Saarbrücker, Mezer, Weißenburger, Belforter Straße anlegten. Die Berlin-Hamburger Immobilien-Gesellschaft schuf innerhalb des Bogens, den die Spree südlich von Moabit bildet, das Hansa-Bezirk mit der Händel-, Klopstock-, Claudius-, Lessing-, Curhavener, Altonaer, Flensburger Straße in einer Gegend, die bis dahin ein feuchtes Wiesengelände darstellte, im Winter meist mit Eis bedeckt und ein Tummelplatz der Schlittschuhläufer gewesen war. Jetzt wurden die Sandberge am rechten Havelufer, Schildhorn gegenüber, abgetragen und der Sand in zahlreichen großen Spreefähnen hierher gebracht, um das niedrige Gelände aufzufüllen und trocken zu legen. Im Sommer 1872 konnte man täglich ganze Reihen solcher Rähne sehen, die durch Dampfboote von Gatow nach Moabit geschleppt wurden. Wenn man vom Hansa-Bezirk nach Norden über die Spree und durch Moabit geht, kommt man zum Kleinen Tiergarten, nach welchem eine andere Baugesellschaft sich nannte. Sie legte dort die Wandel-, Dreyse-, Krupp-, Wilsnacker, Rathenower, Stendaler, Havelberger, Perleberger Straße an. Östlich vom Zoologischen Garten lag das Gebiet des Bauvereins Tiergarten, der einen Teil des Kurfürstendamms, der Kurfürstenstraße, des Lützow-Ufers, die Reith-, Wichmann- und Burggrafen-Straße bebaut. Die weitere Bebauung des Kurfürstendamms nach Westen übernahm etwas später, einer Anregung Bismarcks folgend, die Gesellschaft Kurfürstendamm. Sie hat hier eine breite Prachtstraße geschaffen mit zwei Bahnhöfen und einem Reitweg in der Mitte, an ihrem westlichen Ende hat sie die zu Wilmersdorf gehörende Kolonie Halensee und die selbständige Gemeinde Grunewald begründet. Die Gegend östlich von der Potsdamerstraße, wo die Steinmey-, Blumenthal-, Alvensleben-, Göben-, Kirchbach- und Kulmstraße entstanden, war das Ge-

biet des Berlin-Schöneberger Terrainvereins, während die Gesellschaft Belle-Alliance östlich von der Belle-Alliancestraße die Fürbringer-, Solms-, Zoffener, Mittenwalder und Baruther Straße erbaute.

Durch eine so lebhafteste Bauspekulation wurde die Wohnungsnot gemildert und reichere Wohngelegenheit geschaffen. Aber die Massenhaftigkeit und Schnelligkeit des Bauens hatte auch eine häßliche Kehrseite. Zwar gab es in Berlin viele Baumeister von hervorragender künstlerischer Befähigung. Wo sie für große Behörden oder für reiche und kunstverständige Auftraggeber bauten, haben sie tüchtiges geleistet, wie außer vielen anderen namentlich die in den sechziger und siebziger Jahren entstandenen Häuser am Königsplatz, in der Bellevue- und Viktoriastraße zeigen. In der Erbauung gefälliger, vornehmer Wohnhäuser und zugleich durch große öffentliche Bauten von bedeutendem Charakter haben sich damals Knoblauch und Hitzig besonders ausgezeichnet. Bei ersterem sei auf die schlichte Vornehmheit des schon früher erbauten russischen Palastes Unter den Linden hingewiesen und auf die Synagoge in der Dranienburgerstraße, die in sehr geschickter Weise die Ungunst der Raumverhältnisse überwunden hat und durch maßvolle Anwendung orientalischer Formen und Farben einen harmonischen Eindruck macht. Von Hitzigs größeren Bauten sind besonders zu nennen die Reichsbank in der Jägerstraße, die an das Zeughaus unter pietätvoller Schonung seiner architektonischen Wirkung angebaute Ruhmeshalle und das 1863 eingeweihte neue Börsegebäude. Es war das erste Haus in Berlin, dessen Außenseite ganz aus Sandstein hergestellt wurde. Das große Bildwerk auf der Mitte der Hauptfront: Borussia Handel und Gewerbe beschützend von Reinhold Wegas erregte allgemeine Aufmerksamkeit, weil hier ein jugendlicher Künstler mit dem herkömmlichen Stile brach und in frischer Kraft eine andere Art künstlerischen Empfindens zum Ausdruck brachte. Eine eigenartige Schöpfung Hitzigs war das 1871 in wenigen Monaten zurechtgemachte Gebäude, das dem deutschen Reichstage als vorläufige Stätte seiner Wirksamkeit dienen sollte. Er verwendete hierzu die in der Leipzigerstraße gelegenen eben frei gewordenen Räume der nach Charlottenburg verlegten Porzellan-Manufaktur, die jetzt an dieser ihrer alten Arbeitsstätte ein großes Muster- und Verkaufslager eingerichtet hat, während die oberen Räume des neu erbauten Gebäudes vom Handelsministerium benutzt werden. Der große Hof wurde überdacht und in einen von Wandelhallen umgebenen Sitzungssaal umgeschaffen. Im Vorderhause und in den Fabrikgebäuden wurden die sonst erforderlichen zahlreichen Säle und Zimmer hergestellt. Trotz der schnellen Ausführung war die ganze Einrichtung in hohem Grade zweckmäßig und machte zugleich einen freundlichen und würdigen Eindruck. Während eines Vierteljahrhunderts hat sie dem Reichstag ein feines Bedürfnissen entsprechendes Heim geboten, bis er in seinen neuen,

als ein Wahrzeichen der Kraft und der Bedeutung des Reiches erbauten stolzen Palast überfiedeln konnte.

Die Baumeister aber waren nicht immer in der Lage, ihr künstlerisches Können geltend zu machen, sondern mußten auf die Wünsche und den Geschmack ihrer Auftraggeber Rücksicht nehmen. Viele von diesen wünschten zwar auch, daß ihre Häuser ein gefälliges Aussehen haben möchten, nur durfte für diesen Zweck nicht viel Geld ausgegeben werden, der Schmuck des Hauses mußte durch möglichst billige, fabrikmäßig hergestellte Ornamente erzielt werden. Die Hauptsache war, daß der kostspielige Raum des Grundstücks voll ausgenutzt und ein hoher Mietzins gewonnen wurde.

Dies Bestreben wurde durch den 1862 aufgestellten Bebauungsplan und durch die damals geltende Bauordnung von 1853 gefördert. Der Bebauungsplan sah vornehmlich auf breite, luftige Straßen. Wenn diese durch ihre Breite viel Raum in Anspruch nahmen, konnten ihrer nicht so viele angelegt werden, wie unter anderen Umständen möglich gewesen wäre. Man kam dadurch zu sehr tiefen Grundstücken, auf denen mehrere Vorder- und Hinterhäuser aufgeführt werden konnten. Man vermehrte weniger die Straßen als die Treppen, wie ein geistreicher Kritiker meinte, der eine Bebauung nach Londoner Art wünschte. Die Bauordnung beschränkte in Straßen, die 48 Fuß (d. h. 15 Meter) breit waren, weder die Höhe der Häuser noch die Zahl der Stockwerke, nur mußten alle zum täglichen Aufenthalt von Menschen bestimmten Wohnräume mindestens 8 Fuß (d. h. 2,50 Meter) lichte Höhe erhalten. In Straßen von weniger als 48 Fuß Breite durfte die Höhe der Häuser ein und ein Viertel der Straßenbreite betragen. Wenn mehrere Gebäude auf demselben Grundstück stehen sollten, brauchte der zwischen ihnen liegende Hof das Mindestmaß von 289 Quadratfuß (d. h. 28 Quadratmeter) nicht zu überschreiten. Diese Bestimmungen begünstigten in hohem Grade die Aufführung großer Mietkasernen. Fast alle Häuser, welche damals in den breiteren Straßen gebaut wurden, haben sehr kleine Höfe und in den Vorderhäusern wie in den Hinterhäusern sechs Geschosse übereinander, hier und da noch bewohnte Dachzimmer über denselben. Wenn nicht noch mehr Stockwerke übereinander getürmt wurden, so lag das nicht an den Vorschriften der Bauordnung, sondern an der allgemeinen Sitte und an der Schwierigkeit, die oberen Geschosse zu erreichen, da Aufzüge damals hier nicht üblich und außerdem sehr teuer waren. Erst 1887 wurden diese Bestimmungen geändert. Nach der neuen, im Januar für Berlin erlassenen, bald auch auf einen Teil der Vororte ausgedehnten Bauordnung durften die Häuser selbst in den breitesten Straßen nur 22 Meter hoch gebaut werden, in den schmaleren Straßen durfte ihre Höhe die Breite der Straße nicht übersteigen. Nur fünf zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmte Geschosse waren gestattet, bisher unbebaute Grundstücke durften nur bis

zu zwei Dritteln ihrer Grundfläche bebaut werden, die Höfe mußten mindestens 60 Quadratmeter groß sein. Zehn Jahre später traten einige wesentliche Änderungen ein, die Mindestgröße der Höfe wurde auf 80 Quadratmeter, die Mindesthöhe von Wohn- und Arbeitsräumen auf 2,80 Meter festgesetzt, der für die Bebauung zulässige Umfang wurde anders geregelt und verschieden bemessen, je nach der Tiefe der Grundstücke und ihrer Lage innerhalb oder außerhalb der alten Stadtmauer. Andere neuere Bestimmungen schreiben für einzelne Straßen eine mehr Landhausmäßige Art der Bebauung vor, jetzt soll durch ein Ortsstatut festgestellt werden, daß bei Bauten in unmittelbarer Nähe von öffentlichen Denkmälern, von durch geschichtliche oder künstlerische Bedeutung hervorragenden Gebäuden auf deren Charakter Rücksicht zu nehmen ist.

Als 1886 der Erlaß einer neuen Bauordnung erwartet wurde, suchte die Bauspekulation von den bis dahin geltenden Bestimmungen noch möglichst großen Nutzen zu ziehen, ehe die voraussichtlich strengeren neuen Vorschriften in Kraft traten. Die Bautätigkeit nahm deshalb einen großen Anlauf. Das Polizei-Präsidium sah sich genötigt, in diesem Jahre 3139 noch nach der alten Ordnung aufgestellte Bau-Entwürfe für Neubauten und Umbauten zu genehmigen, eine Zahl, die seit 1875 nicht mehr erreicht war. 1872 waren 3800 Bauscheine erteilt worden, dann war ihre Zahl bis 1875 auf 3300, nachher bis 1879 auf 1700 gefallen und seitdem wieder langsam gestiegen bis auf 2857 im Jahre 1885. Die Bauspekulation hielt sich während der nächsten Jahre noch auf bedeutender Höhe, 1887 wurden 2256, 1890 mehr als 2500 Bauscheine erteilt, im folgenden Jahrzehnt ging die Zahl gleichmäßig zurück bis auf 1159 im Jahre 1901. Während der folgenden Jahre ist sie bis 1905 gestiegen auf: 1338, 1528, 1681, 1803; in den letzten Jahren gefallen auf 1749, 1399, 1133 im Jahre 1908.

Eine so starke Ausnutzung der Grundfläche, wie sie sich bis 1886 ausgebildet hatte, war also fortan nicht mehr möglich. Die Tendenz zur Erbauung großer, umfangreicher Häuser ist aber, wie die folgende Übersicht zeigt, noch gestiegen, weil solche, abgesehen von den sonstigen Vorteilen, welche der Großbetrieb namentlich für die Befriedigung mancher neuzeitlichen Ansprüche wie z. B. Aufzüge und Zentralheizung bietet, auch den Verluft des für die Höfe frei zu lassenden Raumes leichter verschmerzen können.

Jahr	Zahl der bebauten Grundstücke	Durchschnittliche Zahl der auf 1 Grundstück kommenden	
		Wohnungen	Bewohner
1857	8 700	9	48
1875	16 600	12	58
1885	19 600	16	67
1895	23 000	20	72
1905	27 000	21	75

Die Erbauung von Häusern und die Einrichtung von Wohnungen allein konnte aber den Bedürfnissen der Großstadt nicht genügen, je größer ihre Zahl, je ausgedehnter der Raum wurde, den sie einnahmen, desto schwieriger wurde der Verkehr. Denn in den inneren Stadtteilen hatten sich die Straßen nach den alten Festungsgräben, in den später entstandenen nach der Stadtmauer und ihren wenigen Toren richten müssen. Der wachsende Verkehr brauchte zahlreichere Zugänge von außen her und bessere Verbindungen nach der inneren Stadt. Beiden dringenden Forderungen suchte die städtische Verwaltung zu entsprechen. Die Französische Straße, welche bei der St. Hedwigs-Kirche endigte, wurde nach dem Werderischen Markte und dem Schloßplatz, die Taubenstraße nach dem Hausvogteiplatz durchgelegt. Dadurch, daß die Zimmerstraße von der Wilhelmstraße nach der Königgräzerstraße fortgeführt, die Boßstraße vom Wilhelmplatz gleichfalls nach der Königgräzerstraße neu angelegt wurde, erhielt der von Westen hereinflutende Verkehr, der bisher auf die Linden, die Leipziger und Anhalter Straße beschränkt war, zwei neue Zugänge zur Friedrichstadt, die allerdings noch nicht genügen, um die am weitesten in den inneren Kern der Stadt führende Leipzigerstraße zu entlasten. Im Zentrum entstand die Kaiser Wilhelmstraße, die vom Lustgarten über die prächtige Kaiser Wilhelmsbrücke mit ihrem breit ausladenden Geländer in schwarzem Marmor durch bis dahin schmale, überfüllte Gassen wie die Kleine Burgstraße, die Brauhausgasse und die schon etwas breitere Papenstraße nach dem Neuen Markte und weiter in vorher dumpfe und schmutzige Stadtteile führt. Da war zunächst an der inneren Seite der älteren Stadtmauer eine enge Gasse, „An der Königsmauer“ benannt, mit verfallenen, elenden Häusern und noch elenderen Bewohnern, dann das ehemalige Scheunenviertel, wo einst die Scheunen der Ackerbürger standen und später überwiegend lichtscheues Gefindel wohnte. Die genannten Gassen und kleinen Straßen sind verschwunden, das Scheunenviertel ist niedergelegt und wird von neuen, breiteren Straßen durchzogen, deren Bebauung jetzt beginnt.

Die Stelle der Kaiser Wilhelmsbrücke hatte früher eine sogenannte Sechserbrücke eingenommen, d. h. eine von einem Unternehmer erbaute Fußgängerbrücke, die nur gegen Erlegung von einem halben Silbergroschen (6 Pfennigen) überschritten werden durfte, ein Hilfsmittel, wie es die Notwendigkeit des Verkehrs an manchen Stellen geschaffen hatte. Da sie dicht beim Schlosse lag und viel von denen benutzt wurde, die dort zu tun hatten, nannte man sie die Kavaliërbrücke. Nicht weit davon führte eine andere Sechserbrücke, die Rochbrücke, über den Königsgraben. Sie wurde durch die Zuschüttung des Grabens überflüssig, doch mußte der Besitzer für sein noch auf längere Zeit gültiges Recht zur Erhebung des Brückengeldes entschädigt werden. Nunmehr konnte hier durch die Rochstraße ein zweiter Zugang zum Scheunenviertel hergestellt werden.

Von ähnlicher Bedeutung wie die Anlegung der Kaiser Wilhelmstraße war die Verbindung des Spittelmarktes mit den Straßen des ehemaligen Köpenicker Feldes. Auch hier hatte der Verkehr sich einigermaßen zu helfen gesucht. Über enge und winklige Höfe kam man zu einem schmalen, über den Grünen Graben führenden Steg und dann auf der anderen Seite durch einen langen, schmalen und schmutzigen Gang zur Grünstraße und von dieser durch einen anderen Gang zur Alten Jakobstraße. 1881 wurde der enge Spittelmarkt vergrößert durch den Abbruch des alten Gertraudten-Hospitals und der zu ihm gehörenden kleinen Gertraudten- oder Spittelkirche, nachdem für das Hospital ein neues, sehr viel größeres und schöneres Gebäude in der Wartenburgstraße hergestellt war. In der Seydelstraße und Beuthstraße, die vom Spittelmarkt nach der Kommandantenstraße und Alten Jakobstraße führen, entstanden zwei neue, breite und bequeme Verbindungen, die jetzt indessen bereits nicht mehr genügen, so daß die Herstellung einer dritten Verbindung beabsichtigt wird. Außerdem seien noch genannt die Verlängerung der Charlottenstraße bis zum Weidendamm am Spreeufer, die Durchlegung der Artilleriestraße bis zur Elsassersstraße, der Gormannstraße bis zur Lothringerstraße, der Georgenkirchstraße, Weinstraße, Büschingstraße bis zum Friedrichshain, der Alten Jakob-, Alexandrinen-, Prinzenstraße bis zum Kanal, ferner neben dem mittleren Teil der Stadtbahn die Anlegung der nach dem Erbauer derselben benannten Dirksenstraße, ebenso im Westen die Anlegung der Yorkstraße, die wegen der zahlreichen Schienenstränge der nach Westen führenden Eisenbahnen ganz besondere Mühe machte.

Die älteren Bahnen waren sämtlich angelegt worden, als das Stadtgebiet noch kleiner und nur teilweise bebaut war. Durch die Ausdehnung der Bebauung und den steigenden Verkehr entstanden allmählich unhaltbare Zustände. Die vorübergehende Sperrung der Straßen an den Übergangsstellen wäre erträglicher gewesen, wenn sie nur beim Vorüberfahren von Zügen stattgefunden hätte. Aber die Straßenübergänge lagen meist so nahe an den Bahnhöfen und dem zum Zusammenstellen der Züge unentbehrlichen größeren Bahnraum, daß die Lokomotiven fast unaufhörlich mit einer mehr oder minder langen Reihe von Wagen hin und her fahren, mit ihnen oft gerade auf den Übergängen halten mußten. Diesem Übelstande konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß die Bahnen mit Aufwendung großer Mittel ihre Schienenstränge höher legten, um sie über die Straßen hinwegzuführen, und daß auf anderen, weiter nach außen liegenden Strecken, wo dies nicht möglich war, dem Publikum die Möglichkeit gegeben wurde, auf großen Brücken das Bahngelände zu überschreiten. Hauptbeispiele der ersteren Art bilden die Yorkstraße und die kurze Strecke des Kanalufers zwischen Flottwellstraße und Schöneberger Straße, die unter den Überführungen der

Potsdamer, Wannsee-, Ring-, Vororts-, Hoch- und Anhalter Bahn hindurchführt. Die größten Übergänge der zweiten Art sind die Kolonnenbrücke in Schöneberg und die über 200 Meter lange, 18 Meter breite Swinemünderbrücke bei Bahnhof Gesundbrunnen von der Swinemünder zur Bellermannstraße über die Geleise der Stettiner und Nordbahn, die sehr beträchtliche freie Weiten überspannt und deshalb große Kosten verursacht hat. Sie wird gewöhnlich als Millionenbrücke bezeichnet. An einigen Stellen führen Fußgängertunnels unter einem Teile der Bahnhofsanlagen hindurch, so am Wannseebahnhofs, am Anhalter Bahnhofs von der Möckern- nach der Schönebergerstraße, am Stettiner Bahnhofs von der Gartenstraße nach der Schwarzkopffstraße.

Verbreiterung schon bestehender Straßen ist an einigen Stellen der inneren Stadt trotz der großen Schwierigkeiten und der sehr hohen Kosten erfolgt, namentlich auf der Ostseite der Rosenstraße, auf der Südseite des Schloßplatzes und der Königstraße. Leichter war sie in erst teilweise bebauten Straßen der Außenteile durchzuführen. So in den sieben auf der Nord- und Nordostseite strahlenförmig von den Toren hinausführenden großen Straßen. Die neuen, für größeren Verkehr bestimmten Straßen wurden von vornherein breit angelegt, mehrfach mit zwei Fahrbahnen und baumbepflanzter Mittelpromenade. Außer der schon genannten, im Zuge der alten Stadtmauer liegenden Gürtelstraße erhielt der Süden in der Tauenzien-, Kleist-, Bülow-, York- und Gneisenaustraße eine zweite Gürtellinie, meist mit einer Breite von 68 Metern, so daß sie die 60 Meter breiten Linden noch übertreffen. Fast ebenso breit wurde die Straße Alt-*Moabit*, die kurze *Musenstraße* am Königplatz erhielt sogar eine Breite von 77 Metern. Um die Nordseite ziehen sich zwei weitere, breite Gürtellinien: die *Petersburger-*, *Elbinger-*, *Danziger-* und *Eberswalderstraße*; weiter nach außen: die *Wisbher Straße* zwischen der *Prenzlauer* und *Schönhauser Allee*, von da bis zum *Gesundbrunnen* die *Bornholmer Straße*, bis zum *Dskarplatz* die *Christianastraße* und bis zum *Schiffahrtskanal* bei *Plöckensee* die noch in der Regulierung begriffene *Seestraße*, die besonders freundlich aussehen und nur landhausartig bebaut werden soll.

Solche Anlagen erforderten nicht nur sehr große Geldmittel, sie machten auch mehr Mühe und Umstände, als nötig gewesen wäre, weil bei den hier in betreff der Straßen bestehenden Rechtsverhältnissen für jede Veränderung die Zustimmung verschiedener Behörden erbeten werden mußte, so daß eine Einigung über die großen Hauptfragen wie über Einzelheiten der Ausführung immer nur durch langwierige Verhandlungen zu erzielen war. Seitdem der Große Kurfürst 1684 der Stadt die Unterhaltung der Straßen und Brücken abgenommen hatte, galten diese im allgemeinen als Eigentum des Staates. Daran war auch durch die Teilung

der Unterhaltungspflicht im Jahre 1837 nichts geändert worden. Erst 1875 erfolgte eine durchgreifende Regelung. Der Staat übertrug — unter Vorbehalt seines Aufsichtsrechtes, namentlich in bezug auf Verkehr, Gesundheit und Feuersicherheit — der städtischen Behörde die örtliche Straßenbaupolizei mit dem Recht zur Anlegung und Regulierung von Straßen; alle Straßen, Brücken und Plätze mit alleiniger Ausnahme des Lustgartens, des Opern- und des Königsplatzes sowie der bisher vom Staate unterhaltenen Denkmale wurden Eigentum der Stadt und waren fortan von ihr zu unterhalten. Für die dadurch der Stadt erwachsenden Kosten zahlte der Staat jährlich einen Zuschuß von 556 000 Mark, der später durch eine Kapitalzahlung abgelöst wurde.

Auf diese Weise wurden die Bemühungen der städtischen Verwaltung für die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse sehr wesentlich erleichtert, sie war jetzt in der Lage, auch dem Straßenpflaster und der Straßenreinigung größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die letztere wurde der Feuerwehr abgenommen und neu geregelt. Den Hausbesitzern blieb nur die Verpflichtung, die Bürgersteige vor ihren Häusern zu reinigen, sie von Schnee frei zu halten und bei Glätte zu bestreuen. Schnee und Schmutz wird von den Bürgersteigen auf den Fahrdamm gekehrt und nachher durch die Leute und Wagen der Straßenreinigung entfernt, was bei besonders starkem und anhaltendem Schneefall bisweilen eine ganze Reihe von Tagen in Anspruch nimmt, weil dann die erforderliche sehr große Zahl von Gespannen und Arbeitskräften schwer zu beschaffen ist. Die Kosten der Schnee-Abfuhr sind natürlich sehr verschieden und nicht im voraus zu berechnen. 1896 betragen sie 73 000 Mark, zwei Jahre später bei geringem Schneefall nur den vierten Teil dieser Summe.

Die Pflasterung wird in Berlin dadurch erschwert, daß der Boden fast überall weich und nachgiebig ist. Man hat vielerlei Versuche gemacht. Am besten und widerstandsfähigsten sind große Bruchsteine, wenn vorher der Boden sorgfältig geebnet, durch Kies und Schotter befestigt wird. In den lebhafteren Straßen ist aber das Geräusch der über das Steinpflaster dahin rollenden Wagen zu groß und daher geräuschloses Pflaster erforderlich. Für Berliner Verhältnisse kommen zwei Arten desselben in Betracht: Asphaltierung und Holzpflaster. Letzteres hat viele Vorzüge, doch werden selbst die härtesten deutschen Holzarten bald ungleich, schief und erfordern häufige, den Verkehr störende Ausbesserungen. Man hat versucht, sie durch chemische Behandlung widerstandsfähiger zu machen, aber keinen ausreichenden Erfolg damit gehabt. Einige ostindische und australische Holzarten halten besser aus, sind aber so kostspielig, daß ihre Verwendung nur ausnahmsweise stattfinden kann. Holzpflaster wird deshalb jetzt nur noch da gelegt, wo geräuschloses Pflaster nötig, aber Asphaltierung nicht geeignet ist. Denn das Asphaltpflaster wird bei feuchtem Wetter leicht schlüpfrig. Durch leichte

Bestreuung mit Sand kann zwar diese Schlüpfrigkeit in ganz ebenen Straßen gemildert werden, in ansteigenden Straßen aber finden die Pferde nicht den erforderlichen Halt und können stürzen. An solchen Stellen muß also entweder Steinpflaster oder, wo dies nicht angängig ist, Holzpflaster gelegt werden. Die zu asphaltierenden Straßen erhalten zunächst ein festes Steinpflaster als Unterlage. Über diese wird eine gleichmäßige Zementschicht gelegt und erst, wenn dieselbe vollständig getrocknet und erhärtet ist, das zu Pulver zermahlene Asphalt aufgetragen, erhitzt, gestampft und gewalzt. Das Asphalt-Gestein wird zum Teil von den Abhängen des Harzes, zum größeren Teil aus der Schweiz, aus Frankreich und Sizilien bezogen. Man hat auch Versuche mit verschiedenen Arten von künstlichem Asphalt gemacht, sie haben sich aber nicht bewährt. Im April 1908 waren in Berlin 6 483 000 Quadratmeter gepflastert, davon mit Steinpflaster 3 673 000 gleich 57 Prozent, mit Asphalt 2 680 000 gleich 41 Prozent, mit Holz 124 000 gleich zwei Prozent. Die Kosten hatten 1907 betragen 1 658 000 Mark, durch den Verkauf von altem Material waren 22 000 Mark erzielt worden.

Kurz vor dem Vertrage von 1875 war bereits von der Stadt die häufige Schillingsbrücke übernommen worden, welche von der Köpenickerstraße nach der Andreasstraße über die Spree führt und mit zwei kleineren Brücken, den sogenannten Zwillingbrücken über die beiden Zugänge des Luisenstädtischen Kanals verbunden ist, ebenso wie im Westen die Alsenbrücke zugleich die Spree und die beiden Zuflüsse des Nordkanals überbrückt. Die Schillingsbrücke war die erste, welche auf städtische Kosten erneuert, dem gesteigerten Verkehr entsprechend besser und breiter als vorher hergestellt wurde. Seitdem sind alle über den Hauptarm der Spree führenden Brücken, die meisten Brücken über den kleineren Spreearm, über die Panke und über die Kanäle abgebrochen, vollständig erneuert, in vornehmer Weise mit breiten Fahrbahnen und bequemen Fußwegen ausgestattet, viele auch mit künstlerischem Schmuck geziert worden. Außerdem ist eine ganze Anzahl neuer Brücken dazu gekommen, so im Osten die Michaelbrücke, im Westen, wo vorher auf der langen Strecke von der 1850 erbauten, 1891 erneuerten Moltkebrücke bis Charlottenburg nur die Moabiterbrücke gestanden hatte, außer zwei Fußgängerbrücken die Lutherbrücke, Lessingbrücke, Hanjabrücke und Achenbachbrücke, ferner im Zentrum die Kaiser Wilhelmsbrücke und die über beide Spreearme unmittelbar vor ihrer Wiedervereinigung führende Monbijoubrücke mit dem Denkmal Kaiser Friedrichs. Jetzt wird im Osten, nahe bei der Pfuel'schen Schwimmanstalt die Brommybrücke gebaut, deren Name an den Admiral der ersten deutschen Flotte von 1848 erinnern soll.

Alle neuen und umgebauten Brücken sind aus festem Material aufgeführt, mit Ausnahme der Hanjabrücke, die zunächst aus Holz hergestellt

werden mußte, weil die Uferbefestigung auf der Nordseite noch nicht vollendet war, und jetzt, nachdem dies geschehen ist, ihre dauernde Gestalt erhält. Früher waren alle Brücken mit hölzernen Klappen versehen, die sehr oft aufgezogen werden mußten, weil bei jedem etwas höheren Wasserstande der Spree die Schiffe nicht unter den Brücken hindurchfahren konnten. Um diese große Störung des Verkehrs zu vermeiden, ließ die Stadt ihre Brücken mit hohem Bogen über die Spree führen. Diese Steigungen erschweren natürlich gleichfalls den Verkehr sowohl für die Fußgänger und in noch viel höherem Grade für die Hunderttausende belasteter Wagen, welche oft, namentlich bei glattem Wetter kaum hinaufkommen können. Außerdem mußten auf beiden Seiten die Straßen durch große Anrampungen erhöht werden zum Nachteil der an diesen Stellen liegenden Häuser, deren untere Teile dadurch verdeckt und verdunkelt werden. In dieser Weise sind die Schillings-, Michaels-, Jannowitz-, Marschall- und Kronprinzenbrücke gebaut worden. Die noch zu besprechende, 1888 durchgeführte Senkung des Hochwasserstandes der Spree machte es möglich, diese großen Steigungen zu vermeiden, die seitdem gebauten Brücken konnten einen etwas flacheren Bogen erhalten.

Von den Kanalbrücken sind am größten die Belle-Alliance-Brücke und die Potsdamer Brücke. Letztere hat die volle Breite der Straße und gabelt sich auf ihrer Nordseite mit zwei Ausgängen nach der Potsdamer und Viktoriastraße. Die Herkulesbrücke am Bülowplatz hat die kräftigen, einst von Gottfried Schadow für die Herkulesbrücke über den Königsgraben gemeißelten Bildwerke erhalten, als die Festungsgräben zugeschüttet wurden. Von den Brücken dieser Gräben hat man nur die Kolonnaden in der Gertraudenstraße, Mohrenstraße und Königstraße stehen lassen, die letzteren werden wohl bald fallen müssen, da sie den an dieser Stelle sehr lebhaften Verkehr in empfindlicher Weise stören. Die acht Sandsteinfiguren, welche Friedrich der Große 1774 auf der Opernbrücke aufstellen ließ, sind bereits 1824, als der Graben an dieser Stelle in voller Straßenbreite überbrückt wurde, fortgenommen und auf dem Leipziger Platz aufgestellt worden.

Außer der bereits genannten Kavallerbrücke waren von den Spreebrücken noch die Ebertsbrücke 1820, die Jannowitzbrücke 1822 und die Schillingsbrücke 1840 von Privaten erbaut, die dann einen Brückenzoll erhoben, um auf ihre Kosten zu kommen. Die jetzige Marschallsbrücke, früher Judenbrücke genannt, hatte König Friedrichs Hofbankier Ephraim bauen lassen, der auf beiden Ufern Grundstücke und Fabrikanlagen besaß.

Einige Brücken sind nur für Fußgänger bestimmt, so außer einigen anderen der zierliche, gefällige Schlütersteg nahe bei der Weidendammer Brücke, der mit einem einzigen kühnen Bogen die Spree überspannt, weiter abwärts an den hohen Ufern zwischen Lessing- und Hansfabrücke der in kräftigen Formen gehaltene Vorsigtsteg, ferner drei Stege im Anschluß

an die Überführungen der Stadt- und Ringbahn: bei Bahnhof Bellevue unter den Geleisen, bei Bahnhof Friedrichstraße zwischen den Geleisen und der reizvolle „Parkweg“, der in Anlehnung an die Ringbahnbrücke von der Stralauer Allee zum Treptower Park führt und auf der einen Seite einen freundlichen Blick nach diesem, nach Stralau und auf die breite, von Schiffen und Booten belebte Oberspree gewährt, während man auf der anderen Seite den malerischen, festungsartigen Bau der Oberbaumsbrücke und dahinter einen Wald von Türmen und Schornsteinen erblickt.

Besonders wichtig war die Umgestaltung des Mühlendamms. Die durch mancherlei Anbauten unansehnlich gewordenen Bogenlauben mit ihrem häßlichen Trödelkram sollten verschwinden und eine breite Brückenstraße angelegt werden, wie sie der gewaltige Verkehr vom Westen, von der Leipziger und Gertraudenstraße her zum Wolkenmarkt und den von dort nach Norden und Osten führenden Straßen erforderte. Gleichzeitig beabsichtigte die Strombauverwaltung im Zusammenhang mit den Arbeiten an dem neuen Oderspreekanal, dessen Eröffnung für 1890 in Aussicht genommen war, eine durchgreifende Regulierung des Wasserstandes der Spree. Hierfür war in erster Linie die Befestigung der Mühlen erforderlich, die seit Jahrhunderten den Hauptarm der Spree für die Schifffahrt sperren. Die Regierung wünschte, daß die Stadt einen Teil der großen Kosten übernehme und schloß hierüber wie über die Ausführung der Arbeiten 1888 mit ihr einen Vertrag. Die Stadt kaufte die in Privatbesitz übergegangenen Mühlen, ebenso alle angrenzenden Grundstücke, soweit sie bei dem Umbau in Frage kamen. Der Hochwasserstand wurde auf der Oberspree um 1,65 Meter, auf der Unterspree um 0,9 Meter gesenkt, zwei nach einem neuen System erbaute Schleusen am Mühlendamm und auf Charlottenburger Gebiet nahe am Plözensee geben seitdem die Möglichkeit, seine Höhe zu regeln. Die Schleusen sind so groß, daß täglich 200 Schiffe hindurch fahren können, der Brückenscheitel hat ebenso wie beim Oderspreekanal die Höhe von 3,50 Metern über dem Hochwasserstande erhalten. Im September 1894 wurden die Schleusen dem Verkehr übergeben, die Ausführung einzelner Arbeiten konnte erst etwas später erfolgen.

Die neue Brücke erhielt eine Breite von 19 Metern, sie führt von Südwesten kommend zuerst über die Mühlengerinne, dann über die Schleuse, im rechten Winkel verbindet sich mit ihr die von Südosten über das größere Mühlengerinne führende Fischerbrücke. Auf der Insel zwischen diesem Gerinne und der Schleuse wurde auf der einen Seite an Stelle des alten Mühlenshauses in ähnlichen festungsartigen Formen ein großes Gebäude für die Sparkasse und die Armen-Verwaltung aufgeführt, trotz des von verschiedenen Seiten lebhaft vertretenen Wunsches, beide Seiten offen zu halten und dadurch in der Mitte der Stadt einen mächtigen Raum von

feltener Schönheit und weitem Blick zu schaffen. Die südöstliche Seite blieb frei, sie erhielt nur ein zierliches kleines Gebäude für die Schleusenbeamten, ferner wurden hier an der ältesten Stelle von Berlin die Standbilder des ersten und letzten der askanischen Markgrafen aufgestellt, welche einst die deutsche Herrschaft in der Mark begründet, Berlin und Kölln zu deutschen Städten gemacht hatten.

Auch die kleine Panke mußte sich jetzt inmitten bebauter Straßen besserer Ordnung fügen. Ihre bei Hochwasser sehr erhebliche Wasserabführung verursachte bisweilen Überschwemmungen, konnte aber im öffentlichen Interesse erst geregelt werden, als das Wasser nicht mehr zu Privatzwecken benutzt wurde und die letzte der hier betriebenen Gerbereien 1891 ihr Wehr der Stadt überlassen hatte. Das Flüsschen teilte sich nahe der Dalldorferstraße in drei Arme. Einer davon wurde zugeschüttet, die beiden anderen wurden vertieft, ihre Ufer, soweit es erforderlich war, befestigt und ihr Flußbett zum Teil ausgemauert.

Durch die Brückenbauten, die Straßendurchbrüche und Straßenerweiterungen änderte sich das Aussehen der Stadt und die Bahn wurde frei für den noch viel rascher als die Einwohnerzahl wachsenden Verkehr. Die Zahl der Droschken war bis 1850 auf 999 gestiegen, 1870 gab es 3588, darunter 192 der seit 1861 aufgetretenen ersten Klasse, die etwas besser ausgestattet waren und einen höheren Tarif hatten. Im März 1873 sollte eine neue Droschken-Ordnung in Kraft treten, aber die Kutscher wie die Besitzer widerstrebten ihr und stellten ihre Tätigkeit ein. Vier Tage lang war Berlin fast ohne Wagenverkehr. Die ältesten, längst ausrangierten Gefährte wurden aus den Remisen geholt und mit Arbeitspferden bespannt, in der Stadt wohnende Gutsbesitzer ließen ihre Landkutschen, Jagd- und Marktwagen hereinbringen.

Durch das neue Reglement waren besondere Gepäcdroschken vorgesehen, deren Dach für die Aufnahme größerer Gepäckstücke eingerichtet ist. Ihre Zahl ist niemals groß gewesen, hat sich immer zwischen 140 und 260 bewegt, man sieht sie fast nur im Verkehr von den Bahnhöfen. Dagegen ist die anfangs kleine Zahl der Droschken erster Klasse rasch gestiegen, 1880 gab es bereits 1500, 1890: 2900, etwa 500 mehr als zweiter Klasse. Kraftwagen zeigten sich in Berlin zuerst 1896, bis 1898 stieg ihre Zahl auf zehn. Die erste Kraftdroschke wurde 1899 in Betrieb gesetzt, im nächsten Jahre folgten zwei weitere. Seitdem ist ihre Zahl rasch gestiegen, während die Zahl der anderen Droschken sich unter dem wachsenden Einfluß anderer Verkehrsmittel erheblich vermindert hat. Ende 1906 gab es in Berlin 7604 Droschken, von da an ist die Gesamtzahl langsam aber regelmäßig, fast von Monat zu Monat, im ganzen bis jetzt um mehr als 1100 zurückgegangen. Man zählte:

	Kraft- droschken	Droschken 1. Klasse	Droschken 2. Klasse	Gepäck- droschken	zusammen: Droschken
In der Stadt Berlin Juni 1909	873	5 212	134	256	6 475
In Großberlin Ende 1908	1 301	6 826	184	272	8 583

Im Omnibus-Verkehr war die Zahl der Wagen bis 1860 auf 66 gestiegen, dann trat mit der rascheren Bevölkerungszunahme eine starke, wie es scheint, übergroße Konkurrenz ein. 1864 gab es 36 Linien mit 305 Wagen, die indessen nicht genügend benutzt wurden, auch meist in sehr traurigem Zustande waren. Es bildete sich eine Aktiengesellschaft, die alle Linien übernahm und den Betrieb einschränkte, so daß 1870 nur 184 Wagen in Tätigkeit waren, eine Zahl, die dem rasch gestiegenen Verkehr und dem erwachten Bedürfnis nicht genügen konnte. Die Wagen fuhrten sämtlich von den äußeren Stadtteilen nach dem Zentrum, eine unmittelbare Verbindung der äußeren Stadtteile untereinander fehlte gänzlich. Auch die jetzt (Sommer 1909) von zwei Gesellschaften mit 942 Wagen, darunter 167 Kraftwagen, unterhaltenen 46 Omnibuslinien haben meist eine zentrale Richtung. Von den Omnibuslinien außerhalb der Stadt sei wegen seines besonderen Interesses für Berlin der Auto-Omnibus genannt, den die Berliner Stadtsynode zwischen Bahnhof Wannsee und dem neuen Zentralfriedhof bei Stahnsdorf verkehren läßt, bis die für diese Strecke in Aussicht genommene Bahnverbindung hergestellt sein wird.

Eine peripherische Verbindung wurde zuerst von der 1871 begründeten Großen Berliner Pferdeeisenbahn-Gesellschaft (der jetzigen Großen Berliner Straßenbahn-Gesellschaft) geschaffen. Bis dahin gab es in Berlin nur die 1865 eröffnete Pferdeeisenbahn vom Kupfergraben nach Charlottenburg, die 1871 bis Westend, später bis zum Spandauer Bock fortgesetzt wurde, für den Verkehr innerhalb der Stadt aber kaum in Betracht kam. Die erste von der neuen Gesellschaft in Angriff genommene Linie war die dreizehn Kilometer lange, 1873 in Betrieb genommene Ringbahn, der jetzige Stadtring. Sie wurde zum großen Teile — vom Brandenburger Tor bis zur Prinzenstraße, vom Landsberger bis zum Oranienburger Tor — im Zuge der ehemaligen Stadtmauer geführt. Die Gesellschaft hat seitdem die Zahl ihrer Linien rasch vermehrt, 1909 unterhält sie 98 Linien, drei mit ihr in Verbindung stehende Gesellschaften haben 20 weitere Linien, außerdem bestehen noch 6 Linien im Besitze von vier anderen Unternehmern und 2 Linien im Besitze der Stadt Berlin, so daß 126 Straßenbahnlinien mit

3200 Wagen die einzelnen Stadtteile untereinander und mit den Vororten verbinden. In diese Zahlen sind nicht einbegriffen solche Linien, die ohne das eigentliche Berliner Stadtgebiet zu berühren, nur dem Verkehr der Vororte dienen.

Eine kleine elektrisch betriebene Bahn, die erste der Welt, wurde 1879 in der Berliner Gewerbe-Ausstellung von der Firma Siemens und Halske vorgeführt. Diese Firma hat später auf einigen größeren Probestrecken (von Westend zum Spandauer Bock und in Groß-Lichterfelde) die Durchführbarkeit und den Nutzen dieser Art des Betriebes gezeigt und dann 1895 die Linie Berlin-Pankow, im folgenden Jahre die Linie Berlin-Treptow in Betrieb gesetzt. 1896 hat auch die Große Berliner Gesellschaft zwei zur Ausstellung in Treptow führende Linien mit elektrischen Motoren ausgestattet und diese Art des Betriebes dann allmählich auf ihre anderen Linien ausgedehnt. Alle Berliner Straßenbahnen haben jetzt oberirdische Stromzuführung. Nur an einigen Stellen muß aus ästhetischen Rücksichten die Zuführung durch unterirdische Leitungen erfolgen, die bei unserem Klima mancherlei Störungen unterliegt, namentlich bei starkem Schneefall bisweilen versagt. Vor der Einführung des elektrischen Betriebes hatte man einige Versuche mit Dampflokomotiven gemacht, die aber im großstädtischen Verkehr zu viele Störungen herbeiführten.

Einen anderen Charakter als die zu ebener Erde geführten Straßenbahnen, deren Schnelligkeit durch den sonstigen Straßenverkehr gehemmt wird, hat die im Januar 1902 eröffnete Hoch- und Untergrundbahn. Der zuerst erbaute östliche Teil der Hochbahn von der Warschauer Brücke bis zum Halleschen Tor erregte viel Anstoß, hübsch ist auf dieser Strecke nur die Überführung über die Oberbaumsbrücke. Die Strecke vom Halleschen Tore zum Rollendorfsplatz ist dann in gefälligerer Weise ausgeführt worden. Bei einigen ihrer Bahnhöfe, namentlich am Halleschen Tor und am Rollendorfsplatz ist der neue Typus eines gewissermaßen in der Luft schwebenden Bahnhofes vorzüglich getroffen. Gegen die Fortsetzung als Hochbahn erklärte sich die öffentliche Meinung mit großer Lebhaftigkeit. Charlottenburg gestattete auf seinem Gebiete nur unterirdische Weiterführung. Der Ausbau nach dem Zentrum von Berlin war von vornherein als Untergrundbahn beabsichtigt. Im Oktober 1908 konnte die Strecke bis zum Spittelmarkt eröffnet werden, an der Fortsetzung wird rüstig gearbeitet, der Bau einer ganzen Anzahl weiterer Untergrundbahnen wird vorbereitet.

Die bis 1846 entstandenen, von Berlin ausgehenden fünf Fernbahnen waren sämtlich von Aktien-Gesellschaften erbaut, aber an der Fortsetzung der Frankfurter Bahn bis Breslau hatte sich der Staat beteiligt und unter gewissen Bedingungen eine Zinsgarantie übernommen. Da die Gesellschaft

keine guten Geschäfte machte, stellte 1849 der Handelsminister von der Heydt, der auch sonst die staatlichen Aufsichtsrechte den Privatbahnen gegenüber sehr energisch handhabte, die Bahn unter königliche Verwaltung. Die Gesellschaft protestierte dagegen und wendete sich an die Gerichte. Als ihre Klage abgewiesen wurde, bot sie dem Staate ihre Bahn zum Kauf an. Von der Heydt hatte schon früher, als er noch Kaufmann war, namentlich im Vereinigten Landtage den Bau von Eisenbahnen auf Staatskosten befürwortet, weil die Eisenbahnen als das wichtigste aller Verkehrsmittel in den Händen des Staates sein und weniger nach Rücksichten des Erwerbs als nach denen des öffentlichen Wohls verwaltet werden müßten. Jetzt wies er außerdem darauf hin, wie große militärische Bedeutung in dieser Zeit der scharfen politischen Spannung zwischen Preußen und Oesterreich die Verbindung mit Schlesien habe. Durch sein nachdrückliches Auftreten setzte er durch, daß die Bahn 1852 vom Staate übernommen wurde.

Auf Staatskosten gebaut wurde dann 1867 die Bahn nach Küstrin zum Anschluß an die Ostbahn, von Aktiengesellschaften 1868 die Görlitzer, 1871 die Lehrter, 1875 die Dresdener Bahn. In demselben Jahre setzte die Militärverwaltung ihre Bahn nach dem Kammersdorfer Schießplatz in Betrieb und machte sie von Jossen an, wo sie sich mit der Dresdener Bahn berührt, dem Publikum zugänglich, während die Strecke Berlin=Jossen erst 1888 dem öffentlichen Verkehr erschlossen wurde. In demselben Jahre 1875 war die Aktiengesellschaft, welche den Bau einer Nordbahn nach Stralsund unternommen hatte, in so große Schwierigkeiten geraten, daß sie sich nicht halten konnte. Die seltsamen Vorgänge bei der Gründung dieser Gesellschaft wurden von dem Abgeordneten Vasker aufgedeckt, sie werden in poetischer Form gezeichnet durch Spielhagens in Berlin und auf Rügen spielenden Roman „Sturmflut“, der zugleich die Sturmflut schildert, welche damals einen großen Teil der Ostseeküste heimsuchte, und die andere Sturmflut, welche über die Börse hereinbrach und die unsoliden Gründungen hinwegschwemmte. Im öffentlichen Interesse wurde jetzt die bereits begonnene Bahn vom Staate übernommen und fertig gestellt. Der Staat baute auch die große, 1879 vollendete Bahn nach Wehlar und Meß. Sie trifft bei Neubabelsberg mit der Potsdamer Bahn zusammen und wurde anfangs von dort nach dem Potsdamer Bahnhofe geführt, später mit der Stadtbahn und durch diese mit der Ostbahn verbunden, so daß sie mit ihr zusammen eine ununterbrochene, von Meß bis nach Ghytkuhnen, von der französischen bis zur russischen Grenze führende Linie bildet.

Inzwischen hatte eine starke Strömung eingesetzt, die großen Bahnen für den Staat anzukaufen und unter einheitliche Verwaltung zu stellen. Von den Berliner Bahnen wurden 1879 die Stettiner und Lehrter, 1880

die Potsdam-Magdeburger, 1882 die Anhalter und Görlitzer, 1884 die Hamburger und die Dresdener Bahn, soweit sie auf preußischem Gebiete liegt, angekauft. So waren alle von Berlin ausgehenden großen Bahnen in einer Hand vereinigt. Sie waren sämtlich als Fernbahnen angelegt, wurden aber in den der Stadt naheliegenden Teilen auch dem Vorortverkehr dienstbar gemacht und zu diesem Zwecke mit besonderen Geleisen ausgestattet, so daß zahlreiche Züge unabhängig vom Fernverkehr auf ihnen hin und her gehen können.

Außer diesen zwölf Fernbahnen mit ihren Einrichtungen für den Vorortverkehr besitzt Berlin jetzt noch sieben diesem ausschließlich dienende Bahnen: die Wannseebahn, die Ringbahn, zwei von einem westlichen, drei von einem nördlichen Vorortbahnhofe ausgehende Linien, ferner zwei andere, die zwar etwas weiter hinausgehen, aber doch überwiegend Vorortverkehr haben: die Wriezener Bahn von einem Nebengeleise des Schlesiſchen Bahnhofes nach Wriezen und dann weiter nach Königsberg in der Neumark und die vom Stettiner Bahnhof nach Tegel, Belten und Kremmen führende Bahn, endlich zwei von privaten Unternehmern erbaute Bahnen, die gleichfalls einen starken Vorortverkehr haben: die Kleinbahn Nixdorf-Mittenwalde im Anschluß an den Ringbahnhof Hermannstraße und die von Reinickendorf im Anschluß an die Tegeler Linie nach Liebenwalde und Groß-Schönebeck führende Nebenbahn.

Die Wannseebahn wurde 1874 gebaut, 1891 bedeutend erweitert. Sie zweigt bei Zehlendorf von der Potsdamer Bahn ab und trifft bei Neuhabelsberg wieder mit ihr zusammen. Bei Nikolassee wird sie jetzt von der Wehlarer Bahn und den neben ihr hergehenden, von der Stadtbahn aus durch den Grunewald nach Potsdam führenden Geleisen gekreuzt.

Unmittelbar neben dem Berliner Wannseebahnhofe liegt der gemeinsame Bahnhof der Ringbahn und der westlichen Vorortbahn. Die letztere besteht in ihrer jetzigen Form seit 1901. Von ihrem Bahnhofe gehen zwei Linien aus, die von der Anhalter und Dresdener Bahn abgezweigt sind und neben deren Hauptgeleisen liegen. Die eine führt nach Zossen, ziemlich in derselben Richtung wie die Militärbahn, aber noch einige andere Dörfer berührend, die andere führt über Südende und Lankwitz nach dem Osten von Großlichterfelde.

Neben dem Stettiner Bahnhofe liegt ein nördlicher Vorortbahnhof, von dem drei Linien nach Tegel, nach Bernau und nach Dranienburg führen.

Mit dem Bau der Ringbahn als Ersatz für die 1851 erbaute, den Straßenverkehr allzu sehr störende Verbindungsbahn wurde 1867 begonnen, er wurde aber durch die Schwierigkeiten des Grunderwerbs und durch moorige Stellen, namentlich am Kummelsburger See, dann durch den

Mangel an Arbeitskräften während des siebenziger Krieges aufgehalten. Im Juli 1871 war der 25 Kilometer lange östliche Teil von Moabit über Stralau und Treptow nach Schöneberg vollendet und so eine neue Verbindung der Berliner Bahnhöfe hergestellt. Zur Förderung des Vorortverkehrs wurde die 16 Kilometer lange Fortsetzung von Schöneberg über Wilmersdorf und Westend nach Moabit gebaut und im November 1877 dem Verkehr übergeben. Je nach dem Charakter des welligen Geländes liegt die Bahn teils auf aufgeschüttetem und befestigtem Damm einige Meter höher als die Straßen, teils in Einschnitten ebenso tief unter ihnen, zu einem Teile der Bahnhöfe muß man hinauf, zu den anderen hinuntersteigen. Sie war ursprünglich zweigeleisig angelegt, ist aber dann erweitert worden, jetzt hat sowohl der Nordring wie der Südring vier Geleise, von denen je zwei dem Güterverkehr dienen.

Der Gedanke einer quer durch die Stadt von Osten nach Westen zu führenden Bahn tauchte bereits 1871 auf, eine Aktiengesellschaft bildete sich zu diesem Zwecke, brachte aber das erforderliche Kapital nicht zusammen. Trotz der hoch veranschlagten Kosten nahm der Staat die Sache in die Hand sowohl im allgemeinen Verkehrsinteresse wie wegen der großen militärischen Bedeutung. Im Herbst 1875 wurde der Bau begonnen, am 7. Februar 1882 der Verkehr eröffnet. Die Kosten haben 68 Millionen Mark betragen, beinahe zur Hälfte für Grunderwerb, obgleich man, um diese Ausgabe einigermaßen einzuschränken, sich entschlossen hatte, die Bahn nicht gerade durch die am dichtesten bebauten Stadtteile, etwa über den Spittelmarkt, wie anfangs gedacht war, zu führen, sondern für einen Teil des Weges den längst überflüssigen und störenden Königsgraben zu benutzen. Mit dem hierdurch verursachten Umweg von etwa zwei Kilometern beträgt die Länge der Bahn zwölf Kilometer. Sie ist ganz als Hochbahn ausgeführt, innerhalb der eigentlichen Stadt auf gemauerten, gewölbten Bogen mit 4,50 Meter hohen Straßenüberführungen. Die Bogen wurden von vornherein so eingerichtet, daß die unter ihnen liegenden Räume entweder von der Bahnverwaltung benutzt oder vermietet werden können. Von ihren vier Geleisen sollten ursprünglich zwei dem Fern- und Vorortverkehr, zwei allein dem Stadtverkehr dienen. Der Fernverkehr steigerte sich aber bald so, daß ein erheblicher Teil des Vorortverkehrs, namentlich die Verbindung mit den östlichen Vororten und die Züge durch den Grunewald nach Potsdam von den Stadtgeleisen mit übernommen werden mußten. Der Güterverkehr ist möglichst beschränkt, seine Hauptmasse hat die Ringbahn zu bewältigen. Auf der Stadtbahn findet er nur auf den Ferngeleisen, meist während der Nachtzeit statt, wenn nicht die Versorgung der Zentral-Marktthalle am Alexanderplatz, die durch besondere Anschlußgeleise mit der Stadtbahn verbunden ist, die Einlegung einiger Tages-Güterzüge erfordert.

Alle in Berlin einmündenden Bahnen haben Anschluß an die Stadt- oder an die Ringbahn. Beide zusammen haben zwölf Geleise, die im Kriegs- falle sämtlich für die Truppenbeförderung benutzt werden können, so daß die Verteidigungsmittel des Ostens und des Westens in enge Verbindung miteinander gesetzt sind, in kurzer Zeit die Streitkräfte von der einen Grenze an die andere befördert werden können. Damit die Geleise der Stadt- und Ringbahn diese Aufgabe in vollem Maße erfüllen können und hierbei möglichst wenig durch die zeitraubende Einschiffung der Berliner Truppen mit ihrem großen Material gehindert werden, wird für diesen Zweck der 1867 erbaute, seit 1882 nicht mehr benutzte Ostbahnhof in Stand gehalten.

Zur Zeit, als die Stadtbahn gebaut wurde, tauchte der Gedanke auf, den gesamten Personenverkehr der Berliner Bahnen in einem Zentralbahnhofe zu vereinigen. Dies hat sich nicht durchführen lassen, nur Mezer, Schlesiſche und Ostbahn wurden ganz mit der Stadtbahn verbunden, außerdem wurde der Personenverkehr der Dresdener, Hamburger und Nordbahn nach dem Anhalter, Lehrter und Stettiner Bahnhofe verlegt. Die Personenbahnhöfe der Dresdener und der Nordbahn sind dann eingegangen, in den Räumen des ehemaligen Hamburger Bahnhofes ist das Verkehrsmuseum eingerichtet. Gegenwärtig bestehen also bei den Berliner Fernbahnen — abgesehen von dem Militärbahnhofe und den Fernbahnhöfen der Stadtbahn — fünf große Personenbahnhöfe: der Görlitzer 1868, der Lehrter 1871, der Potsdamer 1872, der Stettiner 1876 und der Anhalter 1880 eröffnet. Der letztere mit seiner 170 Meter langen, 60 Meter breiten, über 34 Meter hohen Bahnsteig- halle macht durch die Einfachheit der Gliederung und die aus vollendeter Zweckmäßigkeit hervorgehende Schönheit einen bedeutenden Eindruck, er gilt zugleich als ein Meisterwerk in der Anwendung und Ausbildung des Ziegel- rohbaus.

Neben den Eisenbahnen behauptet sich der Berliner Schiffsverkehr, er hat bis vor kurzem stetig zugenommen, ist aber in den letzten Jahren zurückgegangen. Für die Beförderung von Personen hat er geringere Bedeutung als die anderen Verkehrsmittel, für den Transport von Vieh kommt er nicht in Betracht. Aber an Umfang und Massenhaftigkeit des sonstigen Güterverkehrs, namentlich in Brenn- und Baumaterialien ist er bis 1890 dem Eisenbahnverkehr überlegen gewesen, dann erst von ihm überholt worden. Personendampfer fahren im Sommer sowohl auf der Oberspreewie von der Sannowitzbrücke aus wie auf der Unterspreewie von der Weiden- dammer Brücke aus. Die Schiffe werden vielfach zu Ausflügen und Vergnügungsfahrten gemietet, in der folgenden Übersicht sind nur die Personen aufgeführt, welche außerdem auf bezahlte Fahrſcheine befördert wurden.

	Personenbeförderung			
	1905	1906	1907	1908
Spreedampfer	1 335 000	1 500 000	1 394 000	2 670 000
Omnibusse	104 000 000	128 000 000	140 000 000	121 000 000
Straßenbahnen	420 000 000	443 000 000	504 000 000	534 000 000
Hoch- und Untergrundbahn	34 000 000	37 000 000	41 000 000	44 000 000
Stadt- und Ringbahn . .	124 000 000	138 000 000	148 000 000	149 000 000

Güterverkehr in Tonnen = 1000 Kilogramm				
	1. Auf den Berlin-Charlottenburger Wasserstraßen			
	1905	1906	1907	1908
Angekommen	7 360 000	7 440 000	5 885 000	4 979 000
Verfendet	640 000	716 000	746 000	683 000
zusammen	8 000 000	8 156 000	6 631 000	5 662 000
2. Auf der Eisenbahn, Distrikt Berlin				
Angekommen	7 980 000	8 760 000	7 988 000	8 290 000
Verfendet	1 930 000	2 127 000	2 248 000	2 188 000
zusammen	9 910 000	10 887 000	10 236 000	10 478 000

Der neu gebildete, von der Provinz Brandenburg abgezweigte Eisenbahndistrikt: Berliner Vororte zählte 1908 als angekommen 2 650 000, als verfendet 667 000, zusammen 3 317 000 Tonnen.

Die beiden in diese Statistik nicht einbegriffenen privaten Bahnen haben befördert:

April 1908/1909	Personen	Tonnen	Länge der Bahn
Reinickendorf-Gr.-Schönebeck .	505 000	240 000	60 Kilometer
Rixdorf-Mittenwalde	172 000	279 000	27 „

Zweiter Abschnitt.

Städtische Verwaltung, Armenfürsorge, Gesundheitspflege, öffentliche Gärten.

Die Städteordnung beruht auf dem Gedanken, daß die städtischen An= gelegenheden von den Bürgern verwaltet werden, die ihnen neben ihren sonstigen Berufsgeschäften einen Teil ihrer Kraft und ihrer Zeit in ehren= amtlicher Tätigkeit widmen sollen. In größeren Gemeinden mit aus= gehntem, mannigfache Interessen umschließendem Wirkungskreise muß ein sehr wesentlicher Teil der Verwaltungsarbeit von berufsmäßig vorgebildeten, ihre volle Kraft einsetzenden Beamten besorgt werden. In Berlin beläuft sich jetzt der jährliche Stadthaushalt mit Einschluß des 136 Millionen Mark betragenden Stats der städtischen Werke auf etwa 290 Millionen Mark, er ist höher als der Staatshaushalt von Württemberg, von Baden und von den meisten anderen deutschen Bundesstaaten; nur Preußen, Bayern und das Königreich Sachsen haben größere Einnahmen und Ausgaben zu verrechnen. Dem Umfang dieser Verwaltung entspricht die Zahl der in ihr tätigen Beamten. Außer den mehr als 6000 Lehrern und Lehrerinnen an den höheren und niederen Schulen sind 4200 Beamte von der Stadt angestellt, mehr als 28 000 Posten werden ehrenamtlich versehen: 12 000 in den zahlreichen Einschätzungs= und Abschätzungs=Kommissionen, 8000 in der Armen= und Waisenpflege, 3000 in den Schulkommissionen, 5000 in den anderen Verwaltungszweigen. Viele dienstfertige und opferbereite Bürger bekleiden zugleich mehrere solcher Ehrenämter, in der Armen= und Waisenpflege arbeiten neben den Männern auch mehr als 600 Frauen.

An der Spitze dieser Verwaltung steht der Magistrat. Vor hundert Jahren, als die Städteordnung eingeführt wurde und Berlin 150 000 Ein= wohner zählte, glaubte man, daß zehn besoldete und fünfzehn unbesoldete Magistratsmitglieder erforderlich seien. Bei dem Wachstum der Stadt erwies sich die Zahl der besoldeten Mitglieder als nicht ausreichend, sie wurde all= mählich auf siebenzehn erhöht: zwei Bürgermeister, Syndikus, Kämmerer, zwei Bauräte für Hochbau und für Tiefbau, zwei Schulräte für höheres und niederes Schulwesen und neun Stadträte. Die Zahl der unbesoldeten Stadträte wurde gleichfalls auf siebenzehn festgesetzt. Darüber hinaus mochte man aber nicht gehen, weil sonst das Kollegium für eine verwaltende Körper= schaft zu groß geworden wäre. Da aber für die obere Leitung noch weitere juristisch vorgebildete Beamte nötig waren, entschloß man sich 1866 Gerichts= assessoren und Regierungsassessoren als Hilfskräfte heranzuziehen. Sie treten in der Regel zunächst mit Urlaub von der Staatsbehörde versuchsweise in den

städtischen Dienst, werden dann als Magistratsassessoren angestellt und später zu Magistratsräten befördert. Gegenwärtig sind außer einigen Hilfsarbeitern 15 Magistratsräte und 26 Magistratsassessoren im städtischen Dienst tätig. Ebenso stehen den Stadtschulräten zwölf aus den Reihen der Oberlehrer und Seminarlehrer hervorgegangene Schulinspektoren, den Stadtbauräten Magistratsbauräte, Bauinspektoren und Stadtbaumeister zur Seite.

Die Mitglieder des Magistrats werden von der Stadtverordnetenversammlung gewählt, und zwar die besoldeten auf zwölf Jahre, die unbesoldeten auf sechs Jahre. Wiederwahl nach Ablauf der Amtszeit ist gestattet und findet sehr häufig, beinahe regelmäßig statt. Die Wahl unterliegt der Bestätigung des Oberpräsidenten, die der Bürgermeister der Bestätigung des Königs. Alle anderen städtischen Beamten werden vom Magistrat mit Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung ernannt.

Die Zahl der Stadtverordneten wurde 1809 bei Einführung der Städteordnung auf 102 festgesetzt, 1861 bei der Vergrößerung des Stadtgebietes auf 108, 1881 in Verbindung mit einer neuen Einteilung der Wahlbezirke auf 126, 1900 auf 144 erhöht. Ihre Wahl erfolgt nach den Bestimmungen der an früherer Stelle besprochenen Städteordnung von 1853 und auf Grund des Dreiklassenwahlrechts für die Dauer von sechs Jahren, so daß alle zwei Jahre ein Drittel ausscheidet. Die etwa 370 000 Wahlberechtigten (= 18 Prozent der Bevölkerung) werden nach der Höhe der von ihnen gezahlten direkten Staats- und Gemeindesteuern in drei Klassen geteilt, so daß auf jede Klasse ein Drittel der Gesamtsumme kommt. 1800 Wähler der ersten Klasse mit einer Mindeststeuer von 4200 Mark zahlen zusammen ebensoviel direkte Steuern wie 32 000 Wähler der zweiten Klasse mit einer Mindeststeuer von 178 Mark und wie 336 000 Wähler der dritten Klasse.

Die Stadtverordneten üben nicht nur eine beschließende und prüfende Tätigkeit aus wie die parlamentarischen Körperschaften des Staates und des Reiches, sondern haben auch einen bedeutenden Anteil an der Verwaltung, da für die verschiedenen Zwecke derselben Deputationen gebildet werden, die aus Mitgliedern des Magistrats, der Stadtverordnetenversammlung und aus von dieser gewählten Bürgerdeputierten bestehen. Neben dieser sachlichen Trennung der Geschäfte besteht eine örtliche Einteilung in 438 Stadtbezirke und beinahe ebenso viele Armenkommissionsbezirke mit meist gleichen Grenzen, nur sind an einigen Stellen zwei schwach bevölkerte Stadtbezirke in einer Armenkommission zusammengefaßt. Für die Schulverwaltung ist das Stadtgebiet in zwölf Schulkreise, für die Hochbau- und die Tiefbauverwaltung in Bauinspektionen geteilt.

Die Armenkommissionen, zu denen seit 1902 auch einige Frauen (1909: 72) gehören, versehen unter Leitung der städtischen Armeodirektion die äußerst mühevollen und oft undankbare Arbeit der offenen Armenpflege.

Im Jahre 1908 erhielten 34 000 Personen laufende, regelmäßige Unterstützungen, 2000 davon noch besondere Zuschüsse, etwa 7000 andere vorübergehend Beihilfen, während außerdem für 12 000 Kinder Pflegegeld bezahlt wurde.

7000 andere Kinder befanden sich in städtischer Waisenpflege. Diese wird von der Waisen-Deputation geleitet, an deren Arbeit sich 2300 Mitglieder der Gemeinde-Waisenträte und 556 Pflegerinnen beteiligen. Unter ihren Pfleglingen sind verhältnismäßig wenige Volkswaisen, aber eine recht große Anzahl solcher, deren Vater unbekannt ist und die aus moralischen Gründen der Mutter abgenommen werden mußten, auch solche, deren Eltern zwar bekannt, aber flüchtig, oder im Gefängnis, oder aus anderen Gründen nicht in der Lage sind, ihre Kinder erziehen zu können. Von den Waisenpfleglingen standen mehr als 800 noch im ersten Lebensjahre. Diese ganz Kleinen kommen, wenn sie nicht gleich Familienpflege erhalten können, nach dem schönen Hause der Schmidt-Gallasch-Stiftung in der Kürassierstraße, das aus den Mitteln von zwei in den Jahren 1890 und 1891 der Stadt zugefallenen, zur Begründung eines Kinderasyls bestimmten Vermächtnissen erbaut ist. Die anderen Waisen gehen zunächst nach dem nahe dabei gelegenen, gleichfalls neu erbauten Waisenhause in der Alten Jakobstraße und werden dann, soweit es irgend möglich ist, in Familienpflege gegeben. Diese wird in so hohem Grade bevorzugt, daß jetzt nur etwa 5 Prozent der Waisen, vornehmlich zarte und schwächliche, im Rummelsburger Waisenhause, 4 Prozent in kleineren Privatanstalten erzogen werden. Beinahe zwei Drittel der Waisen sind bei auswärtigen Familien, etwa ein Fünftel in Berliner Familien untergebracht. Einige müssen Zwangserziehungsanstalten übergeben werden, doch geschieht dies so selten als möglich und nur in Fällen schwerer sittlicher Verwahrlosung. Wenn diese nicht bereits einen sehr hohen Grad erreicht hat, wird Familienpflege vorgezogen, aber in einiger Entfernung von der Stadt, um den nachteiligen Einfluß des Verkehrs mit Verwandten und früheren Genossen möglichst abzuschwächen.

Für dauernde Versorgung hilflosbedürftiger Greise und Greifinnen bestehen von der Stadt und von Stiftungen unterhaltene Hospitäler. Vorübergehende Unterkunft gewährt das städtische Obdach in der Fröbelstraße mit etwa 300 Betten, in dem alljährlich 700 bis 800 Familien auf kurze Zeit, bis zu vier Wochen, Aufnahme finden. Nahe dabei liegt das nächtliche Obdach, das nur für einzelne Nächte besucht werden darf und um 7 Uhr morgens wieder verlassen werden muß. Es gewährt abends und morgens Suppe mit Brot, außerdem Gelegenheit zum Baden und zur Desinfektion der Kleider. Etwa 500 000 Männer, 20 000 Frauen suchen es alljährlich auf. Mehrere mit ihm verbundene Stiftungen bemühen sich, den Arbeitswilligen bei ihrer Entlassung weiter zu helfen. Ähnliche Einrichtungen

haben die Asyle des Berliner Asylvereins für Obdachlose, die gleichfalls mit Arbeitsnachweis verbunden sind. Ihre nur aus Unterhaltungsschriften bestehenden Bibliotheken werden alljährlich von vielen Tausenden benutzt.

Mit der amtlichen Fürsorge wetteifert die freie Liebestätigkeit, die von den religiösen Körperschaften und von Vereinen der mannigfachsten Art ausgeübt wird in Beratung von Zuziehenden, in Auskunfterteilung, Beherbergung, in Beschaffung von Arbeit oder Arbeitsmitteln, von Kleidung, Lebensmitteln, Brennmaterial, Mahlzeiten, in gelegentlicher festlicher Speisung, in der Fürsorge für Kinder, für Kranke, für Genesende, in Erziehung und Belehrung, in Gewährung von Darlehen und baren Unterstützungen. Die Zahl der Stiftungen, der durch Vermächtnisse begründeten Hospitäler und Waisenhäuser, der Verbände und Vereine ist so bedeutend, daß die bloße Aufzählung ihrer Namen im Berliner Adreßbuch trotz engsten Druckes eine ganze Reihe von Seiten einnimmt. Es sei gestattet, drei dieser Vereine besonders hervorzuheben.

Der „Verein der Berliner Volksküchen“ wurde 1866 beim Beginn des Krieges aus dem Gedanken ins Leben gerufen: „Wenn unsere Landwehr- und Reservistenfrauen ihre Männer dem Vaterlande hergeben, wird die erste Sorge sein: Wie stille ich den Hunger der Kinder? Wenn Tausende durch den Krieg verarmen, wird die Flamme am häuslichen Herd verlöschen. Diesen Tausenden in einer gemeinsamen Küche die Hauptmahlzeit zu bereiten, mit fürsorglicher Liebe darüber zu wachen, daß die Speisen schmackhaft, genügend und auf die billigste Weise hergestellt und verkauft werden.“ Da dieser Gedanke durch die kluge und geschickte Art der Durchführung sich bewährte, hat die Einrichtung solcher Volksküchen dauernden Bestand gewonnen. Als Anstalten zur Massenpeisung haben sie alle Vorzüge des Großbetriebes und verwerten dieselben ausschließlich zu gunsten der Verzehrter. Sie können Speisen und Getränke billiger herstellen, als der einzelne es vermag, und sie billiger abgeben als der Gastwirt, weil der Verein nicht nur auf den Unternehmergewinn verzichtet, sondern auch alle Arbeit in der oberen Leitung sowie in der Beaufsichtigung der einzelnen Küchen unentgeltlich geleistet wird. Die letztere erfolgt ausschließlich durch die Damen des Vereins. Er hat in sehr viel stärkerem Grade als bis dahin üblich war, Frauen aus der Hauswirtschaft in die helfende Vereinstätigkeit eingeführt und zu kräftiger Mitwirkung angeregt.

Der „Verein gegen Verarmung“ trat im Februar 1870 nach längeren Vorverhandlungen ins Leben. Sein Zweck war, die freie Wohltätigkeit zusammenzufassen und zu höherer Tätigkeit anzuspornen; durch rechtzeitiges Eingreifen auf dem Boden der Selbsthilfe arbeitsfähige und arbeitswillige Leute in der Erhaltung oder Wiederherstellung ihrer wirtschaftlichen Selbstständigkeit zu unterstützen und dadurch vor Verarmung zu bewahren. Gleich-

zeitig wurden die Mitglieder des Vereins gebeten: „Bittsteller, deren Verhältnisse sie nicht genau kennen, an den Verein zu weisen, damit die Bettler zwar nicht ohne Hilfe gelassen, aber nicht ohne Prüfung ihrer Verhältnisse unterstützt werden.“ Der Verein fand bald zahlreiche Mitglieder, 1907 waren es mehr als 6000, seine über die ganze Stadt verteilten Lokal-Komitees entfalten eine sehr eifrige und lebhaftige Tätigkeit, sie suchen den Unterstützten auch mit ihrem Räte beizustehen, vor allem aber sich durch genaue Erkundigung über die Verhältnisse der Bittsteller zu unterrichten. Durch ihre Sorgfalt werden „große Summen dem blinden Geben an Unwürdige entzogen“ und den wahrhaft Bedürftigen zugewendet. Im Jahre 1907 sind dem Verein von seinen Mitgliedern etwa 3000 Gesuche um Auskunft übergeben worden, von denen 1600 als durchaus ungeeignet nicht befürwortet werden konnten. Von 1870 bis 1907 hat der Verein an 140 000 Personen Beihilfen von beinahe zwei und einer halben Million Mark, außerdem an 21 000 Personen Darlehen im Betrage von 1 300 000 Mark gegeben und anderen gegen gering bemessene Abzahlungen 4378 Nähmaschinen zur Verfügung gestellt. Daß von den Darlehen mehr als 900 000 Mark zurückgezahlt waren, ist wohl der beste Beweis, daß der Verein seinen Hauptzweck in vollem Maße erreicht und sehr vielen geholfen hat, sich wieder auf die eigenen Füße zu stellen, ihren Unterhalt selbst zu erarbeiten.

Das weitere Bemühen des Vereins, eine Verbindung der mannigfachen Wohltätigkeitsbestrebungen herzustellen und dadurch zu verhindern, daß geschickte Bettler und Bittsteller an mehreren Stellen zugleich Unterstützung erhalten zum Schaden der Bescheideneren, oft in viel höherem Grade Bedürftigen, hat keinen rechten Erfolg gehabt, weil damals die meisten Vereine und namentlich die kirchlichen Stiftungen eine Mitwirkung ablehnten, die ihre Selbständigkeit und Eigenart zu gefährden schien. Solche Zusammenfassung ist dann in anderer Weise versucht worden durch die „Zentrale für private Fürsorge“, welche 1893 als „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ begründet wurde, sich aber später, als ihre Tätigkeit einen größeren Umfang annahm, von dieser Gesellschaft getrennt und selbständig eingerichtet hat. Es ist ihr gelungen, die Organe der städtischen, kirchlichen und privaten Armenpflege in gemeinsamer Arbeit zu vereinigen und eine Art Archiv zum Zweck der Auskunftserteilung einzurichten. Eine wertvolle Frucht dieser Bemühungen ist ihr zu einem unentbehrlichen Handbuche für die Armenpflege in Berlin gewordenen, zuerst 1896 herausgegebenen Auskunftsbuch: „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte“, das jetzt bereits in vierter Auflage erscheint.

Für unbemittelte Kranke hatten in älterer Zeit die kirchlichen Stiftungen, später die Charitee gesorgt, seit dem Bestehen der Universität nahmen auch deren Kliniken solche Kranke gegen Erstattung der Kosten auf.

Um die wachsende Zahl der Kranken unterzubringen, schloß die Stadt seit 1850 Verträge mit verschiedenen Anstalten. Eigene Krankenhäuser besaß sie nicht, nur für Pocken- und Cholerafälle wurden Räume bereit gehalten, die indessen, wenn eine ernstliche Epidemie ausbrach, niemals ausreichten. Dann mußten jedesmal in aller Eile Lazarette mietzweise beschafft und eingerichtet werden. Um besser gerüstet zu sein, wurde 1864 das damals in der Palisadenstraße 59 bestehende Pocken- und Choleralazarett bedeutend erweitert. Zwei Jahre später trat die Cholera mit solcher Heftigkeit auf, daß noch drei weitere Choleralazarette erforderlich waren, die nach dem Erlöschen der Epidemie wieder aufgegeben wurden. Von den im ganzen gemeldeten 8200 Erkrankungen sind 2500 in diesen Lazaretten behandelt worden, 6000 Fälle sind tödlich verlaufen.

Noch stärker wurde die im März 1871 ausgebrochene, durch französische Gefangene eingeschleppte Pocken-Epidemie, die ein volles Jahr dauerte und beinahe 11 000 Personen ergriff. Nahezu die Hälfte konnte in der Palisadenstraße behandelt werden, etwa 2000 in eben frei gewordenen, vorher mit Verwundeten belegten Baracken auf dem Tempelhofer Felde, die sich auch hierbei vorzüglich bewährten, für die anderen mußten noch zwei Lazarette in der Eisenbahnstraße und im Moabiter Zellengefängnis zurechtgemacht werden. Da das Tempelhofer Feld Ende März 1872 geräumt werden sollte, ließ der Magistrat 16 neue Baracken in gemauertem Fachwerk nebst den nötigen Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden auf dem der Stadt gehörenden, acht Hektar großen Heideland in Moabit aufführen und hierbei zum erstenmal in Berlin den Versuch mit zentraler Dampfheizung machen. Ende März waren die Baracken fertig, da aber die Pocken-Epidemie rascher erlosch, als erwartet war, brauchten sie für ihren ursprünglichen Zweck nicht benutzt zu werden. Sie blieben trotzdem nicht leer. Bei der plötzlichen Zunahme der Bevölkerung und den ungesunden Wohnungsverhältnissen entstand eine Typhus-Epidemie, die Kindersterblichkeit nahm in erschreckender Weise zu. Da waren die neuen Baracken gut zu brauchen, sie haben 1872 und 1873 eine große Zahl von Kranken aufgenommen. 1874 wurden sie geschlossen, als das im Friedrichshain neu erbaute, erste eigene Krankenhaus der Stadt fertiggestellt war. Die städtischen Behörden überzeugten sich bald, daß die rasch wachsende Stadt mit nur einem eigenen Krankenhaus nicht auskommen könne, sie beschloßen 1875, das Barackenlazarett in Moabit zu vergrößern und für dauernden Gebrauch einzurichten.

Mit dem Krankenhaus im Friedrichshain wurde auf Anregung der Kronprinzessin eine Pflegerinnenschule verbunden und zu diesem Zwecke 1884 in unmittelbarer Nähe des Krankenhauses das Viktoriahaus erbaut. Die Oberin desselben ist zugleich Oberpflegerin im Krankenhaus, sie beaufsichtigt ihre Schülerinnen sowohl beim theoretischen wie beim praktischen

Unterricht. Ein Teil der Pflegerinnen tritt nachher in den Dienst der Anstalt, sie gehen dann erst später an andere Anstalten oder zur Privattätigkeit über. Die zu Vereinen gehörenden Schülerinnen lehren in der Regel zu diesen zurück.

Ein drittes allgemeines städtisches Krankenhaus wurde 1890 am Urban eröffnet, ein viertes noch größeres 1906 in der Seefstraße. Es umfaßt einen Raum von 26 Hektar, besteht aus etwa 60 Einzelbauten und hat Platz für 2000 Kranke. Auf seine zweckmäßige, würdige, schöne Erbauung und Ausstattung hat die Stadt 19 Millionen Mark verwendet. Sie hat ihm den Namen Rudolf Virchows gegeben, des großen Forschers und Lehrers, der die medizinische Wissenschaft auf eine neue Grundlage gestellt und sich um die Stadt Berlin hervorragende Verdienste erworben hat. Von 1859 bis zu seinem Tode im September 1902 war er als Mitglied der Stadtverordneten-Versammlung unermüdllich tätig für die Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse und des Unterrichts, im höchsten Alter ebenso wie in seinen Jugendjahren ein unerschrockener und erfolgreicher Vorkämpfer für Freiheit, Volksgesundheit und Volksbildung.

Außerdem war 1897 ein besonderes Frauen-Krankenhaus in der Gitschinerstraße hergestellt worden und 1900 wurde das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinder-Krankenhaus in der Reinickendorferstraße auf den Wunsch des Kuratoriums von der Stadt übernommen. Es war vornehmlich aus den Mitteln einer 1888 von der Stadt Berlin zum Andenken Kaiser Friedrichs begründeten Stiftung erbaut worden, zu seiner Unterhaltung hatte die Stadt einen namhaften jährlichen Zuschuß gegeben. So war die städtische Verwaltung, die noch vor dreißig Jahren in bezug auf die Behandlung der von ihr zu versorgenden unbemittelten Kranken auf die Hilfe anderer angewiesen war, im Besitz von sechs großen, vorzüglich eingerichteten und geleiteten Krankenhäusern.

Den Kranken Berlins stehen außerdem noch zahlreiche andere Krankenhäuser offen. Das größte derselben ist die Charitee. Durch ihre enge Verbindung mit der medizinischen Fakultät verfügt sie über einen so großen Stab gelehrter Ärzte, wie dies nur wenige Krankenhäuser in ähnlicher glücklicher Lage vermögen. Während der letzten zwanzig Jahre sind ihre vielen Abteilungen, eine nach der anderen, vollständig umgebaut und erneuert worden. Ebenso bedeutende ärztliche Autoritäten leiten die verschiedenen zur Universität gehörenden Kliniken.

Zu den großen Berliner Krankenhäusern sind ferner nach Umfang und Bedeutung zu rechnen: das vom Frauen-Lazarett-Verein unterhaltene Augusta-Hospital, das Krankenhaus der Diakonissenanstalt Bethanien, das Elisabeth-Krankenhaus des Frauen-Kranken-Vereins, das Krankenhaus des Paul Gerhardt-Stifts, das Lazarus-Kranken- und Diakonissenhaus, das

St. Hedwigs-Krankenhaus der katholischen Gemeinde, das Krankenhaus der jüdischen Gemeinde, das Elisabeth-Kinderhospital. Neben ihnen bestehen noch mehrere von evangelischen, katholischen und jüdischen Stiftungen unterhaltene kleinere Krankenhäuser, die sämtlich ein wohlberechtigtes Ansehen genießen, außerdem eine sehr große Anzahl von privaten Heilanstalten, Kliniken und Sanatorien, darunter einige von bedeutendem Umfang, viele von solchem Ruf, daß aus den fernsten Weltgegenden Patienten herkommen, um die Hilfe ihrer ärztlichen Leiter zu erbitten.

Besondere Aufmerksamkeit wird neuerdings den Wöchnerinnenheimen und der Säuglingspflege zugewendet. Unter den Anstalten, welche der letzteren dienen, ragen hervor die von Professor Neumann begründeten Säuglings-Fürsorgestellen und das im Juni 1909 eingeweihte Auguste Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglings-Sterblichkeit.

Eine eigene städtische Irenenanstalt wurde 1880 in Dalldorf eröffnet und mit ihr ein Erziehungshaus für idiotische Kinder verbunden. Da sie bald nicht mehr ausreichte, sind seitdem Herzberge in Lichtenberg und als besondere Anstalt für Epileptische: Wuhlgarten bei Biesdorf erbaut, eine vierte, große Anstalt wird jetzt in Buch errichtet. Mehr als 7000 Geistesranke, Idioten und Epileptische befinden sich in städtischer Pflege, ebenso ist die Zahl der Geisteskranken sehr groß, welche in Privatanstalten Heilung suchen oder in ihnen Pflege und Fürsorge gefunden haben.

In unserer aufgeregten Zeit, bei dem hastigen, lärmenden Treiben der großen Städte hat die Zahl der Geisteskranken und noch mehr der Nervenkranken sich bedeutend vermehrt. Trotzdem ist der Gesundheitszustand im ganzen besser geworden als früher, wie die geringere Sterblichkeit und die längere mittlere Lebensdauer deutlich zeigen. In der Zeit von 1751 bis 1800 starben in Berlin auf je 1000 Einwohner durchschnittlich 38, von 1801 bis 1850: 32, von 1851 bis 1900: 28. Besonders in die Augen fallend ist die Abnahme der Sterblichkeitsziffer in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und ihr weiterer Rückgang in den folgenden Jahren. Sie betrug von 1871 bis 1880 noch 33, von 1881 bis 1890: 26, von 1891 bis 1900: 20, in den fünf Jahren von 1901 bis 1905: 18, 1906: 17, 1907: 16. Die mittlere, durchschnittliche Lebensdauer betrug in Berlin von 1876 bis 1880 nicht ganz 30 Jahre, von 1881 bis 1890: 33 Jahre, von 1891 bis 1900: 38 Jahre.

In dem vortrefflichen statistischen Jahrbuche der Stadt Berlin wird darauf hingewiesen, daß die Erhöhung der Lebensdauer in Berlin zustande gekommen ist „trotz der durch die Abwanderung wohlhabender Bevölkerungsschichten in die Vororte notwendig herbeigeführten Senkung des sozialen Niveaus“. Als die wesentlichsten Ursachen dieser Erhöhung werden anzusehen sein: die kräftige Sorge für Verbesserung der Luft in der Stadt

durch die Kanalisation, durch bessere Reinigung und stärkere Besprengung der Straßen, durch Vermehrung der Garten- und Parkanlagen; die mannigfachen Wohltaten der Arbeiterversicherung; die durch Unterricht und Aufklärung herbeigeführte größere Aufmerksamkeit auf die natürlichen Bedingungen der Gesundheitspflege; ihre sorgfältige Berücksichtigung in der Anlegung der Straßen und in den Vorschriften für die Erbauung der Wohnhäuser; die günstigen Wirkungen des Sports, soweit er vermehrte Bewegung in freier Luft, Übung der Kräfte, mäßigeren Genuß alkoholischer Getränke veranlaßt; die durch erleichterte Gelegenheit allgemeiner gewordene Sitte des Badens und nicht zum wenigsten die von öffentlichen Körperschaften wie von Vereinen ins Leben gerufenen Genesungsheime, Pflegeheime, Heimstätten, Erholungsstätten.

Diese Heil- und Heimstätten liegen natürlich sämtlich außerhalb der Stadt in kleineren Orten, auf dem Lande oder im Walde, die von der Stadt auf ihren Rieselfeldern angelegten Heimstätten ebenso wie die Erholungsstätten vom Roten Kreuz und die Arbeiter-Heilstätte der Landesversicherungsanstalt Berlin in Beelitz. Noch weiter hinaus pflegen die Ferienkolonien zu gehen, welche zahlreichen Kindern aus unbemittelten Familien die Wohlthat eines Ferienaufenthaltes in Wald und Feld, am Strande oder im Gebirge verschaffen. In besonders lebhafter Weise wird jetzt der Kampf gegen die weit verbreitete, schleichende Krankheit der Lungentuberkulose geführt sowohl durch Einrichtung von Lungenheilstätten wie durch Fürsorge für Wohnungen und Lebensverhältnisse. Zur Beratung der Kranken und ihrer Familien hat sich 1904 ein „Zentralkomitee der Auskunfts- und Fürsorgestellen für Lungenkranke in Berlin und den Vororten“ gebildet. Ein Bericht desselben aus dem Jahre 1907 zeigt, daß damals bereits fünf solcher Stellen in Berlin, je eine in Charlottenburg, Pankow, Rixdorf, Schöneberg und Weißensee bestanden, daß von den Berliner Stellen 35 000 Personen untersucht, 18 000 Wohnungen desinfiziert oder sonst in gesunden Zustand versetzt, 700 Betten geliefert, 25 000 Mark an Mietszuschüssen und Unterstützungen gezahlt, 1500 Erwachsene und 3000 Kinder in Heil- oder Erholungsstätten untergebracht waren.

Das Rettungswesen in Berlin verdankt seine Entstehung der patriotischen Vereinstätigkeit während des siebenziger Krieges. Als keine Verwundeten mehr zu pflegen waren, errichtete der „Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ 1872 die erste Sanitätswache mit dem Zwecke, die Erlangung rascher ärztlicher Hülfe während der Nachtzeit zu erleichtern. Das gute Beispiel fand Nachahmung, rasch hintereinander entstanden zwölf solcher Wachen in den verschiedenen Stadtteilen. Zwanzig Jahre später entschlossen sich die Berufsgenossenschaften, vier Unfallstationen einzurichten, die jederzeit Unfallverletzten ärztliche Hülfe gewähren, auf

Wunsch auch die weitere Behandlung übernehmen sollten. Da diese Stationen großen Beifall fanden, nicht nur die Mitglieder der Berufsgenossenschaften, sondern auch viele andere sie in Anspruch nahmen, wurde ihre Zahl bald auf zwanzig vermehrt. Eine noch umfassendere Organisation, die „Rettungsgesellschaft“ rief 1897 Professor von Bergmann ins Leben, etwa tausend Ärzte meldeten sich zu dem neuen „Ärzteverein der Berliner Rettungsgesellschaft“. Die Zentrale hatte ihren Sitz im Langenbeckhause, das 1892 von der deutschen Gesellschaft für Chirurgie zum Andenken Langenbecks neben der chirurgischen Universitätsklinik als seiner Hauptwirkungsstätte erbaut war. Außer einem großen, durch alle drei Geschosse gehenden Sitzungssaale enthält es noch die Bibliothek der Berliner medizinischen Gesellschaft und einige andere Räume.

Zwischen der Rettungsgesellschaft, den Sanitätswachen und den Unfallstationen der Berufsgenossenschaften erfolgte 1903 eine Einigung. Sie bildeten zusammen den „Verband für erste Hilfe“, so daß jeder Teil seine Selbständigkeit behielt, sie sich aber gegenseitig unterstützten und in manchen Dingen, namentlich im Krankentransportwesen zusammenwirkten.

Alle drei Vereine haben sich jetzt bereitwillig in den Dienst der Stadt gestellt und so eine engere Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit miteinander und nebeneinander erreicht. Die Stadt unterhält 13 Hauptwachen in den öffentlichen Krankenhäusern, ferner 17 Hülfswachen sowie eine Zentral-Meldestelle im Rathause. In die Arbeit dieser Rettungswachen teilen sich die Mitglieder des Ärztevereins mit den Ärzten der Berufsgenossenschaften und der Sanitätswachen unter der Leitung eines für jede Wache von den diensttuenden Ärzten aus ihrer Mitte gewählten Obmanns.

Außerdem sind in einigen Feuerwachen vollständige Sanitätsstuben eingerichtet, die anderen, ebenso die Polizeireviere, soweit sie nicht in unmittelbarer Nähe der Haupt- oder Hülfswachen liegen, sind mit Tragbahnen und Verbandkasten ausgestattet.

Öffentliche Badestuben werden zur Zeit des Mittelalters und noch im sechzehnten Jahrhundert mehrfach erwähnt; im siebzehnten Jahrhundert scheinen sie hier, wie fast überall in Deutschland, außer Mode gekommen zu sein. Bade-Einrichtungen in den Wohnungen waren noch weit über die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinaus selten, die Bäder in den wenigen Privatanstalten ziemlich teuer. Armen Kranken wurden auf ärztliche Verordnung warme Bäder gewährt, aber öffentliche, allgemeine Einrichtungen dafür nicht geschaffen. Durch den Bau der Wasserleitung wurde die Herstellung von Bädern erleichtert, damals sind auch, wie früher erwähnt, einige öffentliche Wasch- und Badeanstalten begründet worden. Für Flußbäder hatte Pfuels Schwimmanstalt die Bahn gebrochen. Nach und nach sind dann einige Privatanstalten entstanden an der Stralauer Brücke und

nahe bei der jetzigen Moltkebrücke an der Stelle, die seit 1886 der neue Bachhof einnimmt, auch zwei Wellenbäder mit künstlicher, von Dampfmaschinen getriebener Welle an der Oberspree und in Moabit, von denen sich nur das erstere erhalten hat. 1847 und 1850 wurden zwei städtische Flußbadeanstalten an der Waisenbrücke und im Schifffahrtskanal nahe dem Schlesischen Tore hergestellt. Ein lebhafteres Interesse wußte seit 1886 der Verein für Volksbäder zu entfachen, indem er mehrere gut ausgestattete Anstalten für Brause- und Wannenbäder einrichtete. Der Magistrat ist dieser Anregung gefolgt, er hat außerdem verschiedene Flußbäder in der Spree und in den Kanälen angelegt, Privatanstalten haben große Schwimmbassins gebaut, ein fröhlicher Schwimmsport hat sich entwickelt.

Bäume und Sträucher werden überall in der Stadt angepflanzt, wo der Verkehr es irgend zuläßt, selbst in manchen kleinen Ecken und Ecken sind Rasenplätze angelegt, an freieren Stellen Bänke aufgestellt, vielfach auch Spiel- und Tummelplätze für die Kinder eingerichtet. In größerem Maße als früher ist dies geschehen, seit durch den Bau der Markthallen und die Aufhebung der Wochenmärkte die vorher von diesen in Anspruch genommenen Plätze mit gärtnerischem Schmuck, mit Baumpflanzungen, Springbrunnen und Ruheplätzen ausgestattet werden konnten, wie z. B. Dönhofsplatz, Gendarmenmarkt, Alexanderplatz. Der schöne Litzowplatz war bis 1892 in Privatbesitz, er wurde als Lager- und Stätteplatz benutzt. Die Stadt kaufte ihn an, um ihn gärtnerisch umzugestalten. Schon früher hatte sie die nicht mehr benutzten Friedhöfe der Jakobikirche zwischen Dranienstraße und Kürassierstraße, der Sophienkirche zwischen Garten- und Uckerstraße erworben, sie zu Garten- und Spielplätzen gemacht.

Von den größeren, neu geschaffenen Parkanlagen ist der Friedrichshain (53 Hektar) am ältesten. Er wurde im Mai 1840 zur Erinnerung an den vor hundert Jahren erfolgten Regierungsantritt Friedrichs des Großen begründet. Die hauptsächlichsten Erdarbeiten und Anpflanzungen sind aber erst acht Jahre später, im Sommer 1848 ausgeführt worden, als es sich darum handelte, einer großen Zahl brotloser Arbeiter Beschäftigung zu verschaffen. Durch den hügeligen Charakter des Geländes ist hier eine reichere Abwechslung, eine größere Mannigfaltigkeit malerischer Bilder erzielt worden, als es an anderen Stellen möglich war.

1869 am hundertjährigen Geburtstag Alexanders von Humboldt fand eine Feier an der Stelle statt, wo zum Gedächtnis seines Namens der Humboldthain (35 Hektar) angelegt werden sollte. Er ist mit Gewächshäusern ausgestattet für die Topfpflanzen, welche bei städtischen Festlichkeiten zur Ausschmückung der Straßen und Festräume dienen. Außerdem enthält er einen großen Schulgarten. Hier werden unter Mitwirkung der Schulverwaltung die für den botanischen Unterricht in den Schulen erforderlichen

Pflanzen gezogen, da das früher übliche Auffuchen und Einsammeln der Pflanzen durch die Schüler jetzt kaum noch stattfinden kann. Wöchentlich zweimal erhält jede Gemeindeschule vier Arten von Pflanzen, jede höhere Schule acht Arten, meist in 100 bis 150 Exemplaren. Diese Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt. Um allen Wünschen und Ansprüchen genügen zu können, läßt die Stadt jetzt noch eine etwa 22 Hektar große Ackerfläche bei Blankenfelde für die Zwecke des botanischen Schulunterrichts herrichten.

1876 entwickelten sich die großen Wiesenflächen an der Oberspree zum schönen, freien Treptower Park (93 Hektar). Zehn Jahre später wurde die sich südlich an den Treptower Park anschließende Kiefernheide zum Plänterwalde (90 Hektar) umgestaltet, d. h. zu einem parkartig angelegten Walde mit allen bei uns heimischen Arten, der zugleich als Baumschule dient, um einen großen Teil der zur Bepflanzung der Straßen und Plätze erforderlichen Stämme zu liefern. In derselben Zeit entstand der Köllnische Park, an dessen nördlichem Ende sich jetzt der eigenartige Bau des Märkischen Museums erhebt. Nicht lange darauf, 1888 begannen die Arbeiten an dem sandigen steilen Nordabhang des Kreuzberges. Von dem festungsartigen Unterbau, auf dem das Kreuzbergdenkmal jetzt steht, seitdem es 1878 durch mächtige Hebewerke um acht Meter höher geschoben ist, bis hinunter zur Straße zieht sich der reizvolle Viktoriapark mit seinem Wassersturz, schönen Anpflanzungen und künstlerischem Schmuck. Sehr viel umfangreicher wird der Schillerpark, der jetzt im äußersten Norden des Weichbildes, an der Grenze von Reinickendorf entsteht. In jedem Park befinden sich große Spielplätze, der größte im Treptower Park mit einem Umfang von mehr als drei Hektar.

Während alle diese Anlagen auf sandigem, höchstens mit spärlichen Kiefern bestandenen Boden geschaffen wurden, ist der Tiergarten (210 Hektar) ein Rest uralten Waldes. Er reichte früher bis zur jetzigen Schloßbrücke, im Westen bis zum Grunewald, auf dem nördlichen Spreeufer bis zur Jungfernheide. Das Kastanienwäldchen hinter der Neuen Wache und der Kleine Tiergarten in Moabit gehörten einst zum Tiergarten. Damals war ein großer Teil desselben im Besitz der Stadt Kölln und wurde von ihr 1521 dem Kurprinzen Joachim zur Errichtung eines Tierparks überlassen. Unter König Friedrich I. und Friedrich dem Großen wurde der Tiergarten zu einem Lustwalde umgestaltet. Vielsache Verschönerung erfuhr er in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den Gartendirektor Lenné, der namentlich den Wintergarten an der Königgräzer- und Lennéstraße, die Anlagen am Neuen See und an der Löwenbrücke geschaffen hat. Im Beginn der sechziger Jahre drohte dem Tiergarten eine große Gefahr. Der Schifffahrtskanal hatte ihm zuviel Wasser entzogen, der Grundwasserspiegel hatte sich gesenkt, in weiten Teilen des Parks erhielten die alten

Bäume nicht Wasser genug und gingen ein, während andere Teile durch den trägen Lauf der Tiergartengewässer und durch das Eindringen von Sinkstoffen aus dem Kanal zu versumpfen begannen. Man hat deshalb einen Teil der Gräben zugeschüttet, den anderen etwas rascheren Abfluß verschafft. 1873 wurden die Zuflüsse aus dem Kanal abgesperrt und ein großes Hebewerk auf dem Hippodrom erbaut, das dem Tiergarten täglich 3000 Kubikmeter Wasser aus Tiefbrunnen zuführt. Dies Wasser erwies sich aber als zu kalt, auch reichte seine Menge nicht aus. Man mischt es deshalb jetzt mit einem Zuschuß von Kanalwasser und hat auch zwei kleine Zuflüsse aus dem Kanal wiederhergestellt, aber so eingerichtet, daß sie geschlossen werden können, wenn der Kanal bei Unwetter durch die aus den Notauslässen der Kanalisation eindringenden Schmutzstoffe verunreinigt wird. Außerdem hat man in den letzten Jahren an den dichtesten Stellen den Baumbestand gelichtet und dafür größere Rasenflächen angelegt. An einer auf diese Weise frei gewordenen großen Fläche ist im Sommer 1909 ein prachtvoller Rosenhain entstanden, in dessen Mitte eine Marmorstatue der Kaiserin steht.

Der Hippodrom im westlichen Teile des Tiergartens ist eine über zwanzig Hektar große Reitbahn, die auf der einen Seite durch die Reitwege des Tiergartens und der Linden bis in die innere Stadt führt, auf der anderen Seite durch die Reitwege der Charlottenburger Chaussee, der Bismarckstraße und des Kurfürstendamms mit dem Grunewald in Verbindung steht.

Mit künstlerischem Schmuck ist der Tiergarten jetzt reich bedacht. Bis zur Aufrihtung der Siegessäule 1873 standen im Tiergarten nur die verwitterten Marmorfiguren aus König Friedrichs Zeit, einige von Lenné aufgestellte Terrakottafiguren, der Luisenaltar, das Standbild Friedrich Wilhelms III. und die schöne Gestalt einer florentinischen Winzerin, die von Drake als eins seiner besten Werke betrachtet wurde. Er hat sie später in Marmor ausgeführt und am Eingange seines Wohnhauses in der Schulgartenstraße aufgestellt. Diese zweite Darstellung ist jetzt von der Stadt Wilmersdorf erworben worden. Am 10. März 1880 wurde das Denkmal der Königin Luise, im Juni desselben Jahres das Goethedenkmal enthüllt, bald darauf folgte die bisweilen als zu sentimental getadelte, tiefen Eindruck machende Löwengruppe von Wilhelm Wolff. Eine sehr viel größere Zahl von Denkmälern brachten die letzten beiden Jahrzehnte seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers, der als ein warmer Freund des Tiergartens auf seine Erhaltung und Verschönerung eifrig bedacht ist. Er hat den Rolandbrunnen am Eingange der Siegesallee, zu ihren beiden Seiten die Standbilder aller brandenburgischen Markgrafen und preußischen Könige bis zur Wiederherstellung des Deutschen Reiches, auf dem Königsplatze die

großen Denkmale von Bismarck, Roon und Moltke, vor dem Brandenburger Tore die Denkmale seiner Eltern, an anderen Punkten die Bildwerke, welche den späteren Großen Kurfürsten und den späteren Kaiser Wilhelm I. als Jünglinge darstellen, die Büste des Tiergartendirektors Geitner, die Bronzefigur des Siegers, auf dem Floraplatz die Amazone von Tuillon umgeben von großen Gestalten der Tiere des deutschen Waldes aufrichten lassen. Auf seine Anregung sind der Hubertusbrunnen und die Jagdgruppen am Großen Stern entstanden. Während derselben Zeit sind aus durch Sammlungen aufgebrachten Geldmitteln die Denkmale von Lessing, Richard Wagner, Borghing und das gemeinsame Denkmal für Haydn, Mozart und Beethoven errichtet worden, zu denen jetzt das Denkmal Theodor Fontanes hinzukommt.

Nordwestlich schließt sich an den Tiergarten der 27 Hektar große Park des Schlosses Bellevue mit schönen Bäumen von zum Teil in unserem Klima seltenen Arten. Seine lauschigen Plätze werden viel aufgesucht, am meisten in der Zeit der Fliederblüte.

Unter den Wäldern der näheren Umgebung ist der 46 Quadratkilometer große Grunewald am berühmtesten und beliebtesten. Auf guten Fahr- und Reitwegen, durch Vorortzüge, Straßenbahnen, die Untergrundbahn ist er jetzt leicht zu erreichen. Zahlreiche Reiter, Tausende von Spaziergängern suchen ihn jetzt fast täglich auf, an freundlichen Wintertagen können seine Seen zum Schlittschuhlaufen und zu anderem Eisport, die Abhänge der Hügel zum Rodeln benutzt werden.

Die Rinne, in der seine Seen liegen, stellt einen schmalen, stark gewundenen Wasserlauf der Eiszeit dar, der sich, wie unsere hervorragendsten Geologen glauben, in der Zeit der zurückschmelzenden letzten Eisdecke gebildet hat. „Ein besonderes Interesse“, sagt Wahnschaffe, „gewährt die Grunewaldseenrinne durch die nach der Eiszeit eingetretene Vertorfung einzelner Teile derselben. Der Geologe und Botaniker hat hier Gelegenheit, den ganzen Prozeß der Vermoorung von seinen ersten Anfängen an durch die verschiedenen Stadien seiner Entwicklung zu verfolgen, und der Botaniker findet zu seiner Freude die für die verschiedenen Moorarten charakteristischen Pflanzenformationen zum großen Teil erhalten.“

Dritter Abschnitt.

Unterrichtswesen.

In der schlaffen Zeit von 1851 bis 1857 ist in Berlin keine neue öffentliche Schule begründet worden, bei 420 000 Einwohnern gab es 1850

nur fünfzehn öffentliche Elementarschulen, damals Kommunal-Armenschulen genannt, je eine auf 28 000 Einwohner. 1905 hatte Berlin bei zwei Millionen Einwohnern 280 Gemeindeschulen, eine auf 7000 Einwohner, im Sommer 1909 ist die 300ste Gemeindeschule eröffnet worden. Neben den Kommunal Schulen gab es damals zahlreiche von der Stadt unterstützte Privat-Elementarschulen. Diese Schulen waren allgemein zugänglich, während in den Kommunal Schulen vorzugsweise die Kinder der Armen untergebracht wurden. Als seit dem Ausgang der fünfziger Jahre wieder ein kräftigerer Zug in die Gemeindeverwaltung gekommen war, suchte sie das Versäumte nachzuholen, sie hat von 1860 bis 1875: 74 neue Gemeindeschulen, 9 höhere Schulen eingerichtet und sie in großen, luftigen, hellen, besser als früher ausgestatteten Schulhäusern untergebracht. Die Privat-Elementarschulen konnten allmählich eingehen, ebenso die dürftigen Fabrik Schulen und Sonntagsfreischulen, in denen vorher ein ansehnlicher Teil der ärmeren Kinder einen sehr eingeschränkten notdürftigen Unterricht erhalten hatte.

1870 wurde der Unterricht in der Volksschule unentgeltlich gemacht und damit endlich eine Forderung der Verfassung erfüllt, die bis dahin noch fast nirgends im preussischen Staate durchgeführt war. Gleichzeitig suchte die städtische Schulverwaltung den Unterricht besser auszugestalten und steckte ihm höhere Ziele als von der staatlichen Aufsichtsbehörde für die Volksschule vorgeschrieben war.

Im November 1908 gab es in Berlin 294 Gemeindeschulen mit 5125 Klassen, in denen 113 000 Knaben und 115 000 Mädchen unterrichtet wurden. In die Zahl der Klassen sind 130 Klassen für minderbegabte und schwerhörige Kinder eingerechnet. Für stotternde Kinder besteht außerdem ein Heilunterricht, ebenso wird für den Unterricht taubstummer und blinder Kinder besonders gesorgt. Die Kosten des Elementarunterrichts betragen 1905: 17 Millionen Mark, etwa 76 Mark auf jedes Kind.

Für den höheren Schulunterricht besitzt Berlin 15 Gymnasien, 8 Real-Gymnasien, 3 Oberrealschulen, 14 Realschulen mit zusammen 22 000 Schülern. Vier humanistische Gymnasien und ein Realgymnasium sind staatlich, die anderen 35 höheren Schulen werden von der Stadt unterhalten, der von ihr geleistete Zuschuß belief sich 1905 für die Vollanstalten auf zwei Millionen Mark, etwa 165 Mark auf jeden Schüler, für die Realschulen auf beinahe eine Million Mark, etwa 150 Mark auf jeden Schüler. Die Vororte von Berlin, die zusammen etwa halb soviel Einwohner zählen, haben trotzdem ebenso viele höhere Schulen mit ungefähr ebenso vielen Schülern (1908 47 höhere Schulen, einige davon noch in den ersten Anfängen, mit über 20 000 Schülern), weil unter ihren Bewohnern die Beamten und die gebildeten Familien, die ihre Kinder in die höheren

Schulen schicken, sehr zahlreich vertreten sind. Für den höheren Schulunterricht der Mädchen, der bekanntlich gegenwärtig in einer Umbildung begriffen ist, besitzt Berlin 10 öffentliche und 47 Privatschulen, mehrere davon sind mit Seminaren zur Ausbildung von Lehrerinnen verbunden.

Privatschulen für Knaben sind jetzt selten geworden. Aus dem Elementarunterricht sind sie verschwunden mit Ausnahme einiger auf Stiftungen beruhenden Schulen von geringem Umfange und von acht Knabenschulen, die ihre Schüler für die unteren Klassen der höheren Schulen vorbereiten. Außerdem gibt es eine ganze Anzahl sogenannter Pressen zur Vorbereitung auf die militärischen Examina.

Mit der Fortbildung der aus der Volksschule entlassenen Jugend war 1849 von einigen für diesen Zweck begeisterten Männern ein Anfang gemacht worden, 1863 hat dieser Unterricht einen größeren Umfang angenommen, zehn Jahre später wurde er von der städtischen Verwaltung neu geordnet und sehr bedeutend erweitert. Seit 1905 ist durch Ortsstatut festgesetzt, daß alle Jünglinge von 14 bis 17 Jahren, soweit nicht anderweitig für ihre Bildung gesorgt wird, mindestens vier Stunden wöchentlich an dem Unterricht einer Fortbildungsschule teilnehmen müssen. Zu diesem Zwecke sind zehn große Pflichtfortbildungsschulen eingerichtet worden, in denen der Unterricht unentgeltlich erteilt wird. Neben ihnen bestehen die älteren Fortbildungsschulen und Fortbildungsanstalten, die in der Regel eine Gebühr für ihren Unterricht erheben. Wer es vorzieht, nach seiner Wahl eine solche Schule zu besuchen, wird von dem Besuch der Pflichtfortbildungsschule entbunden. Die Stadt unterhält neun solcher Wahlfortbildungsschulen für Jünglinge und ebenfalls neun für Mädchen. Sie sind mit Gemeindefschulen verbunden, während vier Fortbildungsanstalten, deren Unterricht für etwas weiter Vorgeschnittene berechnet ist, in Zusammenhang mit höheren Schulen stehen. Die Korporation der Kaufmannschaft hat mehrere kaufmännische Schulen eingerichtet, teils Abendschulen für solche junge Leute, die bereits als Lehrlinge tätig sind, teils Tageschulen mit umfangreicherem Unterricht. Unter der städtischen Gewerbe-Deputation stehen zwei Handwerkerschulen, eine Baugewerkschule, eine höhere Webeschule und der Gewerbeaal mit einer Tischlerschule, mit Tagesklassen und Übungswerkstätten für Maschinenbauer, Mechaniker und Kunstschmiede. Eine technische Mittelschule ist jetzt eingerichtet und im Oktober 1909 eröffnet worden, ebenso eine Fachschule für Lokomotivführer. Die Handwerkskammer hat theoretische und praktische Meisterkurse, die meisten Innungen, zahlreiche Vereine haben Lehrwerkstätten, Schülerwerkstätten, Fortbildungsschulen, Fachschulen eingerichtet für die verschiedenen Berufszweige und Gewerbe, wie z. B. die Fachschule des Vereins der Bankbeamten, die vereinigte Fach- und Fortbildungsschule für das Berliner Gastwirtsgewerbe,

die Fortbildungsschule des Handwerkervereins. Für junge Damen bestehen die mannigfachen, umfangreichen Unterrichtsanstalten des Lettevereins, ferner das Heimatshaus mit Lehrerinnen-Seminar, Handels-, Gewerbe- und Kochschule. Haushaltungs- und Kochschulen, Seminare zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen werden von mehreren Vereinen unterhalten, namentlich vom Vaterländischen Frauenverein, vom Hausfrauenverein, vom Fröbelverein. Daneben gibt es von privaten Unternehmern geleitete Handelsschulen, Industrieschulen, Sprachschulen, Haushaltungs- und Kochschulen, auch Schulen zur Ausbildung von Dienern und von Schaufenster-Dekorateurs.

Der Kunst und dem Kunstgewerbe dienen die königliche Kunstschule, die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, die Zeichen- und Malerschule des Vereins der Künstlerinnen, ebenso sehr viele Schulen und Ateliers von Künstlern. Den Charakter von Hochschulen haben die fünf zur Akademie der Künste gehörenden Unterrichtsanstalten: die akademische Hochschule für die bildenden Künste, die akademischen Meisterateliers für die bildenden Künste, die akademische Hochschule für Musik, die akademischen Meisterschulen für musikalische Komposition und das akademische Institut für Kirchenmusik. Von den sehr zahlreichen Privatanstalten für musikalischen Unterricht haben viele großen und berechtigten Ruf, einige der größeren, wie z. B. das Sternsche und das Klindworth-Scharwenka-Konservatorium können in ihren oberen Abteilungen und in ihren Meisterklassen mit der akademischen Hochschule wetteifern, während sie außerdem auch Kurse für Anfänger haben.

Die größte aller Berliner Hochschulen ist die Universität, demnächst die technische Hochschule. Die Tierarzneischule ist 1887 zur Hochschule, die mit ihr verbundene Militär-Roschartzschule 1903 zur Militär-Veterinär-Akademie umgestaltet worden. Die 1856 begründete landwirtschaftliche Hochschule ist hervorgegangen aus der 1806 errichteten landwirtschaftlichen Lehranstalt. 1860 ist die Bergakademie dazu gekommen. Alle diese Hochschulen sind Staatsanstalten. Die 1906 begründete Handelshochschule aber ist von der Korporation der Kaufmannschaft ins Leben gerufen und ausgestattet worden. Außerdem besitzt Berlin zwei militärische Hochschulen: die Kriegsakademie und die militär-technische Akademie, die beide schon früher erwähnt sind.

Auch das Seminar zur Ausbildung von Missionären, das Seminar für orientalische Sprachen, das Rabbiner-Seminar der jüdischen Gemeinde, ebenso die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums können als Hochschulen betrachtet werden.

Daneben gibt es eine ganze Anzahl von Vereinen ins Leben gerufener Einrichtungen für wissenschaftliche und volkstümliche Belehrung, von denen

mehrere hochschulartigen Charakter haben, so das Viktoria-Gyceum, die Humboldt-Akademie, die Lessing-Hochschule, die freie Hochschule. Auf hoher Stufe stehen die Vortragskurse, welche durch den „Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern“, vom „Institut für Meereskunde“, von der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung“ veranstaltet werden.

Zu den bedeutenden Veranlassungen Berlins gehören ferner die zahlreichen Museen, welche teils der Kunst gewidmet sind wie das Alte Museum, das Neue Museum, das Kaiser Friedrichs-Museum, die National-Galerie, das Rauch-Museum, teils der Kenntnis des Altertums wie das Antiquarium, das Ägyptische, Vorderasiatische, Olympia-, Pergamon-Museum, während andere den mannigfachen Zwecken der Naturkunde dienen, wieder andere dem Gewerbe, dem Kunstgewerbe, dem Bergbau, der Landwirtschaft, den verschiedenen Arten des Verkehrs, wie das Postmuseum und das Verkehrsmuseum. Der Liebe zum Vaterlande und zur Heimat verdanken das Hohenzollern-Museum, das Märkische Museum und das Museum für deutsche Volkskunde ihre Entstehung, dem in neuerer Zeit lebhafter gewordenen Interesse für Schifffahrt und fremde Völker: das Kolonial-Museum, das Museum für Völkerkunde und das Institut für Meereskunde.

Auch der Zoologische Garten und das Aquarium haben wissenschaftlichen und belehrenden Charakter. 1888 wurde gleichfalls durch einen Verein die Urania ins Leben gerufen, „um die Freude an der Natur und das Verständnis für die tausendfältigen Vorgänge in derselben“ zu fördern. Auf einem von der Regierung überlassenen Raume des Landes-Ausstellungs-Parks baute sie in der Invalidenstrasse ein mit einer Sternwarte verbundenen Haus. Sie fand so große Teilnahme, daß sie bald ein zweites sehr viel größeres Haus in der Taubenstrasse einrichten konnte, in dem sich jetzt der größte Teil ihrer Sammlungen und ihr wissenschaftliches Theater befinden. Das ältere Haus dient seitdem vorzugsweise astronomischen Demonstrationen und Beobachtungen, im Theaterssaal werden bisweilen Projektions- und Experimentalvorträge veranstaltet.

Das Interesse für astronomische Beobachtung ist in Berlin so groß, daß Dr. Archenhold, der Herausgeber des „Weltall“ mit Hilfe eines zu diesem Zwecke gebildeten Vereins noch eine zweite der öffentlichen Belehrung dienende Sternwarte in Treptow errichten konnte. Ihr Riesenfernrohr von 21 Meter Länge mit einer Linse von 70 Zentimeter Durchmesser ist das größte der Welt. Die neue Sternwarte begann ihre Tätigkeit 1896 während der Gewerbe-Ausstellung. Im Frühjahr 1909 ist ihr neues, schönes Gebäude eingeweiht worden, das außer den Beobachtungsräumen, einem Vortragsaal für 500 Personen, einem Lesesaal auch zweckmäßig eingerichtete Räume für die Aufstellung des astronomischen Museums und der reichhaltigen, kostbaren astronomischen Bibliothek enthält.

Unter den Bibliotheken Berlins — der 1906 erschienene „Berliner Bibliothekenführer“ zählt ihrer 254 in Berlin und den Vororten — ist die königliche Bibliothek bei weitem die größte. Von ihren Anfängen in der Zeit des Großen Kurfürsten ist an früherer Stelle gesprochen. Jetzt besitzt sie mehr als 1 200 000 Druckschriften, 30 000 Handschriften, besonders reichhaltig sind ihre Kartensammlung, ihre Musiksammlung und eine 1906 begründete besondere „deutsche Musiksammlung“. Alle wissenschaftlichen Anstalten, die Museen, die Hochschulen und höheren Schulen, die größeren Behörden, viele Vereine haben eigene Bibliotheken. Die Universitätsbibliothek zählt beinahe 200 000 Bände, das statistische Landesamt 175 000, der Reichstag 160 000, die Kriegsakademie 94 000 und 100 000 Karten. Durch Reichthum an wertvollen alten Beständen ragen hervor: die Bibliotheken des Kammergerichts, des Generalstabes, der technischen Hochschule, der militär-technischen Akademie, des Joachimstalschen Gymnasiums und des Klostersgymnasiums. Die Berliner Volksbibliotheken haben zusammen 176 000 Bände, die ihren Mittelpunkt bildende Stadtbibliothek 70 000. Für die besonderen Verhältnisse Berlins kommen außer der letzteren vornehmlich in Betracht die Bibliothek des Magistrats und die Görig-Lübeck-Stiftung mit ihren reichen Sammlungen für die Geschichte, die Kunst und die Literatur der Hauptstadt.

Vierter Abschnitt.

Handel und Industrie.

Der in den fünfziger Jahren wieder beginnende wirtschaftliche Aufschwung Berlins hielt lange an, er erlitt auch durch die Kriege von 1866 und 1870 nur eine vorübergehende Erschütterung, der dann sofort eine neue, rasche Entwicklung folgte. Berlin wurde jetzt wie der politische, so in vieler Hinsicht auch der wirtschaftliche Mittelpunkt Deutschlands, namentlich im Bankverkehr und im Handel mit Getreide, für weite Kreise Norddeutschlands auch im Handel mit Wolle und mit Petroleum. Schon 1865 konnten die Ältesten der Kaufmannschaft in ihrem Bericht als Tatsache verzeichnen, daß der Berliner Markt nach seiner Größe und Bedeutung zu den ersten des Kontinents gerechnet werde.

Petroleum kam zuerst 1859 nach Deutschland und fing dann bald an, sich einzubürgern. Da es vornehmlich zu Schiff hierher gebracht und teils in derselben Weise, teils mit der Bahn weiter versendet wird, ist der zu seiner sicheren Aufbewahrung bestimmte Petroleum-Lagerhof 1868 am Spandauer Schiffahrtskanal und zugleich an den Geleisen der Lehrter Bahn gebaut worden.

Die zunehmende Ausfuhr deutscher Industrieerzeugnisse wurde gefördert durch große Exportfirmen, welche hier ebenso wie in Hamburg entstanden. In allen Weltgegenden suchen sie neue Absatzgebiete zu gewinnen, entweder indem ihre Reisenden als Pioniere der heimischen Arbeit fremde Gebiete durchziehen, um die Bedürfnisse und die Geschmacksrichtung der Einwohner zu erkunden, oder indem sie selbst an den verschiedensten Stellen Filialen und Kontore einrichten. Beide Richtungen des Exportgeschäfts haben hier eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, ebenso eine dritte, welche vornehmlich die vielfachen Beziehungen zwischen den überseeischen Geschäften und der deutschen Industrie vermittelt, die Einkäufe wie die Versendung der Waren besorgt und überwacht. Die Pflege und weitere Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande war auch das Ziel der im März 1870 begründeten Deutschen Bank, die eine so glänzende Entwicklung gehabt, der deutschen Industrie wie der Schaffenskraft deutscher Ingenieure und Werkmeister weite Bahnen geöffnet hat.

Die Bankinstitute Berlins erlangten eine sehr viel größere Bedeutung als vorher, die rheinischen, süd- und mitteldeutschen Banken suchten Anteil an dem Berliner Geschäft zu gewinnen, teils durch enge Geschäftsverbindung mit den hiesigen Banken, teils durch Einrichtung von Filialen. Als 1853 die erste deutsche Effektenbank durch eine Vereinigung von rheinischen und süddeutschen Kaufleuten begründet wurde, dachte niemand an Berlin. Sie sollte in Frankfurt a. M. errichtet werden, das damals allgemein für den Mittelpunkt des deutschen Geschäftsverkehrs galt. Da indessen der Frankfurter Senat seine Genehmigung versagte, nahm die „Bank für Handel und Industrie“ ihren Sitz in dem nahen Darmstadt. Sie knüpfte sehr bald Verbindungen in Berlin an und beschloß 1871 ihren Schwerpunkt hierher zu verlegen. Zehn Jahre später errichtete die Dresdener Bank eine Filiale in Berlin, sie hatte bereits im ersten Jahre einen größeren Umsatz als die Zentrale in Dresden.

Nach dem französischen Kriege wurde in fast allen deutschen Staaten aus den Mitteln der Kriegsschadigung ein großer Teil der Staatsschulden zurückgezahlt. Das auf diese Weise frei gewordene Kapital suchte neue, gewinnbringende Anlegung und strömte der in raschem Aufschwung begriffenen Industrie so massenhaft zu, daß sie in fieberhafte Tätigkeit geriet. Neugründung von Fabriken, Vergrößerung der bestehenden Anlagen, Umwandlung in Aktiengesellschaften folgten schnell aufeinander. Bis in die Mitte der sechziger Jahre hatte man hier Aktiengesellschaften oder Kommanditgesellschaften auf Aktien fast nur in der Versicherung und im Bankwesen gekannt. Jetzt entstanden plötzlich industrielle Gesellschaften in großer Zahl und mit bedeutenden Kapitalien. Während des Jahres 1872 sind in Berlin

174 Aktiengesellschaften begründet worden, am Ende des Jahres bestanden 191 Aktiengesellschaften, ihre Aktien hatten einen Kurswert von 1500 Millionen Mark, sie verteilten eine Dividende von zusammen 107 Millionen Mark. Fünf Jahre später war der Kurswert auf 600 Millionen, die Dividende auf 25 Millionen gefallen.

Zu den schweren Opfern, die solcher Rückschlag forderte, gehörten neben überhasteten Neugründungen manche alte, bewährte und angesehene Fabriken. Die Liquidation solcher älteren Fabriken wurde in einigen Fällen dadurch erleichtert, daß die großen Fabrikgrundstücke bei der lebhaften Bausppekulation gut verwertet werden konnten.

Die Begier nach raschem, mühelosem Gewinn hatte eine Überhastung hervorgerufen, durch welche die Tüchtigkeit der industriellen Arbeit gefährdet wurde. Am augenfälligsten zeigte sich dies beim Kunsthandwerk und der ihm verwandten Möbelindustrie. Beide waren in der Ausstellung von 1844 sehr gut vertreten gewesen, wurden seitdem mehr fabrikmäßig betrieben und wetteiferten in billiger Massenproduktion. Sie hatten großen Absatz, allerdings mehr nach der Türkei, Ägypten, Rußland und Südamerika als im Inlande, vernachlässigten aber vielfach die künstlerische Überlieferung, der sie ihren Aufschwung verdankten und begnügten sich mit schablonenhafter Nachahmung fremder Muster. In den künstlerischen Kreisen Berlins, vornehmlich denen, die sich um den Kronprinzen und seine Gemahlin scharten, beobachtete man diese Entwicklung mit großer Besorgnis und sann auf Mittel, ihr Einhalt zu tun. Zu diesem Zwecke wurde 1867 das Kunstgewerbemuseum begründet, um „den Gewerbetreibenden die Hilfsmittel der Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen“. Es fand viele Teilnahme und konnte sich rasch erweitern, da es reiche Zuwendungen von der Regierung, von Privaten und von der Stadt Berlin erhielt. Die letztere begründete am 3. August 1870 zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Wilhelms III., „der das Gewerbe aus den Fesseln des Zunftzwangs befreit hatte“, mit einem Kapital von 100 000 Talern die Friedrich Wilhelmstiftung, um die Bestrebungen des Kunstgewerbemuseums zu fördern. Durch seine Sammlungen und seine Unterrichtsanstalt hat das Museum im Laufe der Zeit einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt, zuerst natürlich nur in kleineren Kreisen. Auch eine 1872 in den Räumen des Zeughauses veranstaltete Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände, meist aus dem Besitze des Königshauses hat auf den Geschmack des Publikums vorteilhaft gewirkt und den Gewerbetreibenden fruchtbare Anregung gegeben. Zunächst indessen überwog noch die Herstellung mittelmäßiger Ware.

Kunsthandwerk und Möbelindustrie spielten deshalb auf den Ausstellungen, die 1862 in London, 1867 in Paris und 1873 in Wien stattfanden, eine sehr klägliche Rolle und wurden von der Kritik gründlich mit-

genommen. Noch heftigerer Tadel traf in Wien die in der Berliner Baukunst vielfach herrschende Nüchternheit, die zum Teil eine natürliche Folge der Schnelligkeit war, mit der gearbeitet werden mußte, um dem raschen Anwachsen der Bevölkerung zu genügen und die Wohnungsnot zu beseitigen. Am schärfsten urteilten die Berliner Berichterstatter, die sich nicht scheuten, den Finger in die Wunde zu legen, die Schäden und ihre Ursachen klar zu stellen.

Infolge dieser Kritik eröffneten die Berliner Architekten und die dem Baufach nahestehenden Kunstgewerbetreibenden fast unmittelbar darauf, 1874 eine Bauausstellung, zu der das Exerzierhaus in der Karlstraße benützt wurde, um der Welt zu zeigen, daß für den Mißerfolg in Wien nicht die ganze Berliner Bau- und Kunstindustrie verantwortlich gemacht werden könne. Diese Ausstellung hatte einen glänzenden Erfolg nicht nur in dem starken Besuch und dem infolgedessen erzielten namhaften Überschuß, sondern vor allem dadurch, daß viele tüchtige, selbständige Leistungen zur Geltung kamen. Sie zeigte den Weg, auf dem der traurige Zustand, in den man hineingeraten war, durch eigene Kraft überwunden werden konnte.

Wenn auf der Wiener Ausstellung nur einzelne Zweige der deutschen Industrie schlecht abgeschnitten hatten, so machte sie 1876 auf der Ausstellung in Philadelphia — abgesehen von einigen glänzenden Leistungen — im ganzen einen sehr ungünstigen Eindruck. Wieder sprachen die deutschen Vertreter, besonders die Berliner ihren Tadel deutlich aus, sie hielten es für eine nationale Pflicht, nichts zu vertuschen oder zu verheimlichen, sondern die volle Wahrheit zu sagen.

Viele, die ohne ihr Verschulden von diesem harten Urteil mitbetroffen waren, hatten den lebhaften Wunsch, auf der Pariser Ausstellung von 1878 ihr besseres Können zu zeigen. Sie stießen aber auf eine starke Gegenströmung. Die Reichsregierung hielt es mit Rücksicht auf diese Stimmung und auf die Spannung der politischen Verhältnisse für angemessen, nur eine kleine Auswahl erlesener Kunstwerke nach Paris zu schicken, die Beteiligung der deutschen Industrie aber abzulehnen. Da entstand der Plan, in Berlin eine Ausstellung zu veranstalten. Er fand anfangs lebhaften Widerspruch. Nach solchen Mißerfolgen, hieß es, solle man sich still im Kämmerlein halten und nicht an die Öffentlichkeit treten. Dennoch drang dieser Gedanke durch, aber man beschloß, sich auf die Berliner Industrie zu beschränken, da eine deutsche Ausstellung ohne die Hülfe der Regierung nicht durchgeführt werden konnte und diese dazu nicht geneigt war. Die Ausstellung ist ganz aus der freien Tätigkeit der Gewerbetreibenden hervorgegangen, von ihnen allein eingerichtet und geleitet worden. Diese selbstbewußte und selbständige Art ihres Vorgehens hat, wie der greise Kaiser bei seinem Besuche der Ausstellung erklärte, ihm große Freude bereitet.

Die Ausstellung dauerte vom Mai bis zum Oktober 1879, sie fand ihre Stätte auf dem freien Gelände vor der Mlanenkaserne in Moabit, das später zum Landesausstellungspark eingerichtet wurde. 2000 Aussteller haben sich an ihr beteiligt, 2 Millionen Personen, im Durchschnitt 14 000 täglich haben sie besucht. Sie ergab einen Überschuß von einer halben Million Mark, aus dem eine Stiftung zur Förderung des gewerblichen Unterrichts und zur besseren Ausbildung von Gewerbetreibenden begründet wurde. Wichtiger noch war die Erschütterung der Vorurteile gegen die deutsche Industrie, ein näherer Anschluß der Gewerbetreibenden an die Künstler und die Anknüpfung vieler neuen Geschäftsverbindungen. Diese waren um so erwünschter, als die deutsche Industrie vor einem kritischen Wendepunkt stand. Im Jahre 1879 liefen die meisten deutschen Handelsverträge ab, eine starke schutzöllnerische Bewegung hatte eingesetzt, die zwar den Absatz im Inlande fördern sollte, aber einen großen Teil des auswärtigen Marktes zu verschließen drohte.

Wenn man die Berliner Industrie, wie sie sich 1879 auf der Ausstellung darstellte, mit dem Zustande von 1844 vergleicht, so zeigt sich ein in vielen Punkten verändertes Bild. Zunächst in dem kräftigen Auftreten der Elektrotechnik, die 1844 in Berlin noch unbekannt war, jetzt viel bewunderte Maschinen für die Übertragung elektrischer Kraft ausstellte und, wie schon erwähnt, die erste aller elektrischen Eisenbahnen in Betrieb setzte. Unter den sonstigen Leistungen des Berliner Maschinenbaus nahmen diesmal die landwirtschaftlichen Maschinen die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch.

Bedeutenden Fortschritt zeigte die Herstellung von Möbeln, Öfen, namentlich von Lampen und anderen Beleuchtungsgegenständen. Zu den alten berühmten Lampenfabriken Berlins waren neue hinzugekommen. 1855 wurde hier mit großem Erfolge die Anfertigung von Modérateurlampen versucht, den vollkommensten von den alten, jetzt vergessenen Rüböllampen, die 20 Jahre vorher in Paris aufgefunden und bis dahin ausschließlich dort fabriziert waren. Man bemühte sich damals statt des kostspieligen Rüböls, das mehr als früher zu technischen Zwecken verwendet wurde und daher teurer geworden war, mineralische Öle zu verwenden: Photogen, Solaröl, die bald vom Petroleum überflügelt wurden. Den Berliner Fabrikanten gelang es, für diese Mineralöle geeignete Brenner herzustellen und hierfür einen Weltruf zu gewinnen. 1875 gab es in Berlin 40 Lampenfabriken, 1896 war die Zahl der Betriebe auf 100 gestiegen, die 4000 Arbeiter beschäftigten. Sie suchten natürlich allen neuen Formen, wie sie das Gas und später das elektrische Licht forderten, gerecht zu werden, hatten aber daneben bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts ebenso viele Petroleumlampen zu liefern wie vorher. Allerdings heißt es 1898, daß für bessere

Lampen nur wenig Käufer sich finden, weil das jetzt noch am Petroleum festhaltende Publikum die billigen Arten bevorzuge. 1907 wird zum erstenmal geklagt, daß der Absatz an Petroleum-Lampen zurückgehe, weil jetzt auch noch das verbesserte Spiritusglühlicht ihnen Konkurrenz mache.

Die Berliner Lampen zeichneten sich nicht nur durch gute Brenner, sondern auch durch geschmackvolle Formen aus, ebenso die verschiedensten Arten von Leuchtern, wie Wand- und Armlichter, Kandelaber, Kronleuchter. An guten Mustern dafür hatte es auch früher nicht gefehlt, wohl aber an Käufern. Schinkels zahlreiche Entwürfe waren zum großen Teile auf dem Papiere stehen geblieben, weil das kaufende Publikum vornehmlich auf Nutzbarkeit und billigen Preis gesehen hatte. Jetzt waren der Wohlstand und der Kunstsinne gestiegen, darum konnte besseres geleistet werden.

Neben der Bronze wurde hierbei vielfach Schmiedeeisen benutzt, aus dem namentlich in Verbindung mit kupfernen Verzierungen sehr hübsche, geschmackvolle Sachen gemacht wurden. Schmiedeeisen war 1844 als Gegenstand kunstmäßiger Behandlung gar nicht erwähnt worden, es war damals aus der Mode gekommen, durch das Gußeisen völlig verdrängt. In den sechziger Jahren hatte man diese alte deutsche Kunst wieder aufgenommen, geschmiedetes Eisen wurde seitdem von der Baukunst und dem Kunsthandwerk vielfach verwendet, namentlich zu Gittern, zu Toren, auch zur Verzierung von Kaminen. Ganz aus Eisen geschmiedet werden die Geldschränke, deren Fabrikation in Berlin schon 1879 einen großen Umfang erlangt hatte und den ersten Platz auf dem europäischen Festlande einnahm.

Eine noch größere Bedeutung hatte die Berliner Fabrikation von Musikinstrumenten gewonnen, die zuerst 1862 auf der Londoner Ausstellung die Augen der Welt auf sich gelenkt hatte, so daß sie seitdem Bestellungen aus allen Erdteilen erhielt. Diesen guten Ruf hat sie durch die Ausstellung von 1879 befestigt und insolgedessen eine große Ausdehnung erlangt. 1895 zählte man in Großberlin 148 Betriebe mit 5000 Arbeitern, 1905: 206 Betriebe mit über 7000 Arbeitern. Die Jahresproduktion wird jetzt auf mehr als 20 Millionen Mark geschätzt; kaum ein Zehntel davon bleibt in Berlin, da hier auch viele andere Fabrikate verkauft werden, etwa ein Drittel findet den Weg in andere Teile Deutschlands, mehr als die Hälfte geht in das Ausland, zu einem erheblichen Teile nach Australien.

In der Berliner Papierfabrikation war eine vollständige Umwandlung eingetreten durch die überwiegende Verwendung der Holzfaser-Zellulose, deren Herstellung mittelst des in Berlin erfundenen Sulfitverfahrens wesentlich verbessert worden ist. Seitdem wird das Rohmaterial vorzugsweise in solchen Waldgebieten hergestellt, wo nicht nur das Holz zur Stelle, sondern auch Wasserkraft reichlich vorhanden und der Arbeitslohn gering ist. In Berlin wird das Rohmaterial auf mannigfache Weise verarbeitet zu Luxus-

papieren jeder Art, zu Tapeten, Spigen, Servietten, Wäsche, Glanz- und Pauspapier, zu Ansichtskarten, photographischen Papieren und Kartons. Indessen hatte die sehr vervollkommnete Technik zunächst eine traurige Folge. Da das kaufende Publikum durch das gute Aussehen des Holzschliffpapiers getäuscht wurde, begnügten sich viele Fabrikanten mit der Anfertigung minderwertigen Papiers von geringer Haltbarkeit. Dem traten die in Berlin erscheinende Papierzeitung und die Berliner Fabrikanten energisch entgegen. Sie gaben die Veranlassung, daß die preussische Regierung 1884 ein Papier-Prüfungsamt einrichtete — das sich jetzt als Abteilung des Material-Prüfungsamtes in Groß-Dichterfelde befindet — und bald darauf für das von den Behörden zu benutzende Papier Normalbedingungen nach verschiedenen Stoffklassen, Festigkeitsklassen und Verwendungsklassen aufstellte. Diese Bedingungen erwiesen sich als eine schwere Fessel für die unsoliden Fabrikanten, indem sie einen zuverlässigen Maßstab für die Güte des Papiers gaben, den jeder Käufer anwenden kann, wenn er Normalpapier der ihm zuzugenden Klasse fordert und auf das Wasserzeichen achtet. Auf solche Weise ist die Papierfabrikation von neuem auf eine gesunde Grundlage gestellt worden, die Regierungen fast aller Kulturländer haben seitdem das preussische Verfahren nachgeahmt und ähnliche Maßregeln getroffen.

Die Papierverarbeitung hat hier einen großen Umfang erreicht. 1846 waren in Berlin 150 Personen in der Papier-Industrie beschäftigt, 1 auf 2600 Einwohner, 1908 zählte man in Großberlin 663 Betriebe mit 24 500 Arbeitern, 1 auf 123 Einwohner. Die Jahresproduktion wird auf den Wert von 82 Millionen Mark geschätzt, etwa ein Zwanzigstel davon wird in Berlin, nicht ganz ein Drittel im übrigen Deutschland, heinahe zwei Drittel im Auslande verkauft.

Den Leistungen gegenüber, die in der Ausstellung an das Licht traten, mußten die vorher geäußerten Zweifel und Bedenken verstummen; deutlich erkannte man, daß in der Berliner Industrie die Folgen des Krachs von 1873 überwunden waren, daß frisches, zukunftsreiches Leben sie erfüllte. Sehr bald entstand der Wunsch nach einer neuen, noch größeren Ausstellung. Dieser Gedanke wurde vornehmlich vertreten durch den Verein Berliner Kaufleute und Industrieller, dessen Begründung während der Ausstellung angeregt und im Oktober 1879 erfolgt war. Wiederholt hat er an die Reichsregierung die Bitte gerichtet, in Berlin eine Weltausstellung zu veranstalten. Die Regierung aber hatte keine Neigung weder zu einer solchen noch zu einer allgemeinen deutschen Ausstellung und konnte sich dafür auf die offen ausgesprochene Abneigung eines großen Teiles der deutschen Gewerbetreibenden berufen. Indessen fanden in den nächstfolgenden Jahren hier einige Fachausstellungen statt, von denen namentlich zwei große Bedeutung und günstigen Einfluß gehabt haben.

Die berühmteste von ihnen ist die Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen. In der Sorge für öffentliche Gesundheitspflege war Deutschland zurückgeblieben, nachdem uns England darin schon lange vorgegangen war. Allmählich aber nötigte das rasche Wachstum der Großstädte dazu, diesen Verhältnissen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, namentlich für bessere Reinigung, für schnellere Abfuhr der Schmutzstoffe zu sorgen. Als erst das Interesse dafür erwacht war, hat die deutsche Industrie in verschiedenen Zweigen der Hygiene tüchtiges geleistet. Die von ihr geschaffenen Einrichtungen fanden allgemeine Anerkennung, als 1877 zum erstenmale in Brüssel eine Ausstellung für Gesundheitspflege stattfand. Obgleich Deutschland nur mit dem sechsten Teil der Aussteller und der ausgestellten Gegenstände vertreten war, erhielten dieselben einen großen Teil der vertheilten Auszeichnungen, namentlich 20 von den 50 Ehrendiplomen und goldenen Medaillen. Unter solchen Umständen lag der Wunsch nahe, in einer deutschen Ausstellung ein Gesamtbild dessen zu bieten, was die deutsche Industrie auf diesem Gebiete leisten könne, hierdurch der Industrie einen neuen Ansporn zu geben und ihren Bestrebungen die allgemeine, öffentliche Teilnahme zu gewinnen. Um dieses Ziel zu erreichen, verbanden sich die Vertreter der Wissenschaft und der Industrie mit den Behörden und dem großen Verbands der Vereine vom Roten Kreuz. Auf demselben Gelände, das zur Gewerbe-Ausstellung von 1879 benutzt war, wurde 1882 ein großes 12 000 Quadratmeter bedeckendes Holzhaus in gefälligen Formen erbaut mit hohen Portalen und mächtiger, von Türmen flankierter Kuppel. Die aus allen Teilen Deutschlands gekommenen Ausstellungsgegenstände: Maschinen, Geräte, Einrichtungen, Zeichnungen, Modelle waren geordnet, alles war zur Eröffnung bereit, als am Nachmittage des 12. Mai Feuer ausbrach und in weniger als einer Stunde alle diese Schätze vernichtete. Kurze Zeitlang bildete das ganze, große Kuppelgebäude ein einziges Flammenmeer, bis es in sich zusammenstürzte. Der kräftige Nordwestwind trieb große Mengen glimmender und brennender Holzstücke nach der Kronprinzenbrücke, dem Königsplatz, dem Tiergarten. Den brennenden Holzpalast konnte die Feuerwehr nicht retten, sie hatte viel zu tun, um die nächstgelegenen Teile des Tiergartens, die Häuser am Königsplatz und in den benachbarten Straßen zu schützen. Die Unternehmer verloren nicht den Mut, sie wendeten sich aufs neue an den Eifer der Aussteller, sie ließen mit reicher Unterstützung des Staates und der Stadt Berlin das Gebäude wiedererstehen, diesmal ganz aus Eisen und Glas, wie es noch jetzt als Ausstellungspalast besteht. Im Mai 1883 konnte die Ausstellung eröffnet werden. Sie fand großen Zuspruch und hat schon damit ihren Zweck erreicht, in den weitesten Kreisen Verständnis für die Gesundheitspflege zu erwecken und das Fortschreiten der diesem Zwecke dienenden Industrie zu fördern.

Ähnliche Bedeutung hatte 1889 die „Allgemeine Deutsche Ausstellung für Unfallverhütung“. Sie wollte alle von der Technik geschaffenen Vorrichtungen zum Schutz der Arbeiter nebeneinander stellen, so daß sich jeder darüber unterrichten, daß durch Vergleichung und durch Austausch von Erfahrungen der Schutz verallgemeinert und vervollkommenet werden könne. Sie zog auch die Ausrüstung der Arbeiter, die Fürsorge für Verletzte und die Mittel, den Erkrankungen der Arbeiter vorzubeugen, in ihren Bereich. Dieser Gedanke fand den lebhaftesten Anklang und die Beteiligung war so groß, daß der sechs Jahre vorher für die Hygiene-Ausstellung errichtete Glaspalast nicht ausreichte und noch ein zweites Gebäude, die Westhalle erbaut werden mußte.

Die Anregung zu dieser Ausstellung war von den Leitern der großen Berliner Bierbrauereien ausgegangen, sie haben die Ausstellung zusammengebracht und geleitet, sie haben auch in einer besonderen Abteilung eine kleine Musterbrauerei eingerichtet und ihren Betrieb dem Publikum vorgeführt. Es ist daher hier die passendste Gelegenheit, über diese in Berlin so bedeutend gewordene Industrie einige Worte anzufügen. Früher hatte man in Berlin nur obergärige Biere, sowohl Braun- als Weißbier gebraut, 1838 wurde hier zum erstenmal untergäriges Bier nach bayerischer Art hergestellt. Es fand rasch Anklang und großen Absatz, doch ist hier der Konsum des obergärigen Bieres nicht in dem Maße zurückgegangen wie anderswo, da das Berliner Weißbier noch immer ein beliebtes Getränk ist und namentlich im Sommer viele Freunde hat. Erst in den allerletzten Jahren ist der Rückgang des Weißbiers stärker geworden. In den achtziger und neunziger Jahren, auch noch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts stellten die obergärigen Biere ein reichliches Drittel der Berliner Produktion, 1906 nur noch ein Viertel, 1907 ein Fünftel. Insgesamt wurden 1846 in Berlin etwa 180 000 Hektoliter gebraut, 30 Jahre später über 2 Millionen Hektoliter, seit 1900 in jedem Jahre mehr als 4 Millionen. Fünf Sechstel davon werden in Berlin und seiner Umgebung verbraucht, ein Sechstel geht nach anderen deutschen Orten und zu einem kleinen Teile ins Ausland. Die Menge des in Berlin eingeführten fremden, sogenannten echten Bieres aus Bayern, Böhmen und anderen durch ihre Bierbrauereien berühmten Gegenden steht erheblich zurück hinter der Ausfuhr des Berliner Bieres, sie betrug 1907: 480 000 Hektoliter gegen eine Ausfuhr von 735 000 Hektoliter. Die Berliner Brauereien haben 1883 eine Versuchs- und Lehrbrauerei begründet, die 1908 ihr 25 jähriges Jubiläum feiern und auf eine sehr erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken konnte. Sie ist die bedeutendste Lehranstalt in ihrem Fache geworden, sie hat außerdem durch die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen und die technische Erprobung derselben das Brauereiverfahren wesentlich verbessert.

Zweimal haben die Berliner Brauereien einen besonders schweren Kampf gegen ihre Gehülfen führen müssen. Anfang Mai 1890 waren die Brauereigehülfen in Ausstand getreten und boykottierten das Bier sämtlicher Berliner Brauereien mit Ausnahme einer einzigen, die ihre Forderungen bewilligt hatte. Die ganze Arbeiterschaft von Berlin beobachtete den von den Brauern ausgesprochenen Verruf, obgleich sie ihn eigentlich für unberechtigt hielt und mißbilligte. Einmal hatten gerade die Brauereigehülfer sich bis dahin sehr wenig um die Arbeiterbewegung gekümmert, außerdem trugen einige ihrer Forderungen zünftlerischen Charakter, namentlich die, daß die Brauereien keine ungeselnten Arbeiter sollten beschäftigen dürfen, wie es durch den Fortschritt der Technik für einen Teil des Betriebes möglich geworden war. Die Führer der Arbeiterorganisationen und die Führer der sozialdemokratischen Partei erklärten sich gegen die Fortsetzung des Ausstandes, der nach ihrer Ansicht die Kräfte der Arbeiterschaft unnützerweise in Anspruch nahm und die agitatorische Tätigkeit der Partei in hohem Grade erschwerte. Denn da die Arbeiter das boykottierte „Ringbier“ des Ringes der Brauereien nicht tranken, die Gastwirte aber außerstande waren, anderes Bier in genügender Menge zu beschaffen, so weigerten diese sich schließlich, ihre Säle Arbeiterversammlungen zu überlassen, in denen beinahe nichts verzehrt wurde. Die sozialdemokratische Partei hatte schwer unter dem Saalmangel zu leiden, den die Arbeiter diesmal selbst hervorgerufen hatten. Eine große Versammlung wurde auf den 20. Juni berufen, um zu entscheiden, ob der Ausstand noch länger zu unterstützen sei. Diese Versammlung nahm einen eigenartigen Verlauf. Noch während man stritt, wurde gemeldet, daß die Forderungen der Brauereigehülfen größtenteils bewilligt waren. Der Ausstand und der Boykott waren also gegenstandslos geworden. „Die Arbeiterschaft war“, wie Bernstein in seiner Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung bemerkt, „eine störende Angelegenheit auf bessere Weise los geworden, als wie die meisten erwartet hatten.“ Sehr viel heftiger und schlimmer war ein, wieder mit einem großen Boykott der Ringbrauereien verbundener Ausstand im Jahre 1894, der vom Mai bis zum Dezember dauerte. Diesmal aber blieben die Leiter der Brauereien trotz schwerer Opfer fest, da ihre Autorität und Arbeitsdisziplin in Frage gestellt war, die Gehülfen mußten sich schließlich mit einigen verhältnismäßig geringen Zugeständnissen begnügen.

Den Freunden einer allgemeinen Ausstellung genügten die Fachausstellungen nicht. Da sie aber auch in den neunziger Jahren die Regierung nicht bewegen konnten, eine Weltausstellung oder eine deutsche Ausstellung zu veranstalten, so entschlossen sie sich, nochmals eine Berliner Gewerbeausstellung ins Leben zu rufen, in umfassenderer Weise als vorher und mit dem erweiterten Programm: daß die Berliner Fabrikanten nicht

nur die in Berlin hergestellten Gegenstände, sondern auch die Erzeugnisse ihrer außerhalb gelegenen Fabriken ausstellen dürfen; daß Vereine und Korporationen, deren Sitz oder Vorort Berlin ist, gemeinsame Ausstellungen aller ihrer Mitglieder, auch der nicht in Berlin ansässigen veranstalten können. Durch zufällige Umstände wurden die Leiter der Ausstellung genötigt, noch weit über diese Zugeständnisse hinauszugehen. Kaum hatten sie sich nach langem und heftigem Meinungsaustausch über den zu wählenden Platz für den Treptower Park entschieden und sich das erforderliche Gelände gesichert, als bekannt wurde, daß die benachbarten Grundstücke benutzt werden sollten, um gleichzeitig eine Art Vogelwiese einzurichten. Wenn man solche unliebsame Konkurrenz fernhalten wollte, blieb nichts übrig, als auch diese Grundstücke zu pachten. So hatte man übergroßen Raum und mußte, um auf die Kosten zu kommen, sowohl einen Vergnügungspark wie einige Sonderausstellungen zulassen, die zwar nicht eigentlich in den Rahmen paßten, aber durch ihre vorzügliche Ausführung und das Interesse, das sie erregten, große Bedeutung gewannen und die Anziehungskraft der Ausstellung vermehrten: Kairo, Altberlin, Kolonial-Ausstellung, Alpen-Panorama, Fischerei-Ausstellung, Schiffbau-Ausstellung. Jeder Besucher der Ausstellung wird sich dieser anregenden und belehrenden Nebenausstellungen mit Freuden erinnern.

Zur Kolonial-Ausstellung waren aus den deutschen Kolonien in Neu-Guinea und aus verschiedenen Teilen von Deutsch-Ostafrika ganze Trupps von Eingeborenen mit ihren Waffen und Geräten, mit Hütten und Zelten gekommen, die sie auf ziemlich weitem Raum inmitten der bei ihnen üblichen Arten von Behauen und anderen Befestigungswerken aufschlugen.

Aus „Alt-Berlin“ war der Stadtteil zwischen Spandauer und Georgentor, also zwischen der Spandauerstraße, der Neuen Friedrichstraße und der Königstraße gewählt. Die beiden Tore mit den Brücken über den Festungsgraben, Mauern und Türme, das Hospital zum Heiligen Geist mit seiner Kapelle, das Rathaus mit der Gerichtslaupe und viele andere Häuser waren dargestellt, wie sie im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts ausgesehen haben müssen.

Für „Kairo“ hatten sich die in Ägypten lebenden Deutschen, die Behörden des Landes und vor allem sein Beherrscher auf das lebhafteste interessiert. Der Khedive hatte seine kostbare Waffensammlung und eine große Zahl schön geschnitzter Pfeifen, ebenso seine sechzig Mann starke Musikkapelle nach Berlin geschickt. Ganze Schiffsladungen mit Muscharabies und anderem Gitterwerk waren von den Baumeistern, die an Ort und Stelle ihre Studien machten, hierher gesendet worden. Vieles davon ist nachher von Liebhabern angekauft, hier und da, namentlich bei den Bauten im Zoologischen Garten verwendet worden. Zwei berühmte Moscheen,

Minaretts, Brunnen, Heiligengräber, Schulen, ein ganzes Fellaahdorf, auch altägyptische Denkmale, Schöpfmaschinen am Flusse und anderes waren in getreuer Weise, zum Teil mit der malerischen Pracht orientalischer Bauten wiedergegeben. Eine große Zahl von Bewohnern Kairos aus allen Schichten seines bunten Völkergemischs waren zur Stelle, hatten ihre Läden errichtet und verkauften ihre Waren, arbeiteten in ihren Werkstätten, führten ihre Kameele oder ritten wilde Fantasia's auf ihren Pferden.

Die Bemühungen der Ausstellungsleitung wurden von Stadt und Staat kräftig unterstützt. Namentlich sorgte die Eisenbahnverwaltung für bequeme Verbindung. Der Ringbahnhof Treptow wurde vergrößert, außerdem wurde ein großer Bahnhof „Ausstellung“ gebaut mit breiten Zugängen und zahlreichen Fahrkartenschaltern. Die Schutzbücher der Bahnsteige wurden von vornherein so eingerichtet, daß sie nachher bei der in Aussicht genommenen Vergrößerung des Bahnhofes Grunewald wieder verwendet werden konnten.

Bei der Ausstellung von 1844 hatte die Beleuchtung noch keine Rolle gespielt, sie war nur bei Tageslicht zu sehen gewesen; die Moabiter Ausstellung und ihr Park waren mit Gas erhellt worden; 1896 konnte kein Zweifel sein, daß elektrische Beleuchtung gewählt werden mußte. Die hierfür und als Betriebskraft für die Wasserwerke, für eine Rundbahn, eine Stufenbahn, eine Turmbahn im Vergnügungspark, eine Bergbahn im Alpenpanorama und für andere Anlagen erforderliche elektrische Energie wurde auf 5000 Pferdestärken berechnet. Um eine solche Leistung in rasch zu schaffenden, auf kurze Zeit berechneten Anlagen durchführen zu können, verbanden sich mehrere Elektrizitäts- und Maschinenbau-Anstalten. Sie richteten drei Kraftstationen ein, die zugleich als Ausstellungsobjekte dienten und in der Verschiedenheit ihrer Gestaltung reiche Gelegenheit zum Studium boten.

Nächst der Elektrizität hat die Bekleidungsindustrie in ihren hundertfältigen Verzweigungen eine besonders hervorragende Rolle gespielt. Ihre große Entwicklung hat schon in den dreißiger Jahren begonnen, sie ist seitdem mit geringen Unterbrechungen kräftig fortgeschritten, am raschesten am Anfang der siebziger Jahre, wo zuerst ein Teil der amerikanischen Geschäfte, die bis dahin in Paris gekauft hatten, sich nach Berlin wandte, und am Ende der achtziger Jahre, als die Fantasie-Bluse eine Art Herrschaftstellung in der Frauenkleidung gewann. Da sie sich leicht den Körperformen anschließt und mit geringer Mühe jeder Figur angepaßt werden kann, eignet sie sich ebenso wie der Mantel besonders zur Massenherstellung. 1896 wurde die Jahresproduktion der Berliner Damen- und Kindermäntel-Konfektion auf 110 Millionen Mark angegeben, für 1907 wurde sie auf 200 Millionen Mark geschätzt, in der Kostüm-, Rock- und Blusen-Konfektion auf 75 Millionen Mark. In der ersteren waren 40 000, in der

letzteren 12 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Alle Teile Deutschlands waren an der Lieferung der seidenen, wollenen, baumwollenen und leinenen Stoffe beteiligt; die zur Verzierung gebrauchten Verschnürungen, Pelznachahmungen, Stickereien wurden meist in Berlin angefertigt. Der Absatz ging gleichfalls nach allen Teilen Deutschlands, etwa zu einem Achtel ins Ausland.

Die Herstellung geschieht vielfach im Wege der Hausindustrie, aber auch in großen Werkstätten. Einige Konfektionsfirmen hatten allein in ihren Pelz-Abteilungen zahlreiche Werkmeister und Hunderte von Arbeitern. Außerdem gab es 1896 in Berlin noch 400 selbständige Kürschner mit 400 Gesellen und 700 Mamfells, während am Anfang des Jahrhunderts nur 33 Kürschnermeister mit 35 Gesellen und 10 Jungen gezählt wurden. Damals waren Luxuspelze selten gewesen, aber Reispelze, Jagdpelze und Muffen waren viel gebraucht worden, außerdem in großer Zahl Fußsäcke für den Postwagen und noch mehr für den Kirchenbesuch. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus waren im Winter die Kirchgängerinnen am Fußsack zu erkennen, es war ein Stolz der Kinder, wenn sie ihre Mutter in die Kirche begleiten und den Fußsack tragen durften. Die erste und längere Zeit die einzige mit Heizvorrichtung versehene Berliner Kirche war die 1846 erbaute Matthäikirche. Ein frischer Zug kam in die Pelzmanufaktur, als 1870 die fremden Käufer in Berlin erschienen und als nachher mit dem raschen Wachstum der Bevölkerung und ihrer Industrie der Wohlstand stieg. Bald wurde es bei den Damen Mode, Pelztragen, Boas, Mützen zu tragen. In den achtziger Jahren bemächtigte sich die Mäntelkonfektion des Pelzes, zuerst in der Form des Befazes, und nun stieg der Verbrauch sehr schnell. Berlin wurde ein Mittelpunkt des Pelzhandels und Lieferant des Weltmarktes. Von allen Teilen der Welt kam rohe Ware hierher, um dann verarbeitet wieder nach allen Seiten hinauszugehen, zu einem erheblichen Teile auch nach Rußland und Amerika. Gegenwärtig wird die Zahl der in der Pelzbranche beschäftigten Arbeiter auf 3000, der Jahresumsatz auf 30 Millionen Mark angegeben.

Die Fabrikation von künstlichen Blumen und Federn hatte 1844 viel Anerkennung gefunden, dann war sie zurückgegangen, zwar nicht in der Ausdehnung, aber in ihren Leistungen. Einzelne Unternehmer hatten durch starke Benützung von Gefängnis-Arbeit den Markt mit minderwertiger Ware überschwemmt. Die Ausstellung von 1879 zeigte den Niedergang dieser Industrie, 1896 erschien sie von neuem in kräftigem Aufblühen, das seitdem andauert und zu hervorragenden Leistungen geführt hat.

Eine für Berlin ganz neue Industrie war die Anfertigung von Konfektionsbürsten, die früher ausschließlich aus Paris und Brüssel kamen, hier zuerst am Ende der siebziger Jahre, seitdem aber in großem Umfange her-

gestellt und in immer noch steigendem Maße sowohl zur Schaufenster-Aus schmückung wie zum Privatgebrauche verlangt werden. Ebenfalls seit dieser Zeit hat die früher nur für den lokalen Bedarf arbeitende Schirmfabrikation sich rasch entwickelt und die Herrschaft auf dem deutschen Markte gewonnen.

Die Möbelindustrie hatte jetzt die vorher erwähnten Schwächen überwunden und von neuem Ansehen gewonnen. Zahlreiche Künstler beteiligten sich an dem Entwurf ihrer Muster, namentlich haben die Baumeister, welche das moderne Berlin schufen, die Richtung bestimmt für die Ausstattung mit Möbeln wie für die Ausschmückung der Zimmer. Durch die Mitarbeit der Künstler ist Berlin ein Hauptstiz der Kunstindustrie geworden. Neben den eigentlichen Möbeln hat hier die Fabrikation von kleineren Möbeln und Schmuckgeräten, sogenannten Galanteriewaren aus Holz und aus Metallen, oft aus beiden zusammengesetzt, vielfach in Verbindung mit Glas, Leder, Plüsch große Bedeutung erlangt. Die Herstellung solcher zusammengesetzten Waren, die einen gefälligen Eindruck machen und den Reiz behaglicher Zimmerausstattung erhöhen sollen, erfordert Geschick und Geschmack, sie sind gewissermaßen Kinder der Mode, rasch wechselnder Laune, wie sie im Leben der Großstadt herrscht.

Der Wagenbau war auf der Ausstellung glänzend vertreten. Er hatte in den Gründungsjahren sich sehr ausgedehnt, war dann aber in den Ruf unsolider Arbeit gekommen. Um dieser Meinung entgegenzutreten, hatten die Berliner Wagenbauer 1884 eine Ausstellung von Luxuswagen veranstaltet, die ihre große Leistungsfähigkeit zeigte und ihr zahlreiche Käufer zuführte, namentlich aus Japan und Australien. Der Erfolg dieser Fachausstellung gab den Anstoß zu glücklicher Weiterentwicklung. Der Berliner Wagenbau hat sich seitdem noch weiter gehoben und ist jetzt auch an der Herstellung von Motorwagen in energischer Weise beteiligt.

In der Tonwaren-Industrie hatte sich eine große Änderung vollzogen. Zunächst durch neue, sehr vervollkommnete Arten der Ziegelbrennerei. Um diese deutlich zu zeigen, hatte der durch seine Verbesserungen in diesem Fache hervorragende Berliner Maschinenbauer Schlickesfen eine besondere Halle erbaut, in der die älteren und die neuen Maschinen nebeneinander in Betrieb standen. Außerdem hatte die Mode sich gegen die bisher allgemein übliche Form und die weiße Farbe der Ofen gewendet. Allmählich waren stärker gemusterte Formen aufgetreten, man fing in den siebziger Jahren an, einzelne Teile abzutönen, um sie mit den Farben der Tapeten, Türen, Möbel in Übereinstimmung zu bringen, Majolikaglasuren mit immer reicherer Mannigfaltigkeit der Farben an die Stelle der weißen Racheln zu setzen, die altdeutschen Ofen nachzuahmen, sie mit Kaminen zu verbinden. Die Ausstellung von 1844 stand noch unter dem Zeichen der glänzend weißen Rachel, 1879 zeigte das Aufkommen einer neuen Richtung, 1896 ihren Sieg, wohl

glänzender und vollständiger als es künftig möglich sein würde, da inzwischen andere Heizungsarten das Übergewicht erlangt und den Kachelöfen in den Hintergrund gedrängt haben.

Sehr ansehnlich war die Ausstellung von Lederwaren. Für Militär=effekten aller Art, auch für Sättel, Zaumzeuge und Geschirrzüge hatte die Berliner Fabrikation schon früh guten Ruf, ebenso für solide, feste Reisekoffer. Aber für zierlichere und leichtere Waren wie Geldtaschen, Brieftaschen, Gürtel und ähnliches bevorzugte das Publikum lange Zeit die Pariser und Wiener Erzeugnisse. Seit den sechziger Jahren hat die Herstellung dieser Artikel hier große Fortschritte gemacht, die auswärtige Konkurrenz ist fast ganz verdrängt und großer Absatz im übrigen Deutschland gewonnen. Seit derselben Zeit hat sich in Berlin eine umfangreiche Fabrikation von Ledertreibriemen entwickelt, die vorher meist von auswärts bezogen wurden. 1895 wurde die Berliner Produktion von Ledertreibriemen auf 2 Millionen Mark geschätzt, etwa die Hälfte davon fand Absatz im Auslande.

Besondere Anziehungskraft übte der Pavillon aus, in dem die Ausstellungs=Zeitungen hergestellt wurde. Man sah, wie die Redakteure ihre Artikel schrieben, wie diese sofort gesetzt, der Satz in Stereotypformen gegossen, die Formen unter die Schnellpresse geschoben, die fertig bedruckten Blätter gefaltet und zum Verkauf ausboten wurden. Dieser viel besuchte Pavillon bildete einen Teil der dem Buchdruck und der vervielfältigenden Kunst gewidmeten Abteilung. Hier standen die zahlreichen, von der neueren Technik vervollkommenen Maschinen für Buchdruck, Holzschnitt, Stein= und Kupferdruck, für den Druck in verschiedenen Farben. Nahe dabei hatte die Photographie ihr Reich, die ebenfalls in Berlin eine führende Stellung einnimmt sowohl in kunstmäßiger Behandlung wie in der Vervielfältigung, nicht minder in der Herstellung photographischer Chemikalien, Platten und Papiere.

Von anderen Zweigen der Berliner Industrie, die 1896 besondere Anerkennung fanden, sei nur noch die Herstellung wissenschaftlicher Instrumente hervorgehoben. Auf diesem Gebiete gemeinsamer Arbeit von Wissenschaft und Technik hat Berlin schon in früher Zeit tüchtiges geleistet unter dem Einflusse der an der Sternwarte unserer Akademie der Wissenschaften tätigen Astronomen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist dieser Zweig der deutschen Industrie mächtig fortgeschritten, er hat 1876 auf der internationalen Fachausstellung in London einen fast unbestrittenen Sieg errungen. Die hieran wesentlich beteiligte Berliner Industrie hat sich mit diesen Vorbeeren nicht begnügt, sondern mit derselben Energie weiter gearbeitet. Zu ihren Erfolgen haben neben den Naturforschern unserer Hochschulen am meisten unsere Elektrotechniker beigetragen und die 1887 mittelst

einer Stiftung von Werner Siemens begründete physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg.

Der Umfang dieses Industriezweiges in Berlin ist nicht mit Sicherheit anzugeben, weil ein sehr großer Teil der feinmechanischen Instrumente in engem Zusammenhange mit der Elektrotechnik steht, von ihr hergestellt und gebraucht wird, so daß eine diese beiden Teile der Feinmechanik unterscheidende Statistik nicht durchführbar ist. Nach einer ungefähren Schätzung von sachverständiger Seite beläuft sich die von der Elektrotechnik unabhängige Herstellung wissenschaftlicher und medizinischer Instrumente in Berlin auf etwa zwei Millionen Mark jährlich. Neun Zehntel davon werden gekauft von Gelehrten, Ärzten, Krankenhäusern, Laboratorien in allen Teilen Deutschlands, ein Zehntel geht in das Ausland.

Für Feinmechanik und Elektrotechnik zusammen wurden 1907 hier 789 Betriebe gezählt, in denen mehr als 74 000 Vollarbeiter beschäftigt waren. Ihre Jahresproduktion wird auf 750 Millionen Mark geschätzt, etwa ein Sechstel davon wird in Berlin verbraucht, die Hälfte der gesamten Produktion in anderen Teilen Deutschlands, ein Drittel geht in das Ausland.

Nicht eingerechnet in diese Zahlen ist die in Berlin verbrauchte elektrische Energie. Sie zu berechnen oder zu schätzen ist nicht möglich, da ein großer Teil derer, die sehr viel Elektrizität verbrauchen, namentlich Fabriken, Brauereien, Kaufhäuser, auch die Untergrundbahn ihren Bedarf selbst herstellen. Von den größeren Elektrizitätswerken haben 1908 abgegeben:

1908	Zum Bahn- betrieb	Zur öffentl. Be- leuchtung	An das Publikum		zusammen 1908 Kilowatt- stunden	1907
			zu Licht	zu Kraft		
Die Berliner Elektri- zitätswerke. . . .	56 000 000	2 000 000	39 000 000	54 000 000	151 Mill.	139 Mill.
Das städt. Elektri- zitätswerk Charlot- tenburg.	3 000 000	1 000 000	5 000 000	5 000 000	14 Mill.	11 Mill.
Das Elektrizitäts- werk Südwest . . .	9 000 000	1 000 000	4 000 000	4 000 000	18 Mill.	16 Mill.
Die Berliner Vor- ortswerke in Steg- litz	100 000	300 000	1 000 000	2 000 000	3 400 000	2 700 000
Das Gem.-Elektr.- Werk Friedenau .	—	180 000	260 000	45 000	485 000	
Das Gem.-Elektr.- Werk Zehlendorf.	—	48 000	156 000	44 000	248 000	

Neben den elektrischen Maschinen behauptet sich die ältere Technik der Dampfmaschinen in sehr tatkräftiger Weise. Die Vorfisgsche Fabrik konnte

1902 das Fest der fünftausendsten Lokomotive feiern. Während der letzten Jahre haben hier zum Zwecke der in Aussicht genommenen Durchführung des Schnellbahnverkehrs interessante Versuche mit elektrischen und Dampflokomotiven stattgefunden. Dabei ist es einer neuen Art der letzteren, der Heißdampflokomotive gelungen, beinahe die doppelte Leistungsfähigkeit der bisher gebrauchten Lokomotiven zu erreichen bei großer Ausdauer, bei gleichmäßigem, ruhigem Gang und bei erheblich geringeren Kosten als die elektrischen Maschinen erfordern. Für Maschinenbau wurden 1907 in Großberlin 3300 Betriebe mit mehr als 66 000 Arbeitern gezählt, ihre Jahresproduktion ist auf etwa 260 Millionen Mark zu schätzen.

Außer den großen, allgemeinen Industrie-Ausstellungen sind einige besonders wichtige Fachausstellungen genannt worden. Die Zahl solcher Ausstellungen ist sehr gewachsen. 1905 haben hier — ohne die Kunstausstellungen, Vereinsbasare, Sonderausstellungen in Museen und ähnliche Veranstaltungen zu rechnen — 35 größere Ausstellungen einzelner Industriezweige stattgefunden, 1906 und ebenso 1907: 44, 1908: 49, darunter in jedem Jahre mehrere sehr bedeutende, belehrende und wichtige. Da der Glaspalast im Landesausstellungspark fast während des ganzen Sommers, der besten Ausstellungszeit, von der Kunstausstellung in Anspruch genommen wird, ist 1906 eine neue große Ausstellungshalle neben dem Zoologischen Garten erbaut worden, die fast ununterbrochen benutzt wird. In rascher Folge kann man hier die Fortschritte der Industrie in ihren wichtigsten Zweigen studieren und sich über ihren gegenwärtigen Stand unterrichten.

Industrie und Handel haben in Berlin einen größeren Umfang erreicht als jemals vorher. An früheren Stellen sind einige Zahlen angegeben für das Verhältnis der Gewerbetreibenden zur Gesamtzahl der Einwohner in der Zeit Friedrich Wilhelms I., im Anfang und in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Vergleich mit der Gegenwart ist schwierig, weil die Art der statistischen Feststellung nicht nur eine andere, sondern auch vollkommene, genauer erfassende geworden ist, noch mehr dadurch, daß jetzt die Arbeit der Frauen eine größere Rolle in unserem gewerblichen Leben spielt. Im Jahre 1900 waren in der Stadt Berlin bei einer Bevölkerung von 1 888 848 Einwohnern 99 500 Männer und 51 500 Frauen als selbständige Unternehmer, 66 000 Männer und 27 000 Frauen als Angestellte, 341 000 männliche Personen und 110 000 weibliche Personen als Gehilfen, Arbeiter und Lehrlinge in den verschiedenen Zweigen des Handels und der Gewerbe tätig, zusammen 506 500 Männer und 188 500 Frauen, auf einen selbständigen Unternehmer kamen 3,6 Abhängige. Wenn auch die Beamten der Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Verwaltung: 139 höhere Beamte, 8059 mittlere Beamte (darunter 1737 Frauen) und 18 905 untere Beamte (darunter 46 Frauen) mitgezählt werden, da sie in gewerblichen Unter-

nehmungen tätig sind, so betrug die Zahl der selbsttätigen Gewerbetreibenden 722 000, d. h. einen auf 2,6 Einwohner; wenn nur die Männer gerechnet werden, einen auf 3,5 Einwohner.

In 23 Vororten, die 1900 zusammen 592 000 Einwohner zählten, gab es unter diesen 221 000 selbsttätige Gewerbetreibende, einen auf 2,7 Einwohner, es bestand also ziemlich genau dasselbe Verhältnis wie in der Stadt Berlin. Forstwirtschaft und Jagd, Ackerwirtschaft und Tierzucht sind hierbei mit zu den anderen gewerblichen Betrieben gerechnet, da sie in diesen Vororten ebenso wie in Berlin nur noch von einer kleinen Anzahl der Einwohner gewerbsmäßig betrieben wurden: in Berlin von 3137, d. h. 1 auf 600 Einwohner, in den 23 Vororten von 1396, d. h. 1 auf 425 Einwohner. Gärtnerei, die zugleich ein städtisches und ein ländliches Gewerbe ist, wurde in Berlin von 2600, 1 auf 725 Einwohner, in jenen Vororten von 3800, 1 auf 155 Einwohner betrieben.

Im einzelnen die Entwicklung der Berliner Industrie mit sicheren statistischen Zahlen zu belegen, ist nur für die ältere Zeit möglich, wo sie sich auf den Raum der Stadt beschränkte, während heute ein Teil gerade der wichtigsten und größten Anstalten sich in dem die Hauptstadt umgebenden Kranz der Vororte befindet. Großberlin ist aber zurzeit noch kein fest bestimmter Begriff. Die Bezirke der Post, der Eisenbahndirektion, der Handelskammer, der kaufmännischen Korporation, der Berufsgenossenschaften haben sehr verschiedene Grenzen. Ihre statistischen Mitteilungen, die naturgemäß auf den aus ihrem amtlichen Wirkungskreise ihnen zugehenden Nachrichten beruhen, können deshalb kaum miteinander verglichen werden. Die Eisenbahnstatistik gibt nach 70 Tarifklassen wichtige Angaben über Ein- und Ausgang von Lebensmitteln und Naturprodukten, die Erzeugnisse der Industrie aber, soweit sie nicht zu den Lebensmitteln gehören, sind ohne nähere Unterscheidung in wenigen Tarifklassen zusammengefaßt. Bei der Volkszählung von 1900 haben 23 Vorortgemeinden sich mit Berlin über eine gleichmäßige Art der Bearbeitung für einige Fragen der Bevölkerungs- und Wohnstatistik geeinigt, 1905 haben sich sechs weitere Gemeinden angeschlossen und die gleichmäßige Art der Bearbeitung soll noch einige weitere Fragen umfassen. Auf diese Weise wird man allmählich zu einer Statistik von Großberlin gelangen können. Da eine solche jetzt noch nicht vorliegt, hat der Verfasser für einzelne Zweige der Industrie sich bemüht, durch Anfragen bei sachkundigen Vertretern und bei den Vorständen der Berufsgenossenschaften die Zahlen der in Großberlin bestehenden Betriebe und ihrer Arbeiter festzustellen, auch schätzungsweise Angaben über die Höhe der Produktion und die Richtung ihres Absatzes zu erhalten. Die so ermittelten Zahlen sind in die Darstellung verflochten.

Wenn diese auch keineswegs vollständig ist, so zeigt sie doch, zu

welchem Umfange und welchen Leistungen die Berliner Industrie aufgestiegen ist. Berlin ist auch in seiner gewerblichen Tätigkeit der Mittelpunkt eines weiten Kreises geworden, dessen einzelne Teile zwar meist eigene, oft sehr rührig betriebene Industrie haben, aber doch zugleich für Berlin arbeiten, ihm halbfertige Ware aller Art liefern, die hier weiter verarbeitet und veredelt wird. Solche Art der Tätigkeit stellt hohe Anforderungen an die Leiter wie an die Werkmeister und Arbeiter. Diese Ansprüche können erfüllt werden, weil die geistigen Kräfte, die in einer großen Stadt, in einem Mittelpunkt ebenso des öffentlichen Lebens wie des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens tätig sind, auch das Gewerbe durchdringen und beleben.

Fünfter Abschnitt.

Beleuchtung, Wasserzufuhr und Entwässerung.

Als am 19. September 1826 Unter den Linden die ersten Gasflammen brannten, erregten sie vielfache Bewunderung. Indessen minderte sich die Freude bald, da das neue Licht ziemlich teuer war. Zehn bis vierundzwanzig Taler, im Durchschnitt etwa fünfzehn Taler mußte für eine mäßig große Flamme bezahlt werden, die von Eintritt der Dunkelheit bis elf Uhr abends brennen durfte. Sie konnte nicht früher als die Gasflammen der Straßenlaternen angezündet werden, da bis dahin die Hauptthähne geschlossen blieben. Die Gesellschaft richtete sich hierbei mehr nach den Angaben des Kalenders als nach dem Bedürfnis, so daß die Benutzer oft recht lange warten mußten. 1837 wurden Gasmesser eingeführt. Wer einen solchen aufstellen ließ, konnte nunmehr selbst die Zeit für die Erhellung seiner Schaufenster bestimmen. Aber der Preis von 35,3 Pfennig für das Kubikmeter nötigte zu großer Einschränkung. Der Konkurrenz wegen waren die Ladenbesitzer und manche Gastwirte genötigt, solchen Preis zu bezahlen, ein weiterer, allgemeiner Gebrauch des Gaslichts war durch ihn ausgeschlossen.

Die Straßenbeleuchtung war sehr mangelhaft, die vereinbarte Beleuchtungszeit von 1300 Brennstunden jährlich war viel zu gering bemessen. Die Laternen standen weit auseinander, es wurde daher fast mehr als früher über die Dunkelheit geklagt, obgleich die Stadt jährlich 30 000, später 50 000 Taler für diese Beleuchtung zu zahlen hatte.

Schlimmer noch war, daß die Gesellschaft sich mit ihren Anlagen auf den am stärksten bevölkerten inneren Kern der Stadt beschränkte und nur in einigen besonders belebten Straßen radienförmig etwas weiter vor=

ging. Alle Aufforderungen zu größerer Ausdehnung ihres Röhrennetzes wies sie zunächst ab, später erklärte sie sich dazu bereit, wenn ihr Privilegium um weitere 21 Jahre verlängert würde.

Unter diesen Umständen entschloß sich die Stadt, beim Ablauf des Privilegiums im Januar 1847 die Straßenbeleuchtung selbst in die Hand zu nehmen. Eine Einigung auf gültlichem Wege kam damals nicht zustande. Nach gerichtlicher Entscheidung behielt die Gesellschaft ihr Röhrennetz in der bestehenden Ausdehnung, sie kann nach wie vor alle, die sich an ihr Netz anschließen lassen, mit Gas versorgen, darf ihre Röhren ausbessern oder erneuern, aber neue Röhren in anderen Stadtteilen nicht mehr legen. Die nächste Folge des selbständigen Vorgehens der Stadt war, daß die Gesellschaft 1847 den Preis für das Kubikmeter Gas auf 24 Pfennig herabsetzte und seitdem mit den städtischen Anstalten in der Güte und Reinheit des Gases wetteiferte. Das Verhältnis der Gesellschaft zur Stadt ist inzwischen durch Verträge geregelt worden, beide erheben die gleichen Preise, gegenwärtig in Höhe von 12,35 Pfennig. Für die Benutzung der städtischen Straßen zahlt die Gesellschaft eine Gebühr, die im Laufe der Jahre allmählich auf mehr als 500 000 Mark gestiegen ist. Sie hat ein neues großes Feld weiterer Wirksamkeit in den südwestlichen Vororten gefunden, die fast alle von ihr mit Gas versorgt werden, auch der Teil von Schöneberg, der 1861 in Berlin einverleibt ist. Für die öffentliche Straßenbeleuchtung dieses Stadtteiles, zurzeit 1100 Gasflammen, erhält die Gesellschaft von der Stadt Berlin eine entsprechende Bezahlung.

Im übrigen wird jetzt das Gas zur öffentlichen Beleuchtung der Straßen und Plätze von Berlin durch die fünf städtischen Gaswerke in der Gitschiner- und Danzigerstraße, am Stralauer Platz, in Schmargendorf und Tegel geliefert, die zugleich in dem größten Teile der Stadt alle Ansprüche der privaten Abnehmer zu befriedigen haben und nur in dem alten Gebiete der englischen Gesellschaft mit dieser konkurrieren. Außerdem ist ein Teil der nördlichen und östlichen Vororte, namentlich Treptow, Stralau, Kummelsburg, Schönhausen, Pantow, Reinickendorf und Plözensee an die städtischen Gaswerke angeschlossen.

Diese Vororte haben im Jahre 1906: 7 Millionen Kubikmeter Gas erhalten, während in Berlin zur öffentlichen Beleuchtung 13 Millionen Kubikmeter Gas unentgeltlich abgegeben und 195 Kubikmeter zum Privatgebrauch geliefert wurden.

Im Januar 1909 brannten auf den Plätzen und in den Straßen von Berlin über 34 000 Gasflammen, außerdem mehr als 1000 elektrische Flammen, die von der Berliner Elektrizitätsgesellschaft gespeist wurden und etwa 120 Spiritusglühlicht- und Petroleum-Laternen. Der vierte Teil

dieser Flammen wird um Mitternacht ausgelöscht, die anderen brennen die ganze Nacht durch.

Die städtischen Anstalten ergeben nach Abzug aller Kosten, auch derer für Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals sowie reichlichen Abschreibungen einen Überschuß von etwa 8 Millionen Mark jährlich, vornehmlich aus der Einnahme für den Verkauf von Koks, Teer, Ammoniak und anderen Nebenprodukten. Diese Einnahme betrug 1905: 9 Millionen Mark, überstieg also ganz erheblich den damaligen Reingewinn von 6 900 000 Mark. Der Verbrauch von Gas seitens der Bevölkerung zur Erleuchtung, Heizung und zum Kochen ist bisher ständig gewachsen, aber die Zahl der von Handwerken und kleinen Fabrikanten benutzten Gasmotore nimmt ab, weil für solche Betriebe die Verwendung elektrischer Kraft bequemer und vorteilhafter ist.

Wie mit Gas ist Berlin auch mit Wasser zuerst durch eine englische Gesellschaft versorgt worden. Ihr Privilegium hätte bis zum April 1881 gereicht. Die Gesellschaft beschränkte sich aber auf die für ihr Wasserwerk vor dem Stralauer Tor bequem liegenden Teile der östlichen und mittleren Stadt, neue Anlagen für die in den sechziger und siebziger Jahren entstehenden Stadtteile wollte sie nur machen, wenn ihr Privilegium bedeutend verlängert würde. Daher mehrten sich die Klagen der nicht mit Wasser versorgten Stadtteile, viele Fabriken und Brauereien, auch manche Privathäuser legten eigene Pumpwerke an. In einzelnen höher gelegenen Stadtteilen, am stärksten in der Gegend vor dem Schönhauser Tore entstand ein förmlicher Wassermangel, so daß sich ein Handel mit Wasser entwickelte, das von der Leitung am Schönhauser Tore geholt und in den Straßen verkauft wurde. Um solchen Übelständen abzuhelfen, mußte der Magistrat die Werke der Gesellschaft 1873 noch vor dem Ablauf des Privilegiums ankaufen. Die Grundstücke und Anlagen wurden auf 11 Millionen Mark geschätzt, außer diesem Betrage mußten der Gesellschaft noch 14 Millionen Mark für entgehenden Gewinn ausbezahlt werden.

Die Stadt benutzte zuerst das von der Gesellschaft ihr übergebene Wasserwerk vor dem Stralauer Tore und baute sogleich ein zweites Wasserwerk am Tegeler See, wo das Wasser teils aus dem See, teils aus Brunnen von 10—24 Meter Tiefe entnommen wurde. Das Wasser der letzteren war anfangs völlig klar, später zeigte es sich trüber, so daß man es ebenso wie das Seewasser und das Spreewasser filtrieren mußte. Inzwischen wurde noch ein weiteres Wasserwerk am Müggelsee eingerichtet und sobald 1893 der erste Teil desselben zu arbeiten begann, der Betrieb des Stralauer Werkes eingestellt und damit die Filtrierung und Benutzung des Spreewassers aufgegeben. Auch am Müggelsee wurde das Wasser zuerst dem See entnommen, mittelst eines 120 Meter weit in den See vorgeschobenen,

auf dem Seeboden verlegten Kanals. Dies Seewasser erforderte indessen eine sehr lange und gründliche Filtrierung, um die schwebenden Stoffe und Bakterien zurückzuhalten, während bei gutem Brunnenwasser den Filtern nur die Aufgabe zufällt, das etwa im Wasser vorhandene Eisen aufzusaugen. Angestellte Versuche ergaben, daß nahe beim Tegeler wie beim Müggelsee in durchschnittlicher Tiefe von 50 Metern der grobe Sand und die Kieselager über der Tonfschicht einen starken, sich fortdauernd erneuerndem Strom vorzüglichen Wassers enthalten. Der Magistrat beschloß deshalb, an beiden Stellen solche Tiefbrunnen in genügender Anzahl herzustellen und das Wasser fortan nur aus solchen Brunnen zu entnehmen. Am Tegeler See wurden 72, am Müggelsee 350 Tiefbrunnen angelegt. Bei letzterem wird neben den Brunnen ein kleiner Teil der alten Seewasser-Schöpfanlage noch weiter benutzt, um sie für den Eintritt von Notfällen in Stand zu halten. Damit das Wasser mit gleichmäßigem Druck bis in die obersten Stockwerke der Häuser steigen kann, wird es in vier hochgelegene Wasserbecken gepumpt, die auf den die Stadt umkränzenden Höhen angelegt sind. Zwei dieser Wassertürme, der nördliche in der Belforterstraße, nahe der Prenzlauer Allee und der südliche auf dem Tempelhofer Berge liegen noch auf Berliner Gebiet, der westliche bei Westend, der östliche in Lichtenberg, nicht weit vom Viehhof.

Die Tiefbrunnen liefern jetzt gutes Wasser in so reichlicher Menge, daß es auf lange Zeit genügen könnte. Denn mehr als $2\frac{3}{4}$ Millionen Einwohner würde das Weichbild von Berlin bei der hier üblichen Art der Bebauung kaum fassen können, auch wenn es vollständig in allen seinen Teilen bebaut wird. Indessen zeigt die Erfahrung, daß der Wasserverbrauch meist rascher steigt als die Bevölkerung, weil das Bedürfnis nach Reinlichkeit mit dem Wohlstand und der besseren Bildung zunimmt. Für öffentliche Zwecke wird etwa der neunte Teil des durch die Wasserleitung beschafften Wassers verwendet, alles übrige wird zu gewerblichen Zwecken und in den Haushaltungen verbraucht. Der gesamte Verbrauch betrug 1901 im täglichen Durchschnitt 79 Liter, 1906 aber 84 Liter auf den Kopf der Bevölkerung, er ist natürlich je nach der Jahreszeit verschieden; im Jahre 1906 schwankte er zwischen 55 und 134 Litern auf Kopf und Tag. In den letzten Jahren ist er etwas zurückgegangen, zum Teil durch die Temperatur-Verhältnisse der letzten Sommer, zum Teil durch die Verminderung der gewerblichen Tätigkeit. Außerdem haben einige Fabriken und Eisenbahnen eigene Wasserwerke eingerichtet, um das Grundwasser für ihre Maschinen zu verwenden. Da in Zukunft der Fall eintreten könnte, daß der Wasserzufluß im Gebiete der beiden Seen nicht mehr ausreichte, hat die städtische Verwaltung an verschiedenen Stellen der weiteren Umgebung Untersuchungen anstellen lassen, alsdann ein großes Gelände

am Heiligen See erworben und dort mit dem Bau eines neuen Wasserwerks begonnen, ein viertes Tiefbrunnenwerk soll in der Wuhlheide angelegt werden. Die durchschnittlichen Kosten für ein Kubikmeter oder tausend Liter Wasser belaufen sich unter Einrechnung der Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals auf etwa 9 Pfennige; beim Verkauf werden 5 Pfennige mehr berechnet, so daß sich für die Stadt ein Überschuß von etwa 3 Millionen Mark jährlich ergibt.

Erst viel später als die Zuführung von Wasser ist in Berlin die Entwässerung geregelt worden, weil die Verhältnisse hier größere Schwierigkeiten bieten als in anderen Großstädten wegen der weiten Entfernung vom Meere und wegen des langsamen Laufes unserer Gewässer. Rascher dahinfließende Ströme mit größerer Wassermenge reinigen sich selbst, da die Schmutzstoffe, wenn sie bei starker Bewegung immer von neuem durcheinander gerührt und mit Luft gemischt werden, eine große Zahl von Lebewesen erzeugen, welche die organischen Bestandteile zersetzen. Diese Bakterien brauchen sehr viel Sauerstoff, der ihnen in langsam fließendem, wenig bewegtem Wasser nicht in genügender Menge zugeführt wird. Die gründlichsten Untersuchungen haben an der Isar und an der Seine stattgefunden, das Wasser beider Flüsse ist in geringer Entfernung unterhalb von München und Paris wieder rein, am Tiber, der schon seit König Romulus' Zeit allen Unrat von Rom fortführt, sind keine Ablagerungen faulender Stoffe zu bemerken. Bei uns in der Ebene liegen die Verhältnisse anders, unsere Wasserläufe können die Abfuhrmassen einer Großstadt nicht bewältigen, nur ausnahmsweise in besonderen Notfällen dürfen sie ihnen zugeführt werden.

Nach mannigfachen theoretischen Erörterungen, praktischen Versuchen und heftigem, alle Gemüter erregendem Meinungsaustausch entschieden sich die städtischen Behörden für die von Virchow lebhaft befürwortete Kanalisation und die Anlage von Kieselfeldern. Die ersten Versuche in dieser Art hatte ein englischer Ingenieur in der Nähe von London angestellt, nach seinem Plane war dann die Kanalisation von Danzig ausgeführt worden, die der Berliner Anlage als Muster diente. 1869 wurde der Danziger Ingenieur Hobrecht mit Versuchen beauftragt, seine als Probe gemachte Anlage konnte, wie vorher erwähnt, bereits 1870 und 1871 zur Entwässerung des Barackenlazarets auf dem Tempelhofer Felde benutzt werden. 1872 erstattete Hobrecht Bericht und legte seinen Plan vor, zwölf Radialsysteme nach der Höhenlage der einzelnen Teile des Stadtgebiets anzulegen. In jedem System sollten die Abwässer durch Kanäle nach der tiefsten Stelle geleitet und von dort durch Pumpen nach den Kieselfeldern geführt werden. 1873 begann der Bau, für elf Systeme war er in zwanzigjähriger Arbeit 1893 vollendet. Bei dem in nordöstlicher Richtung über den

Friedrichshain, Weißensee und Hohen Schönhausen nach Falkenberg führenden Radialsystem verzögerte sich in unerwarteter Weise die Feststellung des Bauungsplanes und traten auch noch andere Hindernisse dazwischen, so daß dieser Teil des Baues erst 1905 beginnen konnte.

Wenn in den Pumpstationen der Wasserstand vor den Pumpen bei außergewöhnlich starkem Regen eine gewisse Höhe überschreitet, fließt der Überschuß durch eine hier abzweigende Leitung dem nächsten Wasserlaufe zu. Ähnliche Notauslässe sind noch an einigen anderen Stellen eingerichtet, weil es nur auf diese Weise möglich ist, bei heftigen Gewitterregen die Straßenleitungen zu entlasten, die Überschwemmung der Straßen und Keller zu verhüten. In solchen Notfällen ist die vorübergehende Verunreinigung der öffentlichen Wasserläufe nicht zu vermeiden, auch wird dieser Übelstand dadurch gemildert, daß die Abwässer bereits durch die Masse des Regenwassers verdünnt sind. Um eine Überlastung der Kanäle zu verhindern, darf das Kondensationswasser der Dampfmaschinen, ebenso das zu hydraulischen Anlagen, Springbrunnen und Kühlanlagen verwendete Wasser in der Regel nicht in die Kanäle geleitet werden, sondern ist durch besondere unterirdische Leitungen den öffentlichen Wasserläufen zuzuführen, die durch solche Zuflüsse reinen Wassers keinen Schaden erleiden. Einen Nachteil davon haben nur die jüngsten Jahrgänge der Schlittschuhläufer, die sich früher gern auf den zugefrorenen Teilen des Schiffahrtskanals, namentlich auf den Hafengebäuden tummelten. Bei der jetzt sehr großen Zahl der Dampfmaschinen kann dies nicht mehr gestattet werden, da das meist noch warme Kondenswasser die Sicherheit des Eises gefährdet.

Die Gesamtlänge der ausgeführten Leitungen betrug 1905 beinahe 1000 Kilometer, ein Viertel davon sind gemauerte, meist eiförmige Kanäle von mehr als 1 Meter Höhe, die anderen glasierte Tonröhren von 21 bis 28 Zentimeter Weite. Diese Röhren werden häufig gespült und bisweilen mittelst Durchziehung von Bürsten gereinigt. Aus den gemauerten Kanälen wird der angeschwemmte Sand, so oft es nötig erscheint, während der Nachtzeit mit Eimern entfernt. Zum Zweck solcher Spülung und Reinigung sind zahlreiche Einsteigeschächte vorgesehen.

Die Kosten der Ausführung haben bis 1906 betragen 81 Millionen Mark. Um die Schmutzstoffe unterzubringen und nützlich zu verwerten, hat die Stadt im Norden und im Süden bedeutenden Grundbesitz erworben, bis 1906 im Umfange von 15 736 Hektar, das heißt einem Raume zwei und ein halb mal so groß wie der, welchen die Stadt Berlin einnimmt. Für diese Güter sind 34 Millionen Mark bezahlt worden, ihre Drainierung, die sonstigen Anlagen und Bauten kosteten 26 Millionen Mark, bis 1906 haben also die Gesamtkosten für Kanalisation und Riefelfelder 141 Millionen Mark betragen. Durch die intensive Landwirtschaft der Riefelgüter haben

sie nach Abzug aller Kosten und der Zinsen des aufgewendeten Kapitals in den fünf Jahren 1901 bis 1906 einen Überschuß von $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark, d. h. im jährlichen Durchschnitt von 700 000 Mark oder einem halben Prozent des gesamten Kostenbetrages ergeben. Die städtischen Behörden haben diesen Betrag nicht als Überschuß gebucht, sie sind ebenso wie bei allen anderen städtischen Anlagen auf eine allmähliche Tilgung der Schulden bedacht gewesen und haben in diesen fünf Jahren $13\frac{1}{2}$ Millionen Mark von den Schulden des Kanalisationswerkes zurückgezahlt, also noch 10 Millionen Mark zugeschoffen, so daß die Stadt mit Einschluß dieser Amortisation im jährlichen Durchschnitt 2 Millionen Mark, etwa 1 Mark jährlich auf den Kopf der Bevölkerung für die Abfuhr ihrer Unratstoffe ausgegeben hat.

Zu solchem Resultat ist man erst allmählich gekommen. Bei einer noch wenig erprobten, in so großem Umfange vorher niemals ausgeführten Sache mußten mancherlei Erfahrungen gemacht werden. Die in weiten Kreisen gehegte Befürchtung, daß die Kieselfelder sich zu Krankheits- und Ansteckungs-herden, vornehmlich für Malaria und für Typhus entwickeln würden, hat sich nicht bewahrheitet. Ein nachteiliger Einfluß des Kieselbetriebes auf die Gesundheit der Arbeiter und der anderen Bewohner ist niemals beobachtet worden. Der Gesundheitszustand ist auf den Kieselgütern stets gut gewesen, besser als in der Hauptstadt, sie sind von den Epidemien, die zeitweise in Berlin auftraten, beinahe ganz verschont worden. Man hat deshalb auf einigen Kieselgütern Heimstätten für Genesende eingerichtet, und da sie sich bewährten, ihre Zahl vermehrt. Zur Zeit bestehen sechs solcher Heimstätten auf den Gütern Heinersdorf und Gütergoß im Süden, auf den Gütern Malchow, Blankenburg, Blankenfelde und Buch im Norden.

Sechster Abschnitt.

Lebensmittelversorgung.

In der ältesten erhaltenen Fleischer-Ordnung für Berlin und Kölln von Freitag nach Ostern 1591 wird festgesetzt: „und sollen die Fleischer allerlei Fleisch an keinen andern Ort als auf den Schlachthäusern abthun“. Am Schlusse der Verordnung heißt es: „Sollen auch hinfürder die Fleischer allhier alle Jahr, in Veränderung des Rats, den neuen Herren des Rats zween ihres Handwerks, die sie erwelet, angeben und vorstellen zu vereiden, die auf solche Vereidung alles lebendige Vieh besichtigen und mit Fleiß zusehen und darauf Achtung haben sollen, damit wie zuvor geschehen, kein unrein, packigt, ambrüchtig, untüchtig, trechtig, wirwelsüchtig, wolfsbeißig, reudig, fimmicht, grellsüchtig, tadelhaftiges oder ander Vieh, das zu schlachten

undienstlich, geschlachtet werde.“ So streng und so allgemein ist der Schlachtzwang damals nicht überall in deutschen Landen durchgeführt worden. Im Augsburger Stadtrecht von 1526 z. B. heißt es: „Es soll auch kein Fleischmanger kein Rind, noch Schaf, noch Kalb stechen anders als in dem Schlachtthause . . . aber Schweine, die mag er daheim wohl brühen und stechen.“ Ein heutiger Gesetzgeber würde, wenn er nur einen teilweisen Schlachtzwang einführen wollte, gerade umgekehrt verfahren, er würde vor allem das Schlachten der Schweine unter Aufsicht stellen, eher noch das Schlachten von Rindern und Schafen freigeben. In Berlin wurde ein solcher Unterschied überhaupt nicht gemacht. Bis 1810 bestand die Vorschrift, daß zum öffentlichen Verkauf nur in den öffentlichen Schlachtthäusern geschlachtet und vorher die Gesundheit des lebenden Viehes von Sachverständigen festgestellt wurde.

Haus schlachtungen zum eigenen Gebrauch waren auch hier gestattet und fanden wahrscheinlich in großem Maßstabe statt, wie man aus der Mühe schließen kann, welche das Mästen der Haus Schweine und ihr Herumlaufen in den Straßen noch der Regierung des Großen Kurfürsten machte. Der früher beim Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. genannte Fasmann berichtet darüber aus seiner Zeit: „Absonderlich zu Berlin ist das Haus schlachten sehr gewöhnlich, und es muß ein schlechter Bürger sein, der hier selbst nicht jährlich einen Ochsen und etliche Schweine ins Haus schlachtet, so daß er das ganze Jahr hindurch sein herrliches geräuchertes und gepökeltes Fleisch, Würste und Schinken hat.“ Ins Haus geschlachtet komme ein Pfund Schweinefleisch und Rindfleisch kaum auf 8 oder 9 Pfennige, während man für frisches Fleisch auf der Fleischbank 16 oder 17 Pfennige zahlen müsse.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts bestanden hier Schlachtthäuser in der Paddengasse (der jetzigen Kleinen Stralauer Straße), nahe dabei an der Waisenbücke, in der Fischerstraße und in der Schlachtgasse (der jetzigen Bunjenstraße). Durch die Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1810 glaubten die Schlächter auch die Freiheit des Schlachtens erlangt zu haben. In der Stadtverordneten-Versammlung wurden zwar lebhaft Bedenken dagegen geltend gemacht, aber das Ministerium gab den Schlächtern Recht und hat auch bei erneuter Beschwerde der Stadtverordneten an diesem Beschlusse festgehalten mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Fleischer nicht gezwungen werden könnten, die Schlachtthäuser zu benutzen. Die Schlächter fingen nun an, in ihren Häusern zu schlachten, nur wenige gingen noch in die Schlachtthäuser. Drei derselben wurden deshalb abgebrochen, das in der Schlachtgasse wurde erneuert und hat sich bis 1842 gehalten. Sehr schön war seine Einrichtung nicht. Es lag auf Pfählen über der Spree, in welche die Abfälle ohne weiteres geschüttet wurden. Ställe, Waschküche waren nicht vorhanden, die Gedärme wurden von einer Waschkbank

aus im Flusse gewaschen. Die Zahl der Privatschlächtereien stieg bis 1880 auf 250. Nur vorübergehend wurde 1870 der Rinderpest halber die Benutzung des von der Stroußberg'schen Aktiengesellschaft erbauten Schlachthofes angeordnet. Nach dem Erlöschen der Pest wurde das Schlachthaus nur wenig benutzt, obgleich die Trichinengefahr bereits die öffentliche Aufmerksamkeit wach gerufen hatte.

Eingekapselte Trichinen wurden zuerst 1832 gefunden, aber damals als unschädlich angesehen, sie erregten nur wissenschaftliches Interesse. Erst Virchow's Untersuchungen zeigten 1859 ihre Gefährlichkeit. Fast unmittelbar darauf wurde Anfang 1860 in Berlin zum erstenmal Trichinosis festgestellt, noch in demselben Jahre wurden in Leipzig mehrere Krankheitsfälle beobachtet. In den nächstfolgenden Jahren trat die Krankheit an verschiedenen Orten epidemisch auf, 1865 in Hederleben bei Quedlinburg mit mehr als hundert Todesfällen. Virchow forderte deshalb die Errichtung öffentlicher Viehhöfe und Schlachthäuser, weil nur solche Einrichtungen eine sichere Beobachtung und Aufsicht ermöglichen. Zunächst wurde 1867 im Norden von Berlin, zwischen Brunnenstraße und Ackerstraße von privaten Unternehmern der vorher erwähnte Viehhof mit Schlachthaus und Fleischverkaufsstellen eingerichtet, auf dessen Gelände jetzt Wolliner, Ufedomer, Jasmunder und Wattstraße liegen. Bald darauf gab das Gesetz vom 18. März 1868 den Gemeinden die Befugnis, Schlachtzwang und amtliche Fleischuntersuchung einzuführen. In Berlin beabsichtigte man damals, den Stroußberg'schen Viehhof anzukaufen, zu vergrößern und umzubauen. Als dieser Plan an den von der Gesellschaft geforderten Preisen scheiterte, entschloß man sich zu einer umfassenden Neuanlage weiter draußen. Zu diesem Zwecke wurde ein Gelände auf Lichtenberger Gebiet dicht an der Ringbahn erworben und eingemeidet. Hier wurden Viehhof und Seuchenhof, große Schlachthäuser mit Stallungen, Beobachtungs- und Untersuchungsräumen, Verkaufsstellen, Werkstätten, auch ein Börsegebäude mit entsprechendem Saal, Kontoren und zahlreichen Nebenräumen errichtet. Ende 1881 fand die Eröffnung statt.

Vorher aber hatten mehrere Berliner Schlächter, um den Untersuchungs- und Schlachtzwang, deren Einführung bevorstand, zu umgehen, außerhalb der Stadt, nahe der Weichbildgrenze Schlächtereien eingerichtet: in Friedrichsberg 27, in Pankow 15, in Reinickendorf 11, in Weißensee 5. Auf diese Weise konnten die Vorkehrungen, mit denen die Stadt den Verkauf ungesunden Fleisches verhindern wollte, völlig unwirksam gemacht werden. Die durch das Gesetz von 1868 den Gemeinden zugestandenen Vollmachten reichten nicht aus, eine solche Schädigung zu verhindern, sie wurden deshalb 1881 durch eine Ergänzung dieses Gesetzes erweitert. So konnte ein Ortsstatut vom 11. Juni 1882 Schlachtzwang und Untersuchungszwang

einführen mit der Bestimmung, daß in Berlin nur Fleisch der im Schlachthause geschlachteten Tiere öffentlich verkauft werden dürfe. Ein Teil der Berliner Schlächter forderte Entschädigung für das Aufgeben ihrer überflüssig gewordenen Anlagen. Zur Befriedigung ihrer Ansprüche sind im ganzen 1 100 000 Mark gezahlt worden. Die Ausführung dieses Ortsstatutts wird streng überwacht, aber es ist niemand gehindert, sich auf eigene Gefahr Fleisch von auswärts schicken zu lassen.

Durch die Konzentration des Viehhandels und des Schlachtens hat im Schlächtergewerbe eine Umwandlung stattgefunden. Früher kauften die Schlächter das Vieh direkt von den Landleuten, die es zum Verkaufe hierher brachten, oder sie fuhren selbst auf das Land und auf die Viehmärkte der benachbarten Orte, um sich die Tiere auszusuchen, die ihnen am meisten zusagten. Jetzt hat sich eine Scheidung vollzogen zwischen Viehhändlern, Viehkommissionären, Großschlächtern, Lohnschlächtern und Fleischkaufleuten. Unter den letzteren sind allerdings noch eine ganze Anzahl, die zugleich Schlächter geblieben sind und Wert auf den selbständigen Ankauf lebender Tiere legen, um diese von ihren eigenen Leuten schlachten zu lassen. Die Mehrzahl aber kauft das bereits geschlachtete Fleisch von den Großschlächtern.

Durch den neuen Biehhoj erlangte der Berliner Schlachtviehmarkt schnell einen bedeutenden Umfang, er erhielt große Zufuhren, vornehmlich aus dem östlichen Deutschland, aus Rußland und Ungarn. So befriedigte er nicht nur den hiesigen Bedarf, sondern wurde zugleich eine Durchgangsstelle für die Versorgung anderer Gegenden. Ein erheblicher Teil des hier angekauften Viehes wurde weiter versendet nach dem westlichen und südlichen Deutschland, auch nach Frankreich, England, Holland und Belgien. Dieser Export ist später wieder zurückgegangen, während der Eigenbedarf von Berlin und seinen Vororten bei zunehmender Einwohnererschaft noch gewachsen ist, wie die folgende Übersicht zeigt.

In Berlin wurden verkauft:

	Kinder		Kälber		Schweine		Lammel	
1885	156 000		120 000		457 000		689 000	
1905	235 000		194 000		1 175 000		574 000	

Davon wurden in Berlin geschlachtet:

1885	99 000	63 %	79 000	65 %	286 000	62 %	176 000	26 %
1905	168 000	71 %	165 000	85 %	932 000	80 %	477 000	83 %

Ausgeführt wurden:

1885	57 000	37 %	41 000	35 %	171 000	38 %	513 000	74 %
1905	67 000	29 %	29 000	15 %	243 000	20 %	97 000	17 %

Eine Roßschlächterei wurde im Notjahre 1847 zum erstenmale in Berlin konzessioniert, doch mögen unter der Hand auch schon vorher einzelne Pferde geschlachtet sein, um ihr Fleisch bei den billigeren Arten von Würsten mitzuverwenden. Die Zahl der geschlachteten Pferde betrug 1872: 3100, 1880: 5700, 1890: 8400, 1905: 13 000.

Bei der sonstigen Versorgung Berlins mit Lebensmitteln spielten die Märkte eine große Rolle. Im alten Berlin-Kölln gab es Wochenmärkte nur auf dem Molkenmarkt, dem Neuen Markt und dem Köllnischen Fischmarkt. Als Friedrichswerder und Dorotheenstadt sich entwickelten, kamen Wochenmärkte auf dem Werderschen Markt und Unter den Linden dazu; für die Friedrichstadt wurde 1728 der Wochenmarkt auf dem Gendarmenmarkte eingerichtet, der anfangs wenig besucht, später der größte Markt von Berlin wurde. Bei dem steigenden Verkehr mußten die Märkte auf dem engen Raum des Köllnischen Fischmarktes, des Werderschen Marktes und der Straße Unter den Linden aufgegeben werden, dafür kamen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sieben neue Wochenmärkte hinzu: auf dem Dönhofsplatz, Alexanderplatz, Leipziger Platz, am Oranienburger, Halle'schen, Rosentaler und Frankfurter Tor.

Nach der Wochenmarkts-Ordnung vom 9. Februar 1848 wurde auf dem Neuen Markt an allen sechs Wochentagen Markt gehalten, auf den anderen neun Plätzen nur zweimal wöchentlich: Montags und Donnerstags auf dem Alexanderplatz und Leipziger Platz, Dienstags und Freitags am Oranienburger und Frankfurter Tor, Mittwochs und Sonnabends auf dem Molkenmarkt, Gendarmenmarkt, Dönhofsplatz, am Halle'schen und am Rosentaler Tor, so daß an diesen beiden Tagen sechs Wochenmärkte, an den anderen Tagen drei stattfanden. Außerdem gab es am Sonntag Morgen Frühmärkte auf dem Neuen Markt und am Rosentaler Tor, Abendmärkte am Montag und Donnerstag auf dem Neuen Markt, am Dienstag und Freitag auf dem Dönhofsplatz. Getreidemarkt war täglich auf dem Gendarmenmarkt für die Landzufuhr, an der Friedrichsbrücke für die Wasserzufuhr; Fischmarkt außer auf den Wochenmärkten täglich am Inselgebäude und auf dem Spittelmarkt. Von 1848 bis 1875 sind neun weitere Wochenmärkte eingerichtet worden, der letzte auf dem Magdeburger Plage. Alle diese Wochenmärkte waren zugleich Lebensmittel- und Strammärkte, in der älteren Zeit darauf eingerichtet, daß der zum Markte kommende Landmann nicht nur die von ihm mitgebrachten Waren verkaufen, sondern auch ohne großen Zeitverlust allerlei Handwerkszeugnisse einkaufen und bei guter Zeit wieder nach Hause fahren konnte.

Die genannte Wochenmarkts-Ordnung bestimmte, daß der Marktverkehr nicht vor 7 Uhr (im Sommer vor 6 Uhr) beginnen sollte. Diese Bestimmung ließ sich aber bei dem raschen Wachstum der Stadt und dem

Umfange, den die Lebensmittelversorgung annahm, nicht aufrecht erhalten. Es bildete sich allmählich ein Großverkauf aus, der noch vor dem eigentlichen Markte beendet sein mußte, so daß der Fleischgroßverkauf auf dem Dönhofs-
 plaze, der Obst-, Gemüse- und Fischgroßverkauf auf dem Gendarmenmarkt tatsächlich um 2 Uhr morgens begann. Schon lange vorher sah man die Landleute und die Großhändler mit hochbeladenen Wagen heranzufahren. Von den letzteren holten sich manche kleine Leute auf Kredit die Waren, welche sie nachher verkaufen wollten. Bei gutem Wetter hatte der Marktverkehr meist einen flotten Verlauf, aber bei Regenwetter blieben viele Käufer zu Hause oder suchten ihren Bedarf mehr in der Nähe zu decken. Beim Schluß des Marktes mußten die Händler einen Teil ihrer Vorräte wieder einpacken, um sie dann am Nachmittage in ihren Keller- oder Ladengeschäften abzugeben. Was übrig blieb, wurde am nächsten Tage zusammen mit frisch eingekaufter Ware auf einen anderen Wochenmarkt gebracht. Offenbar mußte solch wiederholtes Ein- und Auspacken bei Wind und Wetter, bei Sonne und Staub, bei Schnee oder Regen den Lebensmitteln schaden.

Der erste Versuch, dem immer wachsenden Marktverkehr bessere und geschütztere Stätten zu bereiten, wurde von der Berliner Immobilien-Gesellschaft gemacht, die im Oktober 1867 eine große, schön eingerichtete Markthalle zwischen Karlstraße und Schiffbauerdamm eröffnete, die später zum Zirkus umgebaut wurde. Sie sollte die Wochenmärkte am Dranienburger Tor und am Karlsplatz ersetzen. Diese wurden aufgehoben, aber nur ein kleiner Teil der Verkäufer ging in die Markthalle, auch die Käufer kamen nur spärlich. Die Gesellschaft sah sich deshalb genötigt, schon im Mai 1868 ihre Halle wieder zu schließen, die beiden offenen Märkte entstanden von neuem, zur lebhaften Freude ihrer Besucher.

Als Vorbereitung für eine große, die ganze Stadt umfassende Anlage schickte der Magistrat eine Kommission nach anderen Großstädten, um ihre Markt- und Hallen-Einrichtungen zu studieren. Dann entschloß er sich, außer einer Anzahl in verschiedenen Stadtteilen anzulegender Markthallen für den Kleinverkehr vor allem eine große Zentralmarkthalle zu bauen als Mittelpunkt für den Verkehr mit Lebensmitteln. Sie sollte so eingerichtet werden, daß sie werbende Anziehungskraft ausübe auf die landwirtschaftliche Produktion nicht nur der Umgebung, sondern weiter Gebiete Deutschlands und des Auslandes. Durch Bestellung amtlicher Verkaufsvermittler und durch von ihnen geleitete Auktionen sollte dem fremden Einsender die Sicherheit des Absatzes zu einem Schwankungen möglichst wenig unterliegenden Preise geboten werden. Dadurch, hoffte man, werde eine weltumfassende Zufuhr sich entwickeln, der Marktpreis eine gewisse Festigkeit erhalten, der Markt zugleich reicher in Menge und reichhaltiger in Arten werden.

Die Zentralmarkthalle wurde im Anschlusse an die Stadtbahn nahe dem Bahnhof Alexanderplatz erbaut, bei den anderen Markthallen wurde vornehmlich auf günstige Lage und gute Verbindung nach verschiedenen Seiten gesehen. Um die Kosten einzuschränken, damit nicht die Standgelder zu hoch und die Lebensmittel verteuert würden, richtete man die Bauten meist so ein, daß die Straßenfronten zu Läden, Wohnungen und städtischen Zwecken benutzt werden konnten. 1886 wurden die Zentralhalle und drei Markthallen in der Lindenstraße, Zimmerstraße, Dorotheenstraße dem Verkehr übergeben, in den Jahren 1889, 1891 und 1892 folgten weitere zehn Markthallen.

Die Zentralmarkthalle hat den Erwartungen in vollem Maße entsprochen, sie ist der Mittelpunkt für die Lebensmittelversorgung von Berlin und den Vororten geworden. Von nah und fern kommen reiche Zufuhren der mannigfaltigsten Art, an manchen Tagen, namentlich zur Zeit der Obsternie vom Juni bis zum November treffen über hundert Eisenbahnwagen ein. Die Händler mit allen Arten von Lebensmitteln, die Gastwirte und andere, die größerer Vorräte bedürfen, haben hier Gelegenheit, alles was sie brauchen und wieviel sie brauchen, zu erhalten. Die Zentralhalle wird so stark in Anspruch genommen, daß sie bereits 1893 auf den doppelten Umfang hat vergrößert werden müssen. Für den Großverkauf von Fleisch sind seitdem noch zahlreiche Stadtbahnbogen hinzugemietet worden. Eine weitere Vergrößerung dürfte an dieser Stelle kaum möglich sein, so daß bereits ihre Entlastung erforderlich ist und zu diesem Zwecke neue Großmarkthallen für den Obst- und Gemüsehandel wie für den Fleischhandel eingerichtet werden sollen.

Von den kleineren Hallen haben einige guten Zuspruch und gedeihen, andere sind nur zur Hälfte, zu einem Drittel, einem Viertel oder noch schwächer besetzt. Im großen und ganzen ist die Stimmung des Publikums, sowohl der Verkäufer wie der Käufer den Hallen nicht günstig. Von den Verkäufern hatten viele, die in unmittelbarer Verbindung mit ihrer Wohnung ein kleines Ladengeschäft betrieben, früher ein paarmal in der Woche auf einige Stunden den Wochenmarkt beziehen können und daneben noch Zeit gehabt, sich um ihre Kinder und ihren Haushalt zu kümmern. Mit einem Stand in der Halle, der sie am Vormittag und am Nachmittag in Anspruch nimmt, können sie das nicht vereinigen. Was aber die Käufer — oder vielmehr die Käuferinnen — betrifft, so haben sie nicht nur in Berlin, sondern fast in allen deutschen Städten größere Neigung zum Kauf auf dem offenen Markt. Nicht daß hier die Preise billiger wären, aber sie finden die Art des Verkehrs angenehmer, können leichter an der Ware oder am Preise etwas aussetzen und ohne jedes Aufsehen weiter gehen, wenn sie nicht zufrieden sind.

In den äußeren Stadtteilen, wo die offenen Märkte der Vororte in

erreichbarer Nähe liegen, werden diese viel stärker besucht als die Markthallen. Bisweilen entstehen vorübergehend innerhalb der Stadt, nahe bei den Markthallen, auf unbebauten umfriedeten Grundstücken neue offene, vielbesuchte Märkte, indem sich hier mit Erlaubnis des Grundbesitzers, der sich dafür eine Gebühr zahlen läßt, zu bestimmten Stunden die Händler niederlassen und ihre Waren feil halten. Der Marktordnung unterliegen solche Privatmärkte nicht, die Polizei beschränkt sich auf die Aufsicht über die Beschaffenheit der Lebensmittel. Der größte Privatmarkt dieser Art bildete sich in der Prinzenallee am Gesundbrunnen, als dort die Wochenmärkte zugunsten der 1892 eröffneten Markthalle in der Grüntalerstraße aufgehoben wurden. Dicht nebeneinander saßen die Händler, in den schmalen Gängen drängten sich die Käufer, während nahe dabei die schöne, luftige und geräumige Halle mit ihren Kühlräumen, Aufzügen, Wasserbehältern und anderen zweckmäßigen Einrichtungen beinahe leer stand. Sie mußte deshalb geschlossen werden und ist bis jetzt nicht wieder geöffnet worden, obgleich jenes Grundstück, das im Zuge der neu angelegten, breiten Christianiastraße lag, jetzt nicht mehr in solcher Weise benutzt werden kann und ein anderes unbebautes Gelände von ähnlicher Größe in dieser Gegend nicht vorhanden ist.

Dem die Markthallen haben nicht nur durch die Konkurrenz solcher gelegentlichen Nebenmärkte und der Vorortmärkte zu leiden, sondern sehr viel mehr dadurch, daß die Läden, in denen Lebensmittel verkauft werden, zugleich zahlreicher und besser geworden sind. Zahlreicher, weil nach der neuen Bauordnung Kellergeschosse kaum noch gebaut werden können, die untersten, zu ebener Erde liegenden Stockwerke der nach neuer Art gebauten Häuser aber als Wohnungen nicht gern gemietet werden. Deshalb finden sich auch in verkehrsarmen Straßen viele Läden. Sie können nur für einen bescheidenen Preis vermietet werden und bieten Kleinhändlern eine günstige Gelegenheit, die nächste Nachbarschaft mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln zu versorgen. Die Beschaffung derselben ist durch die Markthallen erleichtert, solche Geschäfte sind besser als früher imstande, gute und irische Ware bereit zu halten.

Ebenso wie die Zahl der kleinen Lebensmittelgeschäfte ist die der großen und größten gewachsen, die ihre eigenen Bezugsquellen haben und dem kaufenden Publikum eine reiche Auswahl von einfachen und seltenen Waren darbieten. Einige der großen Kaufhäuser haben in ihren Lebensmittel-Abteilungen gewissermaßen eigene, selbständige Markthallen eingerichtet.

Die Markthallen und ebenso die Händler, namentlich die Kleinhändler haben ferner zu leiden durch die Zunahme des Straßenhandels. Viele der herumziehenden Händler suchten früher ihre Kunden in der unmittelbaren Nähe der Markthallen, bisweilen selbst in den Hallen, so oft sie auch aus

denselben hinausgewiesen wurden. Die Kleinhändler haben wiederholt um ein Verbot dieses Hausierhandels gebeten, das Polizei-Präsidium hat sich dazu bereit erklärt, aber der Magistrat hat seine Zustimmung zu einem vollständigen Verbot mehrmals versagt, um nicht die wirtschaftlich schwächsten Glieder des Gemeinwesens in ihrem kärglichen Verdienst zu hindern. Indessen gewann der Straßenhandel in den nördlichen und östlichen Stadtteilen eine übermäßige Ausdehnung. In einigen Hallen sahen sich Leute, die einen Stand gemietet hatten, zur Aufgabe desselben genötigt, um draußen vor der Halle zu handeln. Vor der Markthalle in der Andreasstraße wurden an einem Tage 133 Straßenhändler gezählt, darunter 127 mit Wagen, die in Reihen nebeneinander standen. Deshalb wurde 1898 unter Zustimmung des Magistrats der Straßenhandel mit Gegenständen des Wochenmarktes für bestimmte Straßen und Plätze, namentlich in der Nähe der Markthallen verboten. Auf diese Weise ist der Straßenhandel etwas eingeschränkt worden, aber der Marktverkehr wird durch ihn nach wie vor in ungünstiger Weise beeinflusst. Andererseits gibt er den Großhändlern die Möglichkeit, beim Schluß der Markthallen Abnehmer zu finden, welche die übrig gebliebenen Waren nachher in den Straßen verkaufen. Einige dieser Straßenhändler betreiben ihr Geschäft in großem Maßstabe mit Pferd und Wagen, bisweilen mit mehreren Gespannen. Handel derselben Art treiben die Wagen, die im Sommer von einigen Landgütern der Umgegend nach Berlin und den Vororten geschickt werden, um große Vorräte von Gemüse und Obst ohne Vermittlung von Zwischenhändlern unmittelbar an das Publikum zu verkaufen.

Zehntes Kapitel.

An der Wende des Jahrhunderts.

Auf den Tod Kaiser Wilhelms folgte die bange Zeit der 99 Tage. Sein Sohn und Nachfolger, der glänzende Kronprinz, seit langer Zeit der Stolz und die Hoffnung des preußischen Volkes, im Süden Deutschlands, wo er die Herzen wie im Sturm gewonnen hatte, als „Unser Fritz“ gefeiert, eine „Siegfriedsgestalt“, ein Bild der Gesundheit, männlicher Kraft und Schönheit, war von schwerer Krankheit befallen und kehrte, ohne Heilung gefunden zu haben, aus Italien zurück. Das Charlottenburger Schloß, in dem er seinen Sitz nahm, wurde seitdem wie ein Wallfahrtsort alltäglich von Tausenden aufgesucht. Fast jeder, der einen Spaziergang unternahm, richtete seine Schritte dorthin, mehr von dem Gefühl der Teilnahme als von Neugier getrieben. Dann trat nach dem greisen und dem kranken Kaiser die jugendfrische Kraft des neuen Herrschers ein. Sein lebhaftes Temperament und seine Eigenart machten sich bald wie in der Regierung so auch im Leben des Hofes und im Aussehen der Stadt bemerkbar, namentlich in der raschen Zunahme großer, hervorragender Bauwerke und in der Pflege geschichtlicher Erinnerungen.

Der Hof hatte in den letzten Jahren bei dem Alter des Kaiserpaares und der Krankheit des Kronprinzen einen stillen, fast greisenhaften Charakter angenommen, jetzt erfüllte er sich mit neuem Leben. Die meisten Herrscher Europas kamen hierher, um den Kaiser zu besuchen oder seine Besuche zu erwidern. Die Berliner haben hierbei volles Verständnis für die Pflichten der Gastfreundschaft gezeigt, welche solche Besuche auch ihnen auferlegen. Sie haben, soweit es wünschenswert schien, ihre Straßen geschmückt und die fremden Fürsten, welche die Gäste des Herrschers, des Staates und also gewissermaßen auch ihre Gäste waren, in freundlicher Weise, mit höflicher Rücksicht begrüßt. Sie sind in der Mehrzahl schaulustig und neu-

gierig, wo Interessantes zu sehen ist, strömen ihrer viele zusammen. Aber ein großer Zug durch die allgemeine, freudige, jubelnde Teilnahme ist nur dann zutage getreten, wenn der fürstliche Besuch eine allen verständliche politische Bedeutung hatte. So im Mai 1889, als König Umberto von Italien hierher kam und dadurch bekundete, daß er am Dreibunde festhalte trotz aller Bemühungen, ihn in ein anderes Lager zu ziehen. Die große Figur der Berolina auf dem Alexanderplatz verdankt diesem Besuche ihre Entstehung. Sie war zur Begrüßung des Königs auf dem Potsdamer Platz aufgestellt worden und fand solchen Beifall, daß der Magistrat ihre Erhaltung beschloß und sie in Kupfer ausführen ließ. Mit ähnlicher Freude wurde 1902 Umberto's Sohn Viktor Emanuel III. empfangen. Noch größere Aufmerksamkeit erregte im Mai 1900 bei dem Feste der Großjährigkeit des Kronprinzen unter den vielen deutschen und fremden Fürsten das Erscheinen des greisen Herrschers von Osterreich-Ungarn, der früher bei dem Ringen um die Führerschaft in Deutschland Preußen bekämpft hatte, jetzt bereits seit Jahrzehnten ein sicherer Freund und Bundesgenosse des Deutschen Reiches war. Und neuerdings, als König Eduard von England nach Beseitigung einer Spannung, die hüben und drüben viel Aufregung und Besorgnis verursacht hatte, am 9. Februar 1909 zu seinem kaiserlichen Neffen nach Berlin kam und am folgenden Tage — was noch kein auswärtiger Herrscher getan hatte — auch im Rathause erschien, um die Stadt Berlin zu begrüßen, zeigte das Verhalten der Berliner Bevölkerung, wie sie die Wichtigkeit dieses Besuches zu würdigen wußte.

Von ganz anderer Art waren zwei festliche Tage, welche mit den Beziehungen zum Auslande nichts zu tun hatten, aber die Berliner noch viel mächtiger erregten und die Herzen höher schlagen ließen: Bismarck's Besuch am 26. Januar 1894 und der hundertjährige Geburtstag Kaiser Wilhelms I. Bismarck war vier Jahre vorher im Zorn von Berlin geschieden. Er war nie ein Freund der großen Städte gewesen und hat über Berlin manch böses Wort gesprochen. Aber den guten Eigenschaften der Berliner hat er seine Anerkennung nicht versagt, am lebhaftesten hat er dies in der Rede bekundet, mit welcher er am 17. August 1866 bei einer ihm, Moltke und Roon zu Ehren im Kroll'schen Saale veranstalteten Feier auf die Begrüßung durch den Oberbürgermeister antwortete. Nachdem er die Beherzbarkeit der Berliner, ihre Tapferkeit und ihre Bereitwilligkeit zum Helfen gerühmt hatte, fuhr er fort: „Aber nicht bloß Hand und Mund, auch das Herz sitzt auf dem rechten Fleck. Das hat die Stadt jederzeit bewiesen, wenn es darauf ankam. Wenn das Vaterland in Not und Gefahr war, dann bewies sie, daß unter der Mütze des Berliner Wizes ein tiefes und edles Leben saß, stets bereit, sich und sein Alles hinzugeben für den gemeinsamen Zweck, für König und Vaterland. . . In diesem Gefühle

ist uns diese Stadt Berlin, die ein bewegteres politisches Leben führt als jede andere im Lande, stets mit dem höchsten Beispiele vorangegangen.“ Seit seinem Rücktritt hatte er den Boden Berlins nicht wieder betreten. Wenn er von Warzin nach Friedrichsruh überfiedelte oder auf einer anderen Reise Berlin berühren mußte, blieb er in seinem Salonwagen — dem Ehrengeschenk der deutschen Eisenbahnverwaltungen —, ließ ihn auf die Geleise der Ringbahn schieben und in weitem Bogen um die Stadt herum fahren. Jetzt kam er als Gast des Kaisers. Dessen Bruder Prinz Heinrich empfing ihn am Lehrter Bahnhofe und führte ihn wie im Triumphzuge durch die überfüllten Straßen zum Schlosse. Am Abend geleitete ihn der Kaiser selbst zum Bahnhofe. Vielen war zu Mute, als sei ihnen eine Last vom Herzen genommen, als könnten sie wieder freier atmen.

Um für das große Kaiser Wilhelm-Denkmal einen würdigen Platz zu schaffen und zugleich einem alten, oft ausgesprochenen Wunsch vieler für die Schönheit ihrer Stadt begeisterten Berliner zu entsprechen, wurde mit einem zu diesem Zwecke durch eine Lotterie aufgebrachten großen Kapital die ganze Häuserreihe der Schloßfreiheit angekauft und niedergelegt. So war ein weiter Raum zu beiden Seiten des Spreearmes gewonnen, die mächtige Westseite des Schlosses mit dem Gofanderschen Portal und der Schloßkuppel bot sich frei dem Anblick dar. An der Enthüllungsfier nahm neben den Truppen die ganze Jugend Berlins teil, nach ihren Schulen geordnet, für die Veteranen der Kriege des Kaisers fand außerdem vorher ein Festgottesdienst in der seinem Gedächtnis gewidmeten Kirche statt. Bei der abendlichen Illumination machte das sonst nur selten erleuchtete Schloß den meisten Eindruck. Tausende von elektrischen Flammen schmiegt sich den Formen der Architektur an und ließen sie hervortreten, besonders prächtig erstrahlte die große Kuppel. Am folgenden Tage fand ein großer Festzug der Krieger-, Bürger-, Turner-, Ruder-, Radfahrer-, Schützenvereine, der studentischen Korporationen, der Innungen und der Feuerwehr statt, die ihre Kränze rings um das Denkmal niederlegten.

An den Familienfesten des Kaiserhauses nahm die Berliner Bevölkerung in gewohnter Weise lebhaften Anteil. Zur Hochzeit des Kronprinzen am 6. Juni 1905 stiftete Berlin zusammen mit den anderen preußischen Städten ein großes Tafelservice. Der am preußischen Hofe seit alter Zeit zu solcher Feier gehörende Fackeltanz hatte jetzt eine etwas andere Form erhalten. Die Wachsfackeln werden nicht mehr von den Mitgliedern des Staatsministeriums getragen, sondern von zwölf, mit Rücksicht auf stattliche, hübsche Erscheinung gewählten jungen Edelleuten aus dem Kadettenkorps. In ihrer kleidsamen, scharlachroten Pagentracht schreiten sie dem jungen Paare bei seinem Umgange voran, ebenso nachher dem feierlichen Zuge, der dasselbe bis an die Schwelle des Brautgemachs geleitet.

Bei der Silberhochzeit des Kaiserpaars am 27. Februar 1906, die mit der Vermählung des Prinzen Citel Friedrich verbunden wurde, sollten dem ausgesprochenen Wunsche gemäß die zu Geschenken bestimmten Geldsummen wohlthätigen Zwecken dienen. Berlin begründete deshalb mit 500 000 Mark ein Altersversorgungshaus Kaiser Wilhelm und Auguste Viktoria-Stiftung. Der Kaiser hatte den Schicksalen der Soldaten nachforschen lassen, die vor fünfundzwanzig Jahren in seiner Kompagnie gestanden und mit ihm auf dem Schloßhofs die Braut empfangen hatten. Auf seine Einladung kamen alle herbei, zum Teil von weither, einige aus Amerika, um an dem Feste ihres einstigen Hauptmanns teilzunehmen.

Eine wie große Zahl von Denkmalen der Tiergarten dem geschichtlichen und künstlerischen Sinn des Kaisers verdankt, ist bereits besprochen. In ebenso reicher Weise hat sich unter seiner Regierung auch die Stadt mit Denkmalen und anderen Kunstwerken geschmückt. Erst in den letzten Jahrzehnten ist Berlin eine Stadt der Denkmale, Kirchen und Paläste geworden, während vorher Fabriken, Schulen und Kasernen stärker im Stadtbilde hervortraten.

Im Beginn des 19. Jahrhunderts besaß Berlin außer dem Kurfürstendenkmal und der Quadriga an öffentlichen Denkmalen nur die sechs Feldherrnstandbilder aus der Zeit der Schlesischen Kriege. Nach dem Befreiungskriege kamen die seinem Andenken gewidmeten Werke hinzu: das Kreuzbergdenkmal, die Friedenssäule auf dem Belle-Allianceplatz, die fünf Feldherrnstandbilder von Rauch und die allegorischen Figuren auf der Schloßbrücke, dann das Friedrichsdenkmal, das Kriegerdenkmal im Invalidenpark (gewöhnlich als „Invalidensäule“ bezeichnet) zur Erinnerung an die 1848 im Straßenkampf gefallenen Soldaten und — als das einzige, aus Privatmitteln errichtete größere Denkmal — die Statue Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten. Um 1860 standen in Berlin, abgesehen von der Schloßbrücke, achtzehn große öffentliche Denkmale, darunter drei, deren Ruhm die Welt erfüllte. Während der dreißigjährigen Regierung Wilhelms I. sind weitere sieben große Denkmale errichtet worden, sechs davon auf Kosten des Staates: Die Reiterstandbilder Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten, Friedrich Wilhelms IV. vor der National-Galerie, die Siegessäule auf dem Königsplatz, die Standbilder Wrangels, des Grafen Brandenburg und Wilhelms von Humboldt. Durch die Verehrung und Liebe weiter Kreise sind andere Denkmale gewidmet worden der Erinnerung an Königin Luise, an Alexander von Humboldt, Stein, Schiller, Goethe, an Thaer, den Begründer der rationellen Landwirtschaft, an Beuth, der dem vaterländischen Gewerbe neue Bahnen gewiesen hat, an unseren großen Baumeister Schinkel, an den Turnvater Jahn, an die Ärzte Wilm's und Graefe. Bei den meisten von ihnen hat die Nachwelt erst lange nach dem Tode ihre Dankbarkeit

in dieser Weise bekundet, das Bild der beiden menschenfreundlichen Ärzte lebte noch in den Herzen von Tausenden. Vor dem Denkmal Graefes, das in belebter Gegend steht, konnte man lange Zeit hindurch an allen Tagen Leute sehen, die bei der eindrucksvollen Darstellung der Erblindeten und der Geheilten ihrer eigenen Not gedachten und in herzlicher Weise ebenso das Geschick wie die Güte ihres Retters priesen.

Seit 1888 sind auf Veranlassung des Kaisers, teils aus seinen eigenen Mitteln, teils auf Kosten des Reiches und des preußischen Staates errichtet worden: das Kaiser Wilhelm-Denkmal auf der Schloßfreiheit, das Reiterstandbild Kaiser Friedrichs vor dem seinen Namen tragenden Museum, ferner vor dem Schlosse die Bildwerke des Admirals Coligny und der Dranischen Fürsten, die der Kaiser als seine Vorfahren im Gedächtnis des deutschen Volkes erhalten will. Durch Sammlungen sind die Mittel beschafft worden für die Denkmale Luthers, der Kaiserin Augusta, des Staatskanzlers Hardenberg, der Naturforscher Mitscherlich und Helmholtz, der Volksmänner Waldeck und Schulze-Dehltzsch, von Senefelder, dem Erfinder des Steindruckes, von Gerlach, dem Lehrer der Tierarzneikunde, für die Kriegerdenkmale in Moabit und am Friedrichshain, ebenso für die jetzt im Vorgarten der Universität aufgestellten Denkmale von Mommsen und Treitschke, deren ausdrucksvolle Züge bei ihren Mitarbeitern und Schülern die lebhaftesten Erinnerungen wachrufen. Zu den Berliner Denkmalen wird man auch rechnen müssen in Kolonie Grunewald die prächtige Figur Bismarcks, ebenso die lebensvollen Gestalten von Alfred Krupp und Werner Siemens, die 1899 bei der Hundertjahrfeier der technischen Hochschule an ihrem Eingange von industriellen und technischen Vereinen errichtet sind.

Von der Stadt Berlin sind aufgestellt worden die Hermensäulen im Viktoriapark, vorzugsweise mit Bildnissen der Dichter des Befreiungskrieges, die Denkmale der Markgrafen Albrecht der Bär und Waldemar am Mühlendamm, von Röntgen, Helmholtz, Siemens und Gauß auf der Potsdamer Brücke. Unter den vielen anderen Kunstwerken, welche die Stadt zum Schmucke ihrer Straßen und Plätze aufgestellt hat, seien noch hervorgehoben: die heilige Gertraudt auf der Gertraudenbrücke, der Fischer mit der Nixe am Abhange des Viktoriaparks, die Figuren des Schiffbauers und des Siegers im Ruderkampfe am Bootshafen bei der Oberbaumsbrücke, endlich die anmutige Gruppe fröhlicher, von der Mutter zum Ballspiel angeleiteter Kinder auf dem Koppenplatz, den vor 200 Jahren (1705) Stadthauptmann Koppe der Stadt zur Errichtung eines Armen-Friedhofes geschenkt hatte. Einen besonders schönen Schmuck wird jetzt der Friedrichshain in dem Märchenbrunnen erhalten.

Monumentale Brunnen hatte man früher in Berlin nicht gekannt. Die Friedenssäule auf dem Belle-Alliance-Platz war zwar als Brunnen

ingerichtet, ist aber erst in den achtziger Jahren mit fließendem Wasser versehen worden. Schon vorher war 1877 auf dem Kemperplatz am Eingang der Siegesallee ein großer Brunnenbau aufgeführt worden, der Wrangelbrunnen genannt, weil Feldmarschall von Wrangel — Papa Wrangel, wie man damals allgemein sagte — an der Spitze des Auszuges stand, der die Stadt mit diesem Schmucke beschenkte. 1902 mußte der Wrangelbrunnen dem Rolandbrunnen weichen und fand dann an der Südgrenze im Grimmepark eine neue Stätte. Den mächtigen Neptunbrunnen von Reinhold Begas auf dem Schloßplatz hat Berlin 1888 dem Kaiser als Huldigungsgeschenk gewidmet. Von anderen seitdem errichteten Brunnen seien noch hervorgehoben der Herkulesbrunnen auf dem Lützowplatze, der Prometheus- und der Perseusbrunnen am Marstallgebäude auf der Südseite des Schloßplatzes, der Spindlerbrunnen auf dem Spittelmarkt und vier kleinere Brunnen, die sich durch poetische Schönheit auszeichnen: der Nymphenbrunnen von Klein am Säulengang der Nationalgalerie, ein anderer Nymphenbrunnen von Calandrelli am Schiffahrtskanal nahe der Hohenzollernstraße, die originelle Figur der Wäscherin von Brunow an der Waisenbrücke und der von Uchtritzsche Wandbrunnen an der Ecke der Rosentaler und Gornaustraße.

Noch augenfälliger war die Veränderung des Straßenbildes durch eine große Zahl öffentlicher Bauten von bedeutendem Charakter, wie der Reichstagspalast, das Kaiser Friedrichs-Museum, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus, Gesundheitsamt, Reichsversicherungsamt, Patentamt, Landesversicherungsanstalt, Handelshochschule, das Ständehaus der Mark Brandenburg, das Teltower Kreishaus, die neueren Kasernen, z. B. die des Alexander-Regiments am Kupfergraben, weitläufiger als es früher üblich war, zugleich nach sanitären und ästhetischen Rücksichten in harmonischer, kräftiger Gliederung erbaut, die Gerichtsgebäude, die Schulen, Krankenhäuser, Badehäuser der Stadt, ihr Märkisches Museum, das Kindersyl, das neue Stadthaus und viele andere, fast alle in freier Behandlung des Renaissance- und des Barockstils, an den Außenseiten meist aus Sandstein oder Kalkstein hergestellt. Die ältere Form der Verputzung kommt bei vornehmeren Bauten kaum noch vor, aber häufig werden verschiedenfarbige Ziegel verwendet, meist in Verbindung mit Haussteinen und Terrakotta. Diese kunstmäßige Behandlung des heimischen Materials ist, seit Schinkel bei einigen seiner Bauten — namentlich bei der alten Bauakademie am Schinkelfplatz — das Beispiel dazu gegeben, in Berlin mehrfach angewendet worden, am ansprechendsten wohl bei dem schon früher genannten Erweiterungsbau der Kriegsakademie, beim Anhalter Bahnhof, beim Rathaus, bei mehreren Schulen, bei der Lutherkirche und bei dem von 1877 bis 1881 erbauten Kunstgewerbemuseum, dessen äußere Gestalt schon den Aufschwung des Ver-

liner Kunstgewerbes in den zehn Jahren seit der Begründung dieses Museums erkennen läßt. Es erweiterte sich so schnell, daß der umfangreiche Bau bald nicht mehr genügte, die Sammlungen nahmen ihn vollständig in Anspruch, für die Unterrichtsanstalt des Museums und seine Bibliothek mußte daneben 1901—1905 ein eigenes, noch größeres Haus erbaut werden.

Das alte Schloß war jetzt wieder die Wohnung des Herrschers. Die für seine Familie und für die Aufnahme fürstlicher Gäste bestimmten Räume mußten deshalb moderne Einrichtungen und ein freundlicheres Aussehen erhalten. Der weiße Saal wurde erweitert und als vornehmster Fest- und Repräsentationsraum des Reichsoberhauptes in würdiger Weise geschmückt. Der gegenüberliegende Marstall entsprach schon lange nicht mehr den Anforderungen. An seiner Stelle erhebt sich jetzt ein stolzes Gebäude mit im Stile des Schlosses gehaltenen Fassaden nach der Seite des Schloßplatzes und des Wassers, während die beiden in der Breiten Straße gelegenen, zu Beamtenwohnungen benutzten Häuser die Form behalten haben, in der sie zur Zeit des Großen Kurfürsten gebaut sind.

Unter den Wohnhäusern der Vornehmen und der großen Kaufherren befanden viele den Wohlstand und den guten Geschmack der Erbauer, bei einem Teile der Mietskasernen aber zeigt sich Überladung mit schablonenmäßigen, äußerlichem Prunk, während viele andere die nicht ganz zu vermeidende Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit der inneren Einteilung durch geschickt ausgeführte und gefällige Gliederung zu vermindern und zu verdecken suchen. Bisweilen führt allerdings das Bestreben nach eigenartiger Wirkung zu seltsamen Formen und namentlich zur Erbauung unverhältnismäßig hoher Türme, die eher einen grotesken als schönen Eindruck machen.

Früher hatte man in den meisten Stadtteilen die Tiefe der Grundstücke in der Weise ausgenutzt, daß die Vorderhäuser zu Wohnungen und in verkehrreicheren Straßen das Erdgeschoß zu Läden eingerichtet wurden, die Hinterhäuser aber vornehmlich Werkstätten und Lagerräume enthielten. Beinahe die ganze Kleinindustrie von Berlin arbeitet in solchen Hinterhäusern. Dann fing die Wohnbevölkerung an, sich aus dem Zentrum zurückzuziehen, und dieses entwickelte sich mehr und mehr zur reinen Geschäftsgegend. Daher entstanden hier, bald auch in anderen Stadtteilen, jetzt ebenso in einigen Vororten große Gebäude, die ausschließlich zu Läden, Kontoren, Warenlagern und Fabrikräumen bestimmt sind. Es gibt bereits 300 solcher Geschäftshäuser, die Ostseite der Rosenstraße besteht nur aus solchen Häusern, ebenso steht in der Roßstraße eine ganze Reihe nebeneinander. Große Aufzüge führen von den Lagerkellern bis hinauf in die obersten Geschosse, die Mieter können Werkstätten und andere Räume in jeder gewünschten Größe mit bester Beleuchtung, mit Betriebskraft, mit anderen zweckmäßigen Einrichtungen erhalten. An einigen Stellen gruppieren sich

auf besonders umfangreichen Grundstücken solche Geschäftshäuser um mehrere Höfe mit Ausgängen und Durchfahrten nach verschiedenen Straßen, so beispielsweise im „Spindlershof“ zwischen Wallstraße, Seydelstraße und der Neuen Grünstraße. Eine ähnliche große Anlage ist der Hackesche Hof an der Rosentaler Straße und dem Hackeschen Markt mit Läden, Fabrik- und Lagerräumen, mit Restaurationen und großen, schönen Festsälen.

Bei der Erbauung solcher Geschäftshäuser wird soviel als möglich Eisen verwendet. Noch vollständiger durchgeführt ist dieser „Gerüst-Stil“ in den Warenhäusern, mit künstlerischer Vollendung in dem durch Messel in der Leipzigerstraße und am Leipziger Platz erbauten Warenhause von Wertheim. Es soll fünfzehn Millionen Mark gekostet haben und ist durch diese vornehme Art der Reklame zu einer Sehenswürdigkeit geworden.

In ähnlicher Weise kann man dies von mehreren Hotels, von einigen mit künstlerischem Schmuck ausgestatteten Kaffeehäusern, Bierpalästen und Weinrestaurants sagen, z. B. von dem schon etwas älteren, 1878 eingerichteten Kaffee Bauer, von den Böhmischen Bierhallen gegenüber dem Bahnhofe Friedrichstraße mit den realistischen, keck erfaßten und flott dargestellten Bildern aus dem Berliner Leben, von dem Trarbachschen, von dem Kempinski'schen Weinhaus, von „Rheingold“. Die in neuerer Zeit erbauten Theater legen fast alle Wert darauf, nicht nur Kunstwerke darzustellen, sondern selbst als solche zu erscheinen.

Die Zahl der Kirchen war bis dahin nicht groß. Gegenwärtig gibt es in Berlin außer den Kapellen und Gotteshäusern der Stiftungen, Anstalten, Krankenhäuser, Gefängnisse, der Missionsgesellschaften, der Altlutheraner, Methodisten — die eine Kirche und vier Kapellen besitzen —, der englischen, der amerikanischen Gemeinde und anderer unabhängiger kirchlicher Korporationen, der seit 1904 bestehenden, schwimmenden Schifferkirche und drei im Bau begriffenen Kirchen, deren Gemeinden sich einstweilen mit zum Gottesdienst eingerichteten Sälen begnügen müssen: 11 katholische und 64 evangelische Kirchen, von diesen sind 9 katholische und 25 evangelische Kirchen in den letzten beiden Jahrzehnten entstanden.

Etwa hundert Jahre später als die Hedwigskirche, von 1853—1856 ist die schöne, große Michaelskirche gebaut worden. Jetzt sind zu diesen beiden hinzugekommen: die Sebastianskirche (1891—1893), die St. Pauluskirche des Dominikanerklosters in Moabit (1892—1893), die Piuskirche (1893—1894), die katholische Garnisonkirche (1894—1897), die Herz-Jesuskirche (1898), die Corpus Christi- und die Liebfrauenkirche (1904), die Bonifatiuskirche (1906—1907) und die Petruskirche (1907—1908), außerdem mehrere Kapellen und die Mathiaskirche in Schöneberg (1893—1895).

Von den evangelischen Kirchen stehen die vier ältesten: Petri-, Nikolai-, Marien- und Klosterkirche, ebenso die aus der Georgen- und Jerusalems-

kapelle erwachsenen Kirchen und die vier am Ausgange des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts bis zur Vereinigung der fünf Städte in den neuen Gemeinden erbauten Kirchen: die Dorotheenstädtische, Luisenstädtische, Werdersche und Neue Kirche unter dem Patronate der Stadt. Nur der Dom, die Parochialkirche (1695—1703) und die Garnisonkirche (zuerst 1703 erbaut) standen bereits damals unter dem Patronat des Landesherrn. Die in derselben Zeit gebaute erste französische Kirche auf dem Gendarmenmarkt ist ebenso wie die beiden späteren Kirchen der französischen Gemeinde in der Klosterstraße und in der Luisenstadt und wie die unter Friedrich Wilhelm I. gebaute Böhmisches Kirche von Anfang an patronatsfrei gewesen. Dagegen sind in der Zeit von 1709 bis 1888 beinahe alle neuen evangelischen Kirchen in Berlin mit königlichem Patronat gebaut worden: die Sophienkirche noch unter Friedrich I., die Dreifaltigkeitskirche unter Friedrich Wilhelm I., die Elisabeth-, Nazaret-, Pauluskirche und die Johannis-kirche in Moabit unter Friedrich Wilhelm III., die Jakobi-, Matthäi-, Philippus Apostel-, Bartholomäus- und Johannes Evangelist-Kirche unter Friedrich Wilhelm IV., die Lukas-, Christus-, Golgatha-, Simeon-, Zwölf Apostel-, Zion- und Heilig-Kreuzkirche unter Wilhelm I. Nur die 1882 und 1883 aus den Mitteln einer patriotischen Sammlung erbaute Dankeskirche ist patronatsfrei entstanden, bei der Markuskirche (1848—1855), Andreaskirche (1853—1856) und Thomaskirche (1865—1869) hat der Magistrat ausnahmsweise nach längeren Verhandlungen die Rechte und Pflichten des Patrons übernommen. Alle seit 1888 erbauten Kirchen sind patronatsfrei mit alleiniger Ausnahme der neuen evangelischen Garnisonkirche (1894—1897), die ebenso wie die ältere unter königlichem Patronat steht.

Einen großen Anteil an dem Bau der neuen Kirchen hat der unter dem Protektorate der Kaiserin Auguste Viktoria stehende Kirchenbauverein. Er hat es verstanden ein lebhaftes Interesse zu erwecken und durch freiwillige Beiträge große Summen zusammengebracht. Aus diesen unterstützt er die ärmeren Gemeinden bei ihren Bauten und sorgt namentlich für würdige Ausstattung der neuen Kirchen. Mehrere von ihnen sind von hervorragender Bedeutung.

Durch besonders reichen künstlerischen Schmuck zeichnen sich aus die 1895 vollendete zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms gestiftete Kirche, für die von allen Seiten reiche Gaben gespendet wurden, und der von 1894 bis 1905 aus den Mitteln des Staates erbaute neue Dom. In seiner Gruft und zum Teil über derselben in der Denkmalskirche stehen die Särge der hohenzollernschen Kurfürsten von Johann Cicero an, Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms II., während Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. und Friedrich III. in Potsdam, Friedrich Wilhelm III. und Wilhelm I. in Charlottenburg bestattet sind.

Die aus den Rechten des Patronats ihr erwachsenden Pflichten hat die Stadt für die dreizehn großen öffentlichen Kirchen stets ebenso erfüllt wie für ihre Anstalts- und Stiftskirchen. Im übrigen hat sie den Standpunkt vertreten, daß es ihr als politischer Gemeinde, der Mitglieder verschiedener Religionsgemeinschaften nach dem Gesetz mit vollkommen gleichen Rechten angehören, nicht zustehe, solche Pflichten auch für neue Kirchen zu übernehmen, die bei der Teilung älterer kirchlicher Gemeinden in den abgezweigten Teilen erbaut werden sollten. Aus Billigkeitsgründen hat sie indessen in sehr vielen Fällen geräumige Bauplätze und außerdem namhafte Geldbeiträge freiwillig gegeben, beispielsweise 1888 zum Bau der Markuskirche und der katholischen Sebastianskirche, für die erstere außer dem Plaze 200 000 Mark. Von kirchlicher Seite ist mehrmals eine weitergehende Pflicht behauptet worden. Die 1869 gebildete Zwölf Apostelgemeinde, für deren zu erbauende Kirche der König das Patronat übernommen hatte, war mit dem ihr von der Stadt angebotenen Geschenk nicht zufrieden und verklagte dieselbe auf Tragung aller Baukosten mit Ausnahme der vom Patron zu gebenden Baumaterialien. Der Prozeß ging durch alle Instanzen und wurde 1871 vom Obertribunal dahin entschieden, daß die Visitationsordnung Kurfürst Joachims vom Jahre 1540, auf die sich die klagende Gemeinde berufen hatte, nur für Erweiterung, Umbau oder Neubau alter Kirchen gelte, nicht für den Bau einer Kirche in neu gebildeter Pfarodie. Zwanzig Jahre später traten neue ähnliche Forderungen auf unter Berufung auf die Konsistorialordnung von 1573. Die Stadt wurde zuerst 1892 in einem Falle, nachher in einer Reihe weiterer Prozesse verurteilt, sie zahlte aber nur unter Vorbehalt und erreichte schließlich nach zwölfjähriger Dauer des Streites eine endgültige Entscheidung zu ihren gunsten. Das Reichsgericht erklärte im Juni 1904, daß die Konsistorialordnung von 1573 keine rechtliche Verpflichtung für die Stadtgemeinde enthalte und sich auch kein die politische Gemeinde verpflichtendes Wohnheitsrecht ausgebildet habe. Die den klagenden und anfangs siegreichen Kirchengemeinden von der Stadt unfreiwillig gezahlten Summen hatten bis dahin mit Einschluß der Zinsen die Höhe von beinahe zwei Millionen Mark erreicht. Um diesen Betrag zu erstatten, mußte die Stadtsynode eine Anleihe aufnehmen und die von den Gemeindegliedern zu zahlende Kirchensteuer erhöhen.

Abgesehen von den französischen und böhmischen Gemeinden wie von den besonderen Verhältnissen der Garnison und allem was zu ihr gehört, haben nur der Dom und die Parochialkirche Personalgemeinden. Die von auswärts nach Berlin versetzten Beamten haben das Recht, sich einer dieser beiden Gemeinden anzuschließen. Alle anderen zur evangelischen Landeskirche gehörenden Einwohner sind Mitglieder der Gemeinde, in deren Bezirk ihre Wohnung liegt. Wenn sie diese wechseln und dabei über die

Grenze ihres Kirchspiels hinausgehen, treten sie ohne weiteres zu der neuen Pfarochie über.

Berlin hat ein besonderes Konsistorium und steht unter einem General-superintendenten, es ist eingeteilt in sechs Diözesen oder Superintendentur-Bezirke: Berlin I, II und III, Berlin-Kölln, Friedrichswerder I und II. Ihre durch die Kirchengemeinde- und Synodalordnung von 1873 vorgeschriebenen sechs Kreis-synoden vereinigten sich zwei Jahrzehnte hindurch alljährlich zur Beratung gemeinsamer kirchlicher Angelegenheiten. An die Stelle dieser „Vereinigten Kreis-synoden“ ist durch ein Gesetz vom Jahre 1895 die besonders gewählte und mit etwas größeren Rechten ausgestattete Berliner Stadt-synode für Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Stralau und Rummelsburg getreten. Sie hat indessen nicht die vollen Befugnisse einer Provinzialsynode erhalten, Berlin gehört in dieser Beziehung noch zur Provinz Brandenburg, zahlt einen ansehnlichen Beitrag zu den Kosten ihrer kirchlichen Verwaltung und ist auf ihrer Synode vertreten.

Von anderer Art als die übrigen Berliner Kirchen ist die Schiffer-kirche, schon deshalb, weil sie keine feste Stelle hat, sondern bald in diesem, bald in jenem Hafen von Großberlin anlegt. Diese in einfachen, gefälligen Formen gehaltene schwimmende Kirche hat außer der Wohnung des Schiffswartes und einigen kleinen Nebengelassen drei Räume, die zum Gottesdienst im Bedarfsfalle vereinigt werden können: einen ziemlich großen Saal, der auch zu Mütter-Abenden, Männer-Abenden, Unterhaltungs-Abenden benutzt wird, ein Lesezimmer und einen Erfrischungsraum. Die Kosten werden durch die 1901 begründete „Vereinigung zur kirchlichen Fürsorge für die Fluß- und Kanalschiffer“ aufgebracht, die außerdem drei Kinderhorte in Berlin und ein Schifferkinderheim in Teltow unterhält.

Von den zahlreichen religiösen Gemeinschaften hat in letzter Zeit die Heilsarmee am meisten Aufmerksamkeit erregt. Aus England kommend hat sie zuerst 1886 hier Anhang gefunden und besitzt jetzt mehr als zwanzig Versammlungsstellen. Berlin ist eins ihrer Hauptquartiere geworden, hier befindet sich auch die Kadettenschule, in der die Offiziere für ihre deutschen Scharen ausgebildet werden. Neben ihrem eigentlichen Arbeitsfelde der Befehrung übt sie eine sehr rührige soziale Tätigkeit aus, sie hat in Berlin mehrere Mädchenheime, ein Wöchnerinnenheim und ein Samariterheim zur Ausbildung von Krankenschwestern, die ihre Pflicht unentgeltlich zu erfüllen haben.

Die ältesten Begräbnisplätze bei den Kirchen und auch die später im Inneren der Stadt entstandenen Friedhöfe werden schon lange nicht mehr benutzt, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sind die Friedhöfe außerhalb der Stadtmauer angelegt worden, für die neueren müssen immer weiter draußen die geeigneten Plätze gesucht werden. Fast alle Kirchen besitzen eigene

Friedhöfe, außerdem hat die Stadt einen Gemeindefriedhof, die Stadt-synode ganz neuerdings einen Zentralfriedhof eingerichtet. Während die innerhalb der Kirchen und an ihren Außenseiten errichteten Grabmale der älteren Zeit zum größeren Teile den Charakter von Wandtafeln und Wandverzierungen haben, sind die unter freiem Himmel aufgestellten Denkmale selbständiger und kräftiger gestaltet. So lange die klassische Richtung in Berlin herrschte, bevorzugte sie antike Formen wie Altar, Opferschale, Urne, das ausgebreitete Bahrtuch, die abgebrochene Säule. In den letzten Jahrzehnten sind mannigfachere und freiere Bildungen aufgekommen. Auch werden jetzt feste, ausdauernde Gesteine wie Granit, Syenit in viel stärkerem Maße als früher verwendet.

Einige von den Berliner Kirchhöfen sind besonders reich an Grabstätten hervorragender Persönlichkeiten, so der Invalidenkirchhof, auf dem viele von den Helden aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, des Befreiungskrieges, der Kriege von 1866 und 1870 bestattet sind. Seine hervorragendste Zierde ist Scharnhorsts Grabmal, das ihm auf Blüchers Anregung seine Waffengefährten von 1813 gesetzt haben. Es ist von Schinkel entworfen, der ruhende Böwe ist von Rauch, der schöne Fries von Friedrich Tieck ausgeführt. Den alten Dorotheenstädtischen Friedhof vor dem Dramienburger Tore hat man als Gelehrtenwinkel bezeichnet, nahe beieinander ruhen hier: Beuth, Schinkel, Rauch, Gottfried Schadow, Stüler, August Borjig, Fichte, Hegel, Hufeland, Buttman, August Boeckh. Den Friedhof der Jerusalemer und Neuen Kirche vor dem Halleischen Tore mit den Grabstätten von Pfiffner, Unzelmann, Fleck, Henriette Herz, Auguste Crelinger, Felix Mendelssohn, Rahel könnte man einen Künstlerwinkel nennen. In neuerer Zeit bedecken sich die Friedhöfe namentlich im Westen mit noch zahlreicheren Denkmälern zur Erinnerung an hervorragende Beamte, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller. Fast auf jedem Berliner Friedhofe weckt ein Gang durch die Grabreihen bedeutende Erinnerungen. Unter den Denkmälern sind viele von hohem künstlerischem Werte, wie z. B. auf dem Matthäi-Kirchhof die dorische Säulenhalle, welche die Berliner Architekten ihrem Lehrer Wilhelm Stier gesetzt haben, auf dem Dreifaltigkeitskirchhof die trauernde Muse am Grabe von Max Koser und die ältere Begräbnisstätte der Familie Krause, eine Säulenhalle mit in Glasmosaik ausgeführten Gemälden von Pfannschmidt, ferner das dem vielversprechenden jung verstorbenen Maler Robert Warthmüller von seinen Freunden auf dem Thomaskirchhofe gesetzte Denkmal.

Viele Berliner Friedhöfe liegen außerhalb des städtischen Weichbildes im Gebiet der Vororte, ebenso ein großer Teil der städtischen Werke und Anstalten wie Wasserwerke, Rieselfelder, Erziehungshäuser, Irrenhäuser, Heilstätten. Zahlreiche Berliner Stiftungen, namentlich solche, die mit

Asylen, Hospizen oder Erziehungsanstalten verbunden sind und deshalb großen Raum beanspruchen, haben diesen in der Umgegend gesucht, z. B. das Johannesstift in Plözensee, Friedrichsstift, Luisenstift und Luisenstiftung in Steglitz, die Erziehungsanstalt am Urban, die auch in Zehlendorf diesen alten Berliner Namen beibehalten hat, das katholische Waisenhaus in Wilmersdorf, das St. Annastift in Südende, das Asylhaus der Friedrich Wilhelm und Viktoria-Stiftung in Treptow. Einige Behörden, die ihrer Natur nach zur Reichs- und Landeshauptstadt gehören wie das Aufsichtsamt für Privatversicherung, das Normal-Eichungsamt, das Materialprüfungsamt sind diesem Beispiel gefolgt, nahe bei dem letzteren haben sich auf dem Gelände der Domäne Dahlem mehrere wissenschaftliche Anstalten angesiedelt: der botanische Garten, das botanische Museum, die biologische Anstalt, das pharmazeutische und das bakteriologische Institut. Die fünf Hochschulen der Kunstakademie, die technische Hochschule sind nach Charlottenburg verlegt. Als die letztere dorthin überfiedelte, haben die Studierenden mit einigen hundert Wagen einen feierlichen Umzug von Ort zu Ort veranstaltet, sie waren aber so wenig wie ihre Lehrer der Meinung, ihren Zusammenhang mit Berlin aufzugeben. Die in den Vororten wohnenden Berliner Beamten, Richter, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, nicht minder die Besitzer, Beamten und Arbeiter der in die Umgebung verlegten und dort neu begründeten Fabriken wissen alle, welchen Anteil sie an dem geistigen wie an dem wirtschaftlichen Leben der Hauptstadt haben und wollen sich ihn erhalten.

Die nahe gelegenen Vororte sind untereinander und mit Berlin völlig verwachsen, ihre Grenzen kaum noch zu erkennen. Viele Leute wissen beim Mieten einer Wohnung nicht, in welchem Orte diese liegt, sie erfahren es erst, wenn sie mit der Polizei, mit dem Gericht oder mit der Kirche zu tun haben, beim Zahlen der Steuern und bei den Wahlen. Die Häuser eines Platzes, einer Straße gehören bisweilen zu mehreren Gemeinden, am Kollendorfsplatz z. B. stoßen Berlin, Charlottenburg und Schöneberg zusammen, am Bahnhof Pankow im Norden sogar vier Gemeinden: Berlin, Pankow, Reinickendorf und Schönholz. Eine Seite der Kurfürstenstraße gehört zu Berlin, die andere zu Charlottenburg, in den Besitz der kleinen Geisbergstraße teilen sich die drei Städte Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf mit verschiedenen Methoden der Straßenreinigung und Beleuchtung. In einigen Fällen kann man die Überschreitung der Grenze an der Änderung des Straßennamens merken, so wird dieselbe Straße auf Charlottenburger Gebiet als Lutherstraße, ihre Fortsetzung auf Schöneberger Gebiet als Martin Lutherstraße bezeichnet.

Aus solchem Durcheinander ergeben sich mancherlei Mißstände. Am einfachsten hat sich die Postverwaltung geholfen, indem sie zusammenhängende

Gebiete ohne Rücksicht auf die Ortsgrenzen einheitlich behandelt. So umfaßt der Postbezirk Berlin W. ansehnliche Teile von Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg, SO. einen großen Teil von Rixdorf.

Auch die im Juni 1906 ins Leben getretene neue Gerichtsordnung hat sich nicht ganz an die Ortsgrenzen gehalten. Der größte Teil der Stadt im Norden bis zur Ringbahn, im Süden bis zur Spree und dem Schiffahrtskanal gehört zum Landgericht I in Berlin und zu dem großen Amtsgericht Berlin-Mitte. Das letztere und die Zivil-Abteilung des Landgerichts I haben ihren Sitz in dem für sie erbauten mächtigen Gebäude an der Stelle der Neuen Friedrichstraße, wo einst Friedrich I. seinen Hespergarten, später sein Sohn das Kadettenhaus erbaut hatte. Von Berlin abgetrennt und zum Landgericht II in Berlin (Zivil-Abteilung am Hallischen Ufer) gelegt ist der im Norden über die Ringbahn hinausgehende Teil der Stadt; das Stück östlich von der Prenzlauer Allee gehört zum Amtsgericht Weißensee, das westliche Stück zum Amtsgericht Wedding. Abgetrennt und zum Landgericht III in Berlin (Zivil-Abteilung am Tegeler Weg in Charlottenburg) gelegt ist ferner der südlich über den Schiffahrtskanal hinausgehende Teil von Berlin; das östlich der Anhalter Bahn gelegene Stück gehört zum Amtsgericht Tempelhof, das westliche zum Amtsgericht Schöneberg. Dagegen sind zum Landgericht I und zum Amtsgericht Berlin-Mitte gelegt worden die westlich von der Ringbahn gelegenen kleinen Teile von Lichtenberg, Borschagen und Stralau, ferner ein Teil von Charlottenburg, östlich vom Schiffahrtskanal und vom Spandauer Kanal, im Süden begrenzt von der Charlottenburger Chaussee zwischen der Brücke und dem Bahnhof Tiergarten, im Norden von der Ringbahn. Die Straf-abteilungen aller drei Landgerichte liegen in Moabit nahe beieinander.

Was die Polizei betrifft, so war bereits 1810, kurz nach der 1809 zugleich mit der Einführung der Städteordnung in Berlin erfolgten Errichtung des Polizei-Präsidiums dessen Zuständigkeit auf Charlottenburg und andere Orte der Umgebung ausgedehnt worden. Seit 1822 unterschied man einen engeren und weiteren Polizeibezirk. Der engere umfaßte außer der Stadt nur den Tiergarten, die Hafensheide und einige kleine Gutsbezirke, in dem weiteren Bezirk blieb dem Polizei-Präsidium nur die Sicherheits- und Ordnungspolizei. So ist es im wesentlichen bis zu den Selbstverwaltungsgesetzen von 1875 geblieben, durch welche die Polizei der benachbarten Amtsbezirke größere Selbständigkeit erhielt und unter die Aufsicht der Regierung in Potsdam gestellt wurde. Dies entsprach dem Gedanken der Selbstverwaltung, die damals auf die Landgemeinden ausgedehnt wurde, für die Aufrechterhaltung der Ordnung aber in einem so volkreichen Gebiete entstanden unhaltbare Zustände. Wer sich in Berlin vor den Augen der Polizei nicht sicher fühlte, wandte sich nach einem der südlichen oder nörd-

lichen Vororte, und wenn ihm auch hier der Boden zu heiß wurde, ging er nach einem Vorort auf der anderen Seite.

Um eine bessere Überwachung zu ermöglichen, wurde durch ein Gesetz von 1889 und einige spätere Ergänzungen desselben die Kriminal- und die Sittenpolizei in den benachbarten Amtsbezirken wieder dem Polizei-Präsidium übertragen. Charlottenburg und die vier Vororte, welche seitdem zu Städten geworden sind: Schöneberg 1898, Rixdorf 1899, Wilmersdorf 1905 und Lichtenberg 1908 haben königliche Polizeiverwaltungen, deren Vorsteher den Titel Polizei-Präsidenten führen. Sie üben die Ortspolizei selbständig aus, sind aber in allen landespolizeilichen Angelegenheiten dem Polizei-Präsidenten von Berlin unterstellt. Im Februar 1909 ist seine Befugnis auch auf die Benennung der Straßen ausgedehnt worden, um die allzu häufige Wahl derselben Straßennamen zu verhindern. In allen anderen Orten Preußens erfolgt die Straßenbenennung durch die Gemeindebehörden mit Zustimmung der Ortspolizei, nur in Berlin und Potsdam ist sie an königliche Bestätigung geknüpft. Für die Vororte von Berlin ist jetzt außer der Ortspolizei auch noch das Berliner Polizei-Präsidium zu befragen. Die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung wird jedermann einleuchten. Aber daß ein so umständlicher Instanzenzug notwendig geworden ist, kann auch als ein Zeichen für die Ungesundheit und Schiefeit der Verhältnisse betrachtet werden, die sich durch die getrennte Verwaltung so eng miteinander verwachsener Gemeinden herausgebildet haben.

Mehrmales ist daran gedacht worden, Berlin und seine Vororte in einem gemeinsamen größeren Verwaltungsbezirk einheitlicher zusammenzufassen. Als 1875 die Selbstverwaltung erweitert wurde, Berlin das Eigentum der Straßen und Brücken, die örtliche Straßenbaupolizei und Schulpolizei erhielt, beantragte Oberbürgermeister Hobrecht die Bildung einer Provinz Berlin, welche die Stadt und die in enger Verbindung mit ihr stehenden Vororte umfassen sollte. Die Regierung trat diesem Vorschlage nicht entgegen. In dieser Zeit, wo Fürst Bismarck bei der Einrichtung und dem Ausbau des Deutschen Reiches sich vornehmlich auf die national-liberale Partei stützte, war er zu manchen Zugeständnissen an ihre Wünsche bereit. Desto heftigeren Einspruch erhoben die Landgemeinden und ihre Vertreter im Abgeordnetenhaus. Die Verhandlungen zogen sich deshalb in die Länge und waren im März 1878 beim Schluß des Landtages noch nicht zum Abschluß gelangt. Schon aber hatte der „konservative Hauch“, wie man damals sagte, eingesetzt. Fürst Bismarck näherte sich wieder den Konservativen, mehrere der mit ihm zusammenarbeitenden Minister traten zurück, und man konnte zweifeln, ob das nicht zur Verabschiedung gelangte Gesetz wieder vorgelegt würde. Ebendamals war der Kreistag des Teltower Kreises zu einer Beratung versammelt. Bei dem Festmahle am Schlusse

derjenigen herrschte eine gehobene, freudige Stimmung, die auch in einem von dem geistreichen Landrat Prinzen Handjery verfaßten Festliede ihren Ausdruck fand. Es begann mit den Worten: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Es ist Herr Hobrecht mit 'seinem Kind“ und endete: „Die Provinz Berlin war mausetot.“ So triumphierten die Herren, und ihre Hoffnung ging in Erfüllung. Das Gesetz über die Bildung der Provinz Berlin wurde von der Regierung zurückgezogen. Zwar bestimmte bald darauf das Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung vom 16. Juli 1880, daß Berlin aus der Provinz Brandenburg ausseide, aber es bildet nur für sich allein, ohne die Vororte eine besondere Provinz. Der Oberpräsident von Brandenburg ist seitdem zugleich Oberpräsident von Berlin, die bisher von der Regierung in Potsdam ausgeübten Aufsichtsrechte gingen auf den Polizei-Präsidenten über.

Einige Jahre nach dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers nahm Minister Herrfurth diese Angelegenheit wieder in die Hand. Im September 1891 forderte er die städtischen Behörden und den Polizei-Präsidenten auf, sich darüber zu äußern. Der Polizei-Präsident schlug eine Einverleibung in großem Stile vor, wie leicht zu verstehen ist. In Berlin übte er zugleich die Landespolizei, die Ortspolizei — mit Ausnahme der beiden dem Magistrat übertragenen Zweige — und die Rechte eines Regierungspräsidenten aus, in der Umgegend die Landespolizei, in einem Teile derselben auch die Kriminal- und Sittenpolizei. Er hatte alle Ursache, eine einheitlichere Ordnung zu wünschen. Deshalb beantragte er die Einverleibung von Charlottenburg mit Westend, Wilmerzdorf, Schöneberg, eines Teiles von Tempelhof, ferner von Rixdorf, Treptow, Stralau, Rummelsburg mit Borschagen, Lichtenberg mit Friedrichsberg, Wilhelmsberg mit Kieß, Hohen Schönhausen, Weißensee, Neu-Weißensee, Heinersdorf, Pankow, Niederschönhausen, Schönholz, Reinickendorf, Plözensee und eines Teiles der Jungfernheide.

Soweit wollten indessen der Magistrat und die Stadtverordneten nicht gehen. Sie hatten mit großen Geldopfern dem Verkehr neue Bahnen geschaffen, Wasserzufuhr und Entwässerung geregelt, Schlachthäuser und Markthallen gebaut, das Schulwesen auf einen hohen Stand gebracht, während die meisten der genannten Vororte in diesen Dingen sehr weit zurückgeblieben waren. Sie wünschten die Eingemeindung auf den von der Südringbahn umschlossenen Kreis zu beschränken, auch hiervon noch den Truppenübungsplatz auf dem Tempelhofer Felde auszuschließen, im Norden allenfalls noch Reinickendorf, Pankow und Weißensee mitzunehmen.

Während die städtischen Behörden noch über diese Frage berieten, hatte Minister Herrfurth im August 1892 zurücktreten müssen. Graf Botho Eulenburg, der von neuem das Ministerium des Innern übernahm, war

im ganzen mit der Antwort des Magistrats zufrieden, hielt aber außerdem die Einverleibung des über den Südring hinausgehenden Teiles von Charlottenburg mit Westend, von Plögensee, Lichtenberg und dem Truppenübungsplatz für unerlässlich.

Von den Ortschaften, über deren Einverleibung verhandelt wurde, waren die kleineren meist derselben günstig gestimmt und setzten große Hoffnungen auf eine möglichst enge Verbindung mit Berlin, die größeren aber, namentlich Charlottenburg und Schöneberg erhoben den lebhaftesten Widerspruch. „Nicht auf ein Groß-Berlin, sondern auf ein Groß-Charlottenburg müssen wir hinarbeiten“, erklärte der Oberbürgermeister von Charlottenburg. Dieser Widerstand fand eifrige Unterstützung bei den Konservativen und Agrariern, die eben damals einen heftigen Kampf gegen den Reichskanzler von Caprivi führten und ihn zu stürzen suchten. Die Gegensätze innerhalb des Ministeriums traten scharf hervor und führten schließlich dazu, daß im Oktober 1894 sowohl Caprivi wie Eulenburg aus dem Amte schieden. Die Verhandlung ist zwar noch bis zum Januar 1896 fortgeführt worden, doch ohne Aussicht auf Erfolg, da die neuen Minister dem Plane nicht geneigt waren. Seitdem ist sie nicht wieder aufgenommen worden und würde jetzt, wo die Vororte sich in so bedeutender Weise entwickelt haben, wo neben Charlottenburg auch Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf und Lichtenberg selbständige Stadtkreise und Großstädte geworden sind, noch weniger Aussicht haben als früher.

Ob die Vergrößerung der Stadt damals erfolgt wäre, wenn die städtischen Behörden rascher zugegriffen und ohne eigene, sorgfältige Prüfung der Verhältnisse angenommen hätten, was ihnen geboten wurde, ist sehr zweifelhaft. Denn die Gegner der Eingemeindung hatten in beiden Häusern des Landtags großen Anhang, diese würden schwerlich einem solchen Gesetze zugestimmt haben, das Herrenhaus jedenfalls nicht.

Schon um 1840 war von der Einwohnerschaft Berlins nur die Hälfte am Orte geboren, die andere Hälfte zugewandert. Bei dem raschen Steigen des Zuzuges in den sechziger und siebziger Jahren ist die Zahl der geborenen Berliner noch mehr zurückgetreten, 1875 waren es nur 41 Prozent neben 59 Prozent der Zugewanderten. Bis 1900 war die Zahl der hier Geborenen wieder auf 43 Prozent gestiegen, seitdem ist sie auf 40 Prozent im Jahre 1905 gefallen.

Nach der Zählung von 1905 stammten von 2 043 000 Einwohnern	
aus Berlin	822 000 = 40 %
„ der Provinz Brandenburg	358 000 = 18 „
„ „ „ Pommern	130 000 = 6 „
„ „ „ Schlesien	146 000 = 7 „
„ den 5 anderen östlichen Provinzen . .	378 000 = 19 „

aus den 4 westlichen Provinzen	51 000 = 2,5 %
„ dem Königreich Sachsen	26 000 = 1,3 „
„ Mecklenburg	19 000 = 0,9 „
„ den anderen norddeutschen Bundesstaaten	37 000 = 1,8 „
„ „ süddeutschen Bundesstaaten	25 000 = 1,2 „
„ Österreich-Ungarn	25 000 = 1,2 „
„ Rußland	12 000 = 0,6 „
„ dem übrigen Europa	11 000 = 0,5 „
„ den Vereinigten Staaten	1 500 = 0,07 „
sonst aus anderen Erdteilen	1 000 = 0,05 „

Man sieht, daß Berlin auf den Westen und Süden Deutschlands eine sehr viel geringere Anziehungskraft ausübt als auf den Norden und Osten, namentlich auf die alten östlichen Provinzen. Aus mehreren von diesen überwiegt der weibliche Zuzug, aus Brandenburg mit 28 000 = 8%, aus Pommern mit 17 000 = 14%, ebenso aus Mecklenburg mit 1300 = 7%, weil aus diesen Ländern ein großer Teil der weiblichen Dienstboten Berlins kommt. Sonst ist im ganzen die männliche Zuwanderung stärker, nur aus England kommen 200, aus den Vereinigten Staaten 230 Frauen mehr hierher als Männer, meist wohl als Studentinnen und Sprachlehrerinnen.

Eine Stadt mit so vielen Lehranstalten und so reicher Arbeitsgelegenheit zieht vorzugsweise Leute in lernbegierigem und arbeitsfähigem Lebensalter an. Manche kommen wohl wegen der Vergnügungen, welche die Großstadt bietet, auch glauben Hochstapler und andere Verbrecher hier einen günstigen Boden zu finden. Indessen bei weitem die meisten wollen hier Arbeit suchen, um zu verdienen, oder durch Benützung der Lerngelegenheiten ihre Arbeitskraft erhöhen. Kinder sind unter den Zugewanderten nur schwach vertreten, aber die Zwanzig- bis Dreißigjährigen machen den vierten und die Dreißig- bis Vierzigjährigen den fünften Teil von ihnen aus.

Es standen		Von den in		Von den	
1905		Berlin Geborenen		Zugewanderten	
im Alter bis	10 Jahr	35 %		4,5 %	
„ „ von 10—20	„	26	„	10,5	„
„ „ „ 20—30	„	17	„	26	„
„ „ „ 30—40	„	10	„	22	„
„ „ „ 40—50	„	6	„	17	„
„ „ „ 50—60	„	3	„	11	„
„ „ „ mehr als 60 Jahr		3	„	9	„

Wie viele Fremde Berlin besuchen, läßt sich weder feststellen noch schätzen. Der Polizei werden zwar so ziemlich alle gemeldet, die in den

Gasthäusern absteigen, diejenigen aber, die bei Verwandten oder Freunden Aufnahme finden, meist nur, wenn sie längere Zeit bleiben. Gemeldet waren 1906: 1 059 000, 1907: 1 082 000, 1908: 1 139 000 Fremde. Ihre Zahl wechselt mit der Jahreszeit und ist im Sommer erheblich größer als im Winter, sie belief sich 1908 im Januar auf 76 000, im August auf 122 000 (im August 1909 auf 132 000). Das größte Kontingent stellen meist die Russen, ihre Zahl betrug 1908: 69 000, die der Österreicher 34 000, der Amerikaner 30 000. Von den letzteren waren 1905 nur 18 000 gemeldet, 1906: 19 000, 1907: 22 000.

Neben den amtlichen und geschäftlichen Zwecken, die viele Fremde hierher führen, spielen bei ihrem Besuche die Sehenswürdigkeiten, die Vergnügungen, Musik und Theater eine große Rolle. Sie haben jetzt die Auswahl zwischen einer großen Anzahl bedeutender Theater, die auch einem verwöhnten Geschmack und hochgespannten Anforderungen gerecht werden.

Eine eigenartige Stellung nimmt das seit 1894 in den Räumen des alten Wallnertheaters bestehende Schillertheater ein. Es hat sich die Aufgabe gestellt: „Durch möglichst billige Preise den breiten Schichten unserer weniger bemittelten Mitbürger den Genuß anständiger Darbietungen der dramatischen Kunst zu schaffen.“ Da das erforderliche Kapital von einer Gesellschaft aufgebracht ist, deren Mitglieder höchstens fünf Prozent Zinsen des eingelegten Kapitals erhalten, während jeder darüber hinausgehende Gewinn auf die bessere Ausgestaltung des Unternehmens verwendet werden muß, steht es der Spekulation freier gegenüber als die meisten anderen Theater. Sein weit umfassendes Programm will das gesamte Gebiet des Schauspiels in Anspruch nehmen und nur das Triviale ausschließen, alles als berechtigt anerkennen, „was in schöner Form edle Gedanken ausdrückt“. Klassisches und Modernes, Ernstes und Heiteres wechseln miteinander, auch die leichte Posse wird zugelassen, wenn sie geeignet erscheint, Tausende daran zu gewöhnen, daß sie die Heiterkeit, welche solche Aufführung ihnen gewährt, „höher schätzen als die Reizungen durch zweideutigen Witz oder als die Genüsse des Lingeltangels“. Der gute Erfolg ermutigte die Gesellschaft, bald auch andere Arten volkstümlicher Unterhaltung in die Hand zu nehmen. Dichter=Abende, Ländlicher=Abende, Sonntagskonzerte wurden veranstaltet, zum Teil im Bürgeraal des Rathauses, den die städtische Verwaltung hierfür gern zur Verfügung stellte. Nach acht Jahren konnte die Gesellschaft im Norden der Stadt ein zweites Schillertheater eröffnen, das sie nachher wieder aufgab, als die Stadt Charlottenburg ein den Bedürfnissen des Schillertheaters entsprechendes Haus baute und ihm mit langfristiger Pacht überließ. Das neue, Januar 1907 in Benutzung genommene Haus enthält außer dem Theater und den dazu gehörigen Räumen noch den für Volksunterhaltungen eingerichteten Schilleraal, in dem diese jetzt mit

reicherer Abwechslung als früher fortgesetzt werden. Das Charlottenburger Schillertheater sollte den Typus eines Volkstheaters auch architektonisch zur Geltung bringen und deshalb auf überflüssigen Luxus verzichten. Seinem demokratischen Charakter entsprechend hat es weder Logen noch Rangunterschiede, sondern einen einheitlichen, amphitheatralisch ansteigenden Zuschauer-raum. Dieser ist in drei Ringe eingeteilt. Der Gedanke eines einheitlichen Preises hat sich hier ebensowenig durchführen lassen, wie in dem alten, nach wie vor weiter benutzten Schillertheater O., weil sonst der Einheitspreis höher werden müßte, als der bisher erhobene niedrigste Preis. Dadurch, daß man von einigen, die gern dazu bereit sind, etwas mehr nimmt, kann man für viele den Preis niedriger ansetzen. Außerdem ist es nicht unbillig, daß diejenigen, die, sei es wegen Schwäche des Gesichts und des Gehörs oder aus anderen Gründen besonderen Wert auf der Bühne nahe-liegende Plätze legen, einen Zuschuß dafür zahlen, daß ihnen die Sicherheit geboten wird, solche Plätze zu erhalten.

Gelegenheiten, gute Musik zu hören, sind in Berlin reichlich vorhanden. Die Konzerte der königlichen Kapelle, der Hochschule für Musik, der philharmonischen Kapelle, der Konservatorien, des Domchors, der Singakademie, des Berliner Lehrer- und Gesangsvereins, des früher Sternschen Gesangsvereins, der sich jetzt Gesellschaft der Musikfreunde nennt, des Philharmonischen Chors und anderer großer Gesangsvereine haben einen weit verbreiteten Ruf und finden stets ein zahlreiches, sehr aufmerksames Publikum. Der Anfänger begründet mit einem Konzert im Saale der Singakademie, im Beethovensaal, Mozartsaal oder Bechsteinsaal seinen musikalischen Ruf, für den Ausländer ist ein solches Konzert der Abschluß seines Studiums, es gibt ihm eine angesehenere Stellung im Musikleben seiner Heimat. Durch musikalische Darbietungen suchen die Vergnügens- und Gartenlokale das Publikum anzuziehen, sie wenden oft große Mittel auf, um gute Kapellen und Solisten zu gewinnen. Auch von Gegnern und Neidern werden die musikalischen Leistungen Berlins anerkannt. So brachte vor zwei Jahren der Pariser Figaro eine Schilderung der Reichshauptstadt aus der Feder eines Mitarbeiters, der Berlin seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte und es jetzt aufs neue besuchte. Er sprach zwar mit halber Anerkennung von diesem und jenem, das in der letzten Zeit besser geworden war, fand aber doch recht viel zu tadeln und auszusagen. Nur die Musik hatte wie früher seinen uneingeschränkten Beifall und weckte eine verjöhnliche Stimmung: *la musique plaidait pour Berlin.*

Ein anderer Mitarbeiter des Figaro, der kürzlich seine Aufsätze über Berlin in einem handlichen Büchlein zusammengefaßt hat, urteilt nicht so einseitig. Er verspottet mit starker Übertreibung die ungeschickten Manieren der Männer, den mangelhaften Geschmack der Frauen, die Unhöflichkeit der

Polizeibeamten und Eisenbahn-Schaffner, die schlechte Küche der Gastwirthschaften, noch geringschätziger spricht er von der Kunst, nur die Baukunst will er gelten lassen, aber er rühmt den Fleiß, die Ordnung, die Sauberkeit sowohl der Bevölkerung wie der Verwaltung und den hohen Stand der hygienischen Einrichtungen.

Durch den größeren Wohlstand hat die bildende Kunst ein reiches Arbeitsfeld gefunden. Mehr als früher kann sie in monumentalen Bauten und deren Ausschmückung, in öffentlich aufgestellten Denkmalen und anderen Bildwerken sich betätigen. Ihre Entwicklung für einen längeren Zeitraum zu überblicken, ist mehrmals Gelegenheit geboten worden. 1886 waren hundert Jahre verflossen, seit die in Verfall geratene Akademie der Künste zu neuem Leben erwacht war. Damals hatte, wie die Akademie in dem Kataloge ihrer im Frühjahr 1786 eröffneten Ausstellung sagt: „der große König Friedrich in den Tagen seines ruhigen Alters ein gnädiges Auge auf sie geworfen“, sie wieder in besseren Zustand versetzt und zu einer öffentlichen Ausstellung angeregt. Seit diesem sehr bescheidenen Anfange hat die Akademie fast regelmäßig ein Jahr um das andere in ihren Räumen eine Kunstausstellung veranstaltet. Die Neuordnung der Akademie und die Erweiterung ihres Lehrinstitutes im Jahre 1875 nahmen diese Räume vollständig in Anspruch. Zur Aufnahme der Kunstausstellung wurde auf der Museumsinsel ein nicht für die Dauer berechneter Bau hergestellt. In diesem haben einige Jahre hintereinander große, vielbesuchte Ausstellungen stattgefunden, obgleich die Künstler wie die Beschauer lebhaftes Klagen erhoben. 1883 versuchte man es mit den Sälen der neu erbauten, noch nicht in Benutzung genommenen technischen Hochschule, nachher mußte man nochmals auf die Museumsinsel zurückkehren. Dann erwarb der Staat den für die Hygiene-Ausstellung erbauten Glaspalast und ließ ihn mit besonderer Rücksicht auf eine für Kunstwerke günstige Beleuchtung als Landes-Ausstellungsgebäude einrichten. In diesen großen, feuer sichereren, mit reichem Schmuck ausgestatteten Räumen finden seitdem im Sommer die Kunstausstellungen statt. Die erste wurde 1886 mit einem Rückblick auf die Kunst Norddeutschlands seit den Tagen Friedrichs des Großen verbunden. Eine Reihe von Sälen war für die Berliner Kunsttätigkeit bestimmt, eine andere für die Düsseldorfer, Dresdener, Weimarer Schule. Chodowiecki, Pesne, Tassaert und andere Meister der friderizianischen Zeit waren hier mit einigen ihrer besten Werke vertreten, ebenso Knobelsdorff mit Zeichnungen für das Opernhaus, Gontard mit Entwürfen zum Marmorpalais und zu den Communis beim Neuen Palais, Langhans mit den Entwürfen für die Turmspitze der Marienkirche und für das von 1800—1802 erbaute Nationaltheater, dann Gottfried Schadow und eine große Zahl Berliner Künstler bis zu den Lebenden, von denen Karl Becker, Bellermann, Wilhelm Gentz, Rnaus,

Paul Meyerheim, Blockhorst, Scheurenberg, Max Schmidt, Schrader, Reinhold Begas und Albert Wolff ihre neuesten Schöpfungen in die eigentliche Ausstellung, ältere Werke in die historische Abteilung gegeben hatten.

Gleichzeitig bot die Berliner Künstlerſchaft noch einen beſonderen Genuß. Der nach Weſten vorſpringende ſpitze Winkel des Ausſtellungs-parks, das „naſſe Dreieck“ genannt, weil ſich hier bei den Ausſtellungen von 1879 und 1883 mehrere Gaſtwirtſchaften nebeneinander aufgetan hatten, wurde zum „klaſſiſchen Dreieck“. Auf einem mächtigen Unterbau erhob ſich die öſtliche Giebelhalle des Zeuſtempels zu Olympia in ſeiner einſtigen Geſtalt. Zum erſtenmale verſuchte man die Nachbildung eines antiken Tempelbaues in der vollen Größe des Originals. Die vordere Seite des Unterbaues zeigte, gleichfalls in voller Größe, die kurz vorher durch deutſche Forſcher gefundenen und wiedergewonnenen Reliefbilder des pergamenischen Altars in getreuer, mit feinem künſtleriſchen Empfinden ergänzter Nachbildung. Der innere Raum des Tempels enthielt ein großes Panorama der Stadt und der Burg von Pergamon. Bildhauer, Maler, Baumeiſter und Gelehrte hatten mit gleichem Eifer zuſammen gearbeitet und ſo ein hervorragend ſchönes Werk von zugleich wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Wert geſchaffen.

Am Ausgange des Jahrhunderts regte ſich der Wuſch, die Entwicklung der geſamten deutſchen Kunſt während dieſes Zeitraumes überſichtlich darzuſtellen, wie dies in Paris für die franzöſiſche Kunſt des 19. Jahrhunderts mit glänzendem Erfolge geſchah. In Deutſchland war eine ſolche Aufgabe ſchwerer durchzuführen, weil hier die künſtleriſche Tätigkeit von verſchiedenen Mittelpunkten ausgegangen und deſhalb nicht ſo einheitlich und gleichmäßig geſeſen iſt. Zunächſt mußten die Städte Deutſchlands und der Nachbarſtaaten bereiſt, an mehreren Orten, um das Zntereſſe zu wecken, lokale hiſtoriſche Ausſtellungen veranſtaltet werden. Dann kam allerdings eine ſo große Zahl von Kunſtwerken zuſammen, daß die National-Galerie, in der zu Anfang des Jahres 1906 die Jahrhundert-Ausſtellung ſtattfand, nicht ausreichte und noch ein Teil des Neuen Museums dazu genommen werden mußte. Auch ſo war es nicht möglich, alle dieſe reichen Schätze angemessen unterzubringen.

Man hatte ſich nicht genau an die Grenzen des 19. Jahrhunderts halten wollen, ſondern die Zeit von etwa 1775 bis 1875 gewählt, von dem unter dem Einfluß der Antike erfolgten Bruch mit dem Rokoko an bis zum Eintritt der impreſſionistiſchen Kunſtauffaſſung. Jetzt entſchloß man ſich, die künſtleriſche Entwicklung bis zur Mitte des Jahrhunderts ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen, aus der Zeit nach 1850 aber nur eine kleine Auswahl des Wichtigſten zu geben.

Von den Berliner Künstlern war Menzel nur durch einige besonders charakteristische Bilder aus den verschiedenen Zeiten seiner Entwicklung vertreten, da erst ein Jahr vorher, kurz nach seinem Tode eine Menzel-Ausstellung sein gesamtes, großes Schaffen hatte überblicken lassen. Neben ihm trat Franz Krüger besonders hervor. Vierunddreißig Gemälde waren von ihm ausgestellt, darunter mehrere von Riesengröße. In ihnen erstand das Bild des vormärzlichen Berlin wieder vor den Augen der Beschauer mit seinen Gebäuden wie mit seinen Bewohnern. Außer den zahlreichen Porträts fesselte namentlich das Bild der Huldigung von 1840 und das aus dem Petersburger Winterpalais herbeigebrachte Bild der Parade, die 1829 auf dem Opernplatze vor dem Zaren Nikolaus stattgefunden hat. Die Häuser, die Truppen, die Fürstlichkeiten, alles ist mit sicherem Pinsel greifbar hingestellt, in einer zwanglosen Gruppe von Zuschauern neben der Neuen Wache erkennt man viele von den bedeutendsten Künstlern, Gelehrten, Beamten, Schriftstellern, Schauspielerinnen jener Zeit.

Als Ergänzung und Fortsetzung wurde einige Monate später mit der Kunstausstellung im Sommer 1906 nochmals eine rückblickende Ausstellung verbunden für die Zeit von 1856 bis 1886. Hier waren die Berliner Künstler stark vertreten. Die ältere Generation der Lebenden stellte die Werke ihrer jüngeren Jahre aus, nahe bei denen ihrer unmittelbaren Vorgänger und Lehrer, so daß es leicht war, sie miteinander zu vergleichen, bei den Künstlerfamilien Begas und Meyerheim die Arbeiten der Väter und der Söhne.

Ein Teil der jüngeren Generation hielt sich von den Ausstellungen der Akademie fern, obgleich dieselben seit 1893 nicht mehr wie früher von der Akademie allein, sondern in Gemeinschaft mit dem Verein Berliner Künstler veranstaltet wurden. Der scharfe Gegensatz zwischen den künstlerischen Richtungen hat auch hier, wie schon vorher in München dazu geführt, daß die „Sezession“ 1899 ihre eigene Ausstellung einrichtete. Sie übt so große Anziehungskraft aus, daß sie fortbesteht, seit 1905 im eigenen Hause, obgleich die Gegensätze sich im Laufe der Jahre gemildert haben. Neben diesen beiden großen Kunstausstellungen gibt es im Hause des Künstlervereins und in den Salons der Händler mehrere permanente Ausstellungen, die eifrig bestrebt sind, stets Neues und Interessantes zu bieten, die Kunstfreunde mit den Schöpfungen der heimischen und der ausländischen Kunst bekannt zu machen. Sie haben dadurch großen Einfluß auf das Kunstleben und auf den Kunstmarkt erlangt.

Alle Richtungen und Schattierungen wie der künstlerischen, so auch der literarischen und wissenschaftlichen Auffassung sind in Berlin vertreten und finden ebenso wie die politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Parteien

Ausdruck in den zahlreichen Organen der Presse. Gegenwärtig erscheinen in Berlin und den Vororten: 93 täglich, 43 wöchentlich, 6 monatlich ausgegebene politische Zeitungen und Korrespondenzen, darunter fünf in fremden Sprachen; außerdem 19 Bezirks-Anzeiger, Gemeinde- und Vorortszeitungen, 81 Unterhaltungsblätter, 1200 Fach-Zeitungen und Zeitschriften, unter ihnen achtzehn fremdsprachliche. Die Zahl der im Buchdruck beschäftigten Personen ist deshalb jetzt sehr viel größer als früher. Sie betrug in der Stadt Berlin

	Selbsttätige	1 auf Einwohner
1801	249	695
1852	1 606	262
1900	18 500	102

und würde noch erheblich höher sein, wenn nicht die Berliner Verleger einen ansehnlichen Teil ihrer Bücher und periodischen Zeitschriften der geringeren Kosten wegen auswärts drucken ließen.

Trotz der Bedeutung, welche Berlin in der bildenden Kunst, in der Literatur und im wissenschaftlichen Leben erlangt hat, ist die bisweilen erhobene Klage über die Vorherrschaft Berlins im geistigen Leben Deutschlands stark übertrieben. Es gibt in Deutschland noch viele Mittelpunkte des geistigen und ebenso des wirtschaftlichen Schaffens von unabhängigem und kräftigem Leben, die in dieser oder jener Hinsicht Berlin überlegen sind und durchaus nicht daran denken, sich von ihm ins Schlepptau nehmen zu lassen. Man braucht beispielsweise nur an das Kunstleben in München, an die Arbeit der deutschen Hochschulen, an den Handelsverkehr von Hamburg oder Bremen, an die rheinischen und sächsischen Industriebezirke zu denken. Diese Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit entspricht dem Charakter des deutschen Volkes und seiner geschichtlichen Entwicklung. Die deutsche Einheit hat sich in langem Ringen gebildet, wie — nach einem feherischen Dichterworte Emanuel Geibels aus dem Jahre 1858 — die Sehnsucht edler Geister ahnungsvoll sie längst geschaut:

Einz nach außen, schwertgewaltig
 Um ein hoch Panier geschart!
 Innen reich und vielgestaltig,
 Jeder Stamm nach seiner Art!

Berlin ist mit Recht stolz darauf, daß es durch seine Lage und die Gunst der Verhältnisse zur ersten Stadt des Reiches geworden ist, aber es macht keinen Anspruch darauf, wie in einem Brennpunkte alle Strahlen des deutschen Lebens zu sammeln. In ihrer großen Mehrheit sind die Berliner stets bereit, die Vorzüge anderer Teile des Reiches anzuerkennen und von ihnen zu lernen, sie wetteifern mit ihnen in jeder Art der Arbeit, vor allem in der Liebe zum Vaterlande, auf dessen Gedeihen und gesundem Fortschreiten ihre Wohlfahrt ebenso beruht wie die aller anderen.

Anmerkungen.

Für die Bauten sind vorzugsweise benutzt worden:
 Woltmann, Baugeschichte Berlins. 1872.
 Berlin und seine Bauten. Herausg. vom Architektenverein. 2 Bde. 1877 und zweite
 Auflage 1896 in 3 Bden.
 Borrmann, Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin. 1893.
 Osborn, Berlin 1909.

Abkürzung einiger mehrfach angeführten Titel.

Allgemeine deutsche Biographie	M. D. B.
Beiträge zur Geschichte des Berliner Handels- und Gewerbefleißes. Von den Ältesten der Berliner Kaufmannschaft 1870	Beiträge 1870.
Fibicin, Historisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin. 5 Bde. 1837—1842	Fibicin, Beiträge.
Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte	Fr. Preuß. Forsch.
Geiger, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. 2 Bde. 1893—1894	Geiger, Geist. Leben.
Garnac, Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 3 Bde. 1900	Garnac, Akademie.
Hinze, Historische und politische Aufsätze. 4 Bde. (1908)	Hinze, Aufsätze.
Hohenzollern-Jahrbuch	Hohenz. Jahrb.
Holze, Geschichte der Stadt Berlin. Tübingen 1906	Holze, Geschichte.
Jahrbuch der königlich preussischen Kunstsammlungen	Jahrb. Kunstf.
Krüster, Altes und Neues Berlin. 2 Bde. 1737—1769	Krüster.
Märkische Forschungen	Märk. Forsch.
Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins	Mittheilungen.
Nicolai, Beschreibung der Kön. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 3 Bde. 3. Aufl. 1786	Nicolai.
Publikationen aus den preussischen Staatsarchiven	Publikationen.
Niedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis	Niedel, Codex.
Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins	Schriften.
Stredfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. 2 Bde. 4. Aufl. 1886	Stredfuß, 500 Jahre.
Weddigen, Geschichte der Theater Deutschlands. 2 Bde. Berlin 1904	Weddigen.
Wiedfeldt, Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Ber- liner Industrie von 1720—1890. Schmoller, Forschungen Bd. 16	Wiedfeldt.
Zeitschrift für brandenburg-preussische Geschichte	Ztschr., pr. Gesch.

Zu Kap. 1. (S. 1—6.) Fiebelkorn, Geologische Ausflüge in die Umgebung von Berlin. 1896. — Beiträge zur Gewässerkunde der märkischen Wasserstraßen. 1905. — Der Elbstrom. Von der kön. Elbstrom-Bauverwaltung. 1898. Bd. 2 u. 3. — Verendt, der tiefere Untergrund Berlins. 1897. — Virchow, Generalbericht über die Arbeiten zur Untersuchung der auf die Kanalisation und Abfuhr bezüglichen Fragen. 1872. — Zache, Der Boden (in Landeskunde der Prov. Brandenburg her. v. Friedel und Mielke. Bd. 1. 1909.) — Busch, Ortsnamen. (Ledeber, Archiv für Geschichtskunde des preuß. Staates. 1834.) — Grabow, Über den Namen Berlin. (Brandenburgia. Dezember 1908.)

(S. 7—16.) Passow, Okkupation und Kolonisierung des Barnim. (Wt. Preuß. Forsch. Bd. 14.) — Spatz, Geschichte des Teltow. I. 1895. — Die Streitschriften von Klöden und Fidicin über die Gründung von Berlin. — Fidicin, Beiträge V, 458. — Sello, Zur Gesch. von Berlin im Mittelalter. (Märk. Forsch. 16 u. 17.) — Sello, Altbrandenburgische Miscellen. (Wt. Preuß. Forsch. 1892.) — Priebatsch, Der märkische Handel am Ausgang des Mittelalters. (Schriften 36.) — Krüner, Berlin als Mitglied der Hanse. (Prog. Falk-Realgymnasium 1897.) — Holze, Berliner Handelsbesteuerung und Handelspolitik im 13. Jahrhundert. (Schriften 19.) — Holze, Geschichte. — Küster II, 662.

Zu Kap. 2. (S. 17—24.) Fidicin, Beiträge III und V. — Küster IV, 351. — Die Urkunden von 1442 und 1448 bei Niedel, Codex I. — Das Berlinische Stadtbuch wurde 1834 in der Stadtbibliothek von Bremen aufgefunden und dann der Stadt Berlin geschenkt. Es ist 1837 von Fidicin, 1888 aufs neue von Clauswitz herausgegeben. — Landbuch Karls IV. her. von Fidicin 1856. — Hilbebrandt, Berliner Stadtwappen. (Berliner Kalender 1903.) — Fidicin, Berliner Wappen. (Mär, 1875.) — Daß die Mammuthknochen am Wolkenmarkt Überbleibsel der Rolandssäule seien, ist dem Verfasser in der Vorschule gelehrt worden; diese Ansicht war damals in Berlin weit verbreitet. — Holze, Geschichte. — Clauswitz, Einleitung zu Bornmann, Bau- und Kunstdenkmäler.

Zu Kap. 3. (S. 25—30.) Holze, Gesch. des Kammergerichts. I. — Holze, Juristisches Berlin. (Schriften 29.) — Holze, Amt Mühlenthor. (Schriften 30.) — Holze, die Verolinenstien des Peter Hafftig. (Schriften 31.) — Stölzel, Fünfzehn Vorträge aus der brandenb. preuß. Rechts- und Staatsgeschichte. 1889. — Hinzke, Hof- und Landesverwaltung unter Joachim II. (Vorträge II, 1.) — Werdersche Mühlen. Geh. Staatsarchiv. Rep. 21 Nr. 191 B. — Silbernagel, Joh. Trithemius. 1888.

(S. 31—40.) Eine Nachbildung des dem Kurfürsten Johann Cicero gefestten Grabmals befindet sich im Hohenzollern-Museum. Der Kurfürst ist zweimal abgebildet, auf der unteren Platte in flachem Relief, auf der oberen Platte mit kräftiger, in allen Teilen durchgebildeter Darstellung. — Heidemann, Reformation in Brandenburg. 1889. — Frege, Berlin unter dem Einfluß der Reformation. 1839. — Steinmüller, Reformation in Brandenburg. 1903. — Parisius, die Teltower Einigung. (Jahrbuch für brandenb. Kirchengeschichte. I.) — Fidicin, Beiträge III, 160, 212. V. 123, 450 fge. 500. — (Zu S. 35.) Nach der Inschrift über dem Eingange von Schloß Grunewald hat Joachim im Jahre 1542 „dies Schloß zu bauen angefangen, den 7. M A R c. den ersten Stein gelegt und es zum grünen Wald benannt“. Indessen ist er nach den von H. Traut (Kurfürst Joachim II. und der Türkenfeldzug vom Jahre 1542. Gummersbach 1892. S. 32, 33, 48—50) aus den Akten des Geh. Staatsarchivs und des Marburger Staatsarchivs mitgeteilten Briefen am 5. März 1542 in Speyer angekommen, um an den Verhandlungen des Reichstages teilzunehmen, am 13. April hat er die Heimreise angetreten; am 14. Mai ist er wieder von hier aufgebrochen und erst im folgenden Jahre zurückgekehrt. Da es vor seiner Abreise nach Speyer, Ende

Februar, für Maurerarbeiten noch zu kalt war, kann die Grundsteinlegung nur Ende April oder Anfang Mai nach seiner Rückkehr vom Reichstage und vor dem Ausbruch zum Heere erfolgt sein. Die Inschrift ist in Stud. aufgeführt, also sehr der Verwitterung ausgesetzt. Bei einer späteren Erneuerung wird der unfehllich gewordene Monatsname falsch gedeutet sein. Ursprünglich hat es wahrscheinlich M A I I geheißen.

(Zu S. 41.) Wann die lateinische Petrischule den Namen Gymnasium angenommen hat, ist nicht festgestellt. Zum erstenmal tritt diese Bezeichnung in einem mehrfach (u. a. von Klöden in seinem 1825 dem Osterprogramm des Köllnischen Gymnasiums beigegebenen Aufsatz über die ältere Geschichte des Gymnasiums) angeführten, von Martin Willich verfaßten Schrift auf: *Elenchus declamationum et disputationum Gymnasii Coloniensis ad Suevum*. 1610. 4^o, die aufzufinden dem Verf. nicht gelungen ist. Der Titel allein hat wenig Beweiskraft. Willich, von 1609 bis 1612 Rektor der Köllnischen Schule, dann bis 1614 Diakonus an der Petrikirche, auch in späteren Jahren ein heißblütiger Mann, war noch sehr jung und unreif, als er sein Schulamt antrat. Wegen seiner leidenschaftlichen Agitation gegen die Reformierten wurde er 1614 von Johann Sigismund scharf angelassen. In diesem Schreiben des Kurfürsten heißt es: „Dir ist selbst nicht unbewußt, wie du noch zumahl ein junger Semibaccalaureus Theologiae bist, dem der Wind den Bart in Neulichkeit erst angewehet.“ Willich hielt es hierauf für gut, freiwillig fortzugehen, er übernahm eine Pfarrstelle in Hamburg. Seine Übersicht über die lateinischen Studien der Köllnischen Schule hat wohl nur den Zweck, zu zeigen, daß sie einem Gymnasium gleichwertig sei, er hat ihr deshalb diesen Namen gegeben, obgleich sie ihn amtlich noch nicht führte. Dies zeigen einige Druckschriften, die in einem Sammelbände (Nummer 14 B.) der Bibliothek des Klostersgymnasiums vereinigt sind. In diesem Bande befinden sich fünf Gedichte aus den Jahren 1620, 1630, 1632 und 1638, deren Verfasser sämtlich als Rektoren und Konrektoren der Köllnischen Schule oder Köllnischen Ratschule unterzeichnen. Ihnen folgt ein anderes Glückwunschgedicht aus dem Jahre 1644 mit der Unterschrift: *alumnus gymnasii coloniensis*. Aus der Zeit von 1644 bis 1679 ist dem Verf. keine Schrift der Köllnischen Schule oder ihrer Lehrer bekannt geworden, von 1679 an haben alle Schriften die Bezeichnung Köllnisches Gymnasium. In den Akten des Gymnasiums hat sich ein Schülerverzeichnis aus dem Jahre 1673 erhalten, das als Matrikel des Köllnischen Gymnasiums bezeichnet ist. In den siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts hat also die Köllnische Schule unzweifelhaft den Namen Gymnasium geführt, vielleicht schon in den vierziger Jahren. Vor 1638 aber kann er ihr nur ausnahmsweise und mißbräuchlich beigelegt worden sein.

(S. 41—44.) Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters. 1874. — Gudopp, dramatische Aufführungen auf Berliner Gymnasien im 17. Jahrhundert. (Progr. Leibniz-Gymnas. 1900.) — Friedländer, Eine kurze Comedien von der Geburt des Herrn Christ. 1839. — Plümicke, Theatergeschichte von Berlin. 1781. — Jastrow, Volkszahl der deutschen Städte am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit. 1886. — Weiß, Gesch. der Stadt Wien. 1872. II, 226.

(S. 44—47.) Arnheim, die Brautwerbung Gustav Adolfs. (Hohenz. Jahrb. 1903.) — G. W. v. Raumer, Wallenstein in der Mark. (Berl. Kalender. 1844.) — Meinardus, Protokolle und Relationen. (Publikationen Bd. 54.)

Zu Kap. 4. Abschnitt 1. (S. 48—62.) Stephan, Gesch. der deutschen Post. — Beiträge 1870. — Über Chieses Reisewagen vergl. von Schöler in „Alt-Berlin“. (Mitteilungen. 1909. 7.) — Solke, Befestigung von Berlin. (Schriften. 10.) — Berlin anno 1690. Zwanzig Ansichten von J. Striedbeck, erläutert von W. Erman. — Breyfig, Der

brandenburg. Staatshaushalt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. (Schmoller, Jahrbuch 1892.) — Hinzke, Staat und Gesellschaft zur Zeit Friedrichs I. (Vuffäge I, 2.) — Wilken, Gesch. der Königl. Bibliothek. 1828. — Schwenke und Horßchansky, Berliner Bibliothekenführer. 1906. — Muret, Französische Kolonie. 1885. — P. Seidel, Herstellung von Wandteppichen in Berlin. (Jahrb. Kunstf. XII.) — Friedel und Schwebel, Bilder aus der Mark Brandenburg und der Reichshauptstadt. 1882. — Bertheau, Paul Gerhardt. (N. D. B. Bd. 8.) — Wernle, Paulus Gerhardt. 1907. — J. G. Droyfen, zur Kritik Pufendorfs. (Abhandl. zur neueren Geschichte. 1876.) — Von den Schulen der französischen Kolonie ist ihr Gymnasium am wichtigsten, das sich zu einer sehr bedeutenden Anstalt entwickelt hat. Ein Teil des Unterrichts wird auch jetzt noch in französischer Sprache erteilt, auf die vollkommene Beherrschung derselben wird großer Wert gelegt.

Abchnitt 2. (S. 62—79.) Wilken, Berlin unter Friedrich I. (Hist. geneal. Kalender 1822.) — J. Droyfen, Ein Reskript des Großen Kurfürsten v. J. 1688. (Beschwerde wegen der Gefangenen am Denkmal Ludwigs XIV. Zeitschr. preuß. Gesch. Bd. 12.) — Dohme, Das kön. Schloß. 1872. — P. Seidel, Die Beziehungen des Gr. Kurf. und Friedrichs I. zur niederländ. Kunst. (Jahrb. Kunstf. XI.) — K. Seidel, Berlin als Kunststadt. 1828. — Wevezow, Akademie der Künfte. 1808. — Von Dettingen, Akad. der Künfte. 1900. — Schönfeld, Berlin als Kunststadt. 1898. — Harnack, Akademie. — Koser, Sophie Charlotte. (Deutsche Rundschau 1887.) — Koser, Sophie Charlotte und Eberhard von Dandekmann. (Märk. Forsch. 20.) — N. D. B. Artikel: Kirch, Dippel, Kunkel, Böttger. — Besser, Preuß. Krönungsgeschichte. 1701. — J. Meyer, der Tiergarten. 1892. — Geiger, Geistiges Leben. — Weddigen I. — Gundlach, Gesch. von Charlottenburg. 2 Bde. 1905.

(S. 79—93.) Buchholz, Gesch. der Voss. Ztg. 1905. — N. D. B. Artikel: Stahl, Faßmann, Morgenstern. — Fontane, Wanderungen. III. — Hinzke, Geist und Epochen der preuß. Gesch. (Vuffäge I, 1.) — M. Sydow, Dr. Adolf Sydow. 1885. (Sydows Vater war Bürgermeister von Charlottenburg, die Mutter „suchte es so einzurichten, daß die Kinder in Berlin geboren wurden und erst nach erfolgter Taufe aus dem großelterlichen in das elterliche Haus kamen“.) — Der Parolebefehl vom 7. Mai 1714 und die Kabinettsordre vom 3. Januar 1746 bei Fidicin, Beiträge V. — Gesch. des Potsd. Militärwaisenhauses. 1824. Fortsetzung 1874. — Munzinger, Entwicklung des Insuperatenwesens. 1908. — Holze, Geschichte. — Holze, Befestigung. — Jul. Stadthagen, Über das Fenster- und Gegenbaurecht in Berlin (Grundbesitzerverein S. W. und S. 1882, 2 und 3). — Die Länge der Stadtumwallung gibt Friedrich der Große (Gesch. des Siebenj. Krieges, Kap. 12) irrtümlich auf drei Meilen an, Nicolai (Ausgabe von 1786, Einl. S. 70) „nach einer Ausrechnung des Herrn Majors von Tempelhof“ auf 4546 rheinl. Ruten (= 17000 Meter). Akten über die zu verschiedenen Zeiten erfolgten Aufnahmen sind weder im Großen Generalstab, noch im Geh. Staatsarchiv, noch im Rathaus erhalten. Die Ausmessung auf den besten und sorgfältigsten Karten, nam. auf dem vierblättrigen Schmettau'schen Pläne von 1744 ergibt nur 15400 Meter. Die 1802 im Nordosten und Nordwesten weiter hinausgerückte Stadtmauer umschloß zwar einen etwas größeren Raum, hatte aber trotzdem, da sie in geraderer Linie geführt war, nur eine Länge von 14700 Metern.

(S. 93—98.) Wiedefeldt, Studien. — Nicolai, Berlin und Potsdam. — Schmoller, Städtewesen unter Friedr. Wilh. I. (Zeitschr. preuß. Gesch. 8. 10. 11. 12.) — Gundlach, Friedr. Wilh. I. und die Bestellung der städt. Beamten. 1906. — Clauswitz, Einleitung zu Bormann, Bau- und Kunstdenkmäler. — Ziefursch, Ergebnis der friederizian. Städteverwaltung. 1908. — Schmoller, Brandentb.-preuß. Innungswesen

(Pr. Preuß. Forsch. I). — Schmoller, die russische Handelskompagnie (Zeitschr. preuß. Gesch. 20). — v. Witzleben, Briefe Friedr. Wilhelms I. an Leopold von Dessau (ebenda, Bd. 8). — Ködenbeck, Beiträge zur Kenntnis Friedr. Wilhelms I. 2 Bde. 1836.

Ab schnitt 3. (S. 99—105.) Koser, Friedrich d. Gr. 2 Bde. 1693 und 1900. — Wiedfeldt, Studien. — Hünge, Industrialisierungspolitik Friedrich d. Gr. (Aufsätze II, 4). — Hünge, Preuß. Seidenindustrie. 3 Bde. 1892. (Acta Borussia. Abt. I.) — Hünge, Ein Berliner Kaufmann. (Schriften 30.) — Kolbe, Gesch. der kön. Porzellan-Manufaktur. 1863. — Winger, Wegelysche Porzellanfabrik. (Schriften 35.) — P. Seidel, Friedr. d. Gr. und seine Porzellanfabrik. (Hohenz. Jahrb. 1902.) — Niebuhr, Gesch. der kön. Bank. 1854. — Behre, Gesch. der Statistik in Brand.-Preußen. 1905.

(S. 105—107.) Raude, Einnahme von Berlin. 1757. (Märk. Forsch. 20.) — Granier, Russen und Österreicher in Berlin. (Hohenz. Jahrb. 1898.) — Chronistische Aufzeichnungen. (Schriften 36.) — Zwei ungedruckte Liefer 1757 und 1760. (Märk. Forsch. 20.) — Lehmann, Die brand.-preuß. Fahnen in St. Petersburg. (Hohenz. Jahrb. 1902.) — Karamzins Mitteilungen. Wä 1895. S. 209 fge.

(S. 108—125.) Von Donop, Knobelsdorff. U. D. B. — Geiger, Geistiges Leben. — Harnack, Akademie. — Koser, Friedr. d. Gr. — Nicolai, Anekdoten von Friedr. d. Gr. III, 248, IV, 81, V, 122. — M. Lehmann, Scharnhorst. I. 1886 — G. Friedländer, Militärbildungswesen. 1854. Die hier abgedruckte, von König Friedrichs eigener Hand geschriebene Instruktion für den Unterricht der Ritterakademie wird in der Bibliothek der Kriegsakademie aufbewahrt. — Bachmann, Gesch. der Berl. Gesangbücher. 1856. — Ferd. Ranke, J. J. Hecker. (Prog. Friedr. Wilh. Gymnasium. 1888. — Lommajsch, Gesch. der Dreifaltigkeitskirche. 1889. — L. J. Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. 1891. — Methwisch, Freiherr von Zedlitz. 1881. (1886.) — Gilow, Berl. Handelsschulen im 18. Jahrh. (Mon. Germ. Paedagogica. 35.) — Büsching, Eigene Lebensgeschichte. 1789. — U. D. B. Artikel: Euler, Nicolai, Moriz, Büsching, Süßmilch, Herz, Unger. — Danzel und Guhrauer, G. E. Lessing. — Minna von Barnhelm ist in Breslau begonnen, in Berlin vollendet worden, als Ort der Handlung ist die Hauptstadt, der Sitz des Königs und der obersten Landesbehörden gedacht. Die Erklärung der Stelle: „Wie heiß der Minister da drauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz?“ gibt der Berl. Adresskalender von 1765, in welchem es heißt: „General-leutnant von Wedell, wirklicher Minister de guerre, Chef des 6. Departements als des Departements de guerre — wohnen vor dem Königstore im gräßlich Nealeschen Hause“, also draußen in der Vorstadt, deren Bebauung erst vor kurzem begonnen hatte. Das Nealesche, vorher Sydowsche, nachher Zedlitzsche Haus, später (1859—1892) Viktoria-Theater, lag an der Contreescarpe, der späteren Alexander- und Münzstraße, also in einer sehr langen Straße. Vor dem Hause dehnte sich ein weiter und breiter unbebauter Raum aus bis zu dem Festungsgraben und den an dieser Stelle noch nicht abgetragenen Festungswerken. Der Garten dieses Hauses war so groß und lag so frei, daß der Minister von Zedlitz schreiben konnte: „Ich lebe in dem großen Berlin fast auf dem Lande.“

(S. 125—134.) Genée, Hundert Jahre des kön. Schauspielhauses. 1886. — Webdigen a. a. D. — L. Schneider, Oper und Opernhaus in Berlin. 1852. — Der Barberinische Palast in Potsdam steht in keinem Zusammenhange mit der Tänzerin; er wurde 1772 nach dem Vorbilde des palazzo Barberini in Rom gebaut. — Linden-berg, Berlin in Wort und Bild. 1895. — Gesch. der Singakademie. 1843. — Geiger, Geistiges Leben. — Koser, Friedr. d. Gr. — U. D. B. Artikel: Reichardt, Bach, Zaffaert, Carstens. — Kaemmerer Chodowiewski. 1897. — v. Dettingen, Chodowiewski. 1895. — Meusel, L. v. d. Marwig. I. 1908. — Nikolai, Anekdoten. IV, 66.

Abchnitt 4. (S. 134—148). Die angeführten Werke von Harnack, Geiger, Weddigen, Genée, Schneider, G. Friedländer. — Eine Reise nach Berlin i. J. 1787 (Schriften. 34). — Die Privattheater-Gesellschaft Urania. 1892. — Jfflands Briefe her. von Geiger. 1906. — Stölzel, Schillers Berufung nach Berlin. 1905. — Pich, Schiller in Berlin. (Schriften. 40.) — Petr. Zacharias Werner: Zur Erinnerung an Ludwig Jonas. 1880. — Schütz, Tierärztliche Hochschule in Berlin. 1890. — Festschrift der Technischen Hochschule. 1884. — Schickert, die militärärztliche Bildungsanstalten. 1895. — Charlottenburger Chaussee: Gundlach a. a. O. — Zuckerahorn: Goldschmidt, Staatsrat Kunth. — E. Schmidt, Die Quadriga. 1888. — Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten. 1849. —

Zu Kap. 5. (S. 149—164.) Jfflands Brief an Schiller vom 10. Februar 1799, im Besitz des Marbacher Schillervereins, war von diesem Anfang 1909 mit anderen Schiller-Andenken in Berlin ausgestellt. — Granier, Franzosen in Berlin. (Hohenz. Jahrb. 1905.) — Pufahl, Berliner Patrioten. (Prog. der Dorotheenschule. 1896.) Holzhausen, Franzosen in Berlin. (Woff. Jtg. Okt. und Nov. 1906.) — George, Erinnerungen eines Preußen 1805—1815. — Parthey, Jugenderinnerungen. 1871. Nicolais, später an seinen Schwiegersohn Parthey übergegangenes Wohnhaus Brüderstraße 13 ist in seiner äußeren Gestalt fast unverändert erhalten und noch im Besitz seiner Nachkommen. — Gabriel de Bray, Denkwürdigkeiten. 1901. — Mémoires du général baron de Marbot. I. 1891. — Faré, Lettres d'un jeune officier à sa mère. 1898. — Wassewitz, Kurmark Brandenburg. 1806—1808. 2 Bde. 1851. — Gubitz, Erlebnisse. 1888. — Friedr. von Raumer, Lebenserinnerungen. 1861. — Klöden, Jugenderinnerungen. 1874. — Augsb. Allgem. Zeitg. vom 21. August. 1807. — Stuttgarter Morgenblatt. 1807. Theaterberichte aus Berlin. — Goethe-Zelterischer Briefwechsel. — Unger, Franzosen in Berlin. 1809. — Die angeführten Skarifikationen auf Lange in der Görig-Lübeck-Bibliothek. — Ein Exemplar von Schulenburgs Maueranschlag im Märkischen Museum. — Vettow-Worbeck, Krieg von 1806/7. II, 319 fge. — Schneider, Theater und Krieg. (Dtches Theater-Archiv. 1858.) — Jffland, über meine theatraische Laufbahn, her. von Holstein. 1886. — Czjgan, Die französ. Zensur in Berlin 1806—1808. (Brand. preuß. Forsch. 21, 1.) — W. Lehmann, Fichtes Reden vor der preuß. Zensur. (Preuß. Jahrbücher Bd. 82.) — Die Legende von dem Blumenstrauß (S. 157) bei Streckfuß (500 Jahre) ohne Angabe der Quelle.

(S. 164—170) Clauswitz, Die Städteordnung und die Stadt Berlin. 1908. — Bornemann, die Zelterische Liedertafel. 1851. — Köpfe, Gründung der Universität Berlin. 1860. — Geiger, Geistiges Leben.

(S. 170—182) Beißke, Freiheitskriege. 4. Aufl. 1882. — Correspondance de Napoléon I. 23/4. 1812. — Rittberg, Ein Beitrag zu 1813. 1891. — Streckfuß, 500 Jahre. — W. Lehmann, Knesefbeck und Schön. 1875. — Gurlt, Gesch. der Krankenpflege im Kriege. 1873. — Gurlt, Die freiwilligen Leistungen 1813—1815. (Ztschr. preuß. Gesch. 1872.) — v. Caemmerer, Frühjahrsfeldzug 1813. 1903. — v. Boyen, Erinnerungen. 1889. III. 56. — Meinecke, Zeitalter der deutschen Erhebung. 1906. — W. D. W. Artikel: Keil, Reimer, Lettenborn, Pful, Blomberg. — Über Epimenides: Wurdach im Goethe-Jahrbuch. XI. S. 16 und Worsch, ebenda XIV.

Zu Kap. 6. (S. 183—192.) J. Goldacker, Die Hasenheide bei Berlin. (Dtche. Turnzeitg. 1897.) — Am 1. August 1909 erinnerte ein Aufsatz des Prager Tageblattes daran, daß Pful vor 100 Jahren in Prag die erste Schwimmschule eingerichtet hatte. — Beiträge 1870. — Wiedfeldt, Studien. — Weber, Vaterländischer Gewerksfreund. 1819. — Matzsch, Berliner Industrie einst und jetzt. 1906. — Matzsch, Einführung der Dampfmaschine in Deutschland. (Ztschr. des Berl. Jng.-Vereins.

1905.) — Krause, M. Vorfig. 1902. — Katalog der Ausstellung von 1822. (In der Bibl. der Techn. Hochschule.) — Verhandlungen des Vereins zur Förderung des Gewerbesleißes 1823 und 1827.

(S. 192—194.) Berlin und seine Eisenbahnen. 2 Bde. 1896. — Die Berlin-Potsdamer Eisenbahn. 1838. — Dieterici, Das öffentl. Fuhrwesen in Berlin. (Ztschr. des Kön. statist. Büros. 1865.)

(S. 194—201.) Clauswitz, Berlin und die Städteordnung. 1908. — Clauswitz, Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Weichbildes. 1906. — Karte vom Weichbilde Berlins 1846. (Berichtigung der durch Vogel von Falckenstein 1829 aufgenommenen und gezeichneten Karte mit Eintragung der Weichbildgrenzen.) — Verwaltungsbereich des Magistrats für 1829 bis 1840. — Klüden, Jugenderinnerungen. — Bodelschwingh, Leben Windes. 1853. — Visco, Das wohlthätige Berlin. 1846. — Stilller, Armenwesen in Berlin vor 1820. (Brand. preuß. Forsch. 21.)

(S. 201—202.) Berliner Cholera-Zeitung. 36 Nummern, September bis Dezember 1891. — Cholera-Tagebuch. 92 Nummern in derselben Zeit. — Berliner Gesundheitszeitg. 1832—1834.

(S. 202—206.) Kön. Polizei-Präsidium. Geh. Präsidial-Registatur. II. 7. — Streckfuß, 500 Jahre. II. — Kellstab, Aus meinem Leben. 2 Bde. 1861—U. B. Marx, Erinnerungen. 2 Bde. 1865. — Geiger, Geistiges Leben. — Weinig, Hofmann (Schriften 34.) — Devrients und Hoffmanns Stammtisch in der Weinstube von Lutten und Wegener stand in dem ersten Zimmer des oberen Erdgeschosses an derselben Stelle, wo noch jetzt ihre Bilder hängen. Die Weinstube im Keller, der Tunnel, ist erst 1833 eingerichtet worden, als Hoffmann († 1822) und L. Devrient († 1832) nicht mehr am Leben waren, wie aus einem dort aushängenden Festgedicht „Zur ersten jährigen Stiftungsfeier des Tunnel am 24. Oktober 1834“ hervorgeht.

(S. 206—216.) Harnack, Akademie. — Geiger, Geistiges Leben. — Rumpf, Berlin und Potsdam. 1839. — Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen. 1900. — Zeitungsberichte. — Streckfuß, 500 Jahre. — Schinkels Skizzen zu den Freskogemälden am Alten Museum befinden sich im Beuth-Schinkel-Museum der Technischen Hochschule. — Über Magdalene von Silberstolpe und ihr Reisejournal vergl. M. F. Cohn in der Woff. Zeitg. vom 9. Februar 1908.

(S. 216—226.) Wiedfeldt, Studien. — Amtl. Bericht über die Gewerbe-Ausstellung von 1844. — Grandke, Entstehung der Berliner Wäsche-Industrie. (Schmoller, Jahrb. 20.) Zu S. 223. Für die von Shadow gearbeiteten Standbilder Zietens und des alten Dessauers, ebenso für Tassaerts Keith und Seyblitz wurde die alte Form so gut wie möglich nachgeahmt, für die mehr konventionellen, wenig charakteristischen Statuen von Schmerin und Winterfeldt wurden durch Reiß neue Modelle hergestellt.

Zu Kap. 7. (S. 227—254.) Außer den älteren Werken namentlich die Schriften von Nachsabl nebst den Gegenschriften, ferner: Petersdorf, Friedr. Wilh. IV. 1900. — Leop. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten. 1891. I. 149, 150 und zahlreiche spätere Stellen. — Brandenburg, Briefwechsel Friedr. Wilhs. IV. mit Camphausen. 1906. — Caspary, Rud. Camphausen. 1902. — Virchows Briefe an seine Eltern. 1906. — Graf Waldersee, Aus den Berliner Märztagen. 1909. Der in dem Zitat aus Waldersee genannte Sternsaal, in dem jetzt die Fahnen und Standarten der in Berlin stehenden Truppen aufbewahrt werden, liegt ebenso wie der Balkon über Portal I. — Adler, Erste sozialpolitische Arbeiterbewegung in Deutschland. 1885. — Lüders, Demokratische Bewegungen in Berlin. 1909. — Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 1908. — Goldschmidt, Die öftr. preuß. Verfassung. (Preuß. Jahrb. 1906.) — A. de Circourt, Souvenirs d'une mission à Berlin en 1848. 1908. — Rothan, La

Prusse et son roi pendant la gnerre de Crimée. 1888. — Außerdem sind Stellen angeführt aus: S. Wagener, Politik Friedr. Wilhs. IV. 1883. — Gneist, Berl. Zustände. 1849. — Briefe eines Offiziers. (Dtsh. Rundschau. 1881.) — St. Born, Erinnerungen eines Achtundvierzigers. 1898. — Beiträge zur Kulturgeschichte von Berlin. 1898. — Einzelnes wie das Plakat am Brunnen in der Breiten Straße, den Fenstersturz der Möbel in der Heiligen Geiststraße, die Studenten im Eckfenster des prinziplichen Palais, die Entwaffnung der Bürgerwehr in der Poststraße und Burgstraße, den Verkehr der Lohndiener im Polizei-Präsidium (S. 253) hat der Verf. noch selbst gesehen. Das Verbot des Tabakrauchens stand neben anderen Verböten und Vorschriften des Wohlverhaltens auf großen Tafeln an allen Zugängen des Tiergartens. Nachher wurden einige Stellen, namentlich die Worte: „bei verhältnismäßiger Leibesstraße“ mit weißer Farbe überstrichen, sie schimmerten aber bald deutlich hindurch, als der Regen einen Teil der Farbe abgepült hatte. In dieser Form waren die Verbotstafeln noch im Anfange der sechziger Jahre zu sehen, sie erregten unter den veränderten Verhältnissen vielfache Heiterkeit.

(S. 254—263.) Streckfuß, 500 Jahre. — Zeitungsberichte und Berichte über die Kammerverhandlungen. — Verwaltungsberichte des Magistrats. — Feigel, Das Kön. Polizei-Präsidium in Berlin. 1909. — Clauswitz, Berlin und die Städteordnung. 1908. — Protokolle der Landeschkulkonferenz. 1849. — Programme des Friedr. Gymnaf. 1875 und 1900. — Medizinische Reform. 1848. 20.

(S. 264.) Über Drake als „Plastiker der Armut“ vergl. den Aufsatz von Beck in der Voss. Zeitg. vom 5. August 1909 und die Ergänzung dazu von Ludwig Pietsch in der Nummer vom 11. August. In der letzteren heißt es: „Es wird dort die alte, vielgegläubte Legende als Tatsache nacherzählt, daß Drake am Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Tiergarten, um auf des Königs Schlichtheit und Sparsamkeit hinzuweisen, dem einen Stiefel der Bildnisstatue, die den Monarchen in so vollendeter Lebens- und Charakterwahrheit darstellt, ein marmornes Nieser aufgesetzt habe. Das wäre doch eine direkte Verspottung des Königs, ein Hohn auf ihn, da er ihn damit der unwürdigsten, unföniglichsten Anauerei gleichsam beschuldigt hätte. Drake hat sich über diese vielverbreitete Berliner Legende teils herzlich amüsiert, teils aber auch gärgert. In Wahrheit machte eine schadhafte oder während der Ausführung der Statue schadhafte gewordene Stelle im Marmor den Einsatz eines Marmorstückens in den einen bestiefelten Fuß unvermeidlich, und es ist dem Künstler nicht eingefallen, seinem König einen geflickten Stiefel andichten zu wollen.“ Nach des Verf. Erinnerung war das vielbesprochene eingesezte Stück früher nicht so groß und auffallend wie jetzt, es ragte nicht über den Fuß hinaus. Es ist wohl, weil es seiner Kleinheit wegen leicht herausfiel, später durch ein größeres ersetzt worden. Oder hat etwa der Restaurator es absichtlich so groß und hoch gemacht, um der falschen, volkstümlichen Auffassung einen recht deutlichen Ausdruck zu geben?

(S. 264—270.) Webdigen. — Raeder, Kroll. 1894. — Wiedfeldt, Studien. — Grandé, Wäscheindustrie. — Berlin und seine Eisenbahnen. — Niebuhr, Gesch. der Kön. Bank. 1854. — Poschinger, Bankwesen und Bankpolitik in Preußen. Bb. 1 und 2. 1878. — Poschinger, Denkwürdigkeiten Manteuffels. 3 Be. 1901. — Bergengrün, D. Hanfemann. 1901. — Model, Die Berliner Effektenbanken. 1896.

Zu Kap. 8. (S. 271—291.) Zeitungsberichte. — Deutsche Turnzeitg. Leipzig. 1861. — Angerstein und Bär, Gedenkbuch für das zweite allem. deutsche Turnfest. 1861. — Über Cohens Attentat vergl. Bismarcks Erzählung bei Tiedemann. Aus 7 Jahrzehnten. Bb. 2. — Bericht des Militär=Inspektors der freiwilligen Kranken=

pflege. 1871. — Steinberg, Die Kriegsblazarette und Baracken von Berlin. 1872. (S. 8 dieses Werkes wird der Umfang des Tempelhofer Feldes irrtümlich auf eine halbe Quadratmeile angegeben, es umfaßt aber nur den siebenten Teil solchen Raumes, vier Quadratkilometer = 400 Hektar, das Aufmarschgelände außerdem 11 Hektar.) — Müller, Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes. 1897. — Neumann, Entwicklung des KriegsSanitätswesens in Preußen. 1901. — Bernstein, Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung. 2 Bde. 1907.

Zu Kap. 9. Abschnitt 1. (S. 292—315.) Verwaltungsberichte des Magistrats und des Polizei-Präsidiums. — Schwabe, Südwesftbahn und Zentralbahn, beleuchtet vom Standpunkt der Wohnungsfrage. 1873. — Berlin und seine Eisenbahnen. Bd. 1. — Brückenbauten der Stadt Berlin. 2 Bde. 1902. — Bergengrün, D. v. d. Heydt. 1908. — Zu S. 304 u. 305. Für Neupflasterung, Umpflasterung und Unterhaltung des Straßenpflasters sind 1908 in Berlin 3 971 000 Mark ausgegeben worden; die Kosten der Schneeabfuhr haben bei dem starken Schneefall der beiden letzten Jahre 1907: 151 000 Mark, 1908 sogar 931 000 Mark betragen.

Abchnitt 2. (S. 316—324.) Verwaltungsberichte des Magistrats. — Auffag von Ncht. („Ich weiß Bescheid in Berlin“. 1909.) Lina Morgenstern, Festschrift des Vereins der Berl. Volksküchen. 1891. — Dreiundzwanzigster Rechenschaftsbericht des Vereins gegen Verarmung für 1906 und 1907. — Mathilde Küstermann, Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins. 3. Aufl. 1904.

(S. 324—329.) Pütter, Bekämpfung der Tuberkulose. 1907. — Alexander und G. Meyer, Rettungswesen. 1906. — G. Meyer, Entwicklung des Rettungswesens in Deutschland. 1908. — F. Meyer, Tiergarten. 1892. — Wahnschaffe, Graebner und Dahl, Der Grunewald. 1907.

Abchnitt 3. (S. 329—334.) Verwaltungsberichte des Magistrats. — Kunze- scher Schulkalender 1908 und 1909.

Abchnitt 4. (S. 334—340.) Entwicklung des Handels und der Industrie in Berlin. 1870—1894. (Festschrift der Ältesten der Kaufmannschaft. 1895.) — Hecht, Entwicklung und Arten des Exportgeschäfts. (Gewerbl. Einzelvorträge der Handelshochschule Berlin. I, 4.) — Spangenthal, Berliner Börse. 1903. — Wiedfeldt, Studien. — Matzsch, Berliner Industrie einst und jetzt. 1906. — Wild und Wessel, 50 Jahre in der Lampen-Industrie. 1894. — Prof. W. Herzberg, Gütevorschriften für Papier. (Wochenschrift für den Papier- und Schreibwaren-Handel. 1906. Nr. 32.) — Bericht über die Ausstellung von 1879. (Handschriftlich, im Besitz des Herrn Kommerzienrat Fritz Kühnemann.) — Schwarzschilb, die Großstadt als Standort der Gewerbe. (Konrad, Jahrbücher. 1907.)

(S. 341—352.) Berichte über die Ausstellungen für Hygiene und für Unfallverhütung. — Oldenburg, Berliner Bierbockott. 1894. (Schmoller, Jahrb. 20.) — Berlin und seine Arbeit. Amtlicher Bericht über die Gewerbe-Ausstellung von 1896. — Jahresberichte der Handelskammer und der Ältesten. — Vereinigung der Elektrizitätswerke. Statistik für 1907 und 1908.

Abchnitt 5. (S. 352—358.) Verwaltungsberichte des Magistrats. — Luz, öffentliche Beleuchtung von Berlin. 1896. — Die städtischen Gaswerke. 1847—1897. — Fieberg, Wasserzufuhr und Entwässerung von Berlin. (Progr. Friedr. Werb. Oberrealschule. 1900.)

Abchnitt 6. (S. 358—366.) Verwaltungsberichte des Magistrats und des Polizei-Präsidiums. — Mylius, corp. const. March. V., Abt. 2. Kap. 10, Nr. 2. — Schwarz, Schlacht- und Viehhöfe. 1903. — Osthoff, Markthallen, Schlachthäuser und Viehmärkte. 1894.

Zu Kap. 10. (S. 367—374.) Zeitungsberichte. — Bismarcks Rede. (S. 368) nach: Seydel, Unsere Familie. 1906. S. 173. — Verwaltungsberichte des Magistrats — Müller-Bohn, Die Denkmale Berlins. 1897. — Kalkschmidt, Großstadtgedanken. München. 1906.

(S. 374—378.) Führer durch das kirchliche Berlin. 1905. — Buchner, Sekten und Sektierer in Berlin. 1904. — Jahresberichte der Vereinigung zur kirchlichen Fürsorge für die Fluß- und Kanalschiffer. — Wolf, Grabdenkmale in Berlin und Potsdam. 1905. — Aufsätze von Schur, Kapstein, Paetow, Dernburg. („Ich weiß Bescheid in Berlin“. 1909.)

(S. 378—385.) Verwaltungsberichte des Magistrats und des Polizei-Präsidiums, Berichte über die Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlung, namentlich vom 21. Februar und vom 24. Oktober 1895. — Zeitungsberichte.

(S. 385—391.) Löwenfeld, Das Charlottenburger Schillertheater — Kataloge der Kunstausstellungen von 1886 und 1906 sowie der Jahrhundert-Ausstellung von 1906. — Von Donop, Franz Krüger. U. D. B.

Alphabetisches Verzeichnis.

- Achard 101, 121.
 Achtek 91.
 Adlerfäule 3, 67.
 Agende (Liturgie) 215.
 Akademie der Künste 62, 70, 71, 109, 131, 132, 144, 154, 283, 288, 387, 389.
 Akademie der Wissenschaften 62, 71, fge., 81, 109, 115 fge., 144, 169, 219.
 Aktiengesellschaften 270, 335 fge.
 Akzise 50, 51, 90, 184.
 Albrecht Achilles (1470—1486) 25.
 Albrecht der Bär (1134—1170) 6, 7, 17, 308.
 Alchimie 75, 83.
 d'Almembert 115, 116, 129, 131.
 Alexander I. 149.
 Alexander-Platz 3, 4, 92, 149, 193, 364, 368.
 Alexanderstraße 149.
 Alexandrastiftung 199.
 Alexandrowka 168.
 Alexis, Willibald 24, 209.
 Allgemeines Landrecht 91.
 Angely 208.
 Anhalter Tor 293.
 Anna von Preußen 43, 44.
 Anzeigewesen 87, 262.
 Arbeitshaus 198, 258, 259.
 d'Argens 113 fge.
 Armenpflege 197 fge., 317 fge.
 Arndt, G. W. 162, 175.
 Arnim, Achim von 142, 207, 211.
 — Bettina von 211.
 Artillerie- und Ingenieurschule 145, 282.
 Asylverein für Obdachlose 319.
 Attentate auf Bismarck 274.
 — auf Friedrich Wilhelm IV. 222, 253.
 — auf Wilhelm I. 285, 286.
 Auerswald, Rudolf von 241, 243.
 Augsburg 6, 43, 359.
 August, G. F. 125, 172, 200.
 Auguste, Kaiserin 254, 290, 371.
 Auguste Viktoria, Kaiserin 290, 328, 375.
 Auguste Viktoria-Haus 323.
 Ausstellungen (f. a. Gewerbe-Ausstellungen und Kunstausstellungen) 350.
 Ausstellung der Bauindustrie 337.
 — für Hygiene und Rettungswesen 341.
 — für Unfallverhütung 342.
 — für Wagenbau 347.
 Ausstellungshalle 350.
 Ausstellungspalast 341, 342, 350, 387.
 Babelsberg 13, 203.
 Bach 130.
 Bäder 325, 326.
 Bahnhöfe 193, 231, 307, 312, 314.
 Bank, königliche 103, 268 fge.
 Bankwesen 103, 104, 270, 335.
 Barbarina 126.
 Barberinischer Palast 396.
 Barnim 5, 20, 27.
 Baffermann 246, 247.
 Baffewitz 153, 157, 202.
 Bauakademie 144, 372.
 Baumwolle 100, 186, 187, 223, 267.
 Bau-Obfervanzen 91.
 Bau-Ordnungen 299, 300, 365.
 Beer 212.
 Begas 298, 372, 387, 389.
 Behrensstraße 69.
 Bekleidungsindustrie 53, 187, 223, 345.
 Belagerungszustand 247, 249, 250, 251, 252.
 — kleiner 287, 288.
 Belle-Allianceplatz 91, 289.

- Bellevue 109, 136, 329.
 Bellevuepark 294, 329.
 Beobachter an der Spree 155, 158.
 Bergakademie 121, 332.
 Berlinen 53.
 Berliner Blau 75.
 Bernadotte 179, 180.
 Bernauer Thor 91, 167.
 Bethanien 259, 322.
 Beuth 190, 191, 370, 378.
 Bibliotheken 334.
 Bibliothek, königliche 57, 65, 73, 81, 334.
 Bierbrauerei 342 fge.
 Biefter 119, 136, 141.
 Bignon 155, 159.
 Bijouterie 191.
 Bismarck 112, 125, 274 fge., 283, 368, 381.
 Blinden-Institut 125, 330.
 Bloch, Seehandlungspräsident 269.
 Blücher 180, 182, 206, 378.
 Blumen, künstliche 225, 346.
 de Bodt 64, 67, 68, 109.
 Boeckh, August 169, 213, 378.
 Böhme, Martin 66, 67.
 Born, Stefan 242, 245.
 Börse 85, 96, 298.
 Borzig, August 188, 189, 225, 266, 349, 378.
 Botanischer Garten 51, 83, 105, 294, 379.
 Borghagen 195, 382.
 Bogen 177, 178.
 Brandenburg, Graf 243 fge., 250 fge.
 — Marck 30, 40, 43, 45 fge.
 — Provinz 2, 242, 315, 377, 382 fge.
 — Stadt 5, 21, 25, 33, 37, 43, 56, 243, 248.
 Brandenburger Thor 14, 90, 91, 106, 138, 151, 180, 195, 231, 291, 294.
 Brauntwein-Brennerei 186.
 Braun, Luise 251.
 Bremen 49, 185, 390.
 Breite Straße 26, 53, 56, 62, 79, 112, 230 fge.
 Breslau 43, 49, 173, 243.
 Brüderstraße 13, 64, 230.
 Brückenbauten 305, 306.
 Brunnen- und Gassenordnung 49, 259.
 Buchdruck 39, 103, 141, 348, 390.
 Buchholzer, Propst 34.
 Bülow, General von 178, 179, 206.
 Bürgergarde 151, 156, 195, 196.
 Bürgerwehr 86, 232 fge., 236 240, 244, 246, 247.
 Burgstraße 92, 145, 399.
 Burſchenschaften 183, 217.
 Büſching, A. F. 120.
 — Bürgermeister 159, 160, 166.
 Büſchingplatz 91, 120.
 Buttman 169, 378.
 Calandrelli 372.
 Camphausen 237, 240, 243, 269.
 Carion 31.
 Carstens,asmus 132.
 Chamisso 142, 209, 210.
 Charitee 83, 91, 198, 259, 320, 322.
 Charlottenburg 63, 70, 71, 84, 107, 108, 129, 152, 160, 237, 294, 236, 298, 305, 310, 377, 379 fge.
 Charlottenburger Chaussee 138, 152, 192, 328, 380.
 Charlottenburger Schloß (f. a. Liegenburg) 108, 129, 367.
 Charlottenstraße 62, 69, 111.
 Chausseebau 138, 192.
 Chemie 83, 101, 224.
 de Chiefe 53, 109.
 Chodowiecki 131, 132, 387.
 Cholera 201, 202, 321.
 Chorin 3, 7, 26.
 Christianiastraße 303, 365.
 Cockerill 188.
 Conseil administratif 156, 165.
 Cornelius 220.
 Crelinger 206, 378.
 Dahlem 340, 379, 414.
 Dahme 4, 9.
 Dampfmaschinen 188, 244, 349.
 Dandermann 70, 72.
 Danzig 43, 63, 356.
 Darmstädter Bank 270, 335.
 Denkmalskirche 33, 67, 375.
 Dennewitz 179, 180.
 Deutsche Bank 335.
 Deorient 206, 210, 398.
 Dieſterweg 201.
 Dippel 75.
 Diskonto-Gesellschaft 270.

- Döbbelin 127, 128, 135.
 Domchor 219, 386.
 Dominikaner in Kölln 11, 13, 33.
 — in Moabit 374.
 Dönhofsplatz 55, 92, 111, 250, 290, 326.
 Dorothea, Kurfürstin 56.
 Dorotheen-Hospital 198.
 Dorotheenstadt 4, 56, 57, 69, 77, 91.
 Dorotheenstraße 55, 56, 62, 145.
 Drake 206, 264, 328, 399.
 Dreiklassenwahlrecht 252, 255, 256.
 Dreißigjähriger Krieg 45 fge. 50, 98.
 Dresden 125, 387.
 Dresdener Bank 335.
 Droschken (98, 148), 193, 277, 308, 309.
 Droyfen J. G. 274.
- E**
 Eckenberg, 79, 127.
 Eduard VII. 368.
 Egells 188, 189.
 Ehrenberg 213.
 Einwohnerzahl 24, 42, 47, 69, 98, 101,
 105, 147, 161, 164, 185, 189, 202, 226,
 248, 256, 295, 296, 297, 329, 330, 350,
 383, 384.
 Eisenbahnen 192, 225, 228, 266, 310 fge.
 Eisengießerei, Kön. 102, 174, 188, 191,
 231, 296.
 Eisenindustrie 187 fge., 224, 225, 296.
 Elbe 2, 5.
 Elektrotechnik 207, 289, 310, 338, 345, 349.
 Elendsgilde 26.
 Elßasserstraße 91, 294, 302.
 Engel, F. F. 135.
 Engelbecken 243.
 Esfander 63 fge., 67, 87, 220.
 Ephraim 111, 306.
 Erasmus-Kapelle 64, 65.
 Erbhuldigung 217.
 Ermeler 112.
 Eulenburg, Graf Botho 382.
 Euler 116.
 Erzerierplatz (f. a. Königsplatz) 168, 182,
 212, 265, 274, 285, 294.
 Erzerierplatz vor dem Schönhauser Thor 229.
 Exportgeschäfte 335.
- F**
 Fabanerie 109, 221.
 Faßmann 81, 82, 359.
- Federn, künstliche 225, 346.
 — zum Schreiben 267.
 Feilner 190.
 Feinmechanik 348, 349.
 Ferienkolonien 324.
 Festungsgraben 9, 53, 55, 109, 306.
 Feuerlozietäten 95.
 Feuerwehr 260 fge., 288, 369.
 Fiaker (f. Droschken) 98, 148.
 Figaro 386.
 Fichte 118, 119, 143, 162, 163, 169, 177.
 Finowkanal 43, 103.
 Fischerbrücke 307.
 Floraplatz 108, 329.
 Fleck, Schauspieler 128, 378.
 Fleischer-Ordnung 359.
 Fontane 112, 329.
 Fortbildungsunterricht 258, 331.
 Fouqué 142, 175, 207.
 Frankfurt a. M. 43, 244, 246, 335.
 — a. D. 7, 21, 23, 37, 40, 43, 45.
 Frankfurter Thor 91, 108, 173.
 Franz Josef 284, 368.
 Franziskaner 10, 11.
 Franziskanerkloster 15, 40, 41.
 Französische Straße 111, 301.
 Frauen-Vereine 174, 279 fge., 290, 332.
 Freimütige, der 154.
 Fremdenbesuch 384, 385.
 Friedenssäule 3, 370.
 Friedenstraße 91, 294.
 Friedhöfe 377 fge.
 Friedrich I. Kurf. (1415—1440) 20, 21,
 182.
 Friedrich II. Kurf. (1440—1470) 21, 22,
 25, 27, 30, 64.
 Friedrich III, Kön. Friedrich I. (1688 bis
 1713) 50, 60, 62 fge., 197, 292, 375.
 Friedrich der Große (1740—1786) 59, 86,
 99 fge., 134, 149, 153, 274, 292, 326,
 375.
 Friedrich III. König u. Kaiser (1888, 9.3
 bis 15.6.) 60, 271, 276, 286, 305, 336,
 367, 375.
 Friedrich Heinrich von Oranien 53.
 Friedrichsbrücke 52, 54, 362.
 — neue 92.
 Friedrichsdenkmal 206, 263, 264, 278, 289.
 Friedrichsfelde 106, 107.

- Friedrichsgracht 4, 28, 55.
 Friedrichshain 239, 302, 321, 326, 371.
 Friedrichs-Hospital 197, 259.
 Friedrichstadt 4, 57, 69, 77, 87 fge., 91, 93, 100, 292, 301.
 Friedrichstift 161, 197, 379.
 Friedrichstraße 3, 69, 235, 273.
 — Neue 9, 15, 92, 292, 380.
 Friedrichs-Waffenhaus 197, 259.
 Friedrichswerder 36, 57, 69, 77, 93.
 Friedrichswerdersche Oberrealschule 55, 93, 200.
 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst (1640—1688) 14, 46, 48 fge., 63, 65, 93, 97, 109, 114, 259, 303, 359.
 Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) 59, 66 fge., 79 fge., 99, 113, 293, 375.
 Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) 134 fge., 375.
 Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) 59, 141 fge., 219, 263, 336, 375.
 — Denkmal im Tiergarten 263, 264, 290, 370, 399.
 — Denkmal im Lustgarten 273, 283, 384.
 Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861) 64, 206, 216 fge., 259 fge., 370, 375.
 Friedrich Wilhelmshanal 49.
 Friedrich Wilhelmstadt 4, 292.
 Friesen 125, 171.
 Frühelverein 332.
 Fürstenwalde 3, 8, 37.

 Galanteriewaren 293, 347.
 Gasanstalt, englische 196, 352.
 Gasanstalten, städtische 353.
 Gedichte 119, 122, 124.
 Gegenparlament 244.
 Geldstränke 339.
 Gemeindeordnung von 1850, 255 fge.
 Gemeindefchulen 330.
 Gendarmenmarkt 92, 110, 111, 235, 362, 363.
 Gens d'armes 62, 92, 147, 152.
 Genß 147, 214.
 Georg Wilhelm (1619—1640) 44 fge.
 Georgenstraße (Königsstraße) 10, 77, 78.
 Georgentor 10, 16, 54, 77, 78.
 Georgs-Hospital 10, 16.
 Gerberei 186, 308.
 Gerhardt, Paul 61.
 Gerichtslaupe 12.
 Gerichtsordnung 19, 22, 26, 166, 380.
 Gerlach, Leop. von, Adjutant 214, 237, 254.
 — Oberbürgermeister 165, 166.
 Gertraudten-Vollwerk 55, 92.
 — Hospital 26, 55, 198, 302.
 Gertraudtenstraße 10, 307.
 Gertraudentor 10, 26, 55.
 Gesangbuchstret 114, 216.
 Geschäftshäuser (Warenhäuser) 252, 296, 365, 373, 374.
 Gesundbrunnen 195, 303, 365.
 Gewerbeausstellung 1822, 191.
 — 1827, 192.
 — 1840, 218.
 — 1844, 222 fge.
 — 1849, 252.
 — 1879, 310, 337 fge.
 — 1896, 343 fge.
 Gewerbe-Institut 190, 191, 223.
 Gewerbefreiheit 184, 185, 226, 249, 359.
 Gewerbe 11, 21, 29, 37, 51, 71, 95, 96, 217, 249.
 Gießhaus 28, 63, 139, 223.
 Gilden 11, 37, 51, 96.
 Gitchinerstraße 91, 294, 322.
 Glasbrenner 208, 209.
 Gleditsch 116, 121.
 Gleim 117, 130.
 Gneifenau 206.
 Gneisenaufstraße 303.
 Gneisingsale 3.
 Gontard 110, 111.
 Goerde 137.
 Goßner 215.
 Goethe 112, 118, 128, 140, 144, 146, 156, 181, 200, 206, 328, 370.
 Goglowski 100, 101, 102, 107.
 Graben zum Stein 82.
 Graefe 370.
 Graun, Joh. Gottlob 129.
 — Karl Heinrich 125, 126, 129.
 Grimm, Jakob und Wilhelm 219.
 Großberlin 351, 377, 383 fge.
 Grotte 40, 52, 85, 96.
 Bruner 170, 172.
 Brunenwald 296, 297, 312, 329, 345.

- Grunewald, Schloß 35, 393.
 Grüner Hut 64, 65.
 Grünstraße, neue 134, 292, 302, 374.
 Gubitz 103, 154, 210.
 Gundling 81, 82.
 Gustav Adolf 44, 45.
 Gütergolg 27, 358.
 Gymnasien 57, 124, 199, 258, 330.
 Gymnasium z. gt. Kloster 40 fge., 46, 174.
 — Französisches 395.
 — Köllnisches 41 fge., 89, 200.
 — Joachimstalsches 43, 57.
 Hackescher Hof 373.
 Hackescher Markt 92, 373.
 Halensee 296, 297.
 Halle 6, 73, 166, 168, 168.
 Halleisches Thor 91, 106, 166, 173, 273, 294.
 Hamburg 9, 43, 49, 63, 103, 185.
 Hamburger Thor 91, 293.
 Handelsgesellschaft, Berliner 270.
 Handelshochschule 16, 332.
 Handlungsschule 124.
 Handwerkerverein 226, 234, 250, 332.
 Hannover 73, 196.
 Hansabund 19.
 Hansaviertel 297.
 Hansemann 237, 243, 269, 270.
 Hardenberg 173, 371.
 Hasenheide 171, 182, 183, 195, 273, 294, 380.
 Haszfeld 150, 153.
 Hausvogtei 183, 201.
 Hausvogteiplatz 93, 301.
 Havel 2, 4, 6 fge. 39, 56.
 Havelland 6, 20.
 Hecker 120, 123, 199.
 Hegel 202, 213, 378.
 Heiligen Geist-Hospital 15, 198.
 — — Kapelle 3, 15.
 Heiligensee 27, 356.
 Heilsarmee 377.
 Heimatshaus 332.
 Heim- und Erholungsstätten 324, 358.
 Heinersdorf 195.
 Heinrich das Kind (1319—1320) 17.
 Herkulesbrücke 92, 138, 306.
 Hermann (von Langele) 10.
 Hermbstaedt 136, 225.
 Herrfurth 382.
 Herz, Marcus 121, 143.
 — Henriette 143, 378.
 Heßgarten 77, 84.
 Hindelbey 254, 281 fge., 271.
 Hippodrom 328.
 Historische Tabelle 95.
 Hitzig, Baumeister 298.
 — Kriminalrat 209.
 Hobrecht, Ingenieur 356.
 — Oberbürgermeister 381, 382.
 Hochschulen 144, 168, 322.
 Hoch- und Untergrundbahn 310, 315.
 Hoffmann, G. L. M. 170, 209, 210, 398.
 Höhenfriedberg 92, 161.
 Holtei 208.
 Holzgarten 36.
 Hoppe 188.
 Hofmann 209.
 Hospitäler 10, 15, 16, 26, 55, 197 fge. 318, 319.
 Hoffauer 188.
 Hufeland 143, 169, 378.
 Hulin 151, 153, 159.
 Hilfsverein, Berliner 279 fge.
 Humboldt, Alexander von 119, 212, 213, 370.
 — Wilhelm von 119, 160, 163, 168, 169, 203, 370.
 Humboldthafen 293.
 Humboldthain 326.
 Hummel 187, 188.
 Hundebücke 36, 56.
 Hundesteuer 196, 197.
 Jffland 135, 145, fge., 156 fge., 177.
 Innungen (s. a. Gewerke) 51, 71, 95, 96.
 Inselfpeicher 55, 362.
 Intelligenzblätter 87.
 Interdikt 17, 18.
 Invalidenhaus 111, 114, 236, 288.
 Invalidensäule 370.
 Irrenanstalten 323.
 Jablonski 73, 75.
 Jägerbrücke 92, 93.
 Jägerhof 36.
 Jahn 125, 171, 172, 272, 370.
 Jacobi, Kunstgießer 63.

- Jakobstraße, alte 54, 134, 244, 292, 302.
 — neue 54, 55, 134, 292.
 Karde 214.
 Jerusalems-Hospital 198.
 Jerusalemerstraße 54, 92.
 Joachim I. (1499—1535) 12, 26, 30 fge.,
 36, 114.
 Joachim II. (1535—1571) 14, 27, 28, 35
 fge., 43, 64, 69.
 Joachim Friedrich (1598—1608) 43.
 Joachimstalsches Gymnasium 43, 57, 122.
 Johann I. (1220—1266) 5, 7, 10, 14, 17.
 Johann Cicero (1486—1499) 25, 30, 33.
 Johann Georg (1571—1598) 37 fge., 114.
 Johann Sigismund (1608—1619) 43, 60.
 Johanniter 7, 10.
 Josefine, Kaiserin 100, 159.
 Juden 11, 30, 39, 114.
 Judenhof 11.
 Judenzoll 19.
 Jüdenstraße 295.
 Jungfernbrücke 56.
 Jungfernhöhe 263, 327.
 Jung-Wilhelmsdenkmal 167, 329.
 Junterparlament 242.
 Jury 139.
- K**adettenhaus 84.
 Kaiserdeputation 250.
 Kaiserstraße 149.
 Kaiser Wilhelmsakademie 137.
 Kaiser Wilhelmsbrücke 65, 301.
 Kaiser Wilhelmstraße 301.
 Kalandsgasse 26.
 Kalender 73 fge., 132.
 Kaldbrennerei 102, 186.
 Kamarilla 237, 243.
 Kammergericht 26, 44, 88.
 Kanalisation 280, 356 fge.
 Kantonsfreiheit 85.
 Karamjin 107, 133.
 Karl IV. (Markgr. v. Brandenb. 1373 bis
 1378) 19, 20, 25.
 Karlstraße 235, 337.
 Karsthin 117.
 Kartoffelaufruhr 228.
 Kasernen 86, 372.
- Kattunbrudereien (f. a. Baumwolle) 186
 fge., 223, 267.
 Kaufmannschaft, Korpor. der 96, 192.
 Kaulbach, W. 220.
 Keith 131, 398.
 Kinderasyl 318, 372.
 Kinkel 245.
 Kirch 75.
 Kirchen 13, 33, 68, 89, 110, 111, 203, 306,
 374 fge.
 — Bethlehems- 89, 215, 375.
 — Dankes- 289, 375.
 — Dominikaner- (Dom) 13, 33, 44.
 — Dom, neuer 36, 111, 215, 375.
 — Dorotheenstädtische 53, 68, 77, 375.
 — Dreifaltigkeits- 89, 162, 375.
 — Französische 59, 110, 375.
 — Garnison-, alte 89, 92, 168, 215, 375.
 — Hedwigs- 112, 301, 374.
 — Jerusalems- 26, 89, 374.
 — Johannis- 203, 375.
 — Kloster- 15, 19, 375.
 — Marien- 3, 12, 14, 18, 36, 374.
 — Matthäi- 346, 374.
 — Nikolai- 3, 12, 14, 18, 34, 41, 289,
 374.
 — Parochial- 69, 375.
 — Petri- 13, 18, 33, 41, 89, 156, 201,
 374.
 — Schiffer- 377.
 — Sophien- 69, 80, 375.
 — Werdersche 36, 203, 375.
 Kirchenordnung von 1540, 34.
 Kladderadatsch 238, 251, 275.
 Kleist, Ernst von 117, 130.
 — Heinrich von 166, 170, 176.
 Klee 43, 48, 49.
 Klöden 125, 200.
 Klosterstraße 11, 15, 22, 44, 77, 79, 148,
 174.
 Knauft 41.
 Knobelsdorff 108 fge., 138, 387.
 Knoblauch 298.
 Koch, Schaufpiel-Unternehmer 127, 128.
 Kohnhase 30.
 Kolbe von Wartenberg 68.
 Kollegium medico-chirurgicum 82, 137.
 Köllnischer Fischmarkt 4, 12, 362.
 Köllnischer Park 55, 372.

- Köllnisches Rathaus 11, 12, 90, 231.
 Kolonnaden 52, 64, 110, 306, 307.
 Kommanditgesellschaften 270, 335.
 Kommunikationen 91.
 Kommunikationsgraben 52, 54.
 Komödienhaus, französisches 127.
 Konfektion s. Bekleidungsindustrie.
 Konfektionsblüten 346.
 Kongreß, Berliner 287.
 Königgräzerstraße 91, 294, 301.
 Königsberg i. Pr. 44, 46, 49, 167, 216.
 Königsbrücke 92.
 Königsgraben 9, 78, 301, 313.
 Königsmauer 301.
 Königsplatz 168, 182, 212, 265, 274, 298,
 303, 304, 328.
 Königstädtisches Theater 208, 264, 266.
 Königstraße 10, 12, 78, 231, 303.
 — Neue 167.
 Königstor 10, 78, 91, 167, 176, 293, 295.
 Konfistorialordnung von 1573, 376.
 Konfistorium 88, 377.
 Kontinental Sperre 153, 185.
 Köpenick 6, 9, 20, 55, 106.
 Köpenicker Feld 292, 293, 302.
 — Landstraße 55, 90, 292.
 — Straße 239, 244, 292, 305.
 — Tor 10, 45, 54 (zweite Zeile von unten,
 wo irrtümlich Stralauer Tor steht),
 55, 65.
 Korbwaren 225.
 Kotbuser Tor 91, 106, 295.
 Kogebue 142, 145, 146.
 Krankenhäuser 83, 259, 321 fge.
 Krausnick 217, 257.
 Kreck 258.
 Kremmer Damm 15, 20.
 Kremser 193.
 Kreuzberg 294, 327.
 Kreuzbergdenkmal 103, 203, 288, 327, 370.
 Kreuzzeitung 238, 241, 269.
 Kriegsakademie 145, 332.
 Kroll 264 fge., 368.
 Kronprinzenbrücke 91.
 Krönungsseinzug 77.
 Kunstausstellungen 131, 132, 337 fge.
 Kunstguß 36, 139, 223, 224.
 Kunsthandwerk 36, 67, 71, 336, 337, 347.
 Kunstschulen 332.
 Kunst 199.
 Kupfergraben 4, 28, 40, 54, 372.
 Kurfürstendam 297, 328.
 Kurfürstendenkmal 9, 62, 63, 107.
 Kurfürstenstraße 297, 378.
 Lagerhaus 11, 97.
 Lampenindustrie 224, 293, 338.
 Landrecht 91.
 Landsberger Tor 4, 90, 91, 173, 293.
 Landwehrgraben 239, 293.
 Landwirtschaftliche Hochschule 169, 332.
 Lange (Davidsohn) 154.
 Lange Brücke 10, 12, 22, 63, 64, 231.
 Langenbeckhaus 325.
 Langhans 14, 110, 221, 387.
 Lazarette 201, 280 fge. (s. a. Krankenhäuser).
 Lebensdauer 323.
 Lederwaren 186, 187, 348.
 Lehnin 7, 25.
 Leibniz 71 fge.
 Leihhäuser 234, 269.
 Leipzig 4, 23, 43, 49, 55.
 Leipziger Platz 91, 374.
 Leipziger Schlacht 169, 180.
 Leipziger Straße 4, 55, 56, 102, 113, 301,
 374.
 — Alte 56, 93.
 Leipziger Tor 55, 56, 93.
 Lenné 263, 327, 328.
 Lennéstraße 195, 327.
 Lessing, G. C. 116 fge., 130, 135, 329.
 — Frau Münzdirektor 81.
 Lette-Berein 332.
 Lichte 224.
 Lichtenberg 20, 106, 195, 355, 360, 380.
 Lichtenstein 169, 221.
 Liedertafel, Zelter'sche 167.
 Liegenburg 63, 64, 70, 79.
 Lindenstraße 55, 58, 106, 292, 293.
 Linden, Unter den 56, 62, 149, 152, 181,
 230, 235, 286, 301.
 Lohndiener 253, 254.
 London 188, 336, 356.
 Loriging 136, 264.
 Lothringerstraße 91, 294, 302.
 Luckau 179.
 Ludwig XIV. 60, 63.

- Ludwig der Ältere (1324—1351) 17, 18.
 — der Bayer 17, 19.
 — der Römer (1351—1365) 19.
 Luise Henriette von Oranien 51.
 — Königin 141, 146 fge.; 153, 157 fge.,
 168, 328, 370.
 Luifeninsel 167, 290.
 Luifenstadt 4, 243, 292.
 Luifenstift 161, 197, 379, 414.
 Lustgarten 22, 40, 52, 66, 84, 111, 181,
 221, 273, 276, 289, 304.
 Lusthaus 40, 52, 85.
 Luther 33, 34, 147, 371.
 Lutter und Wegener 111, 196, 210.
 Lymar 40, 65.
- M**agistrat (f. a. Rat) 93, 94, 164, 166,
 250, 252, 255, 257 fge., 293, 316 fge.,
 321, 355, 363, 366.
 Magdeburg 9, 20, 48.
 Mahl- und Schlachtsteuer 184, 294.
 Mantuffel 252, 254, 255, 272, 277.
 Marbot 100, 152.
 Marggraf, Chemiker 83, 101, 116.
 Marianne, Prinzessin 174.
 Maria Eleonore, Königin von Schweden 44.
 Maria Theresia, Kaiserin 105, 113.
 Marktgrafenstraße 88, 106.
 Markthallen 313, 362 fge.
 Marktall 53, 55, 62, 79, 373.
 Maschinenbau 248, 338, 350.
 Maschinenbauanstalt der Seehandlung
 206, 269.
 Mauerstraße 57.
 Maulbeerbäume 50, 99, 100.
 Maupertuis 115, 116.
 Mausoleum 168, 205, 278, 291.
 Meissen 75, 101, 102.
 Melanchthon 31, 33.
 Memhardt 28, 52, 53.
 Mendelssohn, Felix 211, 219, 378.
 — Moses 117 fge.
 Menzel 278, 389.
 Messel 374.
 Metternich 175, 214.
 Mettrie La, 115.
 Meyerbeer 212.
 Meyerheim 288, 388, 389.
 Mieroslowski 235.
- Militärwaisenhaus 87.
 Militär-Technische Akademie 145, 332.
 Militär-Veterinär Akademie 332.
 Millionenbrücke 303.
 Mittheilich 213 371.
 Moabit 58, 195, 239, 266, 273, 293, 294,
 297, 321, 338.
 Möbelindustrie 187, 225, 336, 338, 347.
 Molkenmarkt 12, 23, 92, 277.
 Wolke 283, 289, 368.
 Monbijou 68, 234.
 Morgenstern 82, 84.
 Moritz von Anhalt 105.
 Motard 224.
 Mozart 129, 136, 207.
 Mühlendamm 9, 27, 28, 52, 96, 111, 307.
 Mühlentof 26, 27.
 Müller, Joh., Geschichtsforscher 143, 144.
 — — Physiologe 213.
 München 356, 390.
 Museen 333.
 Museum, Altes 52, 203, 333.
 — Hohenzollerns 59, 71, 206, 333.
 — Kaiser Friedrichs 221, 333.
 — Kunstgewerbe 332, 336, 372, 373.
 — Märkisches 13, 36, 38, 65, 327, 372.
 — Neues 52, 221, 333.
 — für Naturkunde 213, 333.
 Museumsinsel 22, 221.
 Musikinstrumente 339.
- N**apoleon I. 112, 149, 151 fge., 166, 167,
 172, 173, 178 fge.
 Narrenkasten 37, 38.
 Nationalgalerie 54, 221, 333.
 Nationaltheater 135, 157.
 Nationalversammlung, Berliner 239 fge.,
 244, 246, 247.
 — Frankfurter 239, 244, 246.
 Nering 63 fge., 109.
 Neuer Markt 12, 26, 301.
 Neues Palais 110, 139, 387.
 Neues Tor 235, 292.
 Neue Wache 203, 204, 220.
 Neu-Kölln 54, 292, 293.
 Neustadt 55, 56 (f. Dorotheenstadt).
 Ney 178, 179.
 Niebuhr (B. G. N.) 169, 177.

- Nicolai 117 fge., 128, 133, 134, 136, 140,
 141, 160.
 Niederlage 8, 22, 49, 85.
 Nikolaus von Bernau 17, 18.
 Nikolaus I. 199, 221, 389.
 Nobiling, Stadtrat 232.
 Nuthe 7, 9.

O

 Obdach, städtisches und nächtlisches 318.
 Oberbaum 54, 90.
 Oberbaumsbrücke 91, 307, 310, 371.
 Ochsenkopf 198.
 Ober 2, 4, 5, 7.
 Oder-Spreekanal 49, 307.
 Oderberg 8, 9.
 Oderbergerstraße u. Oderberger Thor 10.
 Ofenfabrikation 190, 338, 347.
 Omnibus 193, 309, 315.
 Opernhaus 106, 109, 148, 157, 221.
 Orange u. Orangeis 57, 60.
 Orangenbrücke 52.
 Oranienburg 78, 79.
 Oranienburger Thor 90, 91, 201, 231, 239,
 264, 293.
 Otto III. (1226 1267) 5, 7, 10, 15, 17.
 Otto der Faule (1251—1273) 19.
 Oudinot 173, 179.
 Orenftierna 45.

P

 Packerhof 85, 326.
 Palais, Kronprinzigliches u. Friedrich Wil-
 helms III. 59, 158.
 — des Prinzen Heinrich 110, 165, 169.
 — Kaiser Wilhelms I. 234, 278, 285, 289.
 Palisadenstraße 91, 321.
 Panke 137, 308.
 Pankow 20, 195, 353, 379.
 Papierindustrie 187, 189, 339, 340.
 Papierprüfungsamt 340.
 Pappel, einsame 229.
 Paradeplatz 92, 149.
 Paris 63, 92, 229, 231, 241, 336, 356.
 Pariser Platz 91, 276, 288.
 Patin 49, 50.
 Pelzwaren 346.
 Pepinière 137.
 Pešne 71, 108, 132, 387.
 Pest 14, 31, 46, 50, 83.
 Peter der Große 70.
 Petersburg 67, 70, 116.
 Petroleum 334, 338, 339.
 Pfaueninsel 75, 221, 234.
 Pfuel 175, 176, 183, 243, 245, 273.
 Pfuelsche Schwimmanstalt 183, 305, 325.
 Photographie 348.
 Plamannsche Anstalt 125.
 Plänterwald 327.
 Plauenscher Kanal 103.
 Plüßensee 296, 307, 353, 382, 383.
 Plünderhofen 38.
 Pockenepidemie 281, 321.
 Polen 231, 234, 235.
 Polizei-Präsidium 167, 195, 380 fge.
 Pommern 6, 7, 8, 20, 45, 48.
 Pommernbrücke, große u. kleine 52.
 Pommernhaus 40, 52, 84.
 Porstisches Gefangbuch 77, 114, 216.
 Porte-Chaisen 58.
 Porzellan-Manufaktur 101, 102, 188, 191,
 298.
 Posen 243, 265.
 Post 49, 65, 148, 192.
 — alte 68.
 Postmuseum 58, 333.
 Potsdam 7, 9, 55, 71, 82, 85, 87, 88,
 114, 171, 173, 237, 242.
 Potsdamer Chaussee 138, 236.
 — Platz 288, 368.
 — Stadtschloß 85, 109.
 — Thor 90, 91, 106, 173, 177, 246.
 Prenglauer Thor 4, 91, 293, 297.
 Prenglauer Allee 355, 380.
 Preußen, Herzogtum 33, 43, 44, 48.
 von Brittnitz 232, 233.
 Privatschulen 124, 125, 331.
 Pufendorf 61, 62, 73.

Q

 Quadriga 138, 181, 223, 370.
 Quantz 129.
 Quarré 91.

R

 Raczyński 265.
 Radowiz 214.
 Rahel 143, 378.
 Ramler 117, 135.
 Ranke 214.
 Rat 11, 28, 358 (f. Magistrat).

- Rathhäuser 11, 12, 13, 29, 57, 90, 287,
 294, 295.
 Rathhäusliches Reglement 94.
 Ratsverfegung 11, 29, 36, 37.
 Rauch 205, 206, 378.
 Raumer, Fr. von 151, 207, 258.
 Raupach 206, 207.
 Realschulen 120, 123, 124, 199, 200, 330.
 Realschulbuchhandlung 120, 123, 161.
 Refugiés 57 fge., 191.
 Rehberge 239.
 Reimer 161.
 Reichsbank 36, 268.
 Reichskanzlerhaus 88, 287.
 Reichstagshaus 265, 298, 372.
 Reiffstab 172, 205.
 Rettungswesen 324, 325.
 Riefelfelder 324, 356 fge.
 Ringbahn 280, 312, 315, 360, 369.
 Ritterakademie Friedrichs I. 79, 84, 97.
 — Friedrichs d. Gr. 121, 145.
 Rirdorf 3, 89, 195, 294, 296, 379 fge.
 Röcher 79.
 Roland 12, 23, 24, 328, 371, 393.
 Rondell 91, 198.
 Rosenstraße 303, 373.
 Rosentalertor 4, 91, 293.
 Roßschlächtereie 362.
 Roßstraße 10, 54, 139, 373.
 — neue 134, 292.
 Rotes Kreuz 270, 290, 324, 341.
 Rückert 219, 292.
 Rüdiger 80, 81.
 Rummelsburg 195, 259, 263, 353.
 Russische Handelskompagnie 97.
 Saarmund 9, 19.
 Sachen 6, 8, 34, 384.
 Salzburger 89.
 Salzquellen 3.
 Sanitätswachen 324.
 Saphir 208, 209.
 Säuglingspflege 323.
 Shadow 138, 139, 205, 220, 223, 306,
 378, 387, 398.
 Schafgraben 239.
 Scharnhorst 145, 206, 378.
 Schaufpielhaus 203, 243, 245.
 Schelling 118, 219.
 Scheunenviertel 301.
 Schiffbau 186.
 Schiffbauerdamm 70.
 Schiffahrtskanal 239, 243, 305, 372, 380.
 — Spandauer 239, 305, 324, 380.
 Schiffsverkehr 8, 28, 49, 192, 307, 314,
 315.
 Schiller 118, 128, 135, 146 fge., 272, 370.
 Schillertheater 388.
 Schillingsbrücke 243, 305.
 Schindlerisches Waisenhaus 55, 197.
 Schinzel 112, 148, 190, 202 fge., 205, 220,
 265, 339, 377, 378.
 Schintelplog 4, 49.
 Schlachthäuser 359.
 Schlegel 119, 142.
 Schleiermacher 143, 162, 169, 177, 214,
 215, 274.
 Schlesien 7, 108, 171, 173, 383.
 Schlesisches Thor 90, 105, 292.
 Schleswig-Holstein 293, 242, 274.
 Schleusenbrücke 64.
 Schleusengraben 28.
 Schmiedeeisen 339.
 Schloß 22, 35, 45, 53, 56, 64 fge., 87,
 230, 237, 369, 373.
 Schloßapotheke 65.
 Schloßbrücke 36, 203 fge.
 Schloßfreiheit 231, 369.
 Schloßplog 4, 13, 106, 231, 235.
 Schlüter 14, 28, 62 fge., 108, 144.
 Schöneberg 27, 195, 209, 236, 293, 294,
 353, 374 fge., 379 fge.
 Schönhäuser 107, 353.
 Schönhäuser Graben 91.
 — Thor 4, 91, 176, 293, 297, 354.
 Schönemann 127.
 Schuch 127, 128.
 Schülenburg 150.
 Schulgartenstraße 123, 195.
 Schußmannschaft 241, 262 fge.
 Schützengilde 37, 196, 233.
 Schwarzenberg 45, 46.
 Schwerin 131, 398.
 Schweizeraal 66, 237, 239.
 Seban 278.
 Seehandlung 104, 268 fge.
 Seestraße 303, 322.
 Seidenindustrie 58, 99, 100, 187, 223.

- Seydlitz 105, 106, 131, 398.
 Sezession 389.
 Siebenjähriger Krieg 101, 105, 108, 130.
 Siegesallee 328.
 Siegessäule 285.
 Siemens 267, 310.
 Sigismund (1378—1415) 19, 20.
 Simeon 5, 8.
 Singakademie 130, 167, 240, 258, 386.
 Skalißerstraße 91, 294.
 Smids 49, 53, 56.
 Sonntag, Henriette 208.
 Sophie Charlotte, Königin 63, 67 fge.,
 71 fge., 76 fge.
 Sophie Dorothea, Königin 68.
 Sophie von Hannover 72.
 Sophienstadt 87, 292.
 Sozialistengesetz 285 fge.
 Spandau 5, 33, 34, 105, 177, 234, 239.
 Spandauer Berg (Bock) 177, 309, 310.
 Spandauer Straße 10, 12, 13, 15, 54, 295.
 Spandauer Tor 10, 54, 93.
 Spandauer Vorstadt 87, 292.
 Spener 76.
 Spener'sche Zeitung 113, 119, 153, 157,
 193.
 Spielhagen 311.
 Spielplätze 326.
 Spindlershof 375.
 Spinnerei 186, 223.
 Spinnhaus 95, 198.
 Spittelbrücke 92, 93.
 Spittelmarkt 4, 26, 54, 55, 92, 93, 302,
 310, 362, 372.
 Spontini 207.
 Staatschuldengesetz 184, 228.
 Staatszeitung 193.
 Stadtbahn 4, 9, 100, 364.
 Stadtgericht 19, 22, 26, 166.
 Stadtmauer 9, 22, 90, 293, 294, 300, 301
 Stadtfiegel 23.
 Stadtsynode 376, 378.
 Stadtverordnete 165, 166, 227, 228, 246
 fge., 255, 256, 293, 317, 322, 359.
 Stadtvogtei 263.
 Städteordnung 164, 201, 255, 257, 306,
 317.
 Stahnsdorf 309.
 Statistif 95, 169, 323, 350, 351.
 Stechbahn 35, 64, 76, 77, 230.
 Stein 163, 164, 370.
 Sterblichkeitsziffer 323.
 Stern, Großer 69, 108, 329.
 Sternwarten 73 fge., 212, 333, 348.
 Stralau 195, 307, 353, 380.
 Stralauer Tor 10, 54, 55, 90, 354.
 Staßburg i. G. 43, 89.
 Straßenbahnen 309, 310, 315.
 Straßenbeleuchtung 50, 148, 167, 196,
 352 fge.
 Straßenpflasterung 48, 304, 305.
 Straßenreinigung 49, 148, 259, 261, 304.
 Stüler 220, 378.
 Sueur de 130, 138.
 Suppenanstalten 161, 262.
 Süßmilch 116, 120.
 Synagoge 165.
 Tabak 58, 102, 187, 189, 202, 238, 267.
 Tabaksgesellschaft 78.
 Tabakskollegium 80 fge.
 Tassaert 131, 138, 387, 398.
 Taubstummen-Institut 125, 330.
 Tegel 140, 312.
 Teltow 5, 20, 27, 34, 35.
 Tempelhof 7, 10, 20, 27, 293, 294, 380.
 Tempelhofer Berg 106, 355.
 Tempelhofer Feld 280, 321, 356.
 Teppichwirkeri 58.
 Terwesten 70, 71, 132.
 Tettenborn 175, 176.
 Teigel 32.
 Textilgewerbe 99, 101
 (s. a. Baumwolle, Seide, Tuchweberei).
 Thier 169, 370.
 Theiß 35, 36.
 Thomastag 11, 18, 38.
 Thurneisser 39, 40.
 Tief 128, 142, 218, (378).
 Tierarzneischule 137, 332.
 Tiergarten 35, 36, 69, 108, 167, 195, 215,
 219, 290, 294, 327 fge., 380.
 — kleiner 294, 297, 327.
 Tierhegen 77.
 Tilfiter Frieden 59, 159, 168.
 Toland 50, 76.
 Tomwaren 347.
 Töpferei 187, 190 (s. a. Ofenfabrikation).

Lormagen 193.
 Totentanz 14.
 Dreptow 345, 353, 379.
 Dreptower Park 307, 327, 344.
 Trifot de Berlin 100.
 Tritheim 30.
 Tuchweberei 51, 97, 186, 223.
 Tugendbund 170.
 Turner 171, 172, 182, 183, 288.

U
 Umberto 368.
 Unfallstationen 324, 325.
 Unger 103, 141.
 — Friderike Helene 125, 155.
 Universität 110, 165, 168, 212 fge., 332.
 Urania 333.
 Urania-Theatergesellschaft 136.
 Urban 322, 378.
 Unterbaum 54, 90, 195.
 Unzelmann 128, 378.

V
 Varnhagen von Ense 142, 143.
 Vereinigter Landtag 227 fge.
 Verordnete 29, 93, 94 f. (Stadtverordnete).
 Versailles 131, 282.
 Versuch- und Lehrbrauerei 342.
 Verwaltungsberichte des Magistrats 227, 257.
 Verierbecher 38.
 Viehhof 294, 360 fge.
 Biergewerke 22, 29.
 Viktoria (Kronprinzessin, Kaiserin Friedrich) 271, 336.
 Viktoriahauß 321.
 Viktoriapark 327.
 Viktoriastraße 271, 298, 371.
 Viktor Emanuel 284, 368.
 Vincke L. v. 194.
 Virchow 245, 258, 282, 322, 356.
 Visitationordnung von 1573, 376.
 Volksbibliotheken 258, 334.
 Volksküchen 319.
 Voltaire 112 fge.
 Votorte 295 fge., 378 fge.
 Vossische Zeitung 81, 117, 119, 121, 153, 157, 159, 193.

W
 Wachstuch 225.
 Wagenbau 53, 225, 347.
 Wagener, G. 241, 269.

Waifenbrücke 54, 197, 359, 372.
 Waifenpflege 197, 318, 319.
 Waldeck 251, 371.
 Waldemar (1308—1319) 11, 17, 19, 308.
 — falscher 18.
 Wallenstein 45.
 Wallstraße 54, 55, 374.
 Wäscheindustrie 233, 267.
 Wasserleitung 40, 261 fge., 354 fge.
 Wedding 3, 195, 239, 293, 294, 380.
 Wegely 55, 101, 102.
 Weichbild 195, 294, 295.
 Weißer Saal 87, 220, 373.
 Weltausstellungen 336, 337.
 Werbungsverbot 86.
 Werder 6, 35, 36, 54, 56 (f. Friedrichswerder).
 Werder'sche Mühlen 28, 289.
 Werner, Anton von 282, 287.
 — Zacharias 147, 209.
 Westend 160, 296, 309, 310, 355.
 Wien 43, 73, 230, 241, 243, 245 fge., 336.
 Wilhelm I. (1861—1888), 85, 145, 167, 234, 240, 254, 271 fge., 274 fge., 289 fge., 295, 337, 367, 368, 369, 375.
 Wilhelm II. (seit 1888) 290, 328, 329, 367, 369 fge.
 Wilhelm, Kronprinz 60, 290, 368, 369.
 Wilhelmstraße 92, 223, 301.
 Wilhelmstraße 88, 241, 275, 301.
 Wilmersdorf 27, 195, 328, 379 fge.
 Windischgrätz 245, 247.
 Winterfeldt 131, 398.
 Wittenberg 23, 60, 61.
 Wochenmärkte 98, 362.
 Wöchnerinnenheime 323, 377.
 Wohltätigkeitsvereine 161, 199, 319 fge., 323 fge.
 Wohnungsnot 295, 321, 337.
 Wolf, Fr. W. 119, 169.
 Wolff, W. 283, 287.
 — W. 323.
 Wollmarkt in Berlin 192.
 Wöllner 123, 140.
 Wrangel 242, 243, 273, 274, 370, 372.
 Wusterhausen'ser Wär 55.

Y
 York 173, 176, 206.
 Yorkstraße 302, 303.

- | | |
|--|---|
| <p> Bauche 6, 20.
 Beblich 123, 124.
 Behlendorf 27, 379.
 Zeitungen und Zeitschriften 80, 112, 118
 fge., 153 fge., 174, 177, 193, 194, 205,
 210, 214, 215, 227, 238, 249, 253, 390.
 Zeitungshalle 227, 229.
 Zeitungstuben 194.
 Zelten, Platz bei den 69, 108, 229 fge.
 Zelter 156, 159, 167, 200, 211. </p> | <p> Zensur 140, 141, 153, 159, 163, 193, 205,
 216, 230, 249, 253.
 Zentralfriedhof 309, 378.
 Zeughaus 56, 87, 109, 222, 233, 240.
 Ziegelbrennerei 186, 347.
 Zisterzienser 7, 11.
 Zollverein 184, 185, 226, 277.
 Zoologischer Garten 109, 221, 290, 294,
 297, 333, 344, 350.
 Zucker 101, 136, 137, 186.
 Zünfte (s. Innungen). </p> |
|--|---|

Berichtigungen.

- S. 15 (Zeile 11 von unten) sind aus Versehen zwei Urkunden zusammengezogen: 1313 schenkt ein Ritter dem Priester des Heiligen Geist-Hauses eine Besitzung in Weißensee, 1319 verkauft Markgraf Waldemar das Dorf Heinersdorf mit allen Rechten und Einkünften „dem innerhalb der Mauern von Berlin gelegenen Hause des Heiligen Geistes“. (Niedel, Codex, Supplem. Nr. 223 u. 224.)
- „ 28 (Z. 17 von unten) soll es heißen: westlich von.
- „ 54 (Z. 10 von oben) soll es heißen: nordostwärts.
- „ 54 (Z. 2 von unten) soll es heißen: Köpenicker Tor.
- „ 63 (Z. 13 von oben) soll es heißen: bei römischem Kostüm.
- „ 145 (Z. 18 von unten) die Inschrift an dem Erweiterungsbau der Kriegsakademie in der Dorotheenstraße heißt jetzt: Königl. Kriegsakademie.
- „ 181 (Z. 12 von unten) soll es heißen: Witz (nicht Volkswitz).
- „ 192 (Z. 5 von unten) soll es heißen: von Potsdam bis Behlendorf.
- „ 245 (Z. 6 von unten) soll es heißen: eingeschüchtert werden sollten, um eine Abstimmung zu erzwingen.
- „ 293 Die Dresdener Straße hatte früher den Charakter einer Landstraße. Auf Tafel 3 ist noch eine zweite Straße vom Kotbusjer Tor zur alten Jakobstraße gezeichnet, die indessen nur in dem unmittelbar an letztere anstoßenden Teil der heutigen Stallschreiberstraße vorhanden war.
- „ 340 Das Materialprüfungsamt gehört postalisch zu Groß-Lichterfelde, politisch zu Dahlem.
- „ 379 Die Luifenstiftung gehört telephonisch zu Steglitz, politisch zu Dahlem. Das neue Gelände des Luifenstifts liegt an der Grenze von Steglitz und Dahlem in Groß-Lichterfelde.

Additional information of this book

(*Berlin in Geschichte und Gegenwart*; 978-3-642-93978-5)

is provided:



<http://Extras.Springer.com>